Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte,
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie,
und **Carl Otto Hoffmann.**

Hundert und zwei und neunzigster Theil,
welcher die Artikel **Typus** bis **Uebersiedelung** enthält.
Mit 1 Kupfertafel ($\frac{1}{4}$ Bogen).

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1847.
In der Jaulischen Buchhandlung. (Ernst Litfaß.)
(Subsciptionspreis 3 Thlr. Ladenpreis 4½ Thlr.)

E IV 12/10

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte,
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie,
und Carl Otto Hoffmann.

Coburger Landes-Bücherei

Hundert und zwei und neunzigster Theil,
welcher die Artikel Typus bis Uebersiedelung enthält.
Mit 1 Kupfertafel (¼ Bogen).

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1847.
In der Paulischen Buchhandlung. (Ernst Litfaß.)
(Subscriptionspreis 3 Thlr. Ladenpreis 4½ Thlr.)

T.

Typus, ein Vorbild, wenn etwas sinnbildlich vorgestellt wird; s. unter Vorbild, in V.; dann auch ein Muster, eine Abbildung, ein Abdruck; s. diese Artikel. — In der Botanik ist der Typus oder das Gepräge die Regel und Uebereinstimmung in der Bildung und den Verhältnissen der Pflanzen, hinsichtlich gewisser Organe, wonach sie sich als zu einer gleichen Stufe der Entwickelung gehörig darstellen; hiernach giebt es einen Familientypus, Gattungstypus ꝛc. Die Ausdrücke Grundtypus und Normaltypus bezeichnen eigentlich nur das gemeinsame Gepräge einer Entwickelungsstufe oder einer Pflanzenabtheilung; der Erstere jedoch mit dem Bezug auf das hauptsächlich Bezeichnende derselben, der Letztere mit Hindeutung auf etwa vorkommende Abweichungen von der Regel. — In der Zoologie ist es der Körperausdruck, das Gepräge, welches eine Thierfamilie, eine Thiergattung, ja auch ein einzelnes Thier hat, um es von andern ähnlichen zu unterscheiden. Es ist gleichsam ein Ausdruck in der ganzen Körperbildung, der sich durch die Anschauung eher

fühlen, als beschreiben läßt. — Bei dem schönen Körperbau des Menschen tritt dessen Typus noch inhaltsvoller hervor. — Typisch, typicus, in der Botanik, nach der Ordnung und Weise gebildet, welche sich bei den Pflanzentheilen einer Art, oder den Pflanzen einer gewisser Abtheilung als die allgemein Bezeichnende darstellt. Eben so kann man es auch in der Zoologie von den Thieren sagen.

Tyrann, Tyrannus, Franz. Tyran, und **Tyranney**, Tyrannia, Franz. Tyrannie. Der Tyrann ist 1) dem Ursprunge nach, ein jeder Landesherr, Landesfürst, besonders aber ein unabhängiger, uneingeschränkter Fürst oder Regent, der durch keine Landtage, keinen Reichsrath, keine Constitution gebunden ist, in welcher Bedeutung es aber in Deutschland nicht üblich ist, obgleich, nach Adelung, ungeschickte Uebersetzer es oft da beizubehalten pflegen, wo das Lateinische Tyrannus, und das Griechische Τυραννος in dieser Bedeutung vorkommen. — 2) Ein Landesherr oder Fürst, welcher sich auf widerrechtliche Art der Herrschaft bemächtiget; sich zum Nachtheile des rechtmäßigen Regenten zum Herrscher aufgeworfen hat; auch eine im Deutschen wegen der Mißdeutung seltene Bedeutung, weil dergleichen Regenten gemeiniglich grausam und gewaltthätig zu regieren pflegen. — 3) Ist der Tyrann, im figürlichen Verstande, ein Regent, welcher seine Gewalt zur Grausamkeit und Gewaltthätigkeit mißbraucht. Die alte und neuere Geschichte haben dergleichen Tyrannen genug aufzuweisen. — Nach einer noch weitern Figur ist Tyrann 4) ein Jeder, welcher grausam gegen Andere verfährt, oder im hohen Grade hart und gefühllos gegen das Uebel Anderer ist, ein Wütherich. — Nach Adelungs Anmerkungen zu diesem Worte, in seinem grammatisch-kritischen Wörterbuche der Hochdeutschen Mundart, Th. 4, kommt es aus dem Griechischen und Lateini-

schen Tyrannus, welches wieder von dem alten tor, tyr, groß, stark, mächtig, abzustammen scheint. Ottfried gebraucht dafür Goteunoto, wo die letzte Hälfte zu unserm wüthen gehört. Am gewöhnlichsten wird dieses Wort von beiden Geschlechtern gebraucht. Klopstock hat jedoch die Tyrannin gewagt, welches besser ist, als die Tyranne eines andern Schriftstellers. — Tyrann ist, nach den neuern oder jetzigen Begriffen von Staat, Staatsverfassung und Völkerrecht, derjenige unumschränkte Herrscher, der seine Gewalt mißbraucht; sie nicht zum Zwecke des Staats anwendet, sondern zu seinen Privatabsichten; und um diese zu fördern, des Volkes Kräfte zu seinem Nutzen verwendet, dessen Industrie durch übermäßige Steuern und Zölle erschwert, das Recht und die Gesetze willkührlich handhabt, Lehr- und Gewissensfreiheit unterdrückt, den Angaben, ohne Untersuchung, ein offenes Ohr leihet, dadurch der Kabale den Weg zum Throne bahnt, und so der Vernichter des Volkes Wohlfahrt und Freiheit wird. Diese Grundzüge eines Tyrannen findet man mehr oder weniger in allen Staatsschriften, allen Rechtsphilosophien ꝛc. aufgestellt. Immer werden Willkühr, Eigensinn und mächtige Regungen des Gemüths als Vorzeichen zur Tyranney eines solchen Machthabers bezeichnet. Ein Schriftsteller sagt: „Uebelverstandene Grundsätze von der höchsten Gewalt sind bei Regenten die vornehmsten Ursachen, warum sie sich zur Tyranney neigen; denn sie glauben theils, daß ein unendlicher Abstand zwischen ihnen und ihren Unterthanen sey, hauptsächlich, wenn sie die Regierung durch Erbfolge erhalten haben, theils daß ihr eigenes Wohl, welches sie von dem Wohle des Staates trennen, und ihre eigene Sicherheit die Ausübung einer despotischen Gewalt erfordere, obgleich diese, wie die Geschichte in vielen Beispielen aufstellt und lehrt, gerade ihren Thron und ihr Leben unsicher

macht." — Es gab zu allen Zeiten Tyrannen, die älteste wie die neuere Geschichte weiset solche auf. Nach der funfzigsten Olympiade wurde Griechenland von verschiedenen Tyrannen überwältiget, und diese Zeit dauerte an siebzig Jahre. Polycrates machte sich zum Herren von Samos, Pisistratus von Athen, Cypselus brachte die Herrschaft von Korinth auf seinen Sohn Periander, und hatte seine Macht durch Bündnisse und Vermählungen mit andern Feinden der Freiheit ihres Vaterlandes zu Ambracia, Epidaurus und Lesbus befestiget. Melanchrus und Pittacus waren Tyrannen zu Lesbus; ganz Euböa war dem Timondas unterthänig; Lygdamis wurde durch den Beistand des Pisistratus Herr der Insel Naxus, Patroklus zu Epidaurus. Die mehrsten dieser Tyrannen hatten aber nicht die Herrschaft mit Gewalt oder gewaffneter Hand an sich gebracht, sondern durch Ueberredung, durch die Gewalt der Rede, und durch Herablassung gegen das Volk; sie erkannten, wie Pisistratus, die Gesetze ihrer Bürger auch über sich an; ja Tyrann war auch ein Ehrenname, und Aristodemus, der Tyrann von Megalopolis in Arcadien, erlangte den Zunamen Χρηστος, eines rechtschaffenen Mannes. Nachdem die Tyrannen in Griechenland bis auf diejenigen, welche Sicyon gütig und nach ihren Gesetzen regierten, vertilgt, und die Söhne des Pisistratus verjagt und getödtet waren, welches in der sieben und sechzigsten Olympiade, und ungefähr um eben die Zeit geschah, da in Rom Brutus und Collatinus das Römische Volk vermochten, unter ihrer Anführung dem übermüthigen Tarquinius mit seinen Söhnen den Gehorsam aufzukündigen, sie zu verjagen, und die Herrschergewalt in Rom abzuschaffen, und eine Republik zu gründen; erhoben die Griechen auch wieder ihr Haupt, und es entstanden die nachher in der alten Geschichte

so berühmt gewordenen Republiken, die bis dahin nur unbeträchtliche kleine Staaten gewesen waren. In der zwei und siebzigsten Olympiade, das heißt, zwanzig Jahre nachher, da Hipparchus, der Tyrann von Athen, ermordet, und sein Bruder Hippias verjagt worden, erfochten die Athenienser, vereint mit den Eretriern, den Sieg bei Marathon über die Perser. Nach diesem Siege erhoben sich die Athenienser über alle andere Städte Griechenlands; denn nachdem sie die Waffen niedergelegt hatten, stiegen die Künste und Wissenschaften zu einer seltenen Höhe in Athen empor, so daß diese Stadt ihr vornehmster Sitz in Griechenland war, ja sie war darin die Lehrerin aller Griechen, nach dem Perikles. Der Peloponnesische Krieg brachte Athen noch einmal unter die Gewalt von dreißig Tyrannen; denn als die Spartaner die Athenienser unter dem Alkibiades besiegt hatten, änderten sie die Verfassung Athens, sie setzten dreißig Tyrannen ein, die mit großer Willkühr herrschten, und alle geistreichen Männer verfolgten, die dem Tode nur durch schnelle Flucht entgehen konnten. Trasybul, einer von diesen Flüchtlingen, der in den Piräus mit andern Flüchtlingen zurückgekehrt war, erneuerte den Kampf mit den Tyrannen durch die befestigte Stadt Munychia, in welche er sich mit seinem Anhange geworfen hatte, und es gelang ihm die Tyrannen in die Enge zu treiben, und Einen derselben, den Kritias, zu tödten, worauf der Spartanische König Pausanias den Frieden vermittelte; die Regierung der dreißig Tyrannen wurde abgeschafft und die Freiheit Athens wieder hergestellt, bis es unter die Herrschaft der Macedonier kam. — Kein Staat in der alten Geschichte, so weit sie auf uns gekommen ist, hat wohl mehr Tyrannen aufzuweisen, die nach Willkühr und grausam regierten, als der Römische. Selbst die so gepriesene Republik hat deren aufzuweisen. Wir dür-

sen hier nur an den Marius und Sulla erinnern, ohne die spätern Triumviren vor dem Aufhören der Republik zu übergehen. Die Tyrannen unter den Cäsaren oder Kaisern machen die Mehrzahl aller Römischen Regenten des Abendlandes aus; nur wenige vortreffliche Regenten haben nach einander regiert, wie die Regentenfolge von Nerva bis Marc Aurel, die glücklichste Zeit der Römer, in der mehrere Generationen die Wohlthaten einer weisen Regierung genossen, sich also gewiß unbeengt und glücklich fühlten; dagegen vor und nach dieser Zeit nur immer einzelne gute Regenten unter den Tyrannen auftauchten. Von diesen fängt das Register mit dem Tiberius an, sowohl dieser, als Caligula, Nero, Domitian, Commodus und Caracalla können als Vorbilder von Tyrannen aufgestellt werden; denn unter ihrer Regierung zeigt sich, nach der Geschichte, Alles, was eine vollkommene Tyranney Grausenvolles in sich schließt: Gewaltstreiche aller Art, Verfolgungen, Ermordungen, Vergiftungen, öffentliche Hinrichtungen von Unschuldigen ꝛc. So kannte Caligula nichts Höheres, als Menschen zu quälen und zu morden; selbst während der Tafel ließ er Unglückliche vor seinen Augen ermorden; alte und gebrechliche Leute den wilden Thieren vorwerfen, und beklagte, daß nicht alle Römer einen Hals hätten, um sie auf einmal ermorden zu können. Nicht seine nächsten Verwandten, nicht die verdienstvollsten Männer waren vor seiner Mordsucht gesichert; selbst Eltern zwang er, die Hinrichtung ihrer Kinder mit anzusehen, und rühmte sich dabei seiner Unempfindlichkeit. „Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten," pflegte er zu sagen. Daß denn auch dieser Haß die Furcht überwog, bewies sein trauriges Ende nach einer vierjährigen Regierung, indem dieser Wütherich, der einem reißenden Thiere zu vergleichen war, ja noch darüber hinaus-

ging, von zwei Officieren seiner Leibwache, dem Sabinus und Chaerea, getödtet wurde. Was war nun das Loos dieser Tyrannen, oder wie endeten sie ihre Regierung? Sie wurden ermordet oder vergiftet; denn selbst Tiberius, der auf den Augustus folgte, und drei und zwanzig Jahre in Begehung von Grausamkeiten aller Art regierte, und sein Leben auf acht und siebzig Jahre brachte, wurde, als ihn mitten unter Blutbefehlen eine heftige Ohnmacht überfiel, und er sich davon wieder zu erholen schien, von seinem Günstlinge Macro mit einem Kissen erstickt. Kurz, die Geschichte des Römischen Staates ist unter den Kaisern voll von Beispielen unerhörter Tyranney, die diese verübten, mit Ausnahme der wenigen Kaiser, die als wahre Regenten sich mit Hingebung der ihnen zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte, der Regierung und des Volkes annahmen. — Auch in der mittlern und neuern Geschichte fehlt es nicht an Tyrannen, die ihre Regierungsgewalt mißbrauchten; sie kommen in den mohamedanischen und auch in den christlichen Staaten vor. Selbst die Kirche hat die ihrigen, die hier nicht weiter namhaft gemacht zu werden brauchen, weil sie aus der Geschichte bekannt sind. Frankreich, Spanien, Italien und England können Mehrere aufweisen, weniger der Norden von Europa, und in diesem am wenigsten Deutschland. Das Türkische Reich und alle Asiatischen und Afrikanischen selbstständigen Reiche sind damit angefüllt, und in diesen, wo der Despotismus und die Tyranney fast Alles an Grausamkeit in den früheren Zeiten übertrafen, wurden auch die Tyrannen fast immer vom Throne gestoßen, und ermordet, oder vergiftet; auch selbst in der neuesten Zeit kommen noch Beispiele vor, sowohl in den mohamedanischen, als in christlichen Reichen. In den Letztern hat leider die Erfahrung in mehreren Staaten bewiesen, daß die Kultur und Humanität die

Tyranney noch nicht hat verdrängen können; wohin die Ersteren, die Mohamedanischen, jetzt erst zu gelangen streben, und wenn daher bei ihnen, namentlich in Asien und Afrika, noch viele Züge des Despotismus und der Tyranney vorkommen, so liegt dieses nur in den zu wenig ausgebildeten Elementen ihrer Kultur, in dem Stehenbleiben bei ihren Grundsätzen, ohne Berücksichtigung der Fortschritte der christlichen Staaten in der Staatsverfassung und Staatswirthschaft, mit denen sie doch, vermöge ihrer Gewerbe und ihres Handels, in Verbindung stehen; indessen wird auch bei ihnen ein weiteres Fortschreiten beginnen, wie in dem Osmanischen Reiche in Europa es schon geschehen ist, und dieses durch die Kriege mit den Europäern, in welchen sie im offenen Felde in der neuern Zeit immer zurück standen, immer besiegt wurden, und diese überlegene Kriegskunst wird sie schon zum Uebrigen führen. S. unter Staat, Th. 162, S. 457 u. f., und Sklaverey (politische), Th. 155, S. 1 u. f. — Robespierre, einer der größten Tyrannen zur Zeit der Französischen Republik, sagte kurz vor seinem Sturze in einer Rede, die er im Konvente hielt: „Die Elenden! Sie nennen mich Tyrann! — und wenn ich es wäre, so würden sie zu meinen Füßen kriechen. Wenn ich es wäre, glaubt, daß die Tyrannen mich mit weniger Erbitterung verfolgen, glaubt, daß sie mich vielmehr aus allen Kräften unterstützen würden. Zur Tyranney gelangt man durch Hülfe der Schelme. Wohin zielt aber ein Mann, der sie bekämpft? Freilich hat die Wahrheit ihren Despotismus; aber die Lüge kann sie eben so wenig nachahmen, als Salmaneus den Blitz. — Es giebt zweierlei Gewalt auf der Erde: die Vernunft, und die Tyranney. Menschen, welche die moralische Kraft der Vernunft verdächtig machen, rufen die Tyranney zurück ꝛc.“ — Dieser Ausspruch eines Tyrannen, der so

viele Unschuldige zum Richtplatze hat führen lassen, zeigt, wie wenig er Unrecht gethan zu haben glaubt, indessen wurde auch er mit der Guillotine (Köpfmaschine) bezahlt.

Man hat 1) die Tyranney in der Erziehung des jungen Fürsten gesucht; man hat sie auf die Erzieher geschoben, daß diese bei ihrem Erziehen immer schon den jungen Herrscher im Auge haben, schon seine Wirkung auch auf ihre zukünftige Stellung berechnen, und daher mehr den unterwürfigen Schmeichler, als den wahren unabhängigen Erzieher abgeben, der nur des zukünftigen Fürsten und des Landes Wohl im Auge habe; denn wenn der Erzieher dem jungen Fürsten richtige Begriffe von Menschenwerth und Menschenwurde beibringt, ihm die Kluft, die zwischen dem Fürsten und dem Volke liegt, nur so bezeichnet, wie sie aus dem Natur- und Staatsrechte hervorgeht, ihn außer den Wissenschaften und Künsten, hauptsächlich mit den Gewerben, ja niedrigsten Handthierungen der Menschen, und mit dem Handel bekannt macht, ihm zeigt, wie dieses Alles in einander greift, um den Staat und dadurch auch die Fürstenwürde zu erhöhen; ihm die Religion und Tugenden in dem Lichte zeigt, wie sie wohlthätig auf das Ganze wirken ꝛc., so müsse eine solche Belehrung dem jungen Fürsten von den wohlthätigsten Folgen seyn, und nie könnten dadurch Despotie und Tyranney Wurzel bei ihm fassen, nie könnte sich sein Gemüth zu einer solchen Härte incrustiren, um Menschenrechte und Wohlfahrt und Menschenleben nicht zu achten. Aber auch der beste Lehrer kann oftmals einen Tyrannen erziehen. Seneca war der Erzieher von Nero, und zu welchem Tyrannen artete sein Schüler oder Zögling aus! Der Erzieher kann viel, sehr viel thun; allein der junge Fürst bleibt nicht immer unter der Leitung eines Erziehers; er wird Mehrern anvertrauet, und was der Eine gut macht, verdirbt oftmals der Andere. — 2)

Hat man die Tyranney in den Schmeichlern gesucht, die sich um den jungen Fürsten bei seiner Thronbesteigung schaaren, Alles an ihm gut heißen oder loben, Alles, was er thut, bewundern, und so den Grund zu einem Egoismus legen, der, wenn der junge Regent nicht selbst Festigkeit und Einsicht genug besitzt, sie zu durchschauen, leicht in Tyranney ausartet, weil er dadurch keinen Widerspruch ertragen, keine Einwürfe dulden kann. Oftmals suchen auch diese Dränger um den Thron selbst zu herrschen, indem sie die schwachen Seiten des jungen Fürsten erspähen, um sich so seines Vertrauens zu bemächtigen, das nur zu oft zum Schaden des Regenten und des Volkes gemißbraucht wird, wovon es nicht an Beispielen in der Geschichte fehlt. — Auch auf dem Höhepunkte, worauf der junge Fürst steht, kann sein Wille, durch nichts beschränkt, leicht Eigensinn und Härte werden, welcher nur zu oft in Tyranney ausartet, wenn der junge Regent nicht Charakterstärke genug besitzt, ihn in Schranken zu halten, besonders wenn er sich isolirt, um seine Umgebungen und Staatsbeamten zu überwachen. Nur diejenigen jungen Fürsten, die in ihrer Jugend selbst manchen Druck erfahren, selbst eine Schule der Entbehrungen nach dem Verhältnisse ihres Standes durchgemacht haben, tragen dieses Gefühl auch auf den Thron über, und von diesem herab wird ihre Regierung gewiß väterlich, gewiß sorgsam seyn. Friedrich der Große giebt hierin ein Beispiel. Er hatte in seiner Jugend manche harte Bedrückung von seinem Vater erfahren; er hatte seine Staatsbildung in einem Büreau unter strenger Aufsicht durchgemacht, und als er zur Regierung gelangte, suchte er jeden lästigen Druck, jedes tyrannische Verfahren entweder ganz aufzuheben, oder doch zu mildern, als Folge seiner eigenen Erfahrung der strengen Behandlung von Seiten seines Vaters. Eben so suchte er

auch seine Freunde in Reinsberg zu versorgen, von denen sich zwar Mancher nach seiner Thronbesteigung goldene Berge träumte, und welche glänzende Stelle er jetzt einnehmen würde. Es waren nur Träume; denn Friedrich zeigte Allen, daß er sie als Kronprinz und in seiner Nähe richtig beurtheilt habe; er setzte Jeden an den Ort, wo er ihn brauchbar glaubte. Auch erfuhr Mancher seiner frühern Günstlinge, daß er des Königs Charakter als Kronprinz ganz falsch beurtheilt habe; denn als Einer von diesen, gleich nach seiner Thronbesteigung, eiligst nach Paris an einen Freund schrieb, daß er nur kommen und sein Glück machen könnte, und welches lustige Leben sie jetzt bei dem Könige führen würden. Beim Schreiben dieses Briefes Friedrich sich aber leise unbemerkt dem Schreiber aus einem Nebenzimmer näherte, und den Brief, über seine Schulter blickend, las, ihn sogleich dem Schreiber aus der Hand nahm, zerriß, und zu ihm sehr ernsthaft sprach: „Die Possen haben nun ein Ende!“ Hieraus gewahrt man, wie ein Selbstherrscher sich zu zeigen habe, um alle Schmeichler von seiner Person zu entfernen, und die offenen und geraden Leute seinem Throne näher zu bringen. Ein solcher Herrscher kann nie Tyrann werden; auch hat die lange Regierungszeit (46 Jahre) dieses großen Königs, wenn man sie prüfend durchgeht, dieses bewiesen. — Wie ein junger Fürst unterrichtet werden muß, um seine Regierung so zu führen, daß sie zum Segen der Unterthanen gereicht, hat der Hofprediger Glaser zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts in einer Predigt gezeigt; s. unter Souverainität, Th. 156, S. 89 u. f. — Fr. Köppen sagt in seiner Politik nach Platonischen Grundsätzen ꝛc. (Leipzig 1818) S. 106 u. f. über Despotie und Tyranney: „Die Hauptverschiedenheit der Verfassungsformen beruht

auf dem Mehr oder Minder, und auf der besondern Art der Regierungseinschränkung vermittelst der Staatsgesetze. Wo gar keine Beschränkung vorhanden, herrscht Despotie, wo es zu irgend einer gekommen, herrscht verfassungsmäßige Gewalt. In der Despotie mangeln nicht gerade Gesetze den Unterthanen, aber wohl den Regierenden; diese sind an ihre eigene Einsicht und Tugend gewiesen, um das Leben des Staates fortzuführen; es fehlt nicht die Verwaltung, sondern die Verfassung. Von Letzterer dürfte man z. B. nicht in Bezug auf das Osmanische Reich reden. Das Gesetz (Schery) des Koran und Sunna, der Schriften Mohameds ist freilich über alle Gewalt und den Willen des irdischen Despoten erhaben, er kann sich nur als dessen Bewahrer und Vollstrecker ansehen, in wie fern nämlich sein eigenes Gewissen durch den Inhalt desselben gebunden wird, und einige rechtliche Verhältnisse darin berührt sind; jedoch hat der Fürst die Staatsregel, den Kanun ganz in Händen, und er darf alle bürgerlichen und politischen Einrichtungen treffen, welche die Klugheit, die Umstände und das öffentliche Wohl von der Staatsverwaltung fordern. Denselben Begriff verbinden die Griechen mit einem Tyrannen, er wächst hervor über das Volk, und erhebt seinen Willen über jede vertragsmäßige Gewalt. Die Tyranney kann am leichtesten entspringen aus ungebundener Volksherrschaft, in welcher keine Staatskunst, als freie Lenkung freiwilliger Unterworfene, mehr vorhanden; dann wird die unersättliche Begierde nach demjenigen, was in der Volksregierung das Schönste heißt, nämlich Ungebundenheit, sie selbst verderben. Die milden Herrscher, welche das Volk wählt, weil sie am meisten der Ungebundenheit nachgeben, werden Anarchie in alle Häuser bringen. Um keinen Zwang

zu haben, verachten die Bürger alle geschriebenen und nicht geschriebenen Gesetze; gerade diese übertriebene Freiheit bringt den Staat unter das Joch, weil alle Uebertreibung in ihr Gegentheil übergeht. Die Begierden, welche den Gesetzen widerstreben, und von keiner Vernunft beherrscht werden, nehmen ihren Sitz in der Seele des Tyrannen, und in ihm dient das Beste der Seele, so wie im tyrannischen Staat die Besseren dienen, sie ist voll gewaltsamen Reizes, Unruhe und Sorge, und gleich dem Staate arm, bettelhaft und unersättlich. Wie sehr eignet sich dieses nach dem Leben entworfene Bild der Tyranney, Völker und Regierungen dem Ziele verfassungsmäßiger Freiheit, gesetzmäßiger Herrschaft und Unterwerfung entgegen zu führen, ohne welche alles Staatenwohl und alle Regierungsweisheit in nichtigen Schein und Nebel zerrinnen! Ein anderer Unterschied der Staatenregierungen ist in Absicht des Zweckes vorhanden, welchem sie entgegenwirken; ob dieser nämlich der Beste und Vollkommenste, oder niedrig und verwerflich; es stehen daher einander eine vernünftige und unvernünftige Regierung entgegen. Die Tyranney mit ihren so eben erwähnten Zügen, gehört offenbar zum Unvernünftigen, woraus eben nicht folgt, eine jede verfassungsmäßige Regierung sey vernünftig; sie kann vielmehr ganz falschen Zwecken nachjagen, und oft mehr Unvernünftiges in sich aufnehmen, als eine Despotie, welche durch günstige Persönlichkeit den rechten Weg einschlägt. Solcher innere Werth der Regierung ist unabhängig von äußeren Verfassungsformen, und kann fast zu einiger Gleichgültigkeit gegen dieselben führen, weil sie keinesweges immer dem Verderben zu wehren scheinen, und also nicht das höchste Entscheidende in der Politik sind. Ja man könnte sagen, der einsichtsvolle

Despotismus, welcher begreift, daß er durch Unvernunft sich selbst zerstört, besitze noch immer einige Gerechtigkeit, ohne welche er nichts vollbringe. Selbst ein Eroberer, der durch offenbare Macht seine Untergebenen zügelt, wird sich hüten vor dem Eingeständniß eines harten und ungerechten Gebrauchs, sondern vielmehr die Milde neben dem Schwerte zeigen; nur daß kein sonderliches Vertrauen daraus erwächst, und das Volk im Fortgange des Regierens vielleicht schnell den nichtigen Schein wahrnimmt. Sogar liegt in seiner Forderung unbedingter Ergebenheit schon ein Theil der feindseligen Beleidigung des Volkes; denn unter den Segnungen der Gnade, schlummert die Nichtachtung des Gerechten."

Jede despotische, jede tyrannische Gewalt in einem Staate ist etwas Unnatürliches und Widerrechtliches, und daher kann Tyranney nur in finstern barbarischen, nicht aber in aufgeklärten christlichen Staaten bestehen; denn wenn sie auch in christlichen Staaten in den neueren Zeiten hin und wieder bei einem Regenten auftauchte, oder derselbe seinen Beamten in dem Mißbrauche der willkührlichen Gewalt eine Zeitlang nachsah, so wurden doch despotische Grundsätze nirgends mehr in der Theorie behauptet, und nirgends war der Glaube herrschend, daß wie in den Asiatischen und Afrikanischen Ländern, der Despotismus eine rechtmäßige Regierungsform sey, und der Regent über das Vermögen, die Ehre und das Leben seiner Unterthanen nach bloßer Willkühr, ohne weitere Gründe, ohne erlassene Gesetze zu beachten, Herr sey. Wenn daher ein Sultan seinem Pascha sein ganzes Vermögen, und dazu noch das Leben abfordern läßt, ohne ihm die Verbrechen vorzuhalten, wodurch er Güter und Leben verwirkt hat, so ist dieses der höchste Grad der

Tyranney, wenn es gleich der Pascha in der Provinz, der er vorgesetzt worden, vielleicht mit seinen Unterthanen nicht besser gemacht hat; seine Bestrafung konnte nur nach einer Untersuchung, oder durch dargelegte Gründe, die dem Volke die Nothwendigkeit des Verfahrens vor Augen brachten, gerechtfertiget werden; allein so tritt die Tyranney noch schrecklicher hervor; denn es ergiebt sich daraus, daß es der Regent stillschweigend billiget, daß sein Beamter sich mit den Schätzen oder dem Vermögen der Unterthanen seiner ihm anvertrauten Provinz bereichert, um sie ihm dann auf diese Weise wieder abzunehmen; indessen sind hier auch die Regenten nicht sicher vom Throne gestoßen und ermordet zu werden, welches aber in dem Despotismus nichts ändert; denn der wieder zum Throne gelangte Prätendent, macht es nicht besser; er benutzt nur augenblicklich die Mißstimmung der angesehensten Beamten des Reichs, um zu seinem Zwecke zu gelangen, ändert aber in der Verfassung nichts, sondern glaubt nur bei seinem Verfahren sich besser zu benehmen und vorzusehen, als sein Vorgänger, den er vom Throne gestürzt hat, und so wechselt die Tyranney nur zu oft. — In den christlichen Staaten können die Regierungen nie in Despotie oder Tyranney ausarten, da Alles nach den bestehenden Gesetzen und dem Auslegen derselben in den vorkommenden Fällen von den dazu bestellten Richtern ankommt; so lange diese Gesetze bestehen und nicht aufgehoben werden, kommen sie auch Jedem zu Statten. Man verurtheilt und bestraft hier Niemand nach bloßem Gutdünken. — Selbst die höchsten Staatsbeamten sind denselben unterworfen, sobald sie sich Staats- oder auch anderer Verbrechen haben zu Schulden kommen lassen. Es geht eine Untersuchung voran, man macht

ihnen den Prozeß, gestattet ihnen jede mögliche Vertheidigung, die sie zu ihrer Rechtfertigung beibringen können, und so geschieht es auch mit dem geringsten Beamten, ja mit allen Bewohnern des Staates, jedem Unterthanen, sobald es Recht, Ehre, Vermögen und Leben betrifft. Wenn in souverainen Staaten ein Minister oder Feldherr in Ungnade fällt, so wird ihm wohl das Amt genommen, er auf seine Güter verwiesen, und ihm untersagt, bei Hofe zu erscheinen; allein diese Dienstentlassung geschieht ohne allen Nachtheil seiner Ehre und seiner ihm sonst gehörigen Güter, soll er aber kassirt, auf eine Festung geschickt, oder am Leben gestraft werden, so muß ihm erst, wie schon oben angeführt worden, der Prozeß gemacht werden; denn ohne förmlichen Beweis der Schuld kann keine Verurtheilung geschehen, ja der Beschuldigte hat das Recht, gerichtet zu werden, zu verlangen. In einem despotischen Staate gelten aber keine Gesetze, wenn sie auch vorhanden sind; denn wer die Gewalt hat, setzt sich darüber hinaus. Kein Mensch ist in dem Besitze des Seinigen sicher; Niemand kann zu seinem Rechte gelangen; Alles hängt von der Willkühr des Herrschers ab, wie in den oben angeführten Staaten. — Daß Völker den Despotismus oft lange ertragen, dazu wirken mehrere Ursachen. Hauptsächlich eine gewisse Unempfindlichkeit Abgestumpfheit gegen die Leiden der Willkühr; dann Furcht vor einem Bürgerkriege, die immer die schrecklichsten sind, indem sich die Partheyen einander entgegenstehen, Bürger gegen Bürger fechten oder kämpfen, wodurch der Wohlstand zerrüttet, und der Staat in Armuth verfällt, wie wir dieses in neuester Zeit in Spanien gesehen haben. Oft liegt die Unmöglichkeit, das Joch abzuschütteln in der Wachsamkeit der Regierung, die überall ihre besoldeten Spione unterhält, überall die Aufregungen sogleich im Beginnen erstickt,

und dann auch in der Liebe zur Gemächlichkeit, zu Vergnügungen aller Art, in welchen der Mensch so leicht Sklave wird; auch Unkunde der eigenen Rechte, eigenen Kräfte, und der zur Anwendung und Ausführung dienlichen Mittel, woraus hervorgeht, daß die Abwerfung einer despotischen Gewalt, oft von höheren Personen ausgeht, die auch der Tyranney unterliegen. Man gewahrt auch, daß gesittete und aufgeklärte Völker den Despotismus nicht so lange ertragen, als unwissende und rohe; auch haben jene weit mehr Hebel die Gemüther zu bearbeiten, und namentlich in der Presse, die diese nicht besitzen, weil ihnen die Presse, fehlt, und mit ihr die freie Mittheilung und der geistige Aufschwung. — Auch die Religion kann, je nachdem sie beschaffen ist, zur Einführung und Aufrechthaltung des Despotismus beitragen, wovon uns das Mittelalter Beweise genug gegeben hat, wir dürfen hier nur an die Zeiten Gregors des Siebenten, und vieler seiner Nachfolger, die in seine Fußtapfen getreten sind, erinnern. — Die steigende Kultur hat besonders seit dem achtzehnten Jahrhunderte die Tyranney, die noch in den Strafen herrschte, aus den meisten Staaten Europas verdrängt; sie hat durch verbesserte Strafgesetze den Menschenwerth und die Menschenwürde erhoben. Durch sie verschwanden die Staats-Inquisitionen und die Ketzergerichte, die Tortur und die schrecklichen Todesstrafen, wo es mehr auf das Quälen des zum Tode Verdammten abgesehen war, als auf die eigentliche Todesstrafe selbst, die schon das Höchste in sich schließt, was den Menschen nur treffen kann, die Vernichtung seines Daseyns. S. auch die Art. Strafe, Th. 174, S. 700 u. f., und Th. 175, S. 1 u. f.; Inquisition, Th. 30, S. 53 u. f.; Tortur, Th. 186, S. 381 u. f. — Was die Beamtentyranney oder Despotie anbetrifft, die noch hier und da vorkommt, so ist

diese immer in Verbindung mit dem Herrscher oder der Regierung zu betrachten; denn wo der Herrscher oder die Regierung die Beamten gehörig überwacht, jede öffentliche Klage über Bedrückungen (wo nämlich eine solche Oeffentlichkeit in souverainen, wie in constitutionellen Staaten und Republiken erlaubt ist), jede Bittschrift deshalb angenommen, geprüft, und ein despotisches Verfahren gerügt wird, da kann keine Tyranney, keine Despotie existiren; einzelne Fälle ausgenommen, die wohl in jedem Staate vorkommen mögen, nach dem alten Sprichworte: wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. Selbst in der Türkey hat in neuester Zeit schon diese frühere Beamten-Despotie eine Veränderung erfahren, die auf die Folge gewiß nicht ohne Wirkung auf das Türkische Volk seyn wird, so wie eine solche Veränderung schon vom Sultan auf die Beamten ausgegangen ist.

Wenn Beamten-Willkühr oder Beamten-Tyranney in einem Staate vorherrscht, und der Herrscher durch mancherlei Vorspiegelungen von Recht und Gerechtigkeit hintergangen wird, indem er sich auf seine gewählten Beamten verläßt, daß sie rechtschaffen handeln, und das Interesse der Krone mit dem Interesse des Volkes in Einklang bringen, und darin zu erhalten suchen werden, so ist das Volk übel daran; denn alle Vorstellungen, selbst an den Regenten, fruchten nicht viel, weil sie zur Untersuchung an die Behörde geschickt werden, von welcher die Bedrückung ausging, und die auch zugleich darauf wirkt, daß die Oeffentlichkeit nicht durch Schriften rege werde. Sie kann die Stimme des Publikums nicht unterdrücken, wohl aber das freie Wort in öffentlichen Blättern, in Schriften, durch die Censur, sobald es Staatsbehörden betrifft, nämlich in den Staaten, wo keine Censurfreiheit oder Preßfreiheit herrscht. — Ehe man von einer Preßfreiheit oder freien Presse etwas wußte, such-

ten die Regenten, denen es um das Wohl ihres Landes zu thun war, schon hinter die Beamten-Willkühr zu kommen; sie hielten sich Hofnarren, denen es gestattet war, dem Regenten Wahrheiten zu sagen, wie dieses auch zum öftern, zu Gunsten der Bedrückten und der Verfolgten geschehen ist (s. Staat, (Hof-), Th. 164, S. 46.), und Sprechtage oder Audienz, wie dieses noch bis auf die neueste Zeit, was die Letztern betrifft, in mehreren Staaten geschehen ist, wie z. B. in Oesterreich, wo noch der Kaiser Franz der Erste von Oesterreich, an jeder Mittwoche für jeden Supplikanten persönlich zu sprechen war. Eben so geschah es bei Friedrich dem Großen, bei dem jeder von seinen Unterthanen sich mündlich oder schriftlich an ihn wenden konnte, und da er jede Eingabe selbst las, auch auf einen gerechten Bescheid rechnen konnte; besonders aber war er auf eine Verbesserung der Justizpflege bedacht, um hierdurch jede Tyranney, die aus einer schlecht geführten und schlecht überwachten Rechtspflege entspringen konnte, abzuwenden. Schon sein Vater, König Friedrich Wilhelm der Erste, klagte über die Justiz. In der Verordnung über die Verbesserung derselben vom 21. Juny 1713, sagt er im Eingange: „Daß durch die Bosheit der Menschen der Glanz der Gerechtigkeit schier verdunkelt sey;" äußerte dann die Hoffnung: „der Allmächtige werde seinen hierin hegenden guten Vorsatz begnadigen, und seine Diener und Unterthanen so lenken, daß sie hinführo wissentlich nichts Ungerechtes verführen oder begehren würden," und sagt dann: „So ordnen und meinen Wir wohlbedächtig, daß in allen Dingen und Handlungen, insonderheit wenn unser Interesse auf einerlei Weise dabei waltet, Unsere Judicia und Commissiones sich an dasselbe nicht binden, sondern lediglich die Justiz als auf welche sie geschworen und beeidiget seyn,

zum Augenmerk haben, ohne an dawider laufende Verordnungen, als welche allezeit vor erschlichen, und mit dieser Unserer ernstlichen Willensmeinung streitend, zu halten, im mindesten sich zu kehren, und ohne sich dadurch von den Wegen der Gerechtigkeit ablenken zu lassen, maaßen ihnen solche Verordnungen, so wenig, als Unser etwa vorgeschütztes Interesse zu keiner Entschuldigung in diesem und jenem Leben dienen mag, und werden Wir, dergleichen unzulänglichen Entschuldigung ungeachtet, solche ungerechte Richter mit aller Strenge bestrafen, wenn sie nehmlich überführt werden, daß sie mehr auf Unser, alsdann an sich nichtiges, und mit dem Nutzen, der aus einer rechtschaffenen Administrirung der Justiz entspringet, nicht zu vergleichendes Interesse, als auf die Justiz und die Unschuld ihr Absehen, Gott vergessen und gewissenloser Weise gerichtet, ja, Wir rufen selbst den einzigen Herzenskundiger an, daß er die Thränen der Unschuldigen, welche solche abscheuliche Prozeduren auspressen möchten, allein auf deren Urheber Kopf kommen lasse." — Auch Friedrich der Große war jeder Tyranney in Beziehung auf die Justiz abhold, solches bewies er gleich beim Anfange seiner Regierung durch die Abschaffung der Tortur und durch eine Verbesserung der Justizpflege. Besonders merkwürdig ist in dieser Beziehung der Müller Arnoldsche Prozeß und das dadurch hervorgerufene Protokoll, welches der König über die drei Kammergerichtsräthe Friedel, Graun und Ransleben den 11. Dezember 1779 höchst selbst abhielt, und welches Protokoll wörtlich in die politischen Zeitungen eingerückt werden mußte. Der Müller Arnold war nämlich der Besitzer einer Mühle, die Krebsmühle genannt, welche in der Neumark lag, und auf den daselbst befindlichen Gütern des Landraths von Gersdorf ent-

sprang das Wasser, welches diese Mühle trieb; es floß durch einige Teiche ehe es zu der Mühle kam. Der Landrath leitete nun dieses Wasser aus einem seiner Teiche in einen neuen, und der Bach nahm nun, nachdem er den neuen Teich, durch den er geleitet worden, gewässert hatte, seinen Lauf wieder nach der Mühle. Da nun bei einem geringen Wasserstande durch diese Ableitung zu einem neuen Teiche das Wasser nur sehr sparsam nach der Mühle floß, so konnte der Müller oft nicht mahlen, und daher auch nicht die Zinsen entrichten. Der Müller klagte daher bei Friedrich dem Großen, daß er mit seiner Beschwerde wegen dieser Wasserableitung von seiner Mühle abgewiesen worden. Der Monarch erließ daher unterm 22. August 1779 eine Kabinettsorder an die Neumärkische Regierung, die Beschwerde des Müllers Arnold mit Zuziehung eines Kommissars, des Obersten von Heucking, zu untersuchen, und darüber rechtlich zu entscheiden. Der Oberst hatte darüber einen Bericht erstattet, der zu Gunsten des Müllers sprach, und überdies der König noch erfahren, daß der Landrath von Gersdorf ein Schwager des in großem Ansehen stehenden General-Lieutenants von Anhalt war. Die Neumärkische Regierung entschied nun zu Gunsten des Landraths. Der König gewahrte darin eine Partheilichkeit, aber ungeachtet des gerechten Unwillens gegen den Landrath und die Sentenz der Regierung, die mit dem Berichte des Obersten von Heucking nicht übereinstimmte, wollte er keinen Machtspruch thun, und übertrug die Sache dem Kammergerichte zu Berlin; aber auch dessen Sentenz war mit derjenigen der Neumärkischen Regierung übereinstimmend. Da nun nach dem abgestatteten Berichte an den König, dieser auch hier noch eine fortwirkende Partheilichkeit glaubte, so beschloß er ein

Beispiel zur Warnung für ähnliche Fälle zu statuiren, und erließ unterm 10. Dezember 1779 eine Kabinettsorder an den Großkanzler Freiherr von Fürst, worin er ihm befahl: am folgenden Tage mit den Räthen, die in der Arnoldschen Sache entschieden hätten, vor ihm zu erscheinen. Der Großkanzler nahm die oben, S. 20, erwähnten drei Räthe des Kammergerichts mit, und stellte sich mit ihnen um ein Uhr Nachmittags beim Könige ein. Nachdem sie vorgelassen worden, überhäufte der Monarch sowohl den Großkanzler, als die oben genannten drei Räthe mit bitteren Vorwürfen, entließ den Großkanzler und auch die Räthe, und die Letztern wurden auf Befehl von dem wachthabenden Offizier in das Kalandshofgefängniß gebracht. Auch erging eine Order an den Kommandanten zu Küstrin, die dabei betheiligten Regierungsräthe und den Advokaten Schlecker ebenfalls verhaften zu lassen. Der König diktirte nun nachstehendes Protokoll, welches, wie schon oben bemerkt worden, in den Zeitungen erschien.

„Auf die Allerhöchste Frage: Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauer sprechen will, dem man seinen Wagen und Pflug und Alles genommen hat, wovon er sich nähren und seine Abgaben bezahlen soll, — kann man das thun? — ist von selbigen mit Nein! geantwortet worden." — „Ferner: Kann man einem Müller, der kein Wasser hat, und also nicht mahlen und auch nichts verdienen kann, die Mühle deshalb nehmen, weil er keine Pacht bezahlt hat? Ist das gerecht? — wurde auch mit Nein! beantwortet." — „Hier ist nun aber ein Edelmann, der will einen Teich machen, und um mehr Wasser in dem Teiche zu haben, so läßt er einen Graben machen, um das Wasser aus einem kleinen Flusse, der eine Wassermühle treibt, in sei-

nen Teich zu leiten. Der Müller verliert dadurch das Wasser und kann nicht mahlen, und wenn das noch möglich wäre, so ist es, daß er im Frühjahre vierzehn Tage, und im späten Herbste auch etwa vierzehn Tage mahlen kann. Dennoch wird prätendirt, der Müller soll seine Zinsen nach wie vor geben, die er sonst entrichtet hat, da er noch das volle Wasser von seiner Mühle gehabt. Er kann aber die Zinsen nicht bezahlen, da er die Einnahme nicht mehr hat. Was thut die Küstrinische Justiz? Sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt, und das hiesige Kammergerichts-Tribunal approbirt solches!" — „Das ist höchst ungerecht, und dieser Ausspruch Seiner Königl. Majestät landesväterlicher Intention ganz und gar entgegen. Höchst dieselben wollen vielmehr, daß Jedermann, er sey vornehm oder geringe, reich oder arm, eine prompte Justiz administrirt, und einem jeglichen Dero Unterthanen, ohne Ansehen der Person und des Standes, durchgehends ein unpartheyisches Recht widerfahren soll. Seine Königl. Majestät werden daher, in Ansehung der wider den Müller Arnold aus der Pommerziger Krebsmühle abgesprochenen und hier approbirten höchst ungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exempel statuiren, damit sämmtliche Justizkollegia in allen Dero Provinzen sich daran spiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, eben so wohl ein Mensch ist, wie Seine Majestät sind, und dem alle Justiz widerfahren muß, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag seyn ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich, und bei solchen Gelegenheiten muß

nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person. Darnach mögen sich die Justizkollegia in allen Provinzen nur zu richten haben, und wo sie nicht mit der Justiz, ohne alles Ansehen der Person und des Standes, gerade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit bei Seite setzen, so sollen sie es mit Sr. Königl. Majestät zu thun kriegen. Denn ein Justizkollegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebesbande, vor der kann man sich hüten, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuführen, vor denen kann sich kein Mensch hüten, die sind ärger, wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritiren eine doppelte Bestrafung." — „Uebrigens wird den Justiz-Kollegiis zugleich bekannt gemacht, daß Se. Majestät einen neuen Großkanzler ernannt haben. Höchst dieselben werden aber dem ohnerachtet in allen Provinzen sehr scharf dahinter her seyn, und befehlen auch hiermit auf das Nachdrücklichste, erstlich: daß alle Prozesse schleunigst geendiget werden; zweitens: daß der Name der Justiz durch Ungerechtigkeiten nicht profanirt werde; drittens: daß mit völliger Gleichheit gegen alle Leute verfahren werde, die vor die Justizkammer kommen, es sey ein Prinz oder ein Bauer; denn da muß alles gleich seyn. Wofern aber Se. Majestät in diesen Stücken einen Fehler finden, so können die Justizkollegia sich nur im Voraus vorstellen, daß sie nach Rigueur werden gestraft werden, sowohl der Präsident, als die Räthe, die eine so üble, mit der offenbaren Gerechtigkeit streitende Sentenz ausgesprochen haben. Wonach sich also sämmtliche Justiz-Kollegia in allen Dero Provinzen ganz eigentlich zu richten haben.

Berlin, den 11. Dezember 1779.

Friedrich."

Zugleich erließ der König die folgende Kabinetsorder an den Staatsminister von Zedlitz.

„Mein lieber Etatsminister von Zedlitz. Da ich mich genöthiget gesehen, drei der hiesigen Kammergerichtsräthe, Namens Friedel, Graun und Ransleben, wegen einer höchst ungerechten Sentenz, welche die Küstrinische Regierung, in Sachen des Müllers Arnold aus der Pommerziger Krebsmühle, abgesprochen, und die von dem hiesigen Kammergerichte approbirt worden, wovon obgedachte drei Räthe die Kammergerichtssentenz minutirt haben, nach dem Kalandshof in Arrest bringen zu lassen: so gebe Euch hierdurch auf, daß von Seiten des Kriminal-Kollegii über diese drei Leute nach der Schärfe der Gesetze gesprochen, und zum mindesten auf Kassation und Festungsarrest erkannt wird, wobei ich Euch auch zugleich zu erkennen gebe, daß, wenn das nicht mit aller Strenge geschieht, Ihr sowohl, als das Kriminal-Kollegium, es mit Mir zu thun kriegen werdet; denn die Sache ist gar zu arg und besteht darin: „Ein Edelmann, der läßt einen Teich machen, und um mehr Wasser darin zu haben, so läßt er einen Graben, der des Arnolds Wassermühle treibt, in den Teich leiten. Die Mühle verliert dadurch das Wasser und kann nicht mehr mahlen, außer höchstens vierzehn Tage im Frühjahre und im späten Herbste, wenn die Gewässer sehr groß sind. Dennoch wird prätendiret: der Arnold soll seine Zinsen bezahlen, die er sonst gegeben. Er kann sie aber nicht bezahlen, weil er nicht mehr die vorige Einnahme hat. Daran aber kehrt sich die Küstrinische Justiz nicht, sondern sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt, und das hiesige Kammergericht approbirt diesen Ausspruch." Das ist höchst ungerecht, und deshalb nothwendig: daß einmal ein nachdrückliches Exempel statuirt wird, und

darum ertheile Euch gegenwärtige Order, daß das Kriminal-Kollegium über schon gedachte Leute mit Rigueur erkennen soll; denn ich will, daß in meinen Landen einem jeden, er sey vornehm oder geringe, prompte Gerechtigkeit widerfahren, und nicht zum Faveur eines Größeren gedrückt, sondern einem jeden, ohne Unterschied des Standes und ohne alles Ansehn der Person, eine unpartheyische Justiz administrirt werden soll. Ich habe auch die Order gestellt: daß die vier ersten Räthe der Küstrinischen Regierung, dieser ungerechten Sentenz wegen, ebenfalls in Arrest gesetzt werden sollen, desgleichen auch der dortige Fiskus, der an dieser Ungerechtigkeit mit Theil genommen, der soll ebenfalls arretirt und hierher nach dem Kalandshof gebracht werden, damit das Kriminal-Kollegium über denselben zugleich mit erkennen kann, welches dann die gedachten vier Räthe von Küstrin nach Erfordern der Umstände, auch hierher bringen zu lassen hat. — Zugleich geht meine Intention auch dahin: daß das Kriminalgericht diesen Vorgang sämmtlichen Justiz-Kollegiis in allen Provinzen bekannt machen, und sie ernstlich warnen soll, dergleichen Ungerechtigkeiten nicht zu begehen, widrigenfalls ich solche eben so nachdrücklich, sobald ich sie erfahre, bestrafen werde, und werden sie mir auch nicht gleich bekannt, so erfahre ich sie doch, wenn ich in die Provinzen komme, wonach sich also Jedermann richten kann. — Hiernach ist auch meine ernstliche Willensmeinung, daß die vorher erwähnten Räthe des Kammergerichts, so wie auch die von der Küstrinischen Regierung, sollen zusammen das Kaufgeld für die Arnoldsche Mühle, so wie auch allen Schaden, den derselbe wegen des ihm entzogenen Wassers erlitten hat, bezahlen, welches dann die Neumärkische Kammer zu taxiren, und den Arnold in seine Mühle wieder einzusetzen, beordert ist. — Es soll hiernächst

der von Gersdorf, der Behufs seiner Teiche dem Arnold das Wasser zur Krebsmühle genommen hat, dahin angehalten werden, demselben dafür entweder eine tüchtige und gute Windmühle auf seine eigene Kosten zu erbauen, worauf er eben so viel abmahlen und Verdienst haben kann, wie auf seiner Krebsmühle, als er noch das volle Wasser gehabt, oder er muß seine Teiche wieder eingehen lassen, und dem Arnold das volle Wasser zu der Krebsmühle, so, wie es vorher gewesen, ehe er seine Teiche angelegt hat, wieder zukommen lassen. — Hiernach habt Ihr nun alles Weitere durchgehends gehörig zu verfügen und zu besorgen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Berlin, den 11. Dezember 1779.

Friedrich."

Der Kriminalsenat des Kammergerichts erstattete darauf einen weitläuftigen Bericht an den König, welcher ganz zu Gunsten ihrer Kollegen war, worauf der König an den Staatsminister v. Dörenberg Nachstehendes erließ:

„Von Gottes Gnaden, Friedrich, König von Preußen ꝛc. Unsern ꝛc. Das von Euch, wegen der in der Müller Arnoldschen Sache arretirten Justizbedienten abgefaßte und integraliter Uns vorgelegte Gutachten ist von Unserer höchsten Person selbst abgeändert worden, und verordnen Wir höchst selbst: daß 1) der Neumärkische Regierungsrath Scheibler, welcher nach dem Gutachten des Kriminal-Kollegii einer entgegengesetzten Meinung gewesen, und dahin votirt hat: daß der Vorliegende dem Unterliegenden das Wasser zu entziehen nicht berechtiget, und daher der Punkt wegen des Wassermangels näher und zuverlässiger recherchirt werden müsse, des Arrestes entlassen, und auf seinen Posten nach Küstrin zurückgehen,— 2) desgleichen auch der Kammergerichtsrath Ransleben, welcher nach dem Inhalte des Gutachtens bei

der Sache sich alle Mühe gegeben und alle vorkommende Bedenklichkeiten, besonders wegen des etwa näher auszumittelnden Wasserverhältnisses und der vorgegebenen Schädlichkeit des Teiches, mit einer ganz sichtbaren Unpartheylichkeit vorgetragen hat, ebenfalls des Arrestes entlassen; dahingegen — 3) die Neumärkischen Regierungsräthe Busch, Neumann und Bandel, ferner die Kammergerichtsräthe Friedel und Graun, und der Pommerziger Justiziarius Schlecker, sämmtlich kassirt, und jeder von ihnen überdem noch mit einjährigem Festungsarrest belegt werden sollen. — Ueberdem müssen die Regierungs- und Kammergerichtsräthe Busch, Bandel, Neumann, Friedel und Graun, und der Pommerziger Justiziarius Schlecker den Werth der Arnoldschen Mühle sowohl, als auch ihm selbst allen seinen gehabten Verlust und Schaden, der ihm bei dieser Sache verursacht worden, nach der von der Kammer davon anzufertigenden Taxe, aus ihren eigenen Mitteln bezahlen, mithin solchergestalt der Müller Arnold völlig in integrum restituiret werden. — Gleichwie Ihr nun hiernach ganz ungesäumt das weiter Nöthige zu verfügen habt; so lassen wir Euch auch zugleich die zu gedachter Justizbedienten Annahme erforderliche Order an das Gouvernement zu Spandau hieneben zufertigen. Sind ꝛc.

Berlin, den 1. Januar 1780.

Friedrich."

Dieses Ereigniß machte nun ein großes Aufsehen, nicht nur in dem ganzen Preußischen Staate, sondern auch darüber hinaus, im Auslande; man war enthusiasmirt über diesen Akt der Gerechtigkeit, und die Verehrung und Liebe für den Monarchen steigerte sich sowohl bei dem Landmanne und den untern Klassen des Volkes in den Preußischen Provinzen, als die Bewunderung bei den Gebildeten aller Länder für denselben zunahm.

Man erblickte darin einen Sturz des Despotismus und der Tyranney. In allen politischen Zeitungen, in allen Journalen und Flugblättern wurde dieser Gegenstand besprochen und erhoben; ja in Frankreich wählte sogar ein Dichter den Müller Arnoldschen Prozeß zum Gegenstande der Musen, und fertigte ein langes Gedicht darüber an. Kurz, dieses große Aufsehen bewies hinlänglich, wie sehr man jede Willkühr, jede Despotie haßt, und daß es nur eines Anklanges bedarf, um schnell dem Drucke des Herzens dagegen Luft zu machen, der sich bei den despotischen und tyrannischen Handlungen erhebt, aber oft nicht laut werden darf, besonders in den Landen, wo man freimüthige Aeußerungen über dergleichen Staatsmängel oder Uebel haßt. — Daß sich auch hier gegen Friedrich eine Opposition erhob, war leicht zu erwarten, und besonders gegen den Machtspruch desselben; allein das Recht der Billigkeit, welches hier von dem Monarchen in Anspruch genommen wurde, fand überall Anklang. Denn wenn nach dem strengen Rechte der Müller Unrecht bekam, da die Ableitung des Wassers in seinem Pachtkontrakte nicht als eine Bedingung der Gewerbsstörung und daher der Nichtentrichtung seiner Pacht, wenn eine solche Störung eintreten sollte, gemacht, ja sie ganz übergangen worden, so ist es doch gewiß, daß Jemand, dem sein Gewerbe gestört wird, nicht die fortlaufenden Abgaben davon entrichten kann. So wie man überhaupt damals nicht erwarten durfte, daß ein Müller auf Alles, was im Kontrakte wegen des Betriebes seines Geschäfts noch zu erwähnen wäre, Bedacht nehmen soll, also auch auf den Einfall eines andern Gutsherren, einen Teich graben zu lassen, um darein das Wasser des Baches, das die Mühe treibt, zu leiten, da selbst Advokaten von Ruf oft Dinge von Wichtigkeit in Verträgen übergangen oder außer Acht gelassen

haben, die andere Geschäftsleute sogleich bemerkten, und die von nachtheiligen Folgen waren, besonders wenn ein Rabulist sie aufgriff; denn wie leicht lassen sich nicht einzelne Sätze drehen, und wie leicht können nicht Dinge übergangen werden, die der Andere zu seinem Vortheile benutzt und Jenem schadet, der sie unbeachtet ließ; und deshalb hat hier der Monarch auch die Billigkeit, nicht das strenge Recht zur Richtschnur seiner Handlung genommen, wie dieses aus dem oben Angeführten hervorgeht. Auch achtete Friedrich sehr wenig auf die Opposition. Die Vornehmen und andere ausgezeichnete Personen bezeigten dem abgesetzten Großkanzler ihr Beileid; die Wagenreihen der Besucher waren so aufgefahren, daß sie geradezu aus den Fenstern des Königl. Schlosses gesehen werden konnten. Der neue Oesterreichische Gesandte, der erst wenige Tage zuvor angekommen war und in der Nähe des abgesetzten Großkanzlers eine Wohnung bezogen hatte, äußerte beim Anblicke dieser Beileidsbezeugungen: „In andern Ländern eilt man zu den Ministern, die neu angestellt werden, hier, wie ich sehe, zu dem, der ungnädig entlassen worden. Auch den nach der Festung abgeführten Räthen mangelte es nicht an Theilnahme von allen Seiten. Dieses Alles geschah, ohne daß Friedrich sich weiter darüber kümmerte, indem er für dasjenige Recht gesorgt zu haben glaubte, was die Billigkeit verlangt, und wofür ihm hauptsächlich diejenigen Herzen zuströmten, die oft von Vornehmen und Reichen manche Bedrückung, und in Hinsicht des Rechts manche Partheylichkeit erfahren hatten. — Ein ähnliches Aufsehen machte kurz vor dem Ausbruche der Französischen Revolution im März des Jahres 1788 eine Vorstellung des Pariser Parlaments an seinen König, Ludwig den Sechzehnten, über die Lettres de Cachet (s. Sklaverey, politische, Th. 155, S. 31 u. f.),

worin es sich freimüthig über diese Verhaftsbriefe, als ein tyrannisches Verfahren gegen die Staatsbürger äußert. Die 1789 ausgebrochene Revolution bewies diesen Haß dagegen durch die Erstürmung und Niederreißung der Bastille in Paris vom Volke. — Im Jahre 1801 machte in Preußen unter dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten das sogenannte schwarze Buch, welches eigentlich den Titel führt: „Die wahren Jakobiner im Preußischen Staate ꝛc.," von dem Herren von Held verfaßt, großes Aufsehen, obgleich nur wenige Exemplare zu der Zeit, da dessen Inhalt wirken sollte, ins Publikum gekommen sind, indem es gleich verboten und die Exemplare dem Verleger in Berlin fortgenommen wurden, so wanderten diese wenigen Exemplare doch von einer Hand in die andere, und so wurde, wie es bei verbotenen Büchern gewöhnlich zu gehen pflegt, der Inhalt dieses Buches um so schneller bekannt. Es handelt sich darin gleichfalls um den Mißbrauch der Justiz von zwei hohen Staatsbeamten zum Nachtheile zweier Königlichen Domainen-Pachter, wovon der Eine sein ganzes Vermögen verlor und ein armer Mann wurde, der Andere dagegen, bei der zwar bewirkten Niederschlagung des Prozesses im Kabinette, wobei ihm jedoch der Regreß, gegen zwei, in die Sache verwickelte, niedere Beamte zu nehmen, offen blieb, sich mit einer reellen Entschädigung von Seiten des Einen der hohen Beamten, in einem besonderen Vergleiche, abfinden ließ.

Hieraus gewahrt man nun, daß auch in den christlichen Staaten immer zu gewissen Zeiten gegen die Tyranney und Despotie theils von Herrschern, theils von Behörden und Unterthanen ist angekämpft worden; auch haben sich die Resultate tyrannischer Bedrückungen des Volkes in einigen Revolutionen gezeigt. Girtanner, Einer der unpartheyischten

Schriftsteller, die über die Französische Revolution geschrieben haben, der selbst in Frankreich, als Arzt, Zeuge von so Vielem gewesen ist, sagt in seinem Werke: „Historische Nachrichten und politische Beobachtungen über die Französische Revolution," Bd. 1, 2te Aufl. (Berlin, 1792), S. 11 u. f.: „So übertrieben in gewisser Rücksicht die Klagen der Französischen Schriftsteller über die vorige Regierung sind, so gerecht sind sie dennoch in anderer Rücksicht. Es ist nicht zu läugnen, daß vormals in Frankreich das Volk sehr despotisch regiert wurde. Sehr verwickelt und mannigfaltig waren die Abgaben. Keiner wußte genau, wie viel er eigentlich zu bezahlen hatte. Ganz willkührlich und despotisch beherrschten die Intendanten die ihnen untergebenen Provinzen, und behandelten ihre Mitbürger mit unerträglichem Stolze. Härte war die einzige Tugend, auf die sie Anspruch machten; die einzige, durch welche sie sich bei dem Minister, dessen Geschöpfe sie waren, beliebt machten und ihre Stellen ferner behalten konnten. Gemeiniglich war der Intendant ein junger, noch unerfahrener Mann, der durch seine Verwandten oder durch Intriguen die Stelle sich zu verschaffen gewußt hatte. Eilfertig durchrannte er die ihm anvertrauete Provinz; mit der Ungeduld, mit welcher man ein unangenehmes Geschäft so schnell, als möglich, zu endigen sucht, verrichtet er die Pflichten seines Amtes; ging, nach vollendeten Geschäften, in seine Residenz zurück, hielt sich eine kurze Zeit dort auf, um Cour anzunehmen, und eilte dann wieder nach Paris und an den Hof. — Auf eine harte und tyrannische Weise wurden die Abgaben eingefordert. Der gedrückte Bauer, der arme Handwerker mußte einen Theil seines, im Schweiße des Angesichts sich verschafften Erwerbes an unerbittliche Steuereinnehmer abgeben, welche mit einem: de par le Roi in der Hand, zu Tausenden in den Provinzen herum-

zogen und dieselben gleichsam plünderten. Wer nicht bezahlen konnte, der wurde ins Gefängniß geschickt; wer es wagte sich zu widersetzen, der mußte nach den Galeeren wandern. Und gerade diese Steuereinnehmer spotteten gleichsam öffentlich des allgemeinen Elends, woran sie vorzüglich Schuld waren. Einige von ihnen verzehrten die Gelder, welche ihnen doch nur anvertrauet waren; Andere entwendeten einen Theil derselben; noch Andere streckten der Regierung mit anscheinendem Patriotismus zu wucherischen Zinsen dieselben Summen in Anleihen wieder vor, welche sie ihr entwandt hatten, und was noch aus diesen Händen in den Königlichen Schatz gelangte, wie wurde es dort erst angewandt? — Wer sich einigermaßen einen Begriff zu machen wünscht, wie das Geld der Nation angewandt wurde, der darf nur die Pensionsliste, das rothe Buch, oder den Almanac de Versailles nachsehen. Außerdem ging noch ein großer Theil des Geldes der Nation, unter dem Namen von Subsidien, oder als Bestechung, nach fremden Ländern. Eben so gegründet sind auch die Klagen über die Regierung der Minister und der höhern Militairpersonen. Die Macht der Minister war zu groß; sie hatten alle Stellen zu vergeben, und besetzten dieselben mit Freunden, Verwandten, Schmeichlern und Protegirten; sie mißbrauchten ihre Gewalt, und schalteten eigenmächtig und willkührlich mit Personen und Eigenthum. Die Obersten der Regimenter, junge Leute aus angesehenen Familien, oft kaum der Schule entkommen, Geschöpfe des Ministers, behandelten die ihnen untergebenen Officiere, welche ihnen oft an Stande gleich, und an Alter und Erfahrung weit überlegen waren, mit unerträglicher Wegwerfung, und so ging es in allen Klassen. Ueberall hatten subalterne Tyrannen die Macht an sich gerissen und regierten im Namen

des Königs mit einer Härte und mit einem Despotismus, der endlich auch dem Unterwürfigsten unerträglich werden mußte. Indessen waren schon vor der Revolution diese Mißbräuche, wegen der Intendanten, zum Theil abgeschafft worden; denn durch die Errichtung der Provinzial-Administrationen hatten die Notabeln dem Uebel schon zum Theil abgeholfen. Diese Provinzial-Administrationen waren ein Rath, der dem Intendanten zugegeben wurde; ein sicheres Mittel, den rechtschaffenen Mann zu unterrichten, und den subalternen Tyrannen im Zaume zu halten, falls derselbe seine Macht mißbrauchen wollte."—Daß hier Girtanner ganz unpartheiisch und richtig berichtet hatte, beweisen spätere Schriftsteller. In den Mémoires d'une femme de qualité sur Louis XVIII, sa cour et son regne. Tom. I. (Stuttgart, 1829), p. 5 et s., wird dieses mehr denn zu sehr von einer vornehmen Frau bestätiget, deren Vater selbst, wie sie angiebt, Einer der Begünstigten des Hofes war, und eine geheime Pension von 80,000 Livres genoß. Sie äußerte ferner, daß bei der Zusammenberufung der Reichsstände (Nationalversammlung) man wohl einsah, daß es nicht mehr die Rede von philosophischen Theorien und Träumereyen seyn konnte, sondern daß man dem Mißbrauche den Krieg erklärte, mit welchem es zu Ende ging, indem die bevorrechteten Stände Alles an sich zu reißen gesucht hatten, was Ansehen und Macht geben konnte, und dieses stand der Nation nicht mehr an, daher verlangte sie eine Generalreform oder eine gänzliche Umwälzung des Bestehenden.

Wichtig in Beziehung auf Vernichtung einer jeden Tyranney, eines jeden Despotismus durch eine weise Staatseinrichtung, ist das Rundschreiben des Ministers v. Stein an die obersten Verwaltungsbehörden in den Preußischen Staaten im Jahre 1808, bei seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienste. Es heißt:

„Umstände, deren Darstellung es nicht bedarf, fordern meinen Austritt aus dem Dienste des Staates, für den ich lebte und für den ich leben werde. In den äußern Verhältnissen herrscht die Nothwendigkeit so stark und mächtig, daß die Stimme eines Individuums darin wenig vermag. — In der Verwaltung des Innern setze ich mein Ziel. Es kam darauf an, die Disharmonie, die im Volke Statt findet, aufzuheben, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, zu zernichten, gesetzlich die Möglichkeit aufzustellen, daß Jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne, und auf solche Weise das Volk zu nöthigen, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Leben ihnen gern zum Opfer bringe. — Mit Ihrem Beistande, meine Herren, ist Vieles bereits geschehen. Der letzte Rest der Sklaverey, die Erbunterthänigkeit, ist zernichtet, und der unerschütterliche Pfeiler jedes Thrones, der Wille freier Menschen ist gegründet. — Das unbeschränkte Recht zum Erwerb des Grundeigenthums ist proklamirt. Dem Volke ist die Befugniß, seine ersten Lebensbedürfnisse sich selbst zu bereiten, wieder gegeben. Die Stände sind mündig erklärt, und andere minder wichtige Bande, die nur Einzelnen nützen, und dadurch die Vaterlandsliebe lähmten, sind gelöset. Wird das, was bis jetzt geschah, mit Festigkeit aufrecht erhalten, so sind nur wenige Hauptschritte noch übrig. Ich nehme mir die Freiheit, sie Ihnen einzeln aufzuzählen, nicht um ihre Handlungen dadurch zu leiten; denn Ihre Einsicht und Ihr Patriotismus bedürfen keiner Leitung, sondern um Ihnen zur Beurtheilung meiner Handlungen und Absichten einen Maaßstab zu geben. — 1) Regierung kann nur von der höchsten Gewalt ausgehen. Sobald das Recht, die Handlungen eines Mitunterthans zu bestimmen und zu leiten, mit einem Grundstücke ererbt oder er-

kauft werden kann, verliert die höchste Gewalt ihre Würde, und im gekränkten Unterthan wird die Anhänglichkeit an den Staat geschwächt. Nur der König sey Herr, in sofern diese Benennung die Polizeygewalt bezeichnet, und sein Recht übe nur der aus, dem er es jedesmal überträgt. Es sind schon Vorschläge zur Ausführung dieses Princips von Seiten des Generaldepartements gemacht. — 2) Derjenige, der Recht sprechen soll, hänge nur von der höchsten Gewalt ab. Wenn diese einen Unterthan nöthiget, da Recht zu suchen, wo der Richter vom Gegner abhängt; dann schwächt sie selbst den Glauben an ein unerschütterliches Recht, zerstört die Meinung von ihrer hohen Würde, und den Sinn für ihre unverletzbare Heiligkeit. Die Aufhebung der Patrimonial-Jurisdiktion ist bereits eingeleitet. — 3) Die Erbunterthänigkeit ist vernichtet. Es bestehen aber auch in einigen Gegenden Gesindeordnungen, welche die Freiheit des Volkes lähmen. Auch hat man Versuche gemacht, wie der letzte Bericht des Civilkommissairs der Provinz Schlesien zeigt, durch neue Gesindeordnung die Erbunterthänigkeit in einigen Punkten wieder herzustellen. Von dieser Seite wird der heftigste Angriff auf das erste Fundamentalgesetz unseres Staates, unsere Habeas Corpus-Acte geschehen. Bisher schienen mir diese Versuche keiner Beobachtung werth, theils weil nur einige Gutsbesitzer sie machten, die nicht das Volk, sondern nur der kleinste Theil desselben sind, ins besondere aber, weil niemals die Rede davon seyn konnte, diesen Einzelnen auf Kosten der Persönlichkeit zahlreicher Mitunterthanen Gewinn zuzuwenden. Es bedarf meiner Einsicht nach keiner neuen Gesindeordnungen, sondern nur der Aufhebung der vorhandenen. Das, was das allgemeine Landrecht über das Gesindewesen festsetzt, scheint mir durchaus hinreichend. In diesen dreien Sätzen ist die Freiheit der Unterthanen,

ihr Recht und ihre Treue gegen den König gegründet. Alle Bestimmungen, die hiervon ausgehen, können nur Gutes wirken. Das nächste Beförderungsmittel scheint mir 4) eine allgemeine Nationalrepräsentation. Heilig war mir, und bleibt uns, das Recht und die Gewalt unseres Königs. Damit aber dieses Recht und diese unumschränkte Gewalt das Gute wirken kann, was in ihr liegt, schien es mir nothwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volkes kennen lernen, und ihren Bestimmungen Leben geben kann. Wenn dem Volke alle Theilnahme an den Operationen des Staates entzogen wird, wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Kommunalangelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung theils gleichgültig, theils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten. Daher ist Widerstreit oder wenigstens Mangel an gutem Willen bei Aufopferung für die Existenz des Staates. Wo Repräsentation des Volkes unter uns bisher Statt fand, war sie höchst unvollkommen eingerichtet. Mein Plan war daher, jeder aktive Staatsbürger, er besitze hundert Hufen, oder eine, er betreibe Landwirthschaft, oder Fabrikation, oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe, oder er sey durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation. Mehrere hierzu mir eingereichte Pläne sind von mir vorgelegt. Von der Ausführung oder Beseitigung eines solchen Planes hängt Wohl und Wehe unseres Staates ab; denn hiermit allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden. — Zwischen unsern beiden Hauptständen, dem Adel und dem Bürgerstande, herrscht durchaus keine Verbindung. Wer aus dem einen in den andern übergeht, entsagt seinem vorigen Stande ganz. Dieses hat nothwendig die Spannung, die Statt findet, erzeugen müssen. Der Adel ist um den Werth, den

man ihm beilegen kann, zu behaupten, zu zahlreich, und wird immer zahlreicher. Bei dem Gewerbe, das er bisher allein trieb, und dem Staatsdienste, den er bisher ausschließlich bekleidete, hat, zur Erhaltung des Ganzen, Concurrenz gestattet werden müssen. Der Adel wird daher zu Geschäften und Gewerben schreiten müssen, die mit der Auszeichnung, auf die er wegen seiner Geburt Ansprüche macht, im Widerspruche stehen. Er wird dadurch ein Gegenstand des Spottes, und verliert, was bald daraus folgt, die Achtung, die ihm schon als Staatsbürger gebührt. Jeder Stand fordert jetzt abgesondert den Beistand der höchsten Gewalt, und jedes Gute, jedes Recht, das dem Einen widerfährt, betrachtet der Andere als eine Zurücksetzung. So leidet der Gemeingeist und das Vertrauen zur Regierung. Diese Ansicht hat mir die Meinung von der Nothwendigkeit der Reformation des Adels veranlaßt. Die Verhandlungen darüber liegen Ihnen vor. Durch eine Verbindung des Adels mit den andern Ständen wird die Nation zu einem Ganzen verkettet, und dabei kann das Andenken an edle Handlungen, welche der Ewigkeit werth sind, in einem hohen Grade erhalten werden. Diese Verbindung wird zugleich — 6) die allgemeine Pflicht zur Vertheidigung des Vaterlandes lebhaft begründen, und auch diese Allgemeinheit muß nothwendig gleichen Eifer für die Regierung in jedem Stande erzeugen. Nur der Bauernstand wird deshalb, weil er durch Erbunterthänigkeit so lange zurückgehalten wurde, einiger positiven Unterstützungen zur Erhöhung seines persönlichen Werthes noch bedürfen. Hierzu zähle ich: — 7) die Aufstellung gesetzlicher Mittel zur Vernichtung der Frohnen. Bestimmte Dienste, die der Besitzer des einen Grundstückes dem Besitzer des andern leistet, sind an sich zwar kein Uebel, sobald persönliche Freiheit dabei Statt findet; diese Dienste führen aber eine

gewisse Abhängigkeit und willkührliche Behandlung der Dienenden mit sich, die dem Nationalgeiste nachtheilig ist. Der Staat braucht nur die Möglichkeit der Aufhebung derselben (so wie er auch die Gemeinheitstheilungen befördert) gesetzlich fest zu stellen, so daß ein Jeder Ausgleichung unter bestimmten Bedingungen verlangen kann. Dieses wird hinreichen, um bei dem Fortschritte des Volkes, der aus jenem Fundamentalgesetze nothwendig folgen muß, die Dienstpflichten zu veranlassen, von jener Befugniß Gebrauch zu machen. — 8) Damit aber alle diese Einrichtungen ihren Zweck, die innere Entwickelung des Volkes, vollständig erreichen, und Treue, Glauben, Liebe zum Könige und Vaterlande in der That gedeihen, so muß der religiöse Sinn des Volkes neu belebt werden. Vorschriften und Anordnungen allein können dieses nicht bewirken. Doch liegt es der Regierung ob, mit Ernst diese wichtige Angelegenheit zu beherzigen, durch Entfernung unwürdiger Geistlichen, Abwehrung leichter oder unwissender Kandidaten, und Verbesserung der theologischen Vorbereitungsanstalten, die Würde des geistlichen Standes wieder herzustellen; auch durch eine angemessene Einrichtung der Pfarrabgaben, und durch Vorsorge für anständige Feierlichkeit des äußern Gottesdienstes, die Anhänglichkeit an die kirchlichen Anstalten zu befördern. — 9) Am meisten aber hierbei, wie im Ganzen, ist von der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zu erwarten. Wird durch eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft von Innen heraus entwickelt, und jedes edle Lebensprinzip angeregt und genähert, alle einseitige Bildung vermieden, und werden die bisher oft mit leichter Gleichgültigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Kraft und Würde des Menschen beruht, Liebe zu Gott, König und Vaterland sorgfältig gepflegt: so können wir hoffen, ein physisch und

moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen, und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen. Alle kleine Mängel unserer Verfassung, namentlich unsere Finanzeinrichtungen, werden gewiß bald sich heben, wenn nur die obigen Ansichten mit Ernst verfolgt werden. — Ich darf Ihnen Glück wünschen, meine Herren, zu diesem Geschäfte berufen zu seyn, und steht Ihnen auch manche Schwierigkeit bevor, so wird doch die Wichtigkeit des Werkes, und der entschiedene, auch auf die neue Militair- und Civileinrichtung bewährte Wille und beharrliche Sinn des Königs Ihren Muth stärken, und Ihnen das Gelingen Ihrer Bemühungen zusichern.

Königsberg, den 24. November 1808. Stein."

Die Tyranney und Despotie sind bloß Töchter der Willkühr und deshalb sind positive Gesetze die beste Schutzwehr gegen dieselben; sie müssen aber auch, wenn sie nach den Fortschritten der Zeit gegeben worden, mit aller Strenge aufrecht erhalten, und nicht gestattet werden, daß man sie umgehe; denn die positiven Gesetze sind für jeden Staatsbürger die Garantie seiner Freiheit, und daß er nicht der Willkühr unterliege; sie sind daher dem Richter eine unabänderliche Norm seiner Urtheile. So wenig also der Richter seine eigene Willkühr den Gesetzen unterschieben darf, eben so wenig hat irgend eine andere Macht im Staate das Recht, ihm in Rücksicht des Rechtsprechens Befehle zu ertheilen; er steht hier isolirt von der Staatsgewalt und von dem Volke, nur das Richteramt verwaltend. Daher ist dieses Amt auch das wohlthätigste im Staate, so lange der Richter nicht mehr ist, als er seyn soll, nämlich der Diener der Gesetze, sobald er aber seine Grenze vergißt, und sich über die Gesetze erhebt, so hört er auf Priester der Gerechtigkeit zu seyn; er wird ihr gefährlichster Feind, und führt dadurch den Untergang des Staates und mit ihm den aller Gerechtigkeit herbei. Nur weise Gesetze schützen

vor Willkühr, also vor Tyranney und Despotie, und daher zerfällt auch die Behauptung in sich, daß man keine positiven Gesetze brauche, sondern nach dem Naturrechte entscheiden könne; denn dadurch würde aller Herrschaft des Rechtsgesetzes ein Ende gemacht und die Willkühr der Richter an dessen Stelle gesetzt. „Die positiven Gesetze gehören, sagt ein Schriftsteller, zu den ersten Heiligthümern der Menschheit, verdienen die höchste Achtung jedes wahren Freundes der Freiheit, und können nur von denjenigen verachtet werden, welche Zügellosigkeit zur Freiheit und Willkühr zum Gesetze machen wollen.“ – Was die Tyranney von Privatpersonen anbetrifft, z. B. gegen das Gesinde, gegen Arbeiter, in den Kolonien gegen Sklaven ꝛc., so sind wohl überall Gesetze vorhanden, welche die Tyranney und Despotie in Schranken halten, daß aber auch hier Fälle vorkommen, wobei die Gesetze umgangen werden, und der Mißbrauch eines zugestandenen Rechtes hervortritt, sich also auch hier der Mensch von einer grausamen Seite zeigen kann, davon nur ein Paar Beispiele in der Bestrafung von Negern in Amerika. In Südkarolina unweit Kingston hatte ein Neger, durch die harte Behandlung seines Oberaufsehers in Wuth gesetzt, Letztern erschlagen. Die Strafe, welche dem Mörder zu Theil ward, ist so schrecklich, daß man an ihrer Ausführung zweifeln möchte, wenn sie nicht wirklich, nach den Briefen eines Amerikanischen Pachters, Statt gehabt hätte. „Um die Hitze zu vermeiden, berichtet derselbe, hatte ich auf einem Wege nach einer Plantage einen Fußpfad durch ein anmuthiges Gehölz eingeschlagen. Hier vernahm ich plötzlich ein sonderbares Geräusch in der Luft. Um die Ursache auszumitteln, richtete ich die Augen auf eine etwas lichtere Stelle im Walde, von woher dasselbe zu kommen schien. Das Geräusch verlor sich; aber ich vernahm einen Laut, der einer dumpf-

tönenden Menschenstimme ähnlich war; mit meiner Neugierde nahm nun meine Aengstlichkeit zu. Ich erblickte endlich in einer kleinen Entfernung etwas, das einem Vogelbauer ähnlich sah, an dem hervorspringenden Aste eines Baumes aufgehängt. Viele Zweige umher waren dort mit Raubvögel bedeckt; ein Schuß von mir zerstreute sie, und nun trat ich jenem Käfiche, woraus die Stimme ertönte, näher. Welch ein gräßlicher Anblick! In dem Käfich befand sich ein lebendig aufgehangener nackter Neger; beide Augen hatten ihm die Geier schon ausgehackt; die Wangen waren abgenagt, die Arme zerfleischt; am Körper hingen die abgerissenen Fetzen, und das Blut träufelte langsam zur Erde. So wie die aufgescheuchten Raubvögel ihn verließen, warf sich ein Schwarm Wespen und andere Insekten auf den zerrissenen Körper. Schrecken lief mir durch die Adern, mein ganzer Körper zitterte. Hätte ich eine Kugel gehabt, ich hätte aus Barmherzigkeit dem Elende so fort ein Ende gemacht. Flehentlich bat das schaudererregende Gespenst um etwas Wasser, seinen innern Brand zu mildern. Ich brachte es ihm vermittelst einer an einen Stock gebundene Muschel zu seinem sterbenden Munde. „Dank Dir Weißer," rief die verlöschende Stimme, „aber schütte etwas Gift hinzu!" „Wie lange hast Du denn so gehangen?" fragte ich. „„Zwei Tage, und ich kann nicht sterben. Die Geier, ach! die Geier! Wehe mir!"" Ueberwältiget durch die Empfindungen, welche dieses fürchterliche Schauspiel in mir erregte, raffte ich alle meine Kräfte zusammen, um von dem Orte des Jammers wegzueilen, und erreichte bald das Haus, wo ich zum Mittagsessen eingeladen war. Hier erfuhr ich die Ursache dieser harten Behandlung: Der unglückliche Neger hatte den Oberaufseher der Pflanzung erschlagen. Man sagte mir dabei, daß die Gesetze der Selbsterhaltung dergleichen Executionen nöthig ma-

chen, und vertheidigte das Sklavenwesen mit den Gründen, wodurch man es gewöhnlich zu rechtfertigen sucht, und die einem Sklavenbesitzer unverwerflich und siegend erscheinen." — So sah der Kapitain Scott einen Neger, der bei Gelegenheit einer Botschaft zu lange verweilt hatte, an einem Galgen mit beiden Händen aufgehangen, und an beiden Füßen mit großen Gewichten beschwert. In dieser Stellung wurde er mit dornigem Ebenholzstrauche so hart gepeitscht, daß er noch am folgenden Tage über den ganzen Körper geschwollen dalag, und sich von einem andern Neger die Stacheln aus dem Fleische ziehen ließ. — Der Engländer Coor sah eine andere Prozedur dieser Art. Der Delinquent, ein Neger, der zu spät aufgestanden war, ward auf eine Leiter gebunden, die Beine an die Seiten der Leiter, die Arme über dem Kopfe. In dieser Stellung zerriß ihm der Bomba (Sklavenarzt) vor dem Hause des Oberaufsehers der Plantage durch 150 Streiche mit der großen Peitsche den Rücken und die Schenkel auf das Schrecklichste, und wusch sodann die Wunden, um den Schmerz zu erhöhen, mit Pfeffer und Salzwasser. Hierauf ward der Unglückliche zur Feldarbeit geschickt. — Auf Jamaika mußte ein Negermädchen, wegen eines kleinen Versehens, in der Stube ihrer Gebieterin mit Daumschrauben an der linken Hand nähen. Das Blut floß unaufhörlich aus dem gequetschten Daumen auf die Erde, und so giebt es mehrere Fälle in neuester Zeit, wie die schon angeführten, wobei man über das verhärtete Herz der Strafbestimmer und Strafvollstrekker in Versuchung geräth, ob man sie zu den Menschen zählen, oder unter die reißenden Thiere setzen soll. Dieses bleibt noch eine Aufgabe für die Naturforscher, und für die Cranologen. — Eine andere Art Tyranney, die im bürgerlichen Leben vorkommt, besteht nicht in Mißhandlungen, nicht in Thätlichkeiten, sondern sie

ist ein feines Gespinnst, das man um einen Menschen zieht, den man gleichsam isolirt hat, um ihn auf jede mögliche Weise zu necken und zu quälen, und sein Leben mit allen Arten von Bedrängnissen zu erfüllen, um sich daran zu weiden. — Auch die Plackereyen, womit ein höherer Beamter einen niedern in Dienstverhältnissen, wenn er nicht sein Günstling ist, ihn nicht leiden kann, quält, auch Alles hervorsucht ihm zu schaden, ihm seinen Dienst unangenehm zu machen, gehören hierher. Diese Art von Tyranney ist die empfindlichste, die am Herzen nagt. Oft unbedeutende Fehler, die an der Person des Quälers in einer gereizten Stimmung gerügt worden, oder vielleicht in einer üblen Nachrede, in Spott, Witz ꝛc. ihre Entstehung haben, oft dem, dem man die Schuld beimißt, unbewußt, sind die Ursache des feindlichen Verfahrens. Diese Tyranney zeigt eine kleinliche Rache an, nur darauf zu sinnen, wie man Jemandem schaden, wie man ihm das Leben verbittern, seinen Dienst beschwerlich machen kann; oftmals löset sich diese Rache zum Nachtheile des Rächers selbst auf.

Den Namen Tyrann, Tyrannus, führt auch eine Vögelgattung, welche in Amerika zu Hause gehört, und zu den Würgern gerechnet wird. Der Tyrann oder tyrannische Würger, Lanius Tyrannus, wovon es mehrere Abarten gieb, hat die Größe einer Drossel. Der Schnabel ist gerade, lang und sehr stark; die Rückenkante ist gerade, nur an der Spitze gebogen. Sein Gefieder ist oberhalb graulichbraun, am Unterleibe weiß; die Brust spielt ins Aschfarbene; der Scheidel ist schwärzlich, mit einem orangegelben Streifen in der Mitte; der Schwanz ist braun, mit braunrothen Rändern; Beine und Klauen sind schwarzbraun. Man nennt diesen Vogel auch seines Geschreies wegen, Titiri oder Quipiri. Den Namen Tyrann soll er daher erhalten haben, weil er

zur Zeit, wo sein Weibchen brütet, jeden Vogel, der sich dem Neste nahet, und ihm nicht zu sehr überlegen ist, wuthend angreift und erwürgt. Ueberhaupt sollen diese Vögel eben so kühn wie die Würger sey, und mehrere vereiniget einen Adler verjagen können; auch sollen sie kleinere Vögel, sogar Aas fressen. Das Vaterland des hier beschriebenen Tyrannen oder Würgers ist Virginien, und die Tyrannen von St. Domingo, in Karolina und Louisiana sind Spielarten davon ꝛc. S. auch den Art. Würger, unter W. — Auch mehrere Amerikanische Fliegenfänger führen den Namen Tyrann oder Tyrannchen, weil sie viele Fliegen und andere Insekten erwürgen, wie z. B. der gabelschwänzige Fliegenfänger, Muscicapa Tyrannus, und der wilde Fliegenfänger, Muscicapa ferox. S. unter Fliegenfänger im Supplement, da Th. 14, S. 250, nur wenig darüber gesagt worden. — In einigen Gegenden Deutschlands führt auch der Zaunkönig den Namen Tyrannchen, wahrscheinlich weil er Insekten tödet und frißt.

Tyranney, nur in den beiden letzten Bedeutungen des vorigen Wortes. Der Mißbrauch seiner Stärke oder Gewalt zur Grausamkeit und Gewaltthätigkeit gegen Andere, besonders aber gegen Untergebene; in dieser Beziehung wird es sowohl von Regenten, als auch von Beamten und Privatpersonen gebraucht, und von den Letzteren nur in so fern, als sie sich des Rechts anmaßen, durch ihr Geld bei ihnen dienende Personen oder Arbeiter in ihren Dienstenzu mißhandeln und zu drücken, welches besonders, in Beziehung auf Sklaven, in den Kolonien der Europäer in Ost- und Westindien, in einigen Theilen des Freistaates von Nordamerika, in Afrika ꝛc. vorkommt. Auch in Europa werden oftmals die Gesetze, die sich auf das Recht zwischen Herrschaften und Gesinde beziehen, von den

Erstern umgangen, und der Letztern Unkunde darin benutzt, um es zu mißhandeln und auf harte Weise zu drücken. — 2) Einzelne Handlungen dieser Art von Grausamkeiten und Bedrückungen, in welcher Bedeutung dieses Wort nicht so häufig vorkommt. S. den vorhergehenden Artikel, und die Artikel Gesinde, Th. 17, S. 606 u. f., und Sklave und Sklaverey, Th. 154. — Das Wort Tyranney kommt nach Adelung aus dem mittlern Lateinischen Tyrannia für Tyrannis.

Tyrannisch, Bei- und Nebenwort, gewaltthätig und grausam, daher ein tyrannisches Verfahren, Tyrannisch regieren, eine tyrannische That oder Handlung ꝛc.

Tyrannisiren, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort der Mittelgattung, aus dem mittlern Lateinischen tyrannizare, tyrannisch verfahren. Sich von Jemandem tyrannisiren lassen, mißhandeln lassen. Dieses Zeitwort wird größtentheils nur von solchen Mißhandlungen gebraucht, die auf das Gemüth wirken, also nicht körperlich, sondern nur geistig empfunden werden. Auf Jemanden immer einreden, ihn immer zum Kerbstocke gebrauchen. Er tyrannisirt mich fast stündlich. Ach, wenn sie mich doch nicht so tyrannisiren wollten! — Wenn es aber unbarmherzig mit den Untergebenen umgehen heißt, so wird, außer Schimpfen auch körperliche Züchtigung darunverstanden. Wie tyrannisirt dieser Herr seine Leute; diese Frau ihre Dienstboten ꝛc.

Tyraß, s. Tiraß, Th. 185, S. 195.

Tyre, bei den Lappen, eine runde leichte Kugel in der Größe einer wälschen Nuß, aus Wolle und Härchen von einem ungenannten Thiere oder auch aus dem Baummoose zusammengewickelt, aber so künstlich, daß die Kugel überall gleich und glatt ist. Die Farbe ist blaßgelb. Die Verfertiger dieser Kugeln überre-

den die Leichtgläubigen, daß man damit seinem Feinde Ungeziefer auf den Leib schießen könne. Ob übrigens die Lappen noch jetzt diesen Aberglauben unterhalten, und sie deshalb kaufen mögen, findet man in neuern Schriften über Lappland nicht angeführt. Wahrscheinlich ist der Zauberer, der diese Kugeln verfertigte, eben so unsichtbar geworden, wie dieser Aberglaube.

Tyrinthius victor, ein Beiname des Herkules nach der Götterlehre. Dieser Name ist mit Tyrius einerlei; denn Tyrinth, Tyrius oder Tyrus, war eine Stadt, nicht fern von Argis, wo Herkules erzogen wurde.

Tyrius, Tyrius, ein Beiname des Herkules; s. den vorhergehenden Artikel. Er hatte einen Tempel zu Tyrus, und die Tyrier und Carthaginenser hielten ihn für den Gott verborgener Schätze. Daher soll auch der Ausdruck im Horaz (Serm. II 6.): Dives amico Hercule kommen. Auch die Fabel aus dem Porphyr gehört hierher. Ein armer Tagelöhner bat den Herkules täglich, ihm zu seinem bessern Fortkommen behülflich zu seyn. Einst erschien ihm dieser Halbgott, führte ihn zum Merkur und bat diesen, dem Tagelöhner einen Schatz zu zeigen. Merkur verstand sich dazu, und hieß ihn mit allem Fleiße den Acker besorgen, in welchem er um Lohn grub. Hier fand er nun einen Schatz, kaufte das Stück Feld, welches sein Glück gemacht hatte, fuhr aber bei seinem Reichthume fort, solches zu bebauen ꝛc.

Tyro, nach der Fabellehre, eine Tochter des Salmoneus, eines Thessalischen Königs, erzeugte mit dem Neptun oder Meergotte den Pelias, und den Neleus, und mit dem Kretheus den Aeson. — Auch führt den Namen Tyro ein Lehrling in einer jeden Wissenschaft, Kunst oder Handwerk.

Tyrol, eine gefürstete Grafschaft im Oesterreichischen Kaiserstaate, welche von den Deutschen Landen dieses

Staates Oberösterreich bildet. Die Lage ist 45 Grad 46′ — 47 Grad nördlicher Breite, und 27 Grad 42′ — 30 Grad östlicher Länge. Es begreift, außer dem eigentlichen Tyrol, noch die Voralbergischen Herrschaften und die Salzburgischen Enclaven in Tyrol, das Ziller- und Brixenthal und Windisch Matrey. Das Ganze beträgt 520½ Quadratmeilen. Das Land wird in sieben Kreise getheilt; es sind: 1) Der Innsprucker, sonst Unterinn- und Wippthaler oder schwazer Kreis, wozu noch das Ziller- und Brixenthal von Salzburg genommen worden; 2) der Oberinnthaler oder Imster Kreis; 3) der Pusterthaler oder Brunecker Kreis; 4) der Etsch- oder Botzener Kreis; 5) der Trienter Kreis; 6) der Roveredo der Kreis oder Kreis an den Welschen Confinien; 7) der Bregenzer Kreis oder Kreis der Voralbergischen Herrschaften. Was die Geschichte des Landes betrifft, so machte Tyrol in den früheren Zeiten einen Theil von Rhätia aus, kam aber im sechsten Jahrhunderte größtentheils an die Herzoge von Bayern, und wurde nachher zu Noricum gerechnet. Der südliche Theil stand zu derselben Zeit unter der Herrschaft der Longobarden. Das weltliche Gebiet der Bischöfe zu Trient und Brixen war in den frühern Zeiten weit größer, als es jetzt ist. Außer demselben war das Land in verschiedene Grafschaften und Herrschaften getheilt. Die mächtigsten Grafen und Herren waren die Grafen von Tyrol, Görz, Eppan, Uelten ꝛc., und die Herren von Castelbarco und Arco oder Arch. Bei ausbrechenden Kriegen, oder wenn sonst die gemeine Sicherheit es nothwendig machte, so standen sie sämmtlich unter dem Befehle der Herzoge von Bayern; ihre Güter waren übrigens theils Reichslehn, theils freies Eigenthum. Die Bayerischen Grafen von Andechs und nachherigen Markgrafen in Istrien, besaßen die Stadt Inspruck,

und auch noch andere Güter im Gebirge und an der Etsch, wo die Stadt Meran liegt. Nach dem Tode Conrad's, des letzten Grafen von Dachau, der den Titel eines Herzogs von Dalmatien führte, erhielten sie von dem Kaiser Friedrich dem Ersten, den herzoglichen Titel, und nannten sich Herzoge zu Meran, obgleich ihre Besitzungen meistentheils in Bayern, der nachherigen Oberpfalz, in Franken, Voigtland und in Istrien zerstreut lagen. Berthold der Dritte war der Erste, der den herzoglichen Titel führte. Als nun dessen Enkel Otto der Zweite im Jahre 1248 ohne männliche Erben starb, und seine Länder vertheilt wurden, so kamen diejenigen Besitzungen, die im Gebirge lagen, an den Grafen Albrecht von Tyrol. Diese Grafen von Tyrol haben wahrscheinlich gleiche Abkunft mit den Grafen von Görz, welches sich aber aus dem unvollständigen Geschlechtsregister nicht erweisen läßt. Nach dem Tode Albrechts 1253, bekamen seine Schwiegersöhne Meinhard der Dritte, Graf zu Görz, und Gebhard, Graf zu Hirschfeld (der Erste hatte die Adelheid, und der Letzte die Elisabeth zur Gemahlin) Tyrol, von denen der Letzte aber nicht den Titel eines Grafen von Tyrol führte, auch im Jahre 1284 seinen an Bayern und Würtemberg grenzenden Antheil an den Ersten für 4000 Mark Silbers überließ. Meinhards des Dritten Söhne, Meinhard der Vierte und Albrecht der Zweite, theilten sich 1271 so, daß Jener und seine Nachkommen die ganze Grafschaft Tyrol, Dieser und seine Nachkommen die Grafschaft Görz bekamen. Meinhard den Vierten machte Kaiser Rudolph der Erste im Jahre 1286 zum Fürsten, und ertheilte ihm auch das Herzogthum Kärnthen. Von seinem Sohne Heinrich kam die gefürstete Grafschaft auf dessen Tochter Margaretha,

mit dem Beinamen Maultasch, die 1363, nach dem Tode ihres Sohnes Meinhard, Tyrol, nebst den Ansprüchen auf Görz, ihren Oheimen, den Oesterreichischen Herzogen und Gebrüdern Rudolph, Albrecht und Leopold vermachte, welches Vermächtniß Kaiser Karl der Vierte im Jahre 1364 bestätigte, und wenn gleich die Herzoge von Bayern Einwendungen dagegen machten, so wurde dieser Streit doch im Jahre 1369 durch einen zu Schärdingen errichteten Vertrag beigelegt, in welchem das Haus Bayern für seine Ansprüche 116,000 Goldgulden nahm. Nach dieser Zeit hat Tyrol manchmal eigene Fürsten aus dem Oesterreichischen Hause bekommen, von welchen der Letzte, Sigismund Franz, 1665 starb, worauf Kaiser Leopold der Erste zu Inspruck die Huldigung persönlich annahm. — Mit Gewißheit läßt sich nicht bestimmen, zu welcher Zeit die Erzherzoge von Oesterreich sich den Titel eines gefürsteten Grafen von Tyrol beizulegen angefangen; denn vor Kaiser Maximilian dem Ersten kommt sehr selten ein anderer, als der gräfliche Titel vor. Dieser Kaiser schrieb sich in einigen Urkunden einen gefürsteten Grafen. Die folgende Erzherzoge von Oesterreich, bis auf Kaiser Karl den Sechsten, diesen mitgerechnet, haben sich bald gefürstete Grafen, bald nur Grafen von Tyrol genannt. — Bis zum Jahre 1805 besaß nun das Haus Oesterreich dieses, besonders in militärischer Hinsicht, so wichtige Land mehrere Jahrhunderte hindurch, wurde aber genöthiget dasselbe nach der Schlacht von Austerlitz in dem Frieden von Preßburg, der am 26sten December 1805 mit den Franzosen abgeschlossen worden, an Bayern abzutreten, welches 1806 Voralberg von Tyrol trennte, Trident und Brixen aber inniger vereinigte, und dem Ganzen eine neue Eintheilung (neun und zwanzig meist große Landgerichte) gab, die aber im

Jahre 1808 dahin abgeändert wurde, daß diese Landgerichte unter drei Kreise: den Innkreis, Eisackkreis und den Etschkreis vertheilt wurden. Bei dieser neuen Eintheilung setzte man die Größe des Landes auf 443½ Quadratmeilen, und die ganze Bevölkerung, nach der Zählung im Jahre 1806 auf 620,854 Seelen an. Im Jahre 1809 empörten sich die meisten Einwohner Tyrols wider ihren neuen Landesherren, den König von Bayern, unter Anführung des Sandwirths And. Hofer, welche Empörung zwar nach der von Napoleon gewonnenen Schlacht bei Wagram am 5. und 6. July des genannten Jahres noch fortdauerte, aber durch den Wiener Frieden am 14ten October 1809 aufhörte, da Tyrol wieder an Bayern kam, nachdem es in der Insurrektion von der an der Spitze stehenden Parthey durch siegreiche Gefechte zum Vortheile des alten Landesherren davon getrennt worden. Am 28sten Februar 1810 trat Bayern den südlichen Theil von Tyrol, nebst dem größten Theile des Pusterthales an das Königreich Italien ab. Dieser Theil begriff den ganzen Etschkreis oder das ehemalige Fürstenthum Trident, mit dem südlichsten Tyrol; ferner den größten Theil des Landgerichts Botzen, und ein südliches Stück vom Landgerichte Clausen. Aus diesen Bestandtheilen wurde nun das Departement der Ober-Etsch (alto Adige) des Königreichs Italien gebildet, jedoch so, daß ein kleiner östlicher Bergstrich (die Herrschaft Primiero) zum Departement der Piave kam. Zu dem nämlichen Departement wurden auch die Gerichte Buchenstein, Ampezzo oder Peitelstein, und der Flecken Toblach mit einem kleinen angrenzenden Bezirke gezogen, welche bis dahin zum Landgerichte Bruneggen im Eisackkreise gehörten; sie enthielten auf 8 Quadratmeilen 7000 Seelen; und das oben gebildete Departement der

Ober-Etsch enthielt auf 132 Quadratmeilen 248,000 Seelen. Außerdem wurden von Tyrol noch der beträchtlichere Theil des Pusterthales an die Illirischen Provinzen Napoleons abgetreten. Es umfaßt die beiden Landgerichte Sillian und Lienz vom Eisackkreise, und das im Pusterthale liegende Salzburgische Gericht Windisch-Matray. Die beiden Landgerichte haben auf 31 Quadratmeilen 26,900, und Windisch-Matray auf 8 Quadratmeilen ungefähr 5000 Seelen. Die Summe aller von Bayern in Tyrol an Frankreich abgetretenen Landschaften enthielten auf 179 Quadratmeilen nahe an 287,000 Menschen. Da nun die drei vollständigen Tyroler Kreise auf 443 Quadratmeilen 620,854 Seelen hatten, so blieben für Bayern nur noch auf $1\frac{2}{3}$ Kreise, die 264 Quadratmeilen enthielten, 313,854 Seelen übrig, welche Kreise sämmtlich unter dem Namen des Innkreises begriffen wurden. Nach dem Wiener Congresse 1814 und 1815, also nach dem Befreiungskriege und dem Sturze Napoleons, erhielt Oesterreich Tyrol wieder. Dieses ist nun eine kurze Uebersicht der Schicksale Tyrols seit dem Jahre 1805 bis 1814, wo es an sein rechtmäßiges Oberhaupt, seinen alten Landesherrn, zurückkam.

Tyrol grenzt gegen Norden an Bayern, gegen Osten an Oesterreich, Illyrien und Italien, gegen Süden an Italien, und gegen Westen an Helvetien, Liechtenstein und den Bodensee. Was die Größe dieses Landes anbetrifft, so ist dieselbe schon oben, S. 48 angeführt worden. — Der Boden ist gebirgig, man kann ihn, seiner natürlichen Beschaffenheit nach, als eine Fortsetzung der Schweiz betrachten; denn die meisten Berge sind immerwährend mit Eis und Schnee bedeckt, also vollkommene Gletscher, hier Ferner genannt; auch sind hier Eis-, Schnee-, Sand- und Steinlavinen eben so häufig, wie in der Schweiz.

Die Tyroler Alpen, als eine Fortsetzung der Rhätischen Alpen, bilden das Hauptgebirge; sie ziehen in Gestalt eines Bogens durch das Land. An das Centralgebirge schließen sich nördlich die Norischen Alpen, südöstlich die Karnischen Alpen, und westlich der Arlberg und die Allgauer Alpen. Die Gletscher oder Eisberge laufen vom Ursprunge der Etsch quer durch das Land, beinahe in einem ununterbrochenen Zusammenhange. Ueberhaupt theilen die beiden Hauptflüsse Tyrols, der Inn und der Etsch, dieses Land in zwei Hauptthäler, wozu noch im eigentlichen Tyrol ohne Voralberg, neunundzwanzig bewohnte Nebenthäler kommen. Da das Klima in den Thälern mild und angenehm ist, so wechselt auch die üppigste Vegetation mit schroffen Felsenparthien ab, so Weingärten und Pomeranzenwälder mit dem ewigen Eise der Ferner. An der westlichen Grenze Tyrols erhebt sich aus den Drofui- und Suldenthälern der höchste Berg Deutschlands nnd einer der höchsten Europas, der Ortles 14,466, und nach den neuesten Vermessungen im Jahre 1823 nur 12,059 Fuß hoch; er wurde von dem Gemsenjäger Joseph Püchler 1804 zuerst bis zur Spitze erstiegen. Er liegt in einer Oede, am Ende der Welt genannt; dann ist noch der Brenner ein ansehnlicher Theil des Tyroler Gebirges, über welchen die Hauptstraße von Inspruck nach Italien führt. Wenn man nun z. B. am Eingange des Oetzthales allen Reiz der Natur gleichsam erstorben findet, so daß man am Rosen- und Neuberg keinen Baum mehr gewahrt; kleine Seen und Waldströme in den ausgehölten Abgründen unsichtbar rauschen, und die Töne lebender Wesen nur in dem Gekrächze eines Raubvogels oder in dem Klippensprunge einer Gemse bestehen, so öffnen dem Wandrer sich wieder lachende Gefilde, wenn er in das fruchtbare Längethal an der Etsch kommt, wo sich Eidechsen auf jedem Steine son-

nen; Granaten, Citronen, Feigen, Oliven und Pfirsichen im Freien blühen, und die Weinreben sich von Baume zu Baume schlingen, und hier gleichsam Guirlanden bilden; auch wird hier vorzüglich der Weinbau betrieben. So sind die weniger sich erhebenden Kalkberge oben mit Kastanienwäldern bedeckt; dagegen ist der Getreidebau in den Thälern nicht zureichend, wenn gleich der Boden im südlichen Tyrol sehr gut und die Sonnenhitze oft kaum zu ertragen ist, welches auch die hier so gut gedeihenden Südfrüchte beweisen. — In Hinsicht der Gewässer ist Tyrol reich zu nennen; denn der Inn und die daselbst entspringenden Flüsse Etsch und Eisack durchströmen das Land; auch die Iller, der Isar und Lech, welche nach Bayern gehen, und die Drau und Brenta haben hier ihren Ursprung, und so auch andere Flüsse mehr, wie die Sill, Ryenz ꝛc.; von Seen ist der Achensee bemerkenswerth. Von dem Garda- und Bodensee gehören nur Theile hierher, und an der westlichen Grenze fließt der Rhein. Stahl- und Sauerbrunnen zählt man hier über achtzig. — Das Klima ist, wie schon oben bemerkt worden, rein und scharf; in den offenen, südlichen Thälern häufiger Sirocco. Der Frühling und Sommer ist mehr feucht, als trocken; dagegen ist der Herbst schön und von langer Dauer. — An Naturprodukten fehlt es in Tyrol nicht, wenn es gleich an einigen, die zu den unentbehrlichsten gehören, nicht reich ist. An Produkten aus dem Pflanzenreiche kommen vor Getreide aller Art, Mais oder Kukuruz, auch Welschkorn genannt, Flachs, Hanf, Tabak, Arzneykräuter, Gartenfrüchte aller Art, viel Obst, auch Südfrüchte, wie Granaten, Citronen, Limonien, Pomeranzen Quitten, Pignolen, Feigen, Oliven, Mandeln ꝛc., und besonders viel Wein, (über 568,200 Joch Weinland, Wiesen und Felder, und 1,508,666 Joch Waldland); außer den

gewöhnlichen Bäumen, worunter viele Kastanien- und Maulbeerbäume, auch Zirbelnußbäume und mehrere andere edle Holzarten. Auch giebt es hier schöne Trüffeln. — Das Thierreich liefert viel Hornvieh, Pferde und Ziegen, auch andere Hausthiere; dann Murmelthiere, Gemsen und Steinböcke (die Letztern kommen jedoch nur noch selten vor), Bären, Wölfe, Luchse, und Wilpret aller Art. An Geflügel, außer dem Hausgeflügel, Auerhähne, Fasanen, Alpen-Schneehühner, Kanarienvögel, Adler, Lämmergeyer ꝛc. An Fischen, besonders viele Hechte, auch andere Süßwasserfische; auch findet man hier Fischottern und Biber. An nützlichen Insekten, Seidenraupen und Bienen. — Das Mineralreich liefert viele Produkte: Eisen, Kupfer, Silber (2000 Mark) Gold, Antimonium, Queckſilber und Zinnober (im Thale Trins), Arsenik bei Hall, Schwefelkiese, Braunstein, Galmey, Kobalt, Zink, gelbes Bleyerz, oder Molybdänsaures Bleyoxid bei Maukenroez, Titanschörl bei Pfitsch, Titanit zu Pfaunders und Lisenz, Eisenspinell bei Monzoni, Granat, braunen Granat bei Sterzing, grünen Granat im Serpentingebirge bei Monzoni, gemeinen Turmalin, Cyanit, Feuerstein, Hornstein, Heliotrop im Fassathale, Pistacit, Zoysit bei Sterzing und an andern Orten, Axinit, opalisirenden Feldspath, Albit oder Kieselspath bei Zell, Triphan oder Spodumen bei Sterzing und Lisenz, Prehnit bei Rotschinges, und stachlig-fasrigen im Fassathale und auf der Seißeralpe, Margarit bei Sterzing auf Lagern, zum Theil gemengt mit gemeinem Glimmer und Chlorit, Pinit, Analzim im Fassathale, Chabasit am Monzoni und auf der Seißeralpe, Zeolit im Fassathale, Laumontit bei Monzoni, Apophyllit oder Fischaugenstein auf der Seißeralpe, auch den Datolith, Natrolit, Augit, Malakolith oder Salit und Magnesit im Fassathale, den Letztern auch bei Hall,

Pektolith bei Monzoni im Feldspath verwachsen, Hornblende, glasigen Strahlstein, welcher sich häufig am Greiner im Zillerthale findet, auch andere Strahlsteine, Diopsit, Bronzit im Ultenthale, Serpentin, Bitterkalk, Helmintholith bei Hall, Aragonit, Apatit, Cölestin an der Seißeralpe, Baryt, Eisenthon, Talk am Greiner in Tyrol, Chlorit, Asbest, Gyps, Alabaster, Salz, Steinsalz bei Hall, Eisenvitriol bei Sterzing und Häring, Alaun, Flintensteine, grüne Erde bei Brentoniko, Steinkohlen, Asphalt, Mineralwasser ꝛc. ꝛc.

Die Zahl der Bewohner Tyrols beläuft sich auf 755,500 (davon weit über die Hälfte weiblichen Geschlechtes sind) in 22 Städten; 16 Vorstädten, 36 Marktflecken und 2664 Dörfern, überhaupt in 98,689 Häusern. Nach einer früheren Angabe der Bevölkerung, wo das Land noch nicht so groß war, als jetzt, wo einige Länder hinzugekommen sind, betrug sie 684,357 Seelen, wozu noch 2027 Fremde kamen. Unter den einheimischen befanden sich 4486 Geistliche, 3132 Adliche männlichen Geschlechts, 1829 unadliche Beamte und Honoratioren, 14,847 gewerbtreibende Meister und Künstler, 60,118 Bauern und 77,534 Häusler, Gärtner und Menschen von verschiedenen Beschäftigungen. Hieraus ergiebt sich nun der ungefähre Zustand der Beschäftigungen und des geselligen Verkehrs der Männer oder männlichen Einwohner Tyrols. Ungefähr der siebente Theil der Bevölkerung lebt in den Städten und Flecken, die übrigen auf dem Lande in den Dörfern. Die bevölkertsten Städte sind Inspruck mit 10,240, Trient, mit 10,700, Roveredo mit 9800, Botzen mit 6860, Hall mit 4400, Bregenz mit 2500, und Brixen mit 2750 Einwohnern. Der Marktflecken Dornbirn hat 4000 Einwohner, und der Marktflecken Schwatz 2570. — Nach ihrer Nationalverschiedenheit

giebt es zwei Hauptstämme, Deutsche und Italiener. Den größten Hauptstamm bilden die Deutschen. Die Italiener in den Welschen Confinien betragen nur 150 bis 160,000 Seelen, also kaum den vierten Theil der Bevölkerung. Der Nationalcharakter, besonders bei den Deutschen, ist Gottesfurcht, Großmuth, Offenheit, Biederkeit und Treue gegen den Landesherren; dann Thätigkeit in Bearbeitung oder Bebauung des Bodens. Die kräftigen und muthvollen Anstrengungen für das Oesterreichische Kaiserhaus, dem sie seit fünfthalbhundert Jahren stets mit treuer Liebe ergeben waren, haben sie in dem Kriege Oesterreichs mit den Franzosen 1809 bewiesen, wodurch sie die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich lenkten und den Franzosen den Beweis gaben, wie wichtig Tyrol in militairischer Hinsicht ist; denn in der Insurrektion 1809 schlug Andreas Hofer mit seinen braven Schützen die Franzosen zweimal aus Tyrol. Das erste Mal den Französischen General Baraguay d'Hilliers, wodurch die Verbindung der Franzosen zwischen Italien und Deutschland unterbrochen wurde, und das zweite Mal den Marschall Lefebre, welcher Tyrol räumen mußte. Auch kommen alle Militairpersonen, welche Tyrol durchreiseten, darin überein, daß die Natur dieses Land zur Festung gemacht habe und die Bewohner zu deren Vertheidigern, die das Vordringen eines auch noch so starken Feindes, wo nicht unmöglich machen, doch sehr erschweren und nach kurzer Zeit ihn dennoch zum Rückzuge zwingen können. Nur sollen sie in der Insurrektion 1809 darin mehrere Male fehlerhaft gehandelt haben, sich im freien Felde mit dem Feinde einzulassen; denn der Ausgang eines Kampfes zwischen undisciplinirten Landleuten und geübten Truppen, selbst bei aller persönlichen Tapferkeit der Ersteren, könne nie zweifelhaft seyn; er müsse zu Gunsten der Letztern

ausfallen. Sobald aber die Tyroler vereint handeln, auf ihren Bergen und Höhen bleiben, und von diesen herab mit ihrem Feuergewehre, noch mehr aber mit den Steinen und abgelöseten Felsstücken, die in Menge auf den Höhen vorhanden sind, dem am Fuße in den Engpässen durch Verhacke gehinderten und daher nur langsam heranziehenden Feinde zu Schaden suchen, so wird es ihnen gelingen, die größten Vortheile für sich und ihr Land zu erhalten. So erbittert übrigens auch die Tyroler in der Hitze des Kampfes sind, so haben sie sich doch nie Unmenschlichkeiten oder dergleichen Handlungen, gegen ihre Feinde, die Franzosen, zu Schulden kommen lassen; denn Verwundete und Wehrlose schonten sie, und ließen die Blessirten ungestört aus Tyrol mitten durch sich passiren. Oftmals haben sie den hungrigen Feinden auf den Vorposten zu essen und zu trinken gebracht. — Ein Reisender sagt über die Tyroler: „Es ist eine kräftige, wohlgebildete Menschenart, aus deren Gesichtern blühende Gesundheit, Heiterkeit und Biedersinn hervorstrahlen. Noch hat kein Gift die edle Einfalt ihrer Sitten verdorben. Gleich schön an Körper sind Männer und Frauen, nur stärker, kräftiger ist der Wuchs des Mannes. Viehzucht und Jagd sind ihre Hauptbeschäftigungen, dazu kommt in einigen Thälern der Feldbau. Das Scheibenschießen an Feiertagen ist ihr größtes Vergnügen; daher der Ruf, den sie sich als Jäger und Scharfschützen erworben haben. Wie die Schweizer leben sie den Sommer über mit ihren Herden auf den Alpen und bereiten in ihren Sennen Butter und Käse. Diese gesunde und isolirte Lebensart sichert ihnen, freilich auf Kosten der Geistesbildung, ihre individuelle Kraft, festen Sinn, und jene Hochherzigkeit, wobei alle Rücksichten verschwinden, die uns im gesellschaftlichen Leben Fesseln anlegen. ꝛc.“ — Alle

Tyroler sind leidenschaftliche Jäger oder doch Liebhaber von der Jagd; und wenn ihnen auch die Jagdfreiheit nicht ausdrücklich erlaubt ist, so sah man ihnen doch in den Zeiten der Gefahr durch die Finger, und thut dieses auch wohl noch jetzt; allein gesetzlich haben sie keine Ansprüche darauf, und werden beim Ergreifen als Wilddiebe bestraft. Weder Drohungen noch Strafen schrecken sie davon ab. Einer, der schon mehrere Male ertappt worden war, bekannte laut: „und wenn ich gleich wüßte, daß der nächste Baum ein Galgen für mich werden sollte, so müßte ich doch jagen.“ Es ist gewiß nicht Eigennutz, was ihn zu dieser Beschäftigung antreibt, wobei er seine Freiheit wagt, sondern bloß das Vergnügen zu jagen, die eingewurzelte Leidenschaft auf den Bergen in den Wäldern das Wild auszuspähen und es zu erlegen. Eine geschossene Gemse, die höchstens 50 bis 60 Pfund, oft weniger, wiegt, trägt ihm mit sammt der Haut, die nur im Herbste brauchbar ist, etwa 10 bis 12 Gulden ein. Um diesen geringen Preis, sagt ein Reisender, setzt er sich tausend halsbrechenden Gefahren und noch obendrein dem Schimpfe und harter Bestrafung aus. Um diesen elenden Preis bringt er die kältesten Winternächte auf Klippen zu, vergräbt sich im Schnee, und lauert schlaflos auf seine Beute. Mit einem geringen Vorrathe von Lebensmitteln versehen, schweift er oft mehrere Tage lang in den öden Gebirgen umher, hungert und durstet, und findet dennoch sein höchstes Glück in dieser Lebensart. Selbst der Absatz des Wildes hat seine Schwierigkeiten, doch wird ihm dieses durch manche Kanäle erleichtert, da es viele Liebhaber von Wildbraten giebt. — Einem Jäger allein kommt selten oder nie eine Gemse zum Schuß, daher vereinigen sich mehrere, und umkreisen das Wild. Eine Gemsenherde stellt immer eine Schildwache aus. Auf einer

Felsenspitze, die nicht mehr Raum darbietet, als etwa fünf Fingerspitzen, wenn man sie zusammenpreßt, steht dennoch die Gems mit allen vier Füßen. Schon in der Ferne wittert sie den Menschen, und giebt dann einen pfeifenden Ton von sich, und sogleich ist die ganze Herde mit schnellen Sprüngen verschwunden. Außer den Gemsen giebt es hier, jedoch seltener, auch Hirsche, häufiger Bären, Wölfe, Luchse, Dachse, Murmelthiere, deren Fett kreissende Weiber trinken, um eine schwere Entbindung zu erleichtern. Schwarzwild findet man nicht. Die Wilddiebe pflegen verlarvt zu gehen, oder auf sonst eine Weise ihre Gesichter unkenntlich zu machen. Erblicken sie von fern einen Jäger, so winken sie ihm mit der Hand, sich zu entfernen, rufen ihm auch wohl zu: „Geht, oder man wird Euch bedienen." Thut er es nicht, so legen sie an, und wenn er sich dann nicht fortmacht, so drükken sie auch wohl los, jedoch nur dann, wenn sie sich selbst nicht mehr zu retten wissen. Erkennt der Jäger, trotz der Verlarvung, dennoch einen unter ihnen und giebt ihn an, so hat er sich vor der Rache, nach erfolgter Strafe, zu hüten, wovon man traurige Beispiele hat. — Uebrigens ist der Tyroler, wie schon oben bemerkt worden, gottesfürchtig, lebt gern in Erinnerungen verflossener Zeiten, die ihm werth waren, und sucht sich wichtige Ereignisse durch Bilder aufzufrischen. So ist zwischen Zeit und Inspruck eine Grotte an steiler Felsenwand, in einer so schwindelnden Höhe, daß das Auge ein daselbst errichtetes großes Crucifix kaum unterscheidet. Hier soll Kaiser Maximilian sich auf der Gemsenjagd verirrt haben und durch einen Engel herabgeleitet worden seyn. Diese Volkssage ist in Tyrol allgemein verbreitet. So findet man z. B. an der Landstraße, die beständig über steile Gebirge führt, oft Bilder und Monumente aufgerichtet, daß hier Gefahren glücklich überstanden worden. — Auch wohl, daß

der Pabst hier vorbei gefahren, oder ein Fürstlicher Bräutigam seine Fürstliche Braut empfing, oder daß der vortreffliche Weg, zuerst von den Römischen Legionen unter Septimus Severus und Julian in die Felsen gesprengt, nach Jahrhunderten wieder aufgefunden, durch Ueberschwemmungen wieder zerstört, durch menschlichen Fleiß wieder ausgebessert worden, bis ihn zuletzt der Kaiser Joseph so vollkommen hat herstellen lassen, als er noch jetzt gefunden wird; eine Wohlthat, für die jeder Reisende ihn segnet. Mehrere dieser Erinnerungszeichen sind in dem oben angeführten Kriege zerstört worden, ob man sie wieder erneuert hat, ist unbekannt. — Eine allgemeine Volkstracht giebt es nicht in Tyrol; denn jedes Thal hat seine Eigenthümlichkeiten in derselben, in Zuschnitt, Einfassungen und in Verzierungen. Die Männer tragen schwarze, grüne oder gelbe Strohhüte mit farbigen Bändern, blaue, rothe oder gelbe Strümpfe, die unter dem Knie mit Strumpfbändern von allerlei Farben befestiget sind. Auch ihre Schuhe haben Bandschleifen von verschiedenen Farben. Ihre kurzen Beinkleider sind an dem Knie, welches oft, wie bei den Bergschotten, ganz unbedeckt bleibt, mit rothen oder grünen Bändern befestiget, und ein zierlicher Hosenträger über dem Brusttuche vollendet den Putz. Oft tragen Männer und Frauen geringelte Strümpfe, die nur bis zu den Knöcheln hinabgehen. Der geputzte junge Tyroler trägt ganze Strümpfe, die bis über das Knie gehen, knapp anliegende schwarzlederne Beinkleider, ein rothes oder gelbes Brusttuch, mit farbigen Knopflöchern und Knöpfen von Bernstein, eine zierlich ausgenähete Leibbinde, einen leichten Regenmantel auf der einen, und eine Büchse auf der andern Schulter, wenn er mit dem gelben oder grünen, mit einer Feder geschmückten, Hute zum Scheibenschießen geht. Die Schuhe haben rothe Quasten. Wenn es

kühl ist, so legt er auch eine mit silbernen Knöpfen verzierte Jacke von abstechender Farbe an, und Bejahrte ziehen darüber noch kurze weite Röcke, die bis in die Kniekehlen reichen. — Junge Weiber und Mädchen gehen entweder mit bloßem Kopfe, und das geflochtene Haar auf dem Wirbel mit einer Nadel befestiget, oder sie tragen darüber nachläßig aufgeworfene kleine runde, mit Bändern verzierte Hüte, von gelber oder grüner Farbe. Ihre Kamisöler haben hohe Kragen, und ihre Mieder reichen bis an das Kinn, so daß Brust und Schultern gänzlich bedeckt sind. Die Kamisöler sind gewöhnlich von Tuch, und legen sich auf den Hüften in viele Falten. Ihre in unzähligen Falten sich bauschende Tuchröcke sind vorn mit einer kleinen Schürze bedeckt, gleich den jetzigen Tändelschürzen bei unseren Frauen, die eine Nachahmung der Tyroler Schürzen zu seyn scheinen. Sie tragen farbige Strümpfe und schwarze Schuhe mit bunten Bandschleifen. Aeltere Frauen haben nicht so viele Schleifen und Schnüre, einfachere Farben, und nicht so zierliche, fest anliegende Jacken und Mieder. Statt der Strohhüte bedecken diese den Kopf mit schwarzen baumwollenen Zottelmützen, die den Kopf mit Stirn und Nacken ganz verhüllen. Noch anziehender ist die Kleidung der schlanken Tyrolerinnen an der Italienischen Grenze, ihr Haar ist mit einem rothen Bande aufgebunden und ihr Rock damit eingefaßt. In den Verzierungen ihrer Schürzen und ihrer Mieder will man eine antike Zeichnung bemerken, worin der Styl der alten Italienischen Künstler nicht zu verkennen seyn soll. Die Kleidung der Jungfrauen hinter Inspruck wollen einige Reisende geschmacklos finden, indem sie die Reize des daselbst wirklich schönen zweiten Geschlechts: ovale Gesichter, schön geschnittene braune Augen und eine weiße Haut, verunzieren. — In dieser National-Physiognomie sollen sie sich alle wie leib-

liche Schwestern gleichen. — Nach ihrer Erziehung und Bildung zu den Wissenschaften, Künsten und Gewerben ist hier von Seiten der Oesterreichischen oder Landes-Regierung schon viel geschehen, jedoch fruchtet dieses hauptsächlich nur in den Städten, der Landbewohner bleibt seinen alten Sitten treu, und beschäftiget sich nur mit dem Acker- und Weinbaue, der Viehzucht, der Fischerey, und der Jagd, und hiernach ist auch nur die häusliche Erziehung eingerichtet. Heiter und frei fühlt sich der Tyroler auf seinen Bergen; hier singt und jodelt er bei der Jagd oder bei seinen Herden, oder seinen sonstigen Beschäftigungen, seine Nationallieder, die immer Anspielungen auf sein Gewerbe, seinen Hausstand, seine Freiheit ꝛc. enthalten, und dadurch seinen Muth und seine Anstrengungen bei der Arbeit beleben und anfeuern, wie wir dieses auch bei den Tyroler Alpensängern, welche Europa durchziehen, um ihren Naturgesang hören zu lassen, gewahren, mit welcher Offenheit und Begeisterung sie ihre Gesänge vortragen. — Zur gelehrten oder wissenschaftlichen Bildung besteht eine Universität, nebst Bibliothek, in Inspruck (sie wurde 1672 gestiftet, 1782 aufgehoben und in ein Lyceum verwandelt, 1792 wieder hergestellt, 1810 wieder in ein Lyceum verwandelt, und 1826 wieder hergestellt), ein Lyceum in Trient, und ein theologisches Seminar zu Brixen; acht Gymnasien: zu Inspruck, Hall, Brixen, Botzen, Meran, Trient, Roveredo und Feldkirch; dann mehrere Hauptschulen oder sogenannte Musterschulen, besonders viele weibliche Bildungsanstalten, wozu die Schulen in den Nonnenklöstern, besonders der Ursuliner- und Dominikaner-Nonnen, und die der Englischen Fräuleinstifte gehören, viele Landschulen; überhaupt an Normal-, Haupt-, Land- und Mädchenschulen über siebenhundert; zur Ausbildung in der Musik ein Musikverein zu Inspruck, der über 120 Schüler

zählt, von denen 82 unentgeldlich unterrichtet werden; auch hat Roveredo eine öffentliche Bibliothek und eine literarische Gesellschaft. In den untern Schulen werden die Kinder in der Religionslehre, im Schreiben, Lesen und Rechnen unterrichtet; auch erhalten sie in einigen Anweisung zur Verfertigung verschiedener Aufsätze. In den Hauptschulen werden, außer den angeführten Gegenständen, noch die biblische Geschichte und Deutsche Grammatik vorgetragen, und die Schönschreibekunst gelehrt, und in den Normalschulen (eine höhere Gattung von Hauptschulen, die nur in den größeren Städten errichtet worden) besteht der Unterricht in der Geometrie, bürgerlichen Baukunst, Mechanik, im Zeichnen, in der Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Naturlehre und Deklamation. Auf den gelehrten Schulen oder Gymnasien macht die Philologie den Hauptunterricht aus, und dann die gewöhnlichen Wissenschaften, die auf allen Gymnasien betrieben werden. Das Lyceum ist eine Realhochschule, also ein Mittelding zwischen Gymnasium und Universität, worauf mehr die verschiedenen Wissenschaften, als die alten Sprachen, getrieben werden. Sowohl dieses Institut, als auch die Universität, sind mit Stipendienfonds versehen, damit auch der talentvolle Dürftige nicht zurückbleibe. Der Vortrag der strengeren Wissenschaften, die mehr den Geist beschäftigen, und zu anhaltendem Studium veranlassen, werden hier denjenigen vorgezogen, die mehr auf die Politik leiten, die hier eine strengere Ueberwachung von Seiten der Regierung erfahren. — Was die Zeichenkunst, Malerey, Bildhauerey, Kupferstecherkunst ꝛc. anbetrifft, so findet man keine besondere Bildungsanstalten dieser Künste angeführt, obgleich die Tyroler dazu, besonders zur Bildschnitzkunst und zu den Künsteleyen, außerordentliche Talente besitzen, wie dieses ihre Schnitzwaaren in Holz beweisen, z. B. aus der Zirbelnußkiefer (Pi-

nus cembra), womit sich über dreihundert Menschen beschäftigen. Für die naturhistorischen, artistischen, historischen und statistischen Merkwürdigkeiten Tyrols besteht zu Inspruck ein Museum, welches den Namen Museum Ferdinandeum führt. Dieses Museum scheint theilweise aus den Sammlungen zu bestehen, welche in dem Schlosse des Dorfes Ambras im siebzehnten Jahrhunderte von dem Erzherzoge Ferdinand niedergelegt worden. Der Kaiserl. Königl. Rath und Schloßhauptmann J. Primisser hat zuerst im Jahre 1777 Nachrichten darüber drucken lassen (212 S.); sie erschöpfen aber lange nicht den Umfang derselben; obgleich schon seit dieser Zeit Vieles nach Wien gebracht worden ist. Ein Reisender sagt über die Sammlungen: „Man weiß nicht, ob man dabei mehr die Emsigkeit des Sammlers, oder die Genauigkeit des späteren Anordners (eines Grafen Heister) bewundern soll. Unter den Kunstwerken sind die Albrecht Dürerschen Holzschnitte, und unter den Denkmälern des Alterthums das Gebetbuch der Philippine Welser am merkwürdigsten.“—Was die Literatur in Tyrol anbetrifft, so ist diese noch so ziemlich auf dem Fuße stehen geblieben, wo sie zu Anfange dieses Jahrhunderts stand. Die wenigen Buchhandlungen, deren Hauptsitz in Inspruck für den Deutschen Buchhandel ist, leisten nicht viel; ihre herausgegebene Werke bestehen größtentheils in Religionsschriften, besonders Gebetbüchern; dann in naturhistorischen und geographischen Schriften, Kalendern ꝛc. ꝛc. Schriften politischen Inhalts kommen hier selten heraus, auch besteht in ganz Tyrol nur eine politische Zeitung. — In Hinsicht der Religion ist die katholische nicht nur die herrschende, sondern auch die einzige in ganz Tyrol, mit Ausnahme von acht Judenfamilien. Der Clerus steht unter den Diöcesen von Salzburg, Brixen und Trient, nebst zwei Bischöfen, welche ihren Sitz

zu Trient und Brixen haben. Zu Trient in der Pfarrkirche Sta Maria Maggiore wurde das berühmte Concilium von 1545 bis 1563 gehalten. Mehrere Mönch- und Nonnenklöster: der Prämonstratenser, Benediktiner, Cisterzienser, Augustiner, Chorherren; der Ursulinerinnen, der barmherzigen Schwestern, der Dominikanerinnen, Servitinnen, mehrere Englische Fräuleinstifte ꝛc. ꝛc. Die weiblichen Klöster geben sich größtentheils, außer ihrem geistlichen Berufe, mit der Mädchenerziehung und der Krankenpflege ab.

Was die Industrie der Tyroler anbetrifft, so ist diese zwar sehr rege, allein weniger auf städtische Gewerbe, mehr auf Ackerbau, Weinbau, Viehzucht, Fischerey, Jagd ꝛc. In Hinsicht des Anbaues, sowohl des Feld- als Gartenbaues, dienen die schon oben angeführten Thäler. Die beiden Hauptzüge Tyrols sind das Inn- und das Etschthal. Der Inn fließt im nördlichen Tyrol von Westen nach Osten; die Etsch in Südtyrol von Norden nach Süden. Die kleineren Wasserströme, welche sich in diese beiden Flüsse ergießen, bilden Seitenthäler von geringer Ausdehnung. Das Etschthal ist über zwanzig Meilen lang und liefert die verschiedensten Erzeugnisse des Bodens. Nach Inglis in seiner „Tour durch Tyrol" lernt man ungefähr die Stufenfolge der Vegetation in diesem Thale kennen, und da sich das Thal nach Norden zu erhebt, und im Süden sich der mildesten Himmelsgegend öffnet, so ist auch eine Verschiedenheit in der Vegetation leicht zu erklären. Der genannte Schriftsteller führt acht Abtheilungen oder Stufen an. In der ersten Abtheilung findet man Gerste und dann einige kräftigere Gewächse; in der zweiten Mais oder Türkischen Weizen, jedoch nur von ärmlichem Wuchse, wogegen die Gerste hier schon kräftiger steht, dazu kommen noch Hafer, Gras und Tannen; in der drit-

ten etwas Weizen, gemischt mit den vorhergehenden Vegetabilien; dann auch einige Wallnußbäume; in der vierten wachsen Mais und Weizen kräftig und üppig empor, auch fängt der Weinstock hier an zu erscheinen, und Fruchtbäume, namentlich den Kirschbaum, findet man hier im Ueberfluß; in der fünften findet man alle diese Erzeugnisse, Reben in Menge, große Wallnußbäume, aber weniger Nadelholz; in der sechsten kommen zu den schon angeführten Produkten noch hinzu: einige Maulbeerbäume und Früchte der zarteren Gattung; in der siebenten zeigt sich der Weinstock in seiner Vollkommenheit, Maulbeerbäume in Ueberfluß, und die Früchte des vorhergehenden Abschnittes in reichlicher Fülle; in der achten kommen sämmtliche vorhergehende Gewächse vor, und außerdem noch Oliven, Granatäpfel und Feigen. — Der Ackerbau in Tyrol erfordert nicht dieselbe mühevolle Arbeit, Anstrengung und Sorgfalt, als in der Schweiz; denn der Boden ist hier fruchtbarer, Fleiß und Ausdauer werden hier mithin nicht in dem Grade erheischt, als da, wo der Boden nicht so ergiebig ist, und der Mensch Alles anwenden muß, um ihn fruchtbar zu machen. Der Bauer ist in der Regel Eigenthümer des Bodens, welchen er bebauet. Die überall übliche Spaten-Feldwirthschaft zeigt zugleich von dem Nichtvorhandenseyn größerer Meiereyen und Bauerngüter. Der Weizenertrag reicht für den wirklichen Bedarf des Landes nicht aus. Das Fehlende liefern Triest und die Nachbarschaft. Der Mais bildet den Haupterwerbsquell für den Landmann, er geht hier dem Weizen vor, weil er besser geräth. Brod wird hier aus einem Gemische aus Mais und Weizen, aber nicht der Ersparniß wegen, sondern weil es besser schmeckt, gebacken. Ein Landmann, der ungefähr vier Acker erträglichen Boden besitzt, kann, wenn auch nicht verschwenderisch, doch recht bequem leben. Ein Drittel

von diesem Grundstücke bepflanzt er mit Mais, einen halben Acker mit Weizen, und einen halben Acker mit Gerste; etwas mehr als ein Acker giebt Gras und Heu für die Kuh und Holz zum Brennen; ein Viertel-Acker dient als Garten zur Erbauung von Kohl, Kartoffeln, Salat und Obst. Der Weizen wird nicht ganz verbraucht, und der Ueberschuß gegen Kaffee und einige andere Luxusartikel vertauscht. Ein Völkchen Hühner giebt Eyer, die auf dem benachbarten Markte verkauft werden. Die Schweine werden gemästet und versorgen die Familie mit Fleisch. Die Bewirthschaftung eines solchen Bauernguts erfordert nur zwei Personen, Vater und Sohn, Frau und Töchter spinnen und verfertigen den größten Theil der Familienkleidung. Der Tisch eines Landmannes, welcher vier Acker besitzt, ist gut und gesund. Inglis vergleicht damit einen Englischen Landeigner von zwölf Aeckern, und findet den Vortheil bei weitem auf Seiten des Erstern; er schreibt diesen Vortheil dem in Tyrol vorherrschenden Anbau und Verbrauch des Mais zu; denn Mais wird daselbst von sämmtlichen Gliedern der Familie des Tages dreimal in Suppenform mit Milch genossen; dann dient er auch als Brod, und mit einer hinreichenden Menge Schinken und Gemüse lebt der Tyroler Landmann recht bequem mit seiner Familie. Der Kaffee gilt als Luxusartikel, und wird nur gelegentlich getrunken. Mit Weizen dieselbe Bodenfläche besäet, würde für die angeführte Personenzahl nicht ausreichen. Dieses ist nun eine ungefähre Uebersicht, wie in Tyrol der Boden von den einzelnen Landleuten in den Thälern bebauet wird. Es giebt aber auch große Gutsbesitzer, die ganze Felder mit Mais bebauen, da diese Frucht mehr als dreihundertfältig lohnt, und wenn sie geerndtet worden, so erscheinen erst die Kohlköpfe, welche dazwischen gepflanzt worden, und dann prangt das Feld von Neuem, um

wieder eine reiche Erndte zu gewähren. Uebrigens wird hier jeder Flecken benutzt, um Mais zu bauen, selbst da, wo die Natur mit dem Ertrage des Bodens zu zürnen scheint, erblickt man den Boden wie mit einem goldenen Teppiche überzogen. Selbst die Legenden, mit welchen die Wände der ländlichen Hütten bemalt sind, werden von aufgereiheten Türkischen Kornähren oder Mais überschattet, die eine hübsche Tapete bilden. — Die Schattenseite zu diesem lieblichen Bilde einer segensreichen Flur bilden nun die Ueberschwemmungen, die hier oftmals vorkommen. Ein Reisender*) berichtet darüber Folgendes: „Wenn der Landmann in Tyrol seine Feldfrüchte oft mit saurem Schweiße erringen muß, so ist er noch dabei keinen Augenblick sicher, daß der fruchtbare Boden, den er an der Gebirgsseite befestiget hat, nicht weggeschwemmt wird, und er da, wo ihm ein ergiebiges Feld stand, einen nackten Fels, oder ein starres Kiesland findet. Nun kommt noch das größte Ungemach, welches sich oft zu dem schon vorhandenen Unglücke gesellt und solches vergrößert. Wenn sich nämlich in einem Bergthale mehrere Jahre lang eine große Masse Schnee gesammelt hat, und dieser in einem heißen Sommer schmilzt, so bildet sich ein See, welcher die lockeren Gebirgswände in Kurzem ausleckt, dann durchbricht und sich in die Thäler herabstürzt. Es giebt nichts Schrecklicheres, als einen solchen Strom. Ein fürchterlicher Donner begleitet den Durchbruch des Wassers; mit einem entsetzlichen Geprassel rast die Katarakte an der steilen Bergwand herab, reißt Felsen, Bäume, kurz Alles, was ihr begegnet, mit sich fort,

*) Reisen durch die südlichen, westlichen und nördlichen Provinzen von Frankreich während der Jahre 1807 bis 1809 und im Jahre 1815. Bd. 1. Frankfurt a. Main. 1816.

und überströmt mit einem Male ein ganzes Thal mit seinen Bewohnern. Kaum ist hier ein Entrinnen möglich, und wer nur sein Leben rettet, kann von Glück sagen; denn das Getöse, womit die Erscheinung begleitet ist, überrascht den Menschen so grauenvoll, daß er oft alle Geistesgegenwart verliert, und statt dem Unglücke auszuweichen, hineinrennt." — Auch in diesem 1846sten Jahre verursachten am Ausgange des Augusts Regengüsse entsetzliche Verheerungen in den Gebirgen der Gemeinde Dornbirn und Hohenems; mehr als dreißig große Erdabsitzungen hatten dabei Statt, welche die Gebirgsbäche sehr anschwellten, die kaum glaubliche Steinmassen vor sich herschoben. Der verursachte Schaden läßt sich nicht genau angeben, wird aber auf 60 bis 80,000 Fl. geschätzt. In Nenzing durchbrach der Mengbach in dem Dorfe eine Muhr, wodurch auch die Wasserleitung der Gemeinde-Mühle zerstört wurde. In den Berggütern sind viele Bergabsitzungen vorgekommen. So riß das Wasser in Frastanz in der Nacht zum 23. August die Brücke über den Saminabach zum ersten Male, am 24. die Nothbrücke zum zweiten Male, und am 30. eine Nothbrücke zum dritten Male fort. Der Schaden wird hier auf ungefähr 100,000 Fl. geschätzt, dabei verloren die Gemeinden Viktorsberg, Laterns und Dasind ihre Kommunikationswege durch die Strömung des Wassers. Was daher, wie schon bemerkt, der Fleiß des Landmannes bauet, wird ihm hier oft durch die Fluth zerstört. — Im Allgemeinen rechnet man beim Ackerbaue den Gewinn des Getreides jährlich im Durchschnitt auf 2,800,000 Star, und den Mais oder Kukuruz auf 697,712 Star. Man bereitet in Tyrol aus dem Mais das Türkenmus (s. Th. 190, S. 416). Das gewonnene Getreide ist aber nicht hinreichend, das ganze Land damit zu versorgen, deshalb nimmt es seinen noch fehlenden Getreidebedarf

größtentheils aus Bayern, und erfreut sich in dieser Hinsicht einer besonderen Begünstigung, indem bloß die Hälfte des gewöhnlichen Oesterreichischen Eingangszolles erhoben zu werden pflegt. Im Jahre 1846 hat indessen die Bayersche Regierung bei der Theuerung des Getreides, die Erhebung eines Getreideausfuhrzolles von 25 Prozent nach dem Werthe eingeführt; da nun dieses eine bedeutende Aufregung und Furcht vor Hungersnoth in Tyrol erzeugte, so hat die Oesterreichische Regierung für gut gefunden, um den regelmäßigen Gang des einmal sich gebildeten Verkehrs, so wenig, als möglich, zu unterbrechen, die Getreideausfuhr zu beschränken. — Der Flachs- und Hanfbau ist nicht bedeutend, eben so die übrigen Früchte des Feldbaues, außer Tabak, der hier eine größere Zahl von Anbauern findet; dagegen wird der Weinbau und der Obstbau sehr stark betrieben, überhaupt der Gartenbau. Wein wird in guten Jahren an 600,000 Wiener Eymer gewonnen, den Eymer zu 15 Maaß in Wien gerechnet. Den besten Wein liefert das Ufer des Etschflusses, davon sie auch den Namen der Etschweine führen. Man hat rothe und weiße; die Letzteren sind die besten. Die rothen Weine sind sehr gedeckt, haben einen lieblichen Geschmack, kühlen den Gaumen, und haben dabei noch einen eigenthümlichen Nachgeschmack. Wenn sie noch jung sind, führen sie gemeiniglich etwas Bodensatz bei sich, und dieser hängt ihnen auch noch an, wenn sie schon auf Bouteillen gezogen worden. Uebrigens sollen sich die Tyroler Weine nicht leicht über vier oder fünf Jahre halten, in welcher Zeit sie noch gut abgewartet werden müssen, wenn sie nicht verderben sollen. Man hüte sich, sie in großen Fässern anzustechen, denn in solchem Falle werden sie leicht schal und verriechen. Der Traminer oder Marziniun, vom Dorfe Tramin an der Etsch, mehr oder weniger röthlich,

wird für den besten gehalten. Auf diesen folgt der Brixener, besonders der rothe, der noch stärker ist und gewässert werden kann. Auch um Botzen und Trient wachsen gute und schmackhafte Weine. Die weißen Weine, die gegen Görz und Gräz zu wachsen, sind sehr substantiöse. Auch die Einwohner von Pergine treiben starken Weinbau. Die berühmtesten unter den Tyroler Weinen sind der Leibacher, Altpfeifer, Kichelberger, Zischigner und Cocci à d'Oro. Das Ausland empfängt diese Weine entweder von Inspruck, Brixen, Botzen und Trient, oder von Augsburg und Salzburg. Man verschickt sie in Gebinden, welche 2 Ohm oder 4 Eymer und darüber enthalten. Zu Inspruck hält der Eymer 40 Maaß, zu 4 Seideln; er ist dem Oesterreichischen gleich. — Außer den gewöhnlichen Obstsorten, worunter man besonders schöne Kirschen, Weichsel- und Borstorfer-Aepfel ꝛc. hat, werden in Südtyrol viele Südfrüchte gezogen, besonders viele Citronen; so liefert das Landgericht Riva im Roveredoer Kreise jährlich an 30,000 Stück ausgesuchter Citronen in den Handel; dann Feigen, Orangen, Oliven, getrocknete Weinbeeren oder Rosinen ꝛc.; s. oben, S. 54. — Auch die Waldnutzung giebt einen bedeutenden Zweig der Industrie ab; sowohl werden die Baumstämme zu Nutzholz, als auch zu Brenn- und Kohlenholz verbraucht. Man rechnet über 160,000 Stämme Nutzholz, und 800,000 Klafter Brenn- und Kohlenholz. — Von der Jagd werden besonders die Gemsenfelle und die Felle der andern wilden und jagdbaren Thiere benutzt, so auch das Fleisch ꝛc. von dem erlegten Wildprette. — In der Viehzucht wird besonders die Rindvieh- und Ziegenzucht stark betrieben, wegen der schönen Weiden auf den Alpen; die Pferdezucht wird zwar betrieben, besonders in Vinstgau und auch an andern Orten, aber nicht bedeutend; dagegen werden mehr

Esel, die als Lastthiere gebraucht werden, gezogen. Die Rindviehzucht giebt hier dem Landmanne nicht nur den größten Theil seiner Nahrung, sondern veranlaßt auch einen starken Käse-, Butter- und Kälberhandel. Die Schafzucht ist nicht unbedeutend, nach Petri (das Ganze der Schafzucht, Th. 1, Wien, 1825, S. 96) beträgt die Anzahl der Schafe in Salzburg und Tyrol 100,000 Stück; auch wird die Schweinezucht nicht vernachlässiget. Bei der Viehzucht benutzt man auch die Baumblätter, besonders nach der Italienischen Grenze zu. Die ganze schöne Landschaft umher zeigt eine unendliche Menge von abgelaubten Bäumen, Eschen, die der Landmann zum Winterfutter für sein Vieh gebraucht. Das Vieh soll die Blätter sehr gern fressen und sich dabei wohl befinden. Ein einziger Baum giebt eine reiche Ausbeute und erfordert wenig Zeit, um ihn zu entlauben. An tauglichen Bäumen ist auch kein Mangel, da nicht bloß die Esche, sondern auch die Blätter der Ulme und Eiche dazu benutzt werden können. Außer dem gemeinen Federviehe, das auf den Höfen gezogen wird, beschäftiget man sich noch besonders mit der Zucht von Kanarienvögeln. Hauptsächlich zeichnen sich die Einwohner des Marktfleckens Imst in dem Ober-Innthaler- oder Imster-Kreise darin aus, die einen Handel mit diesen Vögeln nach Rußland und der Türkey treiben, der einen jährlichen Gewinn von 37,000 Gulden abwirft. Die Tyroler Kanarienvögel zeichnen sich besonders durch mehrere Strophen des Nachtigallenschlages, den sie in ihre Melodien mischen, aus, deshalb nennt man sie auch Tyroler Sänger; sie werden auch in Deutschland gesucht, obgleich man dergleichen Schläger zu ziehen auch hier schon längst angefangen hat; sie sind aber nicht so häufig, wie in Tyrol, wo man sich schon lange mit dieser Zucht, um daraus Gewinn zu ziehen, abgegeben hat; denn die Tyroler,

Schweizer und Italiener waren die Ersten, die im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte Hecken dieser Vögel anlegten und sie fortpflanzten, da die Spanier, wegen der starken Ausfuhr der Hähne mit den Handelsschiffen aus den Canarischen Inseln, diese Ausfuhr zu der Zeit verboten hatten. — Der Fischfang liefert hier verschiedene Flußfische: Lachse, Karpfen, viele Hechte und Huchen, Forellen ꝛc. ꝛc. — Die Bienenzucht wird wegen des Honigs und Wachses, aber doch nicht so bedeutend, als die Seidenraupenzucht, betrieben, die besonders im südlichen Theile Tyrols viele Menschen beschäftiget. In der Gegend von Roveredo und Botzen wird viel Seide von vorzüglicher Feinheit und Güte gewonnen. Diese Seide hat einen blendenden Glanz; besonders steht die Seide von Roveredo im Rufe; denn sie zeichnet sich durch ihr schönes weiches Gespinnst aus, und geht vorzüglich nach Oesterreich, England und der Schweiz. Wie stark der Seidenbau betrieben wird, geht daraus hervor, daß jährlich an 3,200 Centner Seide gewonnen werden. — Das Mineralreich, überhaupt der Bergbau, beschäftiget viele Menschen und gewährt eine nicht unbedeutende Ausbeute an verschiedenen Erzen und Steinen, wie schon oben, S. 55, erwähnt worden. Die wichtigsten Bergwerke sind zu Schwatz, im Gericht Kitzbühel und Rattenberg, zu Aren im Pusterthale, bei Clausen, auf dem Schneeberge bei Sterzingen, zu Uemst und Nassareit, zu Prat, Persen, in Primör ꝛc. Gold wird nur sehr wenig gewonnen, und solches aus den Rohr- und Heinzenbergischen Goldbergwerken in der Nähe des Zillerthales; auch führen einige Flüsse, wie die Isar und der Inn, Goldsand bei sich. Silber, wie schon oben angeführt worden, nur 2000 Mark jährlich, dagegen Kupfer, welches sehr geschmeidig ist, 1200 Centner, Bley 400 Centner, Eisen 15,890 Centner, Galmey und Zink

1482 Centner; dann die übrigen, schon oben angeführten Metalle und Halbmetalle oder Erze. Marmor an der südlichen Gebirgskette, in einer Länge von mehr als vier Meilen, besonders am Mittenwald und Mitterwald, namentlich im Bruche ober Mörling, so schön, wie in Carrara; Alabaster, der im Thale Gröden hinter Clausen bricht, und von dem die daselbst wohnenden Steinmetzen und Bildhauer schöne Sachen verfertigen, mit welchen sie überall hin handeln; Bergkrystall, blaue und grüne Farbenerde, Flintensteine (beim Marktflecken Avio ein bedeutender Flintensteinbruch), Steinsalzsaline zu Hall, wozu der Salzstein aus dem eine Meile entfernten 5088 Fuß hohen Salzberge gegraben, in Wasser aufgelöset, und in hölzernen Rinnen in die Siedpfannen zu Hall geleitet wird. Die Saline beschäftiget 700 Menschen, und liefert jährlich über 300,000 Centner Salz; Torfgräbereyen; Steinkohlenwerke; Gesundbrunnen und Bäder. — Ein nicht unwichtiges Bergwerksprodukt in Tyrol ist die Gewinnung des Stein- oder sogenannten Dürschenöls. Der Stein, aus dem es gewonnen wird, kommt in demjenigen Kalkhauptgebirgszuge vor, welcher an der nördlichen Grenze Tyrols sich gegen Westen an die Schweizerischen Alpen, gegen Osten aber an die Salzburgischen ungeheuren Kalkberge anschließt, und welchen der Inn von Westen her von den Schiefergebirgen bis auf Schwatz trennt, von da aus sich aber zwischen Erstern eingeschnitten hat, und so seinen Lauf gegen Osten fortsetzt. Dieses Gebirge ist schon darum merkwürdig, weil man darin viele Steinabdrücke oder Typolithen und sonstige Versteinerungen findet. So findet man bei Erl unter Rattenberg in rothen Kalkstein verwandelte Amonshörner; bei Häring, nicht fern von Kirchbichel, einen

mächtigen Steinkohlengang; wenige Klafter davon im Kalksteine, schwarze Pflanzenabdrücke und Chamiten. Bei Breitenbach und im Moserthale unterirdische Holzkohlen; im Brandtenberge, in der Alpe Krumpach, in dunkelgrauem stinkenden Kalksteine Volutiten und viele Turbiniten: am Sonnenwendjoch Trochiten, Buciniten, Turbiniten, Chamiten, Madreporiten im aschfarbenen körnigen Kalksteine; auch Kiesnieren; am Salzberge bei Hall Muschelmarmor; in der Schicht bei Münster und am Pomperberge Steinkohlen. Der sogenannte Oelstein oder Stinkstein, ein mit stinkendem Bergöle gesättigter Kalkstein, woraus das Dürschenöl gewonnen wird, kommt nur im Achenthale und bei Seefeld ober Inspruck in einem blättrigen grauen Kalksteine vor. Der beste oder weiche Oelstein ist schwarz, sehr feinkörnig, im Bruche muschelförmig, glänzend, fein schimmernd und klingend. Gegen die Sonne gehalten, zeigen sich in dessen Gewebe schöne Regenbogenfarben, die aber mit unbewaffnetem Auge kaum gesehen werden können. In diesem Oelsteine kommen auch verharzte Fische vor, die zwar sehr dünn zusammengedrückt, aber an den erhabenen Schuppen noch kenntlich genug sind, daß sie zu dem Geschlechte Cyprinus leuciscus, Linn. gehören; man findet sowohl kleine, als auch ziemlich große und ganze verharzte Fische dieser Gattung. Aus dem Achenthaler Stinkstein wird nicht so viel Oel gewonnen, als aus dem Seefelder. Den Namen Dürschenöl hat dieses Produkt von einem gewissen Dürsch erhalten, welcher das Oelbrennen erfunden haben soll. Zu dem Stein- oder Dürschenölbrennen sind in Seefeld acht Oelbrenner, und im Achenthale nur Einer berechtiget, die ihre Gerechtigkeit von dem Kaiserlich Kö-

niglichen Ober-Jägermeister-Amte in Inspruck erhalten müssen. Die Seefelder dürfen ein Jeder derselben mit nicht mehr als sechs Häfen oder Töpfen brennen; der Achenthaler kann sich aber acht Häfen bedienen. Sämmtlichen Brennern ist die jährliche Brennzeit am St. Veitstage oder vom 15ten Juny bis auf Mariä Geburt oder den 8. September, mithin zwölf Wochen, vorgeschrieben, die sie nicht überschreiten dürfen. Diese Einschränkung, sowohl in Hinsicht der Zahl der Brenner, als auch der Häfen oder Töpfe und der Zeit des Brennens, ist wegen der Waldungen eingeführt, damit diese nicht von den Oelbrennern zu sehr angegriffen werden sollen. Um dieses Oel zu verfertigen bedienen sich die Oelbrenner der Passauer Schmelztiegel, die einen Fuß sechs und einen halben Zoll Höhe und oben einen Fuß Weite haben. Diese Tiegel werden nun mit dem mit der Keilhaue, auch mit Schlägeln und Eisen, herausgehauenen Oelstein angefüllt, davon ein jeder dreißig bis vierzig Pfund Seefelder, vom Achenthaler, der schwerer ist, fünf und funfzig Pfund fassen kann. Ueber jeden gefüllten Tiegel wird ein rundes, ein achtel Zoll dickes und im ganzen Durchmesser bei vierzehn Zoll weites Eisenblech mit zähem Thone aufgekittet. Das Blech ist am Rande an drei Zoll breit, um auf den Tiegel gut aufgelegt werden zu können. Von diesem Rande ist solches gegen die Mitte zu etwas ausgebogen oder gewölbt, und in der Mitte in einem Durchmesser von vier Zollen, mit dreißig Löchern, gleich einem Hanfkorne groß, versehen. Vor jedem Tiegel wird ein gemeiner irdener, an sechs bis sieben Zoll hoher, und an fünf bis sechs Zoll oben weiter Kochtopf in die Erde eingegraben, so daß dessen oberster Rand anderthalb Zoll unter der Oberfläche des zum Brennen erwählten Platzes eingesenkt steht. Hierüber

wird nun der mit Oelsteinen angefüllte, und mit dem Bleche versehene Tiegel so gestellt, daß die Oeffnung mit dem Bleche auf den eingegrabenen Hafen oder Topf so zu stehen kommt, daß die Löcheröffnung gerade auf die Mitte des Topfes kommt, Jeder Oeltopf hat unten am Boden eine Oeffnung in welche eine hölzerne Röhre eingreift, die darin fest verkittet wird. Das andere Ende der Röhre wird in einen hölzernen Kühlkübel geleitet, der auf einem von dem Feuer etwas entfernten Orte steht. Das Rohr, bis zu der Ausleitung, und der Topf werden nun, wie gewöhnlich, eingegraben. Die Röhren sind gemeine hölzerne, 2 Zoll weite Brunnenröhren. Sie werden von allen sechs Töpfen in einen Kühlkübel zusammengeführt. Mit dieser einfachen Vorrichtung gewinnen die Oelbrenner den Vortheil, daß sie ihre einmal eingegrabenen Töpfe durch die ganze jährliche Brennzeit stehen lassen können. Die ganze Brennarbeit wird von den Oelbrennern eine Hitze genannt. Mit Inbegriff der nöthigen Vorbereitungen werden mit sechs Häfen oder Töpfen in vier und zwanzig Stunden zwei dergleichen Hitzen gemacht. Die Töpfe stehen drei in einer Reihe, 11 Zoll von einander entfernt eingegraben, folglich bleiben zwischen den darauf gestürzten noch einmal so weiten gefüllten Tiegeln 5 Zoll Zwischenraum übrig. Es wird nun zwischen und über die Tiegel Holz angelegt, angezündet, und das Feuer acht bis neun Stunden heftig unterhalten. Wenn die Steine gut ausgebrannt worden, so giebt der Centner von dem besten Seefelder Oelstein 69, und der Achenthaler nur 40 Pfd. Steinöl sammt Pflegma. Da aber die Seefelder Oelsteine mehr oder weniger Oel enthalten, so fällt auch das aus denselben erhaltene Steinöl dicker oder dünner aus. So giebt z. B. der weiche Oelstein ein sehr dickes, und der soge-

nannte Schimmel ein viel dünneres Oel. Es liegt aber den Oelbrennern daran ein Steinöl von einer mittelmäßigen Consistenz zu erhalten, weil sie solches am besten verkaufen können. Sie suchen daher ihre Oelsteingattungen mit einander so zu vermischen, daß sie dasjenige Steinöl erhalten, welches zu ihrer Absicht am besten ist. So folgt, beim Anfange des Brennens der Seefelder Oelsteine auf das Pflegma ein dünnes auf dem Wasser schwimmendes Oel, welches die Oelbrenner den Geist nennen, welcher, in einem Glase gerüttelt, halb durchsichtig und von einer grünlichen Farbe ist, die ins Rothe schimmert, in einem größeren Volumen undurchsichtig und dunkelgrün ist; man mischt ihn unter das übrige dickere Oel. Das dünne Steinöl hat eine syrubähnliche Consistenz, ist schwarz, an den Wänden des Glases herumgeschwänkt kaum ein wenig dunkelbraun durchsichtig; das bessere Oel ist ebenfalls schwarz, undurchsichtig, und dünn, von einer Honigdicke. Der nach dem Brennen in den Tiegeln zurückbleibende ausgebrannte Oelstein wird als unbrauchbar weggeworfen. Er ist schwarz und schlackenförmig schwammig zusammengesintert. Die Seefelder Oelbrenner erzeugen jährlich zusammen über 70 Centner Steinöl, die im Achenthale aber nur etwas über 3 Centner. Sie verkaufen dasselbe größtentheils in das Zillerthal, wo es die Abnehmer weiter verschleißen oder verführen, es besonders an die Oel- und Mithridatträger überlassen, welche dasselbe in kleine Gläschen vertheilen, und mit anderen Essenzen in fremde Länder bringen. Auch in Tyrol wird dieses Oel von dem niedern Volke als Arzneimittel verschiedentlich benutzt, besonders auch als Pflaster, mit Kalk und Baumöl vermischt, auf Wunden; auch beim Viehe wird es angewendet. — Die bedeutendsten Fabriken und Manufakturen

bestehen in den größeren Städten und einigen Marktflecken, namentlich in Inspruck, Botzen, Trient, Roveredo, Bregenz, Hall, Lienz, Riva, Imst, Schwatz ꝛc. in Leinen-, Wollen-, Baumwollen- und Seidenwaaren-Manufakturen, worunter Tuch-, Kattun-, Mousselin-, Batist- und Sammet-Fabriken (von den Seidenwaaren, welche um Roveredo von 4000 Seidenarbeitern verfertiget wurden, stieg der Werth sonst auf 36 Millionen Fl.); Englischen Garnspinnereyen, Wollenspinnereyen, Twistspinnereyen, Seidenfilatorien, Wollen-Decken-Fabriken, deren Hauptsitz, nämlich die Deckenweberey, zu Toblach an der Rienz ist. In der Gegend von Hall und Schwatz stricken die Tyrolerinnen baumwollene Strümpfe und Schlafmützen für die Krämer, Jahrmärkte und Messen Deutschlands. In Spitzenklöppeleyen mit 4000 Fl. jährlichem Gewinn, Bandfabriken, Nankingfabriken, Gerbereyen, Tornisterfellzurichtungen, Lederwaaren- und Handschuhfabriken, Gold- und Silberarbeiten, Glas- und Fayancegeschirr-Fabriken; Seilereyen, Färbereyen, Tabaksfabriken, Leonischen Drahtwaarenfabriken, Kupferdrahtziereyen; Bildschnitzereyen aus dem Holze der Zirbelnußkiefer, welche über dreihundert Menschen beschäftigen. Diese Schnitzarbeiten werden größtentheils nur an Winterabenden vorgenommen und die Arbeit theilt sich in Kinderspielzeug, Christus- und Heiligenbilder, Uhrkasten ꝛc. Diese Arbeiter bewohnen größtentheils das Thal Gardena oder Gröden, und werden Grödner genannt; sie besetzen sich auch in Italien, Spanien, selbst in Amerika, wo sie mit ihren schön gearbeiteten Holzwaaren einen Handel treiben; sie kehren aber zuletzt wieder in ihr Thal zurück und bringen eine ansehnliche Baarschaft mit. Die Frauen verfertigen Spitzen von Zwirn, und jedes Kind verdient vom siebenten Jahre an seinen Unterhalt damit.

Ferner findet man: hölzerne Häuser, Alpenhütten, Weinpfähle, von denen Bregenz allein jährlich 3,800,000 Stücke versendet; eine Salmiakfabrik zu Hall; Käsebereitungen, Rosoglio- und Kirschwasserbrennereyen, Brauereyen, Essigfabriken, Confitüren (besonders gerühmt in Botzen), Seifensiedereyen; Spiegel- und Glasschleifereyen; Gold-, Silber-, Eisen- und Kupferwerke, wozu auch die Schmelzhütten und Hammerwerke gehören, Messinghütten, Blechschlägereyen und Blechwalzwerke, Eisen-, und Messingwaaren-Fabriken, Sensenschmieden, eine Münze, Steinschneidereyen; Maultrommelfabriken. In den zehn oder zwölf Werkstätten, welche sich mit diesem Fabrikate in Riva am Gardasee beschäftigen, werden jährlich 3 — 4000 Packete, jedes von 10 Dutzend Maultrommeln verfertiget, wovon der größte Theil nach Genua und Livorno, und dann zur See in fremde Länder geht. Zur Belebung des Ackerbaues und der Gewerbe hat sich auch eine patriotische Gesellschaft zu Inspruck gebildet. — Wenn nun gleich nach den hier angeführten Manufakturen und Fabriken die Industrie sehr rege zu seyn scheint, so gewinnt sie doch eine andere Ansicht, wenn man anführen muß, daß jährlich 30 bis 40,000 Tyroler aus mehreren Gebirgsgegenden, z. B. aus dem Montasuner Thale auf 2 bis 6 Monate auswandern, um in der Schweiz und im südlichen Deutschland, als Zimmerleute, Maurer ꝛc., oder als Viehhirten zu dienen, und eine kleine ersparte Summe zurückzubringen, von der sie den Winter über zehren können, ohne diejenigen zu rechnen, welche der Handel mit Decken, Handschuhen, Holzschnitzwerken ꝛc. in die Fremde treibt; dann auch diejenigen, die als Alpensänger mehrere Länder Europas durchziehen. Mehrere Gewerbe sind durch die Kriege Frankreichs mit den Deutschen Staaten, die auch Tyrol hart

trafen, gesunken oder ganz ins Stocken gerathen, und haben sich bis jetzt noch nicht wieder heben können, da sich den Abnehmern der Waaren andere Kanäle eröffnet haben, und es auch am Gelde fehlt, um einen gesunkenen Gewerbszweig wieder in Thätigkeit zu setzen. Es fehlt nicht an Aufmerksamkeit von Seiten der Regierung, die den Tyrolern manche Begünstigungen gewährt, die ihre treue Anhänglichkeit verdient; allein es liegt einmal in den Zeitverhältnissen, die sich durch die Kriege, welche Deutschland im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts erschütterten und sein politisches und gewerbliches Daseyn umwandelten, entwickelten, und auch auf Tyrol ihre Wirkung zu äußern nicht verfehlten. Uebrigens sind die Manufakturwaaren und Fabrikate, welche Tyrol liefert zum Theil vortrefflich und stehen keinen anderer Länder nach. Die Seidenwaaren im südlichen Tyrol, zu Roveredo und Trient, sind schön und haben auch eine schöne Farbe, welches von guten Färbereyen zeugt; vortreffliche Handschuhe von Ziegenfellen und Gemsenleder, schöne Wollenteppiche, besonders im Pusterthale, schöne Leinwand, auch Batist-, Mousselin- und Kattun-Waaren, und gute Fabrikate in Kupfer und Eisen; schöne Holzschnitzarbeiten, besonders in Figuren mannigfaltiger Art; auch in den Arbeiten der gewöhnlichen Handwerker findet man die Fortschritte in der Zeit bewährt. — Was den Handel Tyrols betrifft, so wird derselbe durch die Flüsse und Landstraßen sehr befördert. Zu den Ersteren gehört die Etsch, der Inn und die Brenta, und zu den Letztern besonders die Land- und Handelsstraße von Tyrol über Bormio und Sandrio nach Mayland, und von Toblach in Tyrol über Belluno, Treviso rc. nach Venedig, und die Straßen nach der Schweiz und nach dem südlichen Deutschland. Handelsstädte

sind Botzen, Roveredo, Trient, Bregenz ꝛc. Ausführartikel sind: Weine, jährlich 32,000 Eimer, Obst (5000 Centner) worunter die edleren Südfrüchte, wie Citronen, Orangen, Feigen ꝛc., nicht mit begriffen sind, getrocknete Blätter des Perrückenbaumes (Rhus cotinus) zum Lederfärben, Salz, Eisen-, Messing- und Kupferwaaren, besonders Maultrommeln oder Brummeisen, Seide und Seiden-, Baumwollen- ꝛc. Waaren, Wollenteppiche, Handschuhe von Ziegen- und Gemsenfellen, Holzschnitzwaaren (260 Kisten, jede zu 150 Fl. gerechnet). Mit dem Handel dieses Artikels beschäftigen sich über hundert junge Leute; sie haben 1818 über Straßburg freie Durchfuhr, und einen Seehafen nach England und Amerika erhalten, mit welchem letztern Lande ansehnliche Geschäfte gemacht werden. Dann: hölzerne Häuser und Alpenhütten, welche zu Schiffe nach der Schweiz gehen; (zu Appenzell wird ein größeres hölzernes Haus mit 7 — 800 Fl. bezahlt); Bauholz, welches nach Venedig und bis nach Afrika geht ꝛc. Hier ist nun noch der schon oben, S. 73, angeführte Handel mit Kanarienvögeln, und der Bilderhandel, den die Einwohner von Cinte und Castello im Thale Tessino durch Deutschland, Italien, Frankreich, Rußland Schweden ꝛc. treiben, zu erwähnen. Für den Seidenhandel ist besonders Roveredo wichtig; denn es hat große Seidenspinnereyen, Seidenfärbereyen und Seidenhandlungen. Noch in seiner glänzendsten Periode, in dem ersten Lustre dieses Jahrhunderts, hatte es 47 Filatorien, 7 Seidenfärbereyen und 20 Seidenhandlungen, die hier mehr als 200,000 Gulden Geschäfte nach Botzen, Lyon, Wien, Leipzig, Frankfurt, Berlin ꝛc. machten. Diese Bedeutung hat der Seidenhandel nicht mehr, da sich Concurrenzen in andern Stoffen, besonders in Wolle, eröffnet ha-

ben, die ihm schaden, und die durch die Französisch-Deutschen Kriege hervorgerufen worden; indessen ist der Handel damit immer noch ansehnlich, besonders mit der vorzüglichen Nähseide, die hier gemacht wird. Die Ausfuhr beträgt an 3,200,000 Gulden, und die Einfuhr, 2,700,000 Gulden so daß noch ein Ueberschuß von 500,000 Gulden dem Lande verbleibt. Die Importen bestehen größtentheils in Kolonialwaaren aller Art, die zur Consumtion in den Städten und zur Verarbeitung in den Gewerben dienen. Auch der Speditions- und Zwischenhandel ist wichtig, Letzterer besonders durch die Messen, welche jährlich in Botzen gehalten werden, worauf ehemals ansehnliche Geschäfte gemacht wurden, da sich hier die Hauptstraßen nach Deutschland, Italien und der Schweiz durchschneiden, und Deutsche, Schweizer und Italiener in Menge dahin kamen; allein jetzt schadet der starke Schleichhandel auf dem Comersee dem ehemals berühmten Botzner Meßhandel. Die vier Botzner Messen sind Fiera 1) di Quadrogesima; 2) di Corpus Domini, 3) d'Egidio, und 4) di St. Andrea oder Mitfasten-, Frohnleichnams-, Egidien- oder Bartholomäi- und Andreas-Markt. Die drei ersten gehen den ersten Werktag nach dem Sonntage Oculi, nach dem Frohnleichnamstage und Mariä Geburt, und die vierte den 1. Dezember an, wenn es kein Sonntag ist. Jede Messe dauert funfzehn Tage in welcher Zeit vom 6. bis 12. Tag acceptirt und vom 13. bis zu Ende rescontrirt wird. Zum Baarzahlen hat man noch zwei Tage, an dessen Letztem man, wegen Mangel an Zahlung, protestiren lassen kann. Alle auf Botzen gezogenen Wechsel müssen unmittelbar an Jemand zu bezahlen gestellt seyn, weil alle indossirten Wechsel, und solche, deren Zahlung an mehr als eine Person geleistet werden soll, verboten sind. Speditionshandel wird in Inspruck, Ro-

veredo, Lienz, Feldkirch ꝛc. betrieben. Riva ist ein Stapelplatz größtentheils für Getreide. — Man rechnet hier nach Gulden und Kreuzer, den Kreuzer zu 4 Pf., wie in den übrigen Deutschen Theilen des Oesterreichischen Kaiserthums; auch cursirt hier das Oesterreichische Papiergeld. — Vom Handelsgewichte hält der Saum 4 Centner zu 100 Pfund. Das Pfund ist 10,426 Holl. As, folglich $6\frac{15}{16}$ schwerer, als das Berlinische. Das Tyroler Pfund hält richtig 11,707 Holl. As, und ist $20\frac{1}{16}$ Prozent schwerer, als das Berliner Pfund. — Vom Getreidemaaße soll der Botzner Star die halbe Wiener Metze seyn, und $1768\frac{1}{2}$ Franz. Kubikzoll enthalten. Der Tyroler Kornstar enthält 1541 Franz. Kubikzoll und ist $77\frac{7}{8}$ Prozent kleiner, als der Berliner Scheffel. Vom Getränkmaaße soll der Yhren oder Ueren so viel als 1 Wiener Eymer; der Ziment so viel als 1 Seidel seyn. Das Tyroler Getränkmaaß hält $40\frac{4}{5}$ Franz. Kubikzoll und ist $49\frac{1}{2}$ Prozent kleiner, als das Berliner Quart. Das Oelmaaß soll der Muth ungefähr 124 Berliner Pfund enthalten. Vom Ellenmaaße hält die Botzner Elle 350,3 Franz. Lin. und ist $18\frac{1}{4}$ Prozent länger, als die Berliner Elle, und der Tyroler Fuß hält 148,2 Franz. Linien, und ist $6\frac{7}{16}$ Prozent länger, als der Rheinländische Fuß — Die verschiedenen Stände sind in Tyrol. Der geistliche Stand, der Adelstand, der sich hier, wie in den übrigen Deutschen Provinzen Oesterreichs, in den Herren und Ritterstand, und in den niedern Adel theilt, der Bürgerstand und der Bauernstand. Die Prälaten und der vornehme Adel sind hier zum Theil reich, und die Bürger und Bauern zum Theil Wohlhabend. Der Bauernstand hat hier die Landstandschaft. Die Abgaben bestehen in Grundsteuer, Kopfsteuer, Vermögen- oder Klassensteuer, Gewerbesteuer, Zöllen,

Mauthen ꝛc. Die Einkünfte betragen an vier Millionen Gulden. — Was die Militair-Angelegenheiten betrifft, so hat das Land keine Conscription; es stellt bloß ein Jägerbataillon und vier Bataillons Infanterie. Die Hauptfestung ist Kufstein oder vielmehr Geroldstein dabei, deren Werke größtentheils in Felsen gehauen sind. Das Militair-Kommando steht unter dem zu Grätz, und die Artillerie-Direktion ist zu Inspruck. — Die Landesverfassung ist monarchisch. Das Wappen ein rother Adler im silbernen Felde. — Nach der neuen ständischen Verfassung Tyrols vom 24. März 1816 wird dieses Land durch vier Stände, den Prälaten-, Herren- und Ritter-, Bürger- und Bauernstand repräsentirt. Alle Stifter und Kapitel, in so fern sie noch bestehen oder wiederhergestellt werden, wie auch alle Mitglieder des Herren-, Ritter- und Adelstandes, und die Städte und Gerichte, welche vor der Abtretung des Landes der Matrikel einverleibt waren, treten wieder in ihre Rechte und Theilnahme an der Landstandschaft ein. Die Führung der ständischen Matrikel und der Vorschlag zur Aufnahme in solche wird dem Landmarschall und den Verordneten des Herren-, Ritter- und Adelstandes gestattet, doch behält der Kaiser sich die Aufnahme in die Landesmatrikel in Ansehung aller vier Stände vor. Trient und Brixen werden als Landestheile der Provinz Tyrol erklärt, und in denselben die vier Stände constituirt. Den Ständen wird die Evidentalhaltung, Repartirung und Einhebung der von der Regierung auf Grund und Boden gelegten Steuern und der damit im Zusammenhange stehenden Leistungen übertragen; doch ist ihnen keineswegs gestattet, ohne landesherrliche Genehmigung zu was immer für einen Zweck Steuern und Abgaben auszuschreiben. Das Recht der Besteuerung behält sich die Regierung nach seinem ganzen Umfange

vor; doch soll die beschlossene Ausschreibung der Grundsteuer den vier Ständen in Form eigener Postulate bekannt gemacht werden. Den Ständen ist das Recht unbenommen, in ihren gesetzmäßigen Versammlungen Bitten und Vorstellungen im Namen des Landes unmittelbar an den Kaiser einzusenden oder dem Landesgubernium zu überreichen. Zur Absendung von Deputationen an das Kaiserliche Hoflager wird die höchste Genehmigung erfordert. Den Ständen wird die freie Wahl der Deputirten zu den ständischen Versammlungen gestattet. Alle Beschlüsse des Landtages, wenn sie nicht auf bloße Vorstellungen und Bitten gerichtet sind, müssen zur höchsten Genehmigung vorgelegt werden. Der Tyroler Landtag theilt sich 1) in den allgemeinen offenen Landtag, wo die Stände Mann für Mann versammelt sind, und der nur bei Erbhuldigungen ꝛc. zusammenberufen wird; 2) in den großen Ausschuß, auf dem die 52 nach Vorschrift gewählten Vocalen und zwar aus jedem 13 erscheinen, und die Landesangelegenheiten in jährlichen Zusammenkünften abhandeln, und 3) in den kleinern Ausschuß, der die laufenden Geschäfte besorgt. Die ehemalige ständische Verfassung, worauf sich diese neue gründet, bestand aus dem Landeshauptmann, aus den Verordneten aus dem Prälatenstande, welche waren: die Pröbste zu Grieß, Neustift und Wiltau, der Abt zu Stambs, und die Pröbste zu St Michael, St. Jörgenberg und Marienberg, aus den Verordneten aus dem Ritterstande, den Verordneten von den Städten Meran, Botzen, Inspruck, Hall und Sterzing, und aus den Abgeordneten aus den Gerichten und vom Bauernstande aus den sechs Vierteln, worein damals das Land getheilt war. Die Hochstifte Trient und Brixen, nebst den Domkapiteln waren dabei conföderirt. In dieser Verfassung wurden die dem Lande ertheilten Vorrechte und Freiheiten bewahrt, zu wel-

chen vorzüglich gehörte: daß der Landesherr ohne der Stände Bewilligung keine neuen Auflagen oder Steuern ausschreiben noch fordern konnte; auch stellte er, so oft dergleichen von den Ständen bewilliget worden, einen Revers aus, daß es ohne Nachtheil der Freiheiten des Landes geschehen. Bei diesem Landschafts-Kollegium befand sich ein Ober-Einnehmer, auch eine Geschäftskanzley. — Die Verwaltung besteht in dem höchsten Kaiserl. Königl. Landesgubernium zu Inspruck, dessen Gouverneur (1835) der Graf von Wilczek ist, und in dem obersten Appellations- und Kriminalgerichte daselbst; dann bestehen noch in einigen Städten für Handels- und Wechselgegenstände Merkantil- und Wechselgerichte: in Inspruck zugleich Stadt- und Landrecht; in Botzen zugleich Civil- und Kriminalgericht, und so auch zu Trient, Roveredo und Feldkirch. In Hall am Inn ist auch der Sitz der Kais. Königl. Tyrol-Voralbergischen Berg- und Salinen-Direktion und des Berggerichts, und Berggerichtessubstitutionen zu Kitzbichl, Schwatz, Imst, Lienz, Sterzing, Ahren, Clausen ꝛc. Provinzialstrafhaus und Sparkasse in Inspruck, Arbeits-, Waisen- und Findelhäuser in Trient ꝛc. — Auch hat dieses Land zwölf Erbämter, welche sind: das Erbland-Hofmeister-, Kämmerer-, Marschall-, Stallmeister-, Vorschneider-, Mundschenken-, Truchsessen-, Jägermeister-, Silberkämmerer-, Küchelmeister-, Stäbelmeister- und das Falkenmeister-Amt. Das letztere Erbland-Amt ist jedoch schon nach der Mitte des verwichenen Jahrhunderts aufgehoben worden; ob es jetzt, da man in einigen Landen wieder anfängt, Falken zur Jagd abzurichten, auch hier wieder hergestellt worden ist, kann nicht angeführt werden.

Tyrol ist eines von den bereisesten Ländern Europas; Reichthum allein reicht nicht hin seine Schönheit, nach Inglis zu genießen; denn ein tüchtiger Fuß-

gänger sieht mehr, als ein Weichling im Wagen. Malerisch-romantische Landschaften, ursprüngliche Einfachheit, und scharf abgegrenzte Sitten sind die größten Reize für den Touristen in Tyrol. Eines seiner einladensten schönsten Thäler ist dasjenige, welches einen Kanal für den Non, einen Fluß, der sich mit der Etsch vereiniget, bildet. Obgleich durch zwei besondere Namen unterschieden (der obere Theil heißt nämlich Val di Sole, der untere Val di Non) so ist es doch durchaus nur ein Thal. Es ist großartig und überraschend; denn es gleicht mehr einer Kette von Bergen oder Schluchten, als einem Thale. Es gebricht der Landschaft nicht an interessanten Gegenständen, wie Schlösser, Dörfer, und Weinberge. Viele Einwohner von Trient haben sich hier Häuser erbauet, die sie den Sommer über bewohnen, um die schöne Natur zu genießen. Die dahin führenden Pfade sind nicht zu jeder Jahreszeit gangbar. Eles, auf dem rechten Ufer des Non, ist ein kleines unbedeutendes Dorf, wo Seidenzucht betrieben wird, und eine Seidenmanufaktur besteht. Auch für Reisende, welche ihrer Gesundheit wegen gern gebirgigte Gegenden besuchen, ist Tyrol eben so zu empfehlen, als die Schweiz; nur ist, wie in allen gebirgigen Gegenden, schönes Wetter den Reisenden zu wünschen; denn es giebt vielleicht keine unangenehmere Reise, als diese, wenn der Himmel ungünstig ist. Die ungeheuern Berge Tyrols sind dann in Nacht gehüllt, und drängen sich so beengt um den Reisewagen, daß das Gemüth drückend befangen wird. Auch bei hellem Wetter fehlen auf den Gebirgen des Morgens die Nebel nicht; allein diese zeigen die Natur in so mannigfaltigen Spielen, daß die Aufmerksamkeit darauf unaufhörlich rege erhalten wird. Man fährt z. B. einen Augenblick im dichtesten Nebel, und im andern erhebt sich über demselben eine klare purpurrothe Py-

ramidenspitze; ein frischer Wind jagt das Gewölk in die Tiefe, und eine majestätische Gebirgs-Ansicht steht hell vor dem Auge. Hier überrascht den Wandrer plötzlich auf den höchsten Höhen ein See, der, wie ein Spiegel, aus dem Abgrunde herauflacht, dort begleitet ihn ein wilder Bergstrom in mancherlei Kaskaden neben dem Wege. An gewaltigen Felsenlichtern steigt das Auge kühn empor und ruht auf dem schönsten Rasen und in Wäldern der Tiefe wieder aus. Oft ist die Straße mit unglaublicher Kraft durch die Felsen gesprengt, oft mit vielem Fleiße neben Abgründen hingeleitet; bald schlängelt sie sich in freundlichen Ebenen durch artige Dörfchen; bald erhebt sie sich keck in die Höhe, und senkt sich zwischen Felsenklüften schwindelnd hinab. Wo man auch die höchsten Höhen erreicht zu haben glaubt, fährt man immer noch durch Thäler hin; neben dem Wege liegen ungeheure Steinblöcke, die sich von den Gebirgen abgelöset und herabgestürzt haben. So wie diese wildromantische Natur das Gefühl des Reisenden von der einen Seite emporhebt, so genießt er auch von der andern die Freuden der Tafel; denn an guten Wirthshäusern fehlt es Tyrol nicht. Man erhält die größte Bequemlichkeit fast in jedem Dorfe; denn man findet in den dazu eingerichteten Häusern gute, oft elegante, immer aber sehr reinliche Zimmer, mit weiß überzogenen bequemen Betten versehen. Eine Stunde, oft auch nur eine halbe Stunde nach der Ankunft, wird schon das trefflich bereitete Mahl aufgetischt, aus Fleischsuppe, Fisch, Wildbraten, delikater Mehlspeise bestehend, und zum Desert Confekt und Früchte. Dazu wird ein guter Landwein gereicht, der in scharfem und süßem besteht, worin man die Wahl hat, und der dem Bourdeauxweine an die Seite zu setzen ist. Die Bedienung ist schnell und freundlich, und die Zeche nur mäßig, mäßiger, als in der Schweiz. Berücksichtiget man nun

die zauberischen Aussichten, die wohlunterhaltenen Chausseen, die gute Postfahrt, mit höflichen Postillionen und willigen Posthaltern, so bleibt dem Reisenden gewiß wenig zu wünschen übrig, wenn das Wetter, wie schon gesagt, schön ist. Die Nähe von Italien giebt sich überall in Tyrol kund; schon die Bauart der Häuser ist mehr im Italienischen Geschmacke; auch verräth die Lebensart diese Nachbarschaft. Man findet in den Städten und selbst auf den Dörfern eine große Liebhaberey fürs Theater, Städte wie Inspruck, Botzen, Roveredo, Brixen und Trient, haben ihre Theater, auf denen aber nicht immer gespielt wird. Was die Dorfkomödien in Tyrol anbetrifft, so findet man darüber das Nöthige in dem Artikel: Tyroler Bauerkomödie, weiter unten. — Auch für Naturforscher, besonders aber für Mineralogen und Freunde dieser Wissenschaft sollen Wanderungen durch Tyrol von dem höchsten Interesse seyn; denn schon die Steine, die am Wege liegen, verrathen den mineralogischen Reichthum des Landes. — Eine vortreffliche Specialkarte von Tyrol hat ein Bauer, Namens Peter Hainz, bloß durch Hülfe seines Genies verfertiget; auch ein Paar schöne Globen, die noch auf einem Schlosse, nicht fern von Inspruck gezeigt werden. Maria Theresia gab ihm eine kleine Pension. Auch widerfuhr ihm nach seinem Tode die Ehre, daß sein Leichnam wieder ausgegraben, und von dem Kirchhofe in die Kirche selbst gebracht wurde. — Die vorzüglichsten Städte Tyrols, in Hinsicht ihrer Merkwürdigkeiten sind: 1) Inspruck oder Insbruck Oenipontum, die Hauptstadt des Landes am Inn, der in der Nähe die reißende Sill aufnimmt, zwischen 7 bis 8000 Fuß hohen und rauhen Gebirgen; sie hat einen Umfang von 15,225 geometrischen Schritten, und einen Flächeninhalt von 550,304 Quadrat-Klaftern; 1190 Häuser und 10,500 Einwohner. Die Stadt

ist offen und schön gebauet, hat eilf Kirchen, einige Klöster und Stifter, mehrere Schlösser, Palläste und öffentliche Gebäude. Darunter sind merkwürdig: die Hof- und Franciskaner-Kirche, mit dem Monumente Kaiser Maximilians des Ersten, und vielen andern Erzherzoglichen Begräbnissen, worunter in der silbernen Kapelle auch das Grabmal des Erzherzogs Ferdinand und der Philippine Welserin. An dem Monumente Maximilians sind schön gearbeitete Basreliefs von weißem Marmor, des Kaisers Leben und Thaten vorstellend. Die silberne Kapelle hat ihren Namen von einer Bildsäule der heiligen Jungfrau und einigen andern Kleinigkeiten, welche sich darin befinden. Das Marmorbild, das auf dem Sarge der Philippine liegt, und dieser reizenden Bürgertochter, die wegen ihrer Schönheit und sonstigen Tugenden den Herzoglichen Hut erhielt, sehr ähnlich seyn soll, ist schön, ja mehr als schön nach dem Urtheile gebildeter Reisenden, und man soll von der vortrefflichen Mosaikarbeit, welches die Gräber (der Herzog, ihr Gemahl, ruht auch hier neben ihr) umgiebt, immer wieder auf das schöne Gesicht der Philippine hingezogen werden. Dann stehen in dieser Kirche acht und zwanzig kolossale bronzene Bildsäulen von Erzherzogen und Erzherzoginnen in zwei Reihen mitten durch das Schiff der Kirche. Unter diesen Bildsäulen befindet sich auch die reiche schöne Tyrolerin Margaretha Maultasch. Uebrigens soll man unter diesen Bildsäulen keine Aehnlichkeit suchen, indem viele der Originale, wie Rudolph von Habsburg, Gottfried von Bouillon ꝛc., wohl keinem Bildner gesessen haben. Die beste darunter soll den König Theodorich darstellen. Die Stadtpfarrkirche St Jakob mit einem prachtvollen Hochaltare; dann die Jesuiter-, Nikolai-, Sebastian- und Kapuzinerkirche. In der Hauptkirche ist auch noch die Vorstel-

lung der Schlacht, welche 1504 im Pfälzischen Kriege bei Regensburg vorfiel, zu erwähnen, wie dort der Kaiser Maximilian von seinen Feinden umringt, vom Pferde zu fallen im Begriff war, und der Herzog Erich von Braunschweig herbeieilt und wie durch ein Wunder des Kaisers Befreiung erficht. Die alte und neue Hofburg mit schönem Plafond und andern Malereyen, dem Rittersaale, der Gemäldegallerie, der Bibliothek, der Rüstkammer, Kunstkammer, dem Schatzgewölbe ꝛc. ꝛc. Aus den Zimmern, wo Kaiser Franz der Erste im Jahre 1765 gestorben ist, hat man eine Kapelle gemacht, und dabei ein Kais. Königl. weltliches Fräuleinstift errichtet, welches aus einer Dechantin, Unterdechantin, und zehn Damen besteht. Im Schloßgarten die metallene Bildsäule des Erzherzogs Leopold. Auf einem Erker der Hofkammer ist das goldene Dach, welches von Kupfer und stark vergoldet und durch Herzog Friedrich den Vierten gebauet worden ist. Das Regierungsgebäude, das Landschaftshaus, das Stadt- oder Rathhaus, das Opernhaus, die große Reitschule, das Zeughaus, die Kasernen, das schon oben, S. 65, erwähnte und 1822 errichtete Ferdinandeum (das vaterländische Museum von Tyrol), die Universität, die Marmorsäule zur Ehre Mariens, das Fasanen- und Thierhaus, nebst dem Thiergarten, die Innbrücke ꝛc. ꝛc. — Dann und wann werden zu Inspruck auch besondere theatralische Belustigungen gegeben. So z. B. in dem Sachsenhausen dieser Stadt, das auch den Namen des Kothlakens führt, wird ein bretternes Theater aufgeschlagen, und auf der Bühne eine Art von geistlicher Komödie aufgeführt. Hier sah ein Reisender das Leben und die Thaten des heiligen Ritters Georg. Das Merkwürdige dabei war, daß man die Rollen nur mit Frauenspersonen besetzt hatte, welche zu gleicher Zeit ein anderes Gewerbe trieben, das man bis jetzt noch

nicht ganz von der dramatischen Kunst hat trennen können, wenigstens bei diesen herumziehenden Bühnen. — In Inspruck ist jede Woche, außer dem Theater, einmal Casino, mit welchem man eine gute Leseanstalt verbunden hat, in der man die besten Blätter Deutschlands, nebst einigen ausländischen Journalen, findet. Als der Graf von Arco Gouverneur des Landes war, unterhielt derselbe bei sich öfters Konzerte, worin auch seine Gemahlin, eine vorzügliche Fortepianospielerin, sich hören ließ, und trug viel zur geselligen Unterhaltung der Inspruker bei; auch haben sich mehrere Gesellschaften gebildet, in welchen aber am meisten gespielt wird. Eine halbe Meile von der Stadt ist das schöne Lustschloß Ambras. Die sonst hier befindlichen Ritterrüstungen wurden nach Paris gebracht, 1815 wieder ausgeliefert, und sind jetzt größtentheils nach Wien gekommen, nur noch einige Ueberreste sind in Ambras geblieben. Zu der Gallerie der Deutschen Waffenritter hat Niedersachsen drei geliefert: den Herzog Heinrich den Jüngern aus Braunschweig, und zwei Grafen von Ranzow. Auch ein Paar lederne Beinkleider, welche Franz der Erste von Frankreich in der ersten Schlacht, der er beiwohnte, getragen haben soll, werden hier aufbewahrt. Hier ist auch die Badestube der schönen Philippine Welserin. Man vergleiche hiermit dasjenige, was schon über Inspruck, Th. 30, S. 416 u. f. gesagt worden. — 2) Trient, Trento, Tridentum, eine ansehnliche Stadt zwischen Bergen an der Etsch, über die eine 146 Schuhe lange Brücke führt. Die Stadt hat eine halbe Stunde im Umfange, 773 Häuser und 10,700 Einwohner, die mehr die Italienische, als Deutsche Sprache reden; sie ist also, nach dem Verhältnisse ihrer Häuser, bevölkerter als Inspruck. Die meisten Häuser sind von einer Art röthlichen und weißen Marmors erbauet. Bemer-

kenswerthe Gebäude sind das Bischöfliche Schloß mit schönen Gartenanlagen, die Kathedrale oder Domkirche St. Vigilii, mit einem prachtvollen Hochaltare und Gemälden; das schönste Gemälde auf dem ersten Altare linker Hand am Haupteingange. Die seit 1805 zum Theil eingestürzte Pfarr-Kirche St. Maria maggiore, wo das schon oben erwähnte Concilium vom Jahre 1545 bis 1562 abgehalten worden, welches von der katholischen Kirche bis jetzt pro Norma Symbolica ihrer Lehre gehalten wird, hat mehrere werthvolle Gemälde, worunter das bekannte Portraitreiche, und eine große sehenswürdige Orgel; die große Kirche zu St. Peter, das Collegium des Jesuiterordens, das Rathhaus, mehrere Klöster ꝛc. — 3) Brixen, Brixinum, schöne Stadt im Pusterthale, am Fuße des Brenner und Zusammenflusse der Eisack und der Rienz. Sie hat fünf Thore, Häuser nach Italienischer Bauart, und 4500 Einwohner. Zu den Sehenswürdigkeiten gehören das Fürstliche Schloß, die schöne Domkirche mit dem Kruzifixe von Schöpf, die Pfarrkirche und mehrere Klöster. — 4) Botzen, Bolzano, Bauzanum, am Zusammenflusse der Eisack und der Etsch, mit 1000 Häusern und 9000 Einwohnern, ist hauptsächlich wegen ihrer Messen berühmt. Die Stadt liegt in einem Gebirgskessel, und daher ist sie eng und schmutzig. Merkwürdig darin sind: das Schloß, die schöne Kirche, und das Rath- und Merkantilhaus. Im Jahre 1809 wurde die Stadt mit Sturm eingenommen und fast ganz eingeäschert. — 5) Roveredo, Rovereith, Roboretum, eine gut gebauete Kreisstadt am Leno, der die Stadt durchfließt, und nicht fern davon sich in die Etsch ergießt; sie hat 1000 Häuser und über 12,000 Einwohner; sie ist besonders berühmt wegen ihrer Seidenfabriken und ihres Seidenhandels, der aber in neuester Zeit sehr abgenommen hat. Sie hat ein Schloß, zwei gut ge-

bauete Kirchen, mehrere Klöster, ein Schauspielhaus, eine Kais. Königl. Akademie der Bedächtlichen (degli Agiati) ꝛc. Bei der Stadt ist ein festes, das Thal und die Straße beherrschendes Schloß. — Die übrigen Städte haben nichts Ausgezeichnetes, außer was sich auf die Gewerbe und den Handel bezieht, und solches ist schon oben angeführt worden. — Ein Reisender sagt wegen der Reise aus Deutschland nach Italien durch Tyrol über Trient: „Für Personen, die im Wagen reisen und aus Deutschland kommen, ist dieser Weg der bequemste. Fest, wie aus Erz gegossen, und kühn durch die Alpen gesprengt. Man ist nicht genöthiget, sein Fuhrwerk zerlegen zu lassen, man fährt mit guten Postpferden auf schönen Kunststraßen durch ein Land, das sich durch die Biedermännigkeit und Treue seiner Bewohner, wie durch seine romantischen und erhabenen Naturschönheiten auszeichnet, die nur darum nicht so sehr berühmt sind, weil sie nicht, wie die Schweizerischen, so vielfältig bereiset, beschrieben und abgebildet worden. Dabei sind die Wirthhäuser reinlich und gut.“ — Kotzebue, in seinem aus der Schreibtafel eines Reisenden abgedruckten Auszuge im Freimüthigen, rühmt die Menschen und die Naturreize Tyrols und sagt: „Wer ein schönes Land, schöne Straßen, gutherzige und dienstfertige Menschen, billige Postillione, gute Posteinrichtungen und billige und reinliche Gasthäuser liebt und sucht, in Tyrol reisen müsse. Schriften über Tyrol: Fragmente aus der Schreibtafel eines Reisenden von Aug. von Kotzebue; der Freimüthige 2r Jahrg. — C. von Sternberg's Reise durch Tyrol in die Oesterreichischen Provinzen Italiens im Jahre 1804. Regensburg, 1806. — J. C. Zoller, alphabetisch-topographisches Verzeichniß sämmmtlicher Ortschaften Tyrols und der Voralbergischen Herrschaften 1806. — Der Sammler, für Geschichte und Statistik von Tyrol. 5 Bde. Ins-

bruck, 1806—8. — C. Bauer, der Krieg in Tyrol während des Feldzuges von 1809. München, 1812. — Dann in J. M. von Liechtensterns Schriften über den Oesterreichischen Kaiserstaat, unter Tyrol, z. B. in dessen Statistik des Oesterreichischen Kaiserstaates, Brünn, 1820, und in dessen Handbuch der neuesten Geographie des Oesterreichischen Kaiserstaates, 3 Bde. Wien, 1817—18. — Dr. Joseph Waltl Reise durch Tyrol, Ober-Italien und Piemont, nach dem südlichen Spanien; nebst einem Anhange zoologischen Inhalts. Passau, 1839. 2te Ausg. — Aug. Lewalds Handbuch für Reisende durch Tyrol nach Verona und Venedig oder Brescia. Stuttgart, 1838. — D. Henry Inglis, the Tyrol with a glanze at Bavaria. Frankf. a. M. 1839. — Inspрucker Taschenbuch auf das Jahr 1812.

Tyroler Bäder, Gesundbrunnen und Mineralwasser. Wie schon oben, S. 54, angeführt worden, giebt es eine große Anzahl Gesundbrunnen und Bäder in Tyrol, die hier anzuführen zu weit führen würde, da viele von ihnen noch nicht einmal untersucht worden, ob sie wirklich zu den Bädern und Gesundbrunnen gezählt werden können, oder nur natürliche Wasserquellen sind, die weiter keine mineralischen Eigenschaften besitzen. Hier können nur genannt werden: das Aubad bei Rattenberg, das Heilbad zu Selrain, das Venusbergbad zu Büchsenhausen, das älteste in Tyrol, die Bäder zu Ober-Ladis am Inn, der Sauerbrunnen zu Prutz am Inn; die Bäder zu Sterzingen, am Fuße des Brenners, das Bad zu Toblach an der Rienz, das Mineralbad zu Welsberg, und noch mehrere Bäder und Mineralwasser im Pusterthale, das Bad zu Sarenthal am Talfer; der Rabbi Sauerbrunnen; das Schwefelbad zu Hohenems, das Bad zu Tschagguns an der Ill ꝛc. ꝛc. Einige

Gesundbrunnen und Bäder Tyrols sind auch schon in der Encyklopädie vorgekommen, wie das Laderbo-derbad, nicht fern von Meran, s. Th. 58; unter Sauerbrunnen, Th. 137, und unter Schwefel-wasser, Th. 150.

Tyroler Bauernkomödie. So lange Joseph der Zweite regierte, waren diese theatralischen Vorstel-lungen ganz verboten, wahrscheinlich hielt er sie dem Volksleben für nachtheilig; denn in seinem Reform-systeme bezweckte er hauptsächlich die Aufnahme des Ackerbaues und der übrigen Gewerbe, und diese glaubte er durch eine geweckte Schaulust beeinträchtiget. Als nach seinem Tode sein Bruder, der Großherzog von Toskana, als Leopold der Zweite, Kaiser wurde, und das Alte größtentheils wieder herstellte, um die unter Josephs Regierung laut gewordene Unzufrie-denheit zu dämpfen, so wurde den Gemeinden diese Lustbarkeit zu üben auch wieder gestattet, jedoch nur abwechselnd an Sonn- und Festtagen. Diese Dorf-komödien sind in unserm nördlichen Deutschland ein ganz fremdes Schauspiel. „Ein gedruckter Foliobogen kündigte ein solches Schauspiel von Seiten der ehrsa-men Gemeinde zu Ambras, so erzählt ein Reisender, an. Es war ein großes Trauerspiel unter dem Ti-tel: Der junge Held und Märtyrer St. Pan-graz, das um 1½ Uhr Nachmittags anfangen, und um 6 Uhr beendiget seyn sollte. Ungeachtet es die zehnte Vorstellung war, so traten doch viele Insprucker an diesem schönen Sommertage um 1 Uhr die Wall-fahrt nach Ambras an. Das Amphitheater war ein Rasenplatz am Wirthshause, den im Hintergrunde ein angebaueter Saal begrenzte. Den Schatten bezahlte man auf den Plätzen besonders mit 6 Kreuzern; eine von den Spanischen Stiergefechten hergenommene Taxe. Die drei Eingänge wurden durch Bauern mit Hellebarden bewacht. Das Theater war ziemlich

dauerhaft von Holz erbauet, sehr erhaben und lang; dem Maschinenmeister kamen dabei noch zwei Seitencourtinen zu Statten, die neben dem zierlichen Hauptvorhange wechselweise aufgezogen .ourden. Ueber denselben gingen aus dem gewohnten Munde eines hölzernen Engels das Leben und der Tod des heiligen Pangraz mit vergoldetem Rauche hervor. Der eben nicht harmonische Doppelklang von zwei Geigen, einem Waldhorne und einem Violoncell stimmten das Publikum zu frommen Empfindungen; denn nach dem Anschlagezettel stellte die Musik den Weinberg Christi vor. Nach Griechischer Sitte wurde ein Prolog mit Gesang gegeben, in welchem der gute Hirt unter beständigen Schwenkungen des Hirtenstabes die Gottlosigkeit der gegenwärtigen Zeit in Knittelversen schilderte. Vielleicht hatte ein Profaner unter demselben schwarzen Domino, mit dem er bekleidet war, im letzten Karnaval dem Zeitalter eine praktische Lobrede gehalten. Das Schauspiel selbst eröffnete sich mit dem Paradebette Gustavs, eines Edlen aus Phrygien, und mit der Familientrauer seines funfzehnjährigen Sohnes Pangraz, der beiden Vettern Dionisy und Quirin, der Base Julita, und des Kammerdieners Eusebi. Das Kostüm des Pangraz kam dem eines Kammerhusaren nahe. Neben der moralischen Bewaffnung bedurfte er auch noch der physischen, weil Teufel und Engel mit vieler Zudringlichkeit sich um den Besitz seiner Seele bewarben. Lucifer, in der Gestalt eines Werbers vom Jägerkorps, mit einem dreifarbigen Federhute geziert, bediente sich der hinterlistigsten Ränke, um zu diesem Zwecke zu gelangen, und ließ unter andern dem Pangraz seine selige Mutter als verdammt aus der Hölle erscheinen. Der funfzehnjährige Held bestand aber den Kampf ritterlich. Ein guter Engel, Oriel genannt, führte ihm in leisen Tritten, so weit es die Holzschuhe zuließen, den

Geist seines Vaters im Traume zu; und auf diesen Besuch folgte ein anderer vom Pabste Johannes und zwei Kardinälen, welche ihn feierlich in das Christenthum aufnahmen. Die Taufe selbst ging zum höchsten Mißvergnügen der andächtigen Zuschauer hinter dem Vorhange vor sich. So stand es mit Pangraz, als der Kaiser Diocletian die höllischen Entwürfe der Christenverfolgung ausbrütete. In dem Strome von Beredsamkeit, wodurch er auch seinen Mitregenten Valer dazu zu verleiten suchte, gab der Tyrolische Dialekt dem stets wiederholten Ausdrucke von verfluchten Christenhunden ꝛc. einen unnachahmlichen Wohlklang, der aber auf den Valer, auf dessen Verlobte, die Susanne, und auf die Kaiserin Irene wenig Eindruck machte. Hierüber ergrimmt, versammelte der Kaiser seine Hofherren: Maxinus, Carus, Julius und Galba zu einem geheimen Rathe. Ceremoniel und Abstammungsart waren dabei ziemlich modern bis auf den kleinen Verstoß, daß die Pagen, welche auf seidenen Kissen vor dem Kaiser den Zepter und die Krone vortrugen, dabei gegenwärtig blieben. Da nur einer von diesen, der Galba, für die Christen votirte, so fiel die Stimmenmehrheit gegen sie aus. Unter mehreren Rollen, welche der Kaiser bei dem großen Trauerspiele austheilte, bekam eine Dame, Kamille, den Auftrag, dem Einflusse ihrer Nebenbuhlerin Susanne auf den Valer auf irgend eine Art Einhalt zu thun. Sie war auch schon geneigt dazu; denn sie verbarg unter ihrem gestickten atlassenen Schleppkleide, das eine fromme Dame, des verdienstlichen Werkes wegen, ihr geliehen hatte, ein wahres Jakobinerherz. Unter der Maske einer Christin führte sie die Intrigue so weit, daß die Susanne am Ende durch einen schnurrbärtigen Henker öffentlich hingerichtet wurde. Diese Handlung wurde den Augen des Publikums nicht so, wie

die Taufe, entzogen, ging aber so schnell, als wie mit der Guillotine vor sich. Dem Diocletian kam sein nerviges Knochengebäude bei der Erlegung des Quirins zu Statten; von den übrigen Verwandten des Pangraz und von ihm selbst wurde das Geständniß des Ueberganges zum Christenthume durch einen als Bettler verkleideten Kriegsknecht herausgelockt, der sie sogleich vor den Thron des Kaisers führte. Sie wurden nach Französischer Prozeßform peinlich befragt und durch Trennung und derbe Scheltworte gemartert; aber sie blieben dessenungeachtet dem Kreuze treu; ihr Loos war daher der Tod. Beim Pangraz schlug aber die Execution fehl; denn ein Donnerwetter schleuderte seinem Henker das Beil, und dem militärischen Kommando die Gewehre aus der Hand. Es zerschmetterte dann auch die Bildsäule des Jupiters, unter welcher die Heiden ein feierliches Opfer angestellt hatten. Die Theerbütte, welche zum Rauchfaß gedient hatte, wurde ihrer Bestimmung wiedergegeben, und nur der erste Priester behielt seinen Ziegenbart und seine Fassung bei, und spielte nach dieser Begebenheit noch den Buffo. So viel Theaterpomp und Abwechselung auch bisher in der Vorstellung lag, so stieg doch dem Reisenden bei der achtzehnten Niederlassung des Vorhanges allmählig der Wunsch auf: daß die noch zu erwartende Heiligsprechung des Pangraz nicht ganz nach der weitläuftigen Verfahrungsart der Römischen Curie vorgenommen werden möchte; auch wurde der Knoten geschwinder zerrissen, als es der Zuschnitt erwarten ließ. Valer, der das traurige Schicksal seiner geliebten Susanne sehr bald erfuhr, erstach den Diocletian unter den heftigsten Verwünschungen. Der Pabst mit seinem Gefolge kam darüber zu, und nahm den Valer und dessen Hofleute zur Belohnung zu Christen auf, und selbst die Seligsprechung des Pangraz ging brevi manu vor

sich. Auf diese hatte ein Altar mit des neuen Heiligen Bildniß und ein Chor mit Musik Bezug. Mehr als durch die Ausdehnung des Stückes, durch die, trotz des theuer bezahlten Schattens, drückende Sonnenhitze, und durch die Unverständlichkeit des Tyroler Dialekts, wurde die Aufmerksamkeit des Reisenden bei der Beobachtung des feierlichen Ernstes der Zuschauer zerstreuet, welche mit unverwandten Blicken Alles anstaunten. Ein geistlicher Herr, der neben dem Reisenden saß, erlaubte sich nur ein einziges Mal bei der Zerstörung des heidnischen Opfermahls ein bescheidenes Lächeln. Der Schauspieler, welcher den Pabst vorstellte, kam, um nicht bloß Genuß zu geben, sondern auch selbst zu genießen, wenn er nichts auf der Bühne zu thun hatte, in pontificalibus in das Parterre, und wußte ohne Erinnerung sehr genau, wenn die Reihe wieder an ihn kam. Am wenigsten andächtig waren einige junge Tyroler, welche Straußenfedern auf ihren runden grünen Hüten trugen. Dieses soll nach Landessitte eine Bereitwilligkeit zum Kampfe andeuten, und da der Reisende den Einen ganz bescheiden um die Ursache dieser Auszeichnung fragte, so wurde er mit der lakonischen und bedeutenden Antwort abgefertiget: daß er wünsche, es möge ihm Einer die Feder abnehmen. Sein Wunsch wurde auch, wenn gleich durch einen Andern, erfüllt, und das Publikum hatte eine, nicht bloß dem Scheine nach, blutige Vorstellung gratis anzusehen. Der Reisende hatte Gelegenheit, das Manuscript des Trauerspiels zur Durchsicht zu erhalten, ehe es wieder in das Archiv des Dorfmeisters zurück kam. Es schien ihm aus dem siebzehnten Jahrhunderte zu seyn und war ziemlich leserlich geschrieben. Die Garderobenstücke nahm jeder Akteur, nur die zwei Ellen langen wollenen Strümpfe und die Mannsschuhe behielten die Damen zurück. Alle versicherten den Reisenden mit der dem Tyroler eige-

nen Biederkeit und Offenherzigkeit, daß sie heute ihr Talent nicht so zu zeigen Gelegenheit gehabt hätten, als es am nächsten Sonntage der Fall seyn würde; auf diesen wurde nämlich eine weltliche Unterkomödie, betitelt: der Teufel en quarré oder der Schuster mit Musik angekündiget. Unter den geistlichen Stücken rühmten sie vorzüglich die heilige Magdalena und den St. Sebastian, welche in das Repertorium der benachbarten Dorfgemeinden gehörten. Den Vorzug setzten sie darein, daß es mehrere Teufel in diesem Stücke gäbe. In dem Dorfe Wiltau ist zur großen Erbauung des Publikums das Hüpfen des Kindes in Elisabeths Leibe in einem hölzernen Gefäße versinnlichet worden; auch sollen von den Bergknappen zu Schwaz zwei geistliche Stücke selbst verfertiget worden seyn, in welchen eine Berathschlagung der heiligen Dreieinigkeit über die Erlösung des Menschengeschlechts vorkommt. Die Metaphern, welche dabei aus dem Bergwesen entlehnt worden, sind zum Theil so nachdrücklich, daß sie der Reisende nicht in sein Journal aufnehmen wollte.

Tyroler Handel, s. oben, unter Tyrol, S. 82 u. f.
Tyroler Industrie, s. daselbst, S. 66 u. f.
Tyroler Landstraßen und Chausseen, s. Th. 62, S. 403 u. f.
Tyroler Messen und Jahrmärkte, s. oben, unter Tyrol, S. 84 u. f.
Tyroler Militair-Verfassung, s. daselbst, S. 86.
Tyroler Münzen, Maaße und Gewichte, s. das., S. 85.
Tyroler Naturprodukte des Pflanzen-, Thier- und Mineralreiches, s. das., S. 54 u. f.
Tyrols Bewohner, nach ihrer Religion, ihrem Nationalcharakter und ihrer Erziehung und Bildung zu den Wissenschaften und Künsten, s. das., S. 56 u. f.

Tyrols Staatsverfassung und Verwaltung, s. oben, S. 86 u. f.

Tyrols Städte, in Beziehung auf ihre Merkwürdigkeiten, s. das., S. 91 u. f.

Tyromorphiten, nach dem Aldrovand, Steine, welche dem Käse gleichen, oder die Gestalt der Käse haben, Lapis caseoformis, Fr. Pierres qui ressemblent à du frommage.

Tz, ein zusammengesetzter Buchstab, welcher in der Reihe der Buchstaben gemeiniglich an das Ende verwiesen wird, ob er gleich, nach Adelung, hinter dem t folgen sollte. Wahrscheinlich glaubte man, dieser Buchstab stelle ein zz vor, weshalb man auch hin und wieder statt dessen entweder ein zz, oder auch nur ein einfaches z geschrieben findet. Das Letztere ist, nach Adelung, wider die Aussprache, indem der vorhergehende kurze Vokal einen doppelten Mitlaut fordert; beide Arten streiten aber wider den erweislichen Ursprung dieses Zeichens. Es ist in einzelnen Fällen sehr leicht zu zeigen, daß das dem t angehängte z aus einem s entstanden ist, und zwar in den meisten Fällen aus einem intensiven s, welches in Zeitwörtern in die intensive Endung —sen oder —zen, im Niedersächsischen —ten übergeht; daher sind auch alle Wörter, in welchen dieser Buchstab vorkommt, Intensiva. Platz, sitzen, setzen, hetzen, schwitzen, schützen, ritzen, putzen, Schatz ꝛc., zeigen sich bei näherer Untersuchung immer als Abkömmlinge eines älteren Plat, siten, seten, heten, schwiten ꝛc., welche durch das angehängte Zeichen der Intension s oder sen ihre gegenwärtige Gestalt erhalten haben. Indessen erhellt zugleich daraus, daß man da kein tz schreiben dürfe, wo sich der Laut nicht in t und s auflösen läßt. So z. B. sind Hertzog, Frantzose, tantzen ꝛc. unrichtig, weil weder Aussprache, noch Etymologie hier etwas von einem t wissen. Wenn die

Alten statt tz cz schrieben, so scheint das c ein nicht gut gebildetes t zu seyn, oder es kann auch seyn, daß sie tz für ein doppeltes z hielten. Adelung hat gewiß Recht in der Stellung des tz, indessen haben in neuester Zeit sich Viele für das einfache z erklärt, das heißt, nicht in allen Worten, wo das z vorkommt, doch aber in vielen. So findet man z. B. heizen, beizen, reizen ꝛc.; besonders nach dem Vokale i kommt es häufig mit dem bloßen z in neueren Schriften vor, auch nach e und u. Bei Vielen hat das tz aber noch sein altes Recht behalten. Man ist nicht so weit in der Neuerungssucht gegangen, um das Gefühl für sichere Sprachzeichen, die sich deutlich in den Worten ausdrücken und durch den Klang hörbar machen, zu unterdrücken. Daher wird das tz auch wohl so leicht nicht aus der Schrift verdrängt werden, oder unsere volltönende Aussprache müßte sich ändern.

Tzader Mecter Bacchi, bei den Türken, der Offizier, welcher die Aufsicht über die Zelte führt.

Tzangae, Zangae, Gr. τζάγγαι, bei den Griechischen Kaisern zu Konstantinopel eine Art von Stiefeln von weichem Leder, die anfangs aus Parthien kamen, späterhin aber auch in Griechenland verfertiget wurden. Sie gingen bis an die Knie, wie die Ungarischen Stiefel, wurden vorzugsweise nur von den Kaisern roth getragen, und waren mit goldenen Adlern, Perlen und Edelsteinen besetzt. Niemand durfte ähnliche Stiefel, das heißt, von gleicher Farbe und Besatz, tragen, indem die Verbannung und die Confiscation der Güter darauf stand. Der Thronfolger trug sie violett und weiß; andere Familienglieder himmelblau, und beide auch mit goldenen Adlern. Blau und ohne Adler die Feldherren, gelb und grün andere hohe Bediente, und die schwarze Farbe war für Jeden, der diese Stiefel bezahlen konnte. Der Kaiser hatte sei-

nen Leibschuhmacher, der sie verfertigte; die übrigen wurden von jedem Schuhmacher, der sie zu machen verstand, angefertiget.

Tzigany, eine Benennung der Zigeuner in Italien und Ungarn.

Tzscheeren, eine graue ins Gelbe fallende gallmayische Masse, welche bei Commotau in Böhmen bricht, aber kein wahrer Gallmey seyn soll.

Tzscherper, Tscherper, ein kurzes Messer, mit einer starken Klinge, welches der Bergmann gebraucht, der zwei dieser Messer, das Eine etwas größer, als das Andere, neben seiner Grubentasche zu hangen hat. Es werden mit diesen Messern die Helme der Eisen in der Grube vorgerichtet, die Zimmerung angestochen, um zu sehen, ob sie noch frisch oder dunkel ist, und auch noch manches Andere damit gemacht.

Tzutzu, die Georgianischen Christen in Persien.

U. u.

U, der ein und zwanzigste Buchstab des Deutschen Alphabets und der fünfte, nur wenn ä und ö als eigene Mitlauter mitgezählt werden, der siebente unter den Mitlautern. Er wird aus der Kehle mit einer runden Oeffnung des Mundes ausgesprochen, und ist ein dumpftönender Laut, das heißt, ein tiefer, seiner Natur des Tönens nach, der auch in vielen Wörtern sich hören läßt, z. B. in Trumm, dumm, stumm ꝛc. Die Aussprache des u hat in den reinen Mundarten keine Schwierigkeit, indem das Deutsche und Nordische u, dem Lateinischen u; dem Französischen ou und dem Griechischen ου völlig gleichlautend sind. In den gemeinen Mundarten geht es aber durch eine Menge von Schattirungen. In einigen Oberdeutschen Gegenden verbindet man es mit einem e wie Brueder, Muetter (dreisylbig) guet, Huef, Tuech (zweisylbig) für Bruder, Mutter, gut, Huf, Tuch; in andern Provinzen Deutschlands, besonders im Würtembergischen und am Oberrhein dehnt man es wie uo: Buoch, thuot, Muotter ꝛc. aus. Auch das u ist, wie die andern einfachen Selbstlaute, bald lang, bald kurz; lang in Buch, Fluch, Huhn, thun ꝛc., kurz in Lust, Mund, Hund ꝛc. Die Verdoppelung des u, wenn es lang ist, ist nicht

eingeführt; es wird aber demselben in manchen Fällen ein h angehängt. Man lernt die Länge und Kürze des u in den Wörtern durch den Gebrauch kennen; denn besondere Zeichen, um dieses anzudeuten, wie in andern Sprachen, sind hier nicht eingeführt. Das u und ü gehen oft in der Veränderung der Wörter in einander über: Gut und Güter, Bruder und Brüder, Fuß und Füße ꝛc. In der Currentschrift im Schreiben setzt man über das u einen gekrümmten Strich, um es von dem n zu unterscheiden, welchem es sonst in der Gestalt gleich ist. Dieser Gebrauch erstreckt sich bis über das dreizehnte Jahrhundert hinaus, und wurde in den Handschriften auch in den sogenannten Mönchsschriften beobachtet, indem auch hier das n dem u sehr gleich sah. Sehr häufig setzt man über das u einen völlig runden Zirkel, woraus Einige haben schließen wollen, daß dieser Zirkel aus dem o entstanden sey, welches einige gemeine Mundarten, wie schon oben erwähnt, dem u nachschleichen lassen, anstatt die Griechen und Franzosen das tiefe u durch ein vorgesetztes o ausdrücken ov und ou. Dieser Gebrauch war jedoch nicht allgemein; denn in vielen Handschriften steht gar kein Zeichen über dem u, in andern unterschied man es durch ein Paar schräge stehende Punkte von dem n, in andern durch einen kleinen Querstrich darüber, der auch für ü gebraucht wurde. Noch häufiger schrieb man statt das u ein v nach Art der alten Lateiner, und in spätern Zeiten oft gar ein w, welche beide letzteren Arten auch noch in den gedruckten Büchern des sechzehnten Jahrhunderts häufig vorkommen. Nach Adelungs Vermuthung hat man das v am häufigsten zu Anfange eines Wortes, und das w in Doppellauten gebraucht, wie vnd, Frawen, thewer; unser Ew. für Euer, ist noch ein alter Ueberrest davon. Die alten Lateiner scheinen ihr u eben so ausgesprochen zu haben, wie wir

das unsere. Uebrigens ist das v und u wesentlich von einander verschieden, und schon dadurch, daß das Erstere ein Mitlaut, und das Letztere ein Selbstlaut ist. Die älteste Römische Kapitalschrift hatte für beide nur ein einziges Zeichen, weil sie wahrscheinlich in der Aussprache anfangs nicht verschieden waren; späterhin führten sie in der kleinen Schrift das u ein, welches dann auch von den Deutschen mit in ihr Alphabet aufgenommen wurde. In der großen Schrift wurde aber noch das V gesetzt.

Ue, ein einfacher Mitlaut, welcher die achte Stelle unter den deutschen Selbstlauten erhält, ob er gleich wie ä und ö von vielen Sprachlehrern davon ausgeschlossen worden, die sie bald Halbvokale, bald unreine Selbstlaute, bald gar Doppellaute nennen, ohne, nach Adelung, mit einer von diesen Benennungen einen bestimmten und deutlichen Begriff zu verbinden. Er ist, wie das Französische u, ein Mittellaut zwischen dem i und u, wird aber in den Provinzen fast wie ein i ausgesprochen, wie Minze, Ibel, fir, Minch, hibsch der Schlesier und Pfälzer, bald aber auch wie das tiefere u in Schule, Zeugnuß, Rucken ꝛc. vieler Oberdeutschen, deren rauhere Mundarten statt des Hochdeutschen ü gern ein tiefes u hören lassen. Daß er ein einfacher Selbstlaut und kein Doppellaut ist, erhellt unter andern auch daraus, weil er bald lang, bald kurz ist; Ersteres in Mühe, Büßen, süß, trübe ꝛc., Letzteres in müssen, Flüsse, Güsse, kürzer, Küche ꝛc. Da das Deutsche von den Lateinern erborgte Alphabet kein Schriftzeichen hatte, um diesen Laut auszudrücken, so mußte man seine Zuflucht zu einem zusammengesetzten nehmen. Man wählte das u und setzte das i darneben oder auch wohl darüber, um anzudeuten, daß das ü ein Mittellaut zwischen beiden wäre; Andere bedienten sich zu demselben Zwecke das e, und

daher schrieb man das ü bald ui, in ü, bald ue, bald ü, und in den größeren Schriften bald Ui, bald Ue. Alle diese Schreibarten haben, nach Adelung, die Sprachlehrer verleitet, diesen Selbstlaut für einen Doppellaut auszugeben, weil sein Zeichen aus zwei Zeichen zusammengesetzt war. Adelung hält dafür daß man das ü mit zwei Punkten, sowohl in der größern, als kleinern Schrift gebrauchen möge; um es hierdurch allgemeiner zu machen.

Uabr, der durch den reisenden Naturforscher Forskäl uns überkommene, und jetzt allgemeine übliche Name einer Art Klippdas oder Daman (Gattung Hyrax der Zoologen), und zwar derselben Species, welche den neueren Naturforschern schon lange unter dem Namen Hyrax syriacus auct. bekannt ist, und sogar schon in der hebr. Bibel als Saphan figurirt (5 Buch Mose 14, 6; Psalm 104, 18; Sprüchwörter Salom. 30, 24). Obgleich sich die bedeutendsten Naturforscher (Prosper Alpin, Thomas Shaw, Forskäl, Bruce, Pallas, und namentlich der als Reisender und Infusorienkenner hochberühmte Chr. G. Ehrenberg, welcher sehr reichhaltige Beiträge zur genaueren Kenntniß dieser Thierform geliefert hat) mit der Naturgeschichte und Lebensweise des Uabr beschäftigt haben, so ist man doch über die wesentlichsten Punkte im Unklaren geblieben, was um so schmerzlicher ist, da man in Betreff derselben auch von der Naturgeschichte der anderen Arten der Gattung Klippschliefer oder Klippdas bisher keine Aufklärung erhalten hat. Linné stellte die Gattung Hyrax zu den Glires, Ratten oder Nagethieren, G. Cuvier dagegen zu den Vielhufern, und zwar neben das riesenhafte Rhinozeros. Welcher Contrast ist dies nicht, und doch ist er durch zwei bedeutende Zoologen hervorgerufen: Bürgschaft genug dafür, daß die Klippschliefer sehr merkwürdige und räthselhafte

Säugerformen sind! Illiger verbindet die Säugthiergattung mit einem ungenau beschriebenen Genus Lipura zu einer Familie Lamnunguia, und rechnet diese zu den Vielhufern; Oken vereiniget dagegen Hyrax sogar in seiner neuen Naturgeschichte für alle Stände mit den sonderbaren Beutelthieren, obgleich das Genus in Rede weder einen Zitzenbeutel hat, noch unreife Junge zur Welt bringt. Streubel endlich in seiner neuen Ausgabe von Cuvier's Thierreich hat die Hyracoiden oder Lamnunguien (excl. Lipura) zur Ordnung Rodentia (mit Nagergebiß) als Familie Subungulata oder Lamnunguia neben die Familie Glires und nagenden Beutelthiere gestellt, von ersteren dadurch unterschieden, daß ihre Krallen zum Theil hufartig erscheinen, und ihr Schedel eine etwas andere Gestalt hat, von den Beutelthieren durch den Fortpflanzungsmodus, mit beiden aber übereinkommend durch Nagergebiß. — Nutzen ꝛc., s. Art. Klippdas, Th, 40, S. 604 u. f. St.

Uaikare, eine Art Faulthier, s. diesen Artikel im Supplement.

Uarine, ein Sapaju, s. unter Meerkatze, Th. 87, S. 145 unter A A. Simia Beelzebul. Nach neuern Naturforschern ist der Uarine, brasilianisch Guaribe, eine amerikanische Affenform aus der Gattung der Brüllaffen, der Cebus Beelzebul Erxleben's, Simia Beelzebul Linné's, und Mycetes rufimanus Kuhl's. S. Art. Brüllaffe, und Streubel's Ausgabe von Cuvier's Thierreich, Bd. 2 S. 68.

Uariri, eine Benennung des Ameisenbärs oder Ameisenfressers; s. Ameisenbär im Supplement.

Uaspus, der Seewolf; s. diesen Artikel.

Uatiriuau, der kleine Ameisenfresser; s. diesen im Supplement.

Ubarane, Ubarana, ist der Name des den Zoologen von Fach meistens unter den Namen Esox Vulpes und Clupea brasilinesis durch Marcgrave's, Catesby's u. A. m. Beschreibungen bekannt gewordenen amerikanischen Fisches. Er sieht aus, wie eine Bachforelle, wird ungefähr 1 — 1½ Fuß lang und sehr hoch, ist mit kleinen, in Längslinien geordneten Schuppen bekleidet, und oben von olivengrüner, an den Seiten silberglänzender Farbe. Man bratet ihn ohne ihn abzuschuppen, — welche Reinigung der Fische bei uns zur wahren Thierquälerei wird, weil man es an den lebendigen Thieren thut — er schmeckt recht gut, hat aber, wie fast alle sehr hohe Fische, viele Gräten, weshalb er sich nicht gut kochen läßt. Die Fischart in Rede wird in neuerer Zeit zu der Gattung Butyrinus (Pflasterheringe) gestellt, welche einen rundlichen Leib, kleines Maul, sogenannte Bürstenzähne in den Kinnladen, und Pflasterzähne in den Gaumen und auf der Zunge haben. St.

Uberät, s. Ueberfluß. Unter dem Namen Ubertas verehrten die Römer eine Gottheit.

Ubi-Muntjack, hat Raffles (in Linnean Transact. XIII), eine von ihm entdeckte, der Halbinsel Malakka angehörige Hirschart genannt, welche Hamilton Smith in Griffith's Animal Kingdom by G. Cuvier, tom. V, als Cervus aureus genau beschrieben und abgebildet hat. Sie ist 3¼ Engl. Fuß lang, ungefähr 2 Fuß hoch, und, dem Baue nach, dem Cervus Muntjac verwandt. St.

Ubiquisten (von ubique, überall), ein Name, welchen die Reformirten den Lutheranern beilegten, weil diese glauben, daß Christus mit seiner menschlichen Natur allgegenwärtig sey. — Ubiquisten nannte man auch in Paris vor der Revolution, 1789, die Doktoren der Sorbonne, welche ihre Wohnung nicht in der Sorbonne hatten.

Uca Una, eine Benennung der Moraſtkrabbe, Cancer Uca Linn., die Markgraf ſo benannt hat, da die Einwohner auf den Weſtindiſchen Inſeln mehrere Arten der Landkrabben Uca nennen; ſ. unter Krebs, ein Thier, Th. 48, S. 194.

Uchſe, ein Hauptwort, welches im Hochdeutſchen nicht vorkommt, wohl aber im Oberdeutſchen gangbar iſt, und hier die Höhle unter der Achſel bezeichnet, für welche man im Hochdeutſchen kein eigenes Wort hat. Nach Adelungs Erklärung hat es den Begriff der Tiefe, der Höhle, und da alle Wörter, welche eine Tiefe bezeichnen, auch zugleich eine Höhe damit ausdrücken, weil eine Tiefe ohne Höhe nicht denkbar iſt, ſo ſey es auch mit Achſel verwandt, welches ſich vornehmlich durch das Suffixum — el davon unterſcheidet.

Ucht, ein ſehr altes, im Hochdeutſchen auch veraltetes Hauptwort, welches man noch im Niederdeutſchen antrifft, und die Dämmerung bezeichnet. Man findet eine ähnliche Bezeichnung im Holländiſchen und Iſländiſchen, im Erſten Uchtend Ochtend, im Letzten Otta, wo es theils die Dämmerung überhaupt, theils die Morgendämmerung insbeſondere bedeutet. Daher auch die Benennung Uchtblume, Wieſenzeitloſe, in einigen Gegenden herzuſtammen ſcheint.

Uchtblume, ſ. Wieſenzeitloſe, Colchicum commune s. Autumnale, unter Zeitloſe, in Z, und auch den vorhergehenden Artikel. Sie wird auch mit dem Lateiniſchen Namen Bulbocodium bezeichnet. S. Th. 7, S. 417.

Uckeley, ein Fiſch, ſ. Ukeley.

Udani oder Hudanik, die üblichen Namen der durch ihren vielſeitigen Nutzen allgemein bekannten Pflanzengattung Quisqualis (namentlich Quisq. indica und pubescens). S. Quisqualis, Th. 120, S. 48.

Udore (Udora Nutt.), eine erst in neuerer Zeit in Deutschland entdeckt und bekannt gewordene, höchst merkwürdige Gattung aus der monokotyledonischen Pflanzenfamilie der Hydrocharideen, enthält jährige, schlanke Wassergewächse mit langen, zarten, untergetauchten Stängeln, dreizähligen Blattwirteln, und geraden, lanzettlich-leistenförmigen, sehr fein stachelspitzig-kleingesägten Blättern mit vorwärts gerichteten Sägezähnen. Blüten mehr oder weniger deutlich getrennten Geschlechtes, selten wirkliche Hermaphroditen. Blütenscheide ungestielt, röhrig, mit schiefer Mündung, einblütig; Blütenhülle röhrig, mit fadenförmig verlängerter, am Grunde mit dem Fruchtknoten verwachsener Röhre, mit sechszipfeligem Saume, dessen äußerer Blattkreis kelchartig gefärbt (grünroth) und fast dreiblättrig, der innere Kreis blumenartig und nur dreitheilig ist, alle sechs Zipfel von eiförmiger Gestalt. Männliche Blüten mit 3 oder auch 9, (?) im ersteren Falle bloß den äußeren, kelchartigen Perigonzipfeln einfach gegenüberstehenden Staubgefäßen mit stets pfriemlichen Staubfäden und herzförmigen, am Grunde befestigten Staubkolben, deren Fächer einander parallel liegen; weibliche Theile mehr oder weniger rudimentär. Weibliche Blüten oberständig, mit unfruchtbaren oder ganz verkümmerten Staubfäden; Fruchtknoten unterständig einfächerig, innen mit drei wandständigen Samenträgern und vielen, aufsteigenden, gegenläufigen Eichen, oben auf, von einem borstenförmigen, unten mit dem Perigon verwachsenen Griffel gekrönt, dessen drei verlängerte, federige, an der Spitze leicht zweispaltige Narben mit den rudimentären Staubgefäßen, oder den diesen in der Stellung entsprechenden Perigonzipfeln alterniren. Frucht eine kleine, beerenartige, fast dreikantige, einfächerige, vielsamige Kürbisfrucht; Samen walzen-

förmig, eiweislos, mit angeblich rechtläufigem Embryo. Die Arten bewohnen stehende Gewässer: Ud. verticillata Spreng. — Ud. occidentalis Pursh. — Serpicula verticillata Rost. et Schm., bekannt von Triest u. dergl. anderen Fundorten ist kürzlich im Damm'schen See in der Nähe des Bodenberges bei Stettin in Pommern entdeckt worden, wenn sie nämlich mit der bis dahin bekannten Form identisch ist. Von dem Pommerschen Gewächse sind die Blüten noch nicht genügend bekannt. **St.**

Uditore della Camera, derjenige Richter im Kirchenstaate, dessen Gewalt in geistlichen Angelegenheiten sich über Bürger, Fremde, auch Prälaten und Fürsten erstreckt. Er hat die Erkenntniß über alle Appellationen des Kirchenstaats, und auch über alle Verträge, worin man sich der Kirchencensur unterworfen hat. Er kann daher die Widerspenstigen in den Bann thun. — Die Uditori di Ruota sind die Räthe des höchsten geistlichen Appellationsgerichts, aus zwölf Prälaten bestehend; s. unter Staat, Th. 163, S. 203, 204.

Udram, eine Benennung des Gundermanns, s. Th. 20, S. 350.

Udus, in der Botanik, naß, feucht; Locus udus, auch nur udum, ein nasser oder feuchter Ort.

Uebel, Bei- und Nebenwort, welches in verschiedenen Bedeutungen vorkommt, und etwas bedeutet, was der Natur des Guten und dem Wohle entgegen wirkt oder entgegen strebt. So sagt man in engerer Bedeutung 1) es ist mir übel, wenn man eine unangenehme Neigung zum Erbrechen empfindet, wo es nur als ein Nebenwort gebraucht wird; im gemeinen Leben schlimm. Mir wird übel. S. Uebelkeit. In weiterer Bedeutung ist sich übel befinden, sich nicht gesund fühlen, nicht wohl seyn, es wird hier dem Wohlbefinden entgegengesetzt, und verräth

einen Krankheitsstoff im Körper, der sich durch diese Empfindung bemerkbar macht, die man übel nennt. — 2) Den Sinnen der Empfindung unangenehm, wo es dem wohl und dem gut entgegen steht, und im gemeinen Leben durch schlecht ausgedrückt wird. Es riecht übel, schmeckt übel. Die Blume riecht übel, hat keinen angenehmen Geruch, und der Wein schmeckt nicht übel, ist nicht übel, ist erträglich, leidlich. Es steht oder kleidet ihm übel oder nicht übel. Uebel lauten, klingen, unangenehm. Das gefällt ihm übel, wo es mit der Verneinung noch üblicher ist, das gefällt mir nicht übel. — Sie sieht übel aus, sowohl ungesund, als auch nicht schön. Er schreibt sehr übel, wenn es auf den Inhalt des Geschriebenen ankommt, in unangenehmen Ausdrücken; kommt es aber auf die Schrift selbst an, so ist schlecht gebräuchlicher, er schreibt, er zeichnet schlecht. Jemanden übel halten, ihm übel begegnen; auch hier als ein Nebenwort am häufigsten; es wird aber auch zuweilen als ein Beiwort gebraucht. Ein übler Geruch, ein übler Geschmack, ein schlechter. Eine üble Gestalt, kein übles Gesicht, eine üble Aussprache haben. Ein übler Traum, ein unangenehmer. Eine üble Begegnung, eine unangenehme. — 3) Mit Beschwerlichkeit verknüpft und in solcher bestehend, eine Fortsetzung der vorigen Bedeutung. Uebel hören, schwer; übel zu Fuße seyn, mit Beschwerde gehen; übel sitzen, unbequem; daher auch ein übler Sitz; ein übler Weg, auf welchem man schwer fortkommen kann. Ein übler Bezahler; ein übler Schuldner, ein böser, der seinen Verbindlichkeiten nicht nachkommt, und mühsam zur Bezahlung angehalten werden muß. Eine üble Nacht haben, eine un-

angenehme, beschwerliche. — 4) Der Absicht, der Bestimmung nicht gemäß, ihr zuwider. Es ist mir nicht übel gerathen. Etwas übel auslegen. Sehr übel angebracht seyn. Etwas übel verstehen, wider die Absicht des Redenden. Nicht übel wählen. In manchen Fällen auch als ein Beiwort. Eine üble Wahl treffen. — 5) Den Regeln der Klugheit nicht gemäß, im Gegensatz des gut. Uebel in einer Sache verfahren. Sein Geld, seine Zeit sehr übel anwenden. Eine üble Gewohnheit. — 6) Dem Willen zuwider, wider Willen, nur noch in der Redensart: er mag wohl oder übel wollen; er mag wollen oder nicht. — 7) Dem bürgerlichen Wohlstande zuwider, im gemeinen Leben auch schlecht, schlimm, im Gegensatze des wohl und gut. Als Neben- und auch als Beiwort. Es geht ihm sehr übel; es bekommt ihm sehr übel. Uebel von Jemanden sprechen. In einem üblen Rufe stehen. Wo auch dieses Beiwort im ungewissen Geschlechte und ohne Artikel als ein Hauptwort für Böses gebraucht wird. Uebels von Jemanden reden, Jemanden Uebels wünschen. Einem Uebels gönnen, Pf. 40, 15. — 8) Dem Gesetze zuwider, eine größtentheils veraltete Bedeutung, theils als ein Nebenwort. Uebel handeln, thun, in der Deutschen Bibel; theils als ein Hauptwort. Uebels thun, welches auch in der Deutschen Bibel vorkommt. — 9) Ehemals wurde es auch für unwillig gebraucht; übel auf Jemanden seyn, unwillig auf ihn sein. Woher noch die Redensart kommen soll: Etwas übel nehmen, oder übel aufnehmen, unwillig darüber werden; etwas übel auslegen. Hierher gehört auch das gemeine: Einem etwas für übel halten, es ihm übel nehmen. — 10) Ehemals

wurde auch das Nebenwort übel häufig als eine Intension einer unangenehmen Veränderung gebraucht, für sehr, im hohen Grade, so wie im gemeinen Leben auf ähnliche Art häßlich üblich ist.—Nach Adelung ist dieses Wort schon sehr alt, ja die heutigen Bedeutungen desselben sollen nur Fragmente einer ältern allgemeinern seyn, die sich aber, wegen des hohen Alters dieses Wortes nicht mehr mit Gewißheit bestimmen lassen. Da die Endsylbe —el nur das Suffixum ist, welches die Art, Weise, das Subjekt bedeutet, so kommt es nach dem genannten Sprachforscher nur auf die Sylbe ub oder üb an, welche zu ab zu gehören, und hier etwas, das von dem, was wir wollen, oder als gut erkennen, abweicht, zu bedeuten scheint, welches dadurch bestätiget wird, daß übel eigentlich einen gelinderen Begriff des Unangenehmen und Widrigen gewährt, als böse, schlecht, schlimm, welche oft für dasselbe gebraucht werden. Uebel bedeutet mehr etwas, das von unserem Willen, unserer angenehmen Empfindung abweicht, solchen nicht gemäß ist, als etwas, das solche beleidiget, ihnen zuwider ist. Wenn aber eine mehr heftige Veränderung der Stammbegriff seyn sollte, so müßten die erste und neunte Bedeutung als die ursprünglichsten angesehen werden. — Das Hauptwort Uebel wird 1) als ein Körperleiden gebraucht. Ein Uebel an einem Fuße, an der Hand, oder an sonst einem Theile des Körpers haben, einen Schaden. So führt auch in einigen Gegenden die fallende Sucht (Epilepsie) oder das böse Wesen den Namen des fallenden Uebels. Ueberhaupt aber werden alle Krankheiten, die eine Verletzung im Innern, wie die Lungensucht, Leberkrankheit ꝛc., oder einen äußerlichen Schaden zeigen, wie Wunden, Gichtbeulen ꝛc., Uebel genannt. Daher ein altes Uebel haben, einen alten Schaden, sey es nun an der Lunge, an der Leber, oder äußerlich

an der Hand, oder am Fuße ꝛc. — 2) In weiterer Bedeutung wird unter Uebel alles dasjenige begriffen, was Lebesverhältnisse oder gewisse Zustände des Lebens, sowohl in den eigenen, als in den Verhältnissen Anderer unvollkommner macht, oder was zum Schaden des Bestehenden ausfällt; daher sagt man auch einem Uebel begegnen, steuern, abhelfen. Dem Uebel ist leicht abgeholfen, leicht zu begegnen; wenn man nämlich etwas bemerkt, welches Gefahr drohet, und man diese Gefahr abwenden oder durch andere Mittel derselben entgegen wirken kann. Man hemmt auf diese Weise das Uebel. Es giebt aber Uebel, die nicht in unserer Gewalt liegen, ihnen abzuhelfen, wie z. B. die Uebel, welche die Natur bewirken, wie Hagelschlag, Ueberschwemmungen, Blitzentzündungen ꝛc.; dann die Uebel, die durch Stürme auf dem Meere ꝛc. bewirkt werden; indessen hat man auch hier Mittel erfunden, ihnen indirekt entgegen zu wirken, durch Assecuranzen; nur bei Ueberschwemmungen sind diese noch nicht wirksam geworden, und möchten auch hier wohl nicht wirksam werden, da diese Naturereignisse eine zu große Ausdehnung haben, und sich nicht auf einzelne Stellen beziehen, wie beim Hagelschlag und bei Blitzentzündungen; daher hat man auch Hagelschlag- und Feuerversicherungs-Gesellschaften, aber keine Ueberschwemmungs-Versicherungs-Gesellschaften. Kurz, ein Uebel unter 2) ist immer etwas, was Einen unangenehm berührt, ohne sich jedoch auf den Körper, nämlich in diesem zweiten Falle, zu erstrecken; es trifft nur das Gemüth, beunruhiget dasselbe, und kann nur durch Abwehrung in seinem Wirken aufgehalten, oder durch Aushülfsmittel beseitiget werden. Der Herr behüte Dich vor allem Uebel, Psalm 121, V. 7. Man muß Uebel mit Uebel vertreiben. Aus zweien Uebeln das kleinste erwählen. Die

Uebel, die Du nicht wissentlich verschuldet hast, entspringen aus einer göttlichen Anordnung (Gellert). Das Strafübel, die Strafe, als ein Uebel, oder das Uebel, als eine Strafe betrachtet, so auch das Sündenübel ꝛc. ꝛc. — Ein nothwendiges Uebel pflegt man oft das weibliche Geschlecht wegen seiner Unentbehrlichkeit zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts und zur Betreibung der Hauswirthschaft zu nennen. — In Hinsicht des in der Welt verbreiteten Uebels giebt es, nach den Ansichten der Philosophen, ein physisches und ein moralisches Uebel. Das physische, positive oder privative Uebel ist, nach einem ungenannten Schriftsteller, Schmerz, Mißfallen, Abgang einer größeren Glückseligkeit, als man zu erlangen hoffte ꝛc. Es entspringt, nach der Erfahrung, aus der Beschränkung der Kräfte auf eine dreifache Weise: 1) Wenn ein Individuum seiner Beschränkung sich bewußt, seine Kräfte mit Idealen einer größeren Vollkommenheit, mit Zwecken und Wirkungen vergleicht, die es begehrt und nicht erreichen kann. — 2) Wenn andere Gegenstände auf dasselbe wirken, und solches auf eine seiner Natur und seinem Willen zuwiderlaufende Art, und es keine Kraft besitzt, den unangenehmen Eindruck zu verhindern. — 3) Wenn es seine Kräfte zu solchen Wirkungen gebraucht, die unmittelbar oder mittelbarer Weise ihm zum Nachtheil gereichen. Dieses Letztere führt uns gleich auf den Ursprung des moralischen Uebels. — Die Möglichkeit des moralischen Uebels gründet sich darauf: daß 1) aus der Beschränkung unseres Erkenntnißvermögens unvollkommene Vorstellungen entstehen, nach welchen gut zu seyn scheint, was, nach allen seinen Folgen beurtheilt, schädlich, und daher der Vernunft und so der Weisheit und Güte des Schöpfers entgegen ist; daß 2) diese Vorstellungen einer unvollkom-

menen Erkenntniß den Willen zu Begierden und Handlungen bestimmen können; Letzteres entweder darum, weil gar keine entgegengesetzte Vorstellungen vorhanden sind, oder weil diese schwächer sind, als jene, oder daß zu der den falschen Vorstellungen gemäßen Begierde und Wirksamkeit schon eine größere Disposition vorhanden ist. Wenn nun das moralische Uebel in der Welt völlig verschwunden seyn sollte, so müßten entweder jene unvollständigen Vorstellungen in keinem Wesen je vorkommen, oder doch nicht schädlich wirken können. Ein noch so großer, aber doch eingeschränkter Grad der Einsichten eines Individuums, giebt keinen sicheren Grund zur Behauptung, daß derselbe von allem Irrthume, und somit von aller falschen Richtung seiner Willenskraft bewahrt seyn müsse. Besonders, wenn anzunehmen ist, daß mit der Sphäre der Erkenntniß immer auch der Reiz zur Wirksamkeit zunimmt, folglich auch die Gelegenheit zum Irrthume sich vervielfältiget; nicht zu erwähnen, daß, je größer die Einsichten eines beschränkten Geistes sind, um so leichter wird ihm auch die Menge dessen merklich, was er nicht weiß, und dieses kann eine Ursache der Unzufriedenheit und also auch des physischen Uebels werden. Angenommen, daß vernünftige Wesen vom Anfange ihres Daseyns an, jene vollkommene Erkenntniß von sich und der Welt haben konnten, obgleich solches wohl schwer bewiesen werden kann, so bliebe doch noch die Frage übrig: ob diese Wesen allein eine Welt ausmachen könnten, und ob nicht um ihrer Willen, und um die größte und möglichste Glückseligkeit hervorzubringen, mehrere Geistesrichtungen erfordert werden? Das moralische Uebel hat in der Welt zu seinem natürlichen Ursprunge, außer der Eingeschränktheit der Erkenntniß, noch eine Bedingung: daß nämlich die unvollständige Erkenntniß überwiegend reizt. Konnte es nun von dieser Seite wohl noch abgehalten

werden? Man kann hiervon die Möglichkeit noch eher begreifen, wenn bei der Unvollständigkeit der Einsichten nur immer hinlängliches Bewußtseyn dieser Unvollkommenheit, dieses Mangels zureichender Erkenntniß da wäre; wäre dieses, so könnte bei der Unwissenheit noch der Irrthum vermieden werden. — Die Vernunftlehre macht uns daher, da unserer Unwissenheit nicht völlig abgeholfen werden kann, zur vornehmsten Regel, Mißtrauen und Bescheidenheit da anzuwenden, wo es uns nach unserem Bewußtseyn an vollständiger Einsicht fehlt. Wer könnte daher das zu große Selbstvertrauen, das Vertrauen in seinen Verstand (der Stolz) für die eigentliche und unmittelbare Ursache der Vergehungen eines endlichen Wesens ansehen. Allein ein solches beständiges Mißtrauen, eine solche Behutsamkeit im Urtheilen, und Zurückhaltung des Urtheils kann schwerlich mit den Antrieben zur Wirksamkeit in allen Arten geistiger Individuen, deren Daseyn die Summe des Guten vergrößern konnten, bestehen, und um so weniger bei den Graden der Unwissenheit, worin sie sich befinden. — Wenn nun das moralische Uebel nicht überall verhindert werden konnte, so ist schon an keine Möglichkeit zu denken, daß das physische Uebel ganz hätte verhindert werden können; denn darum heißt das moralische Uebel etwas Böses, weil es das physische Uebel, das einzige absolute Uebel, mit sich führt, welches dem, der es in seinen Neigungen und Handlungen duldet, und Andere, die sie treffen, Unseligkeit zuzieht. — Man kann hier nun fragen: Ist das moralische Uebel die einzige wirkliche Ursache des physischen Uebels in der Welt, oder, um die Sache nur unter dem bisher gebrauchten metaphysischen Gesichtspunkte zu behalten, läßt sich bei den vorher angezeigten beiden andern Arten des möglichen Ursprungs des physischen Uebels aus dem metaphysischen oder der Einschrän-

kung der Kräfte, die Möglichkeit, daß jene hätte gänzlich abgehalten werden können, gründlicher darthun? Die eine dieser Arten gründet sich auf das Bewußtseyn der eingeschränkten Kräfte bei reizenden Vorstellungen höherer Vollkommenheiten. Aus dieser Ursache scheint nicht nothwendig in allen lebenden Wesen Schmerz oder Unzufriedenheit entstehen zu müssen; denn Einige derselben könnten auf ihre Empfindungen so eingeschränkt seyn, daß sie von nichts Anderem wüßten, keine Vergleichungen anstellten, und nichts Besseres begehrten. Dieses darf man aber nicht auf Alle anwenden; denn es muß auch Individuen geben, die durch Selbstthätigkeit zu höherer Vollkommenheit emporzustreben suchen, und durch das Bewußtseyn dessen, was ihnen fehlt, durch ein Verlangen darnach, angetrieben werden. Das Verlangen läßt sich mehr durch ein ruhiges, durch Vorschmack beseligendes, als leidenschaftliches Erwerben gedenken; allein ein so ruhiges Verlangen schickt sich mehr zu den Fällen, wo wir unser Glück erwarten, als dahin, wo wir durch Begierde thätig gemacht werden sollen. — Es frägt sich hier nun noch: wie nun alle dem Zustande einiger Arten und Individuen nachtheilige, unangenehme Einwirkungen in einem so mannigfaltigen und regelmäßigen Systeme der Dinge, als die Welt erforderte, stets haben verhindert werden können? Sobald man irgend bestimmte Begriffe nimmt, fällt die Forderung ins Ungereimte. Sollten Wesen da seyn, die Empfindung besäßen, und nie verletzt, nie schmerzhaft afficirt werden können? Sollten die Kräfte der Schwere, des Stoßes, des Druckes, sollten Hitze und Kälte, Nasses und Trocknes regelmäßig, das heißt, nach der beständigen Beschaffenheit einer gleichförmigen Natur, wirken können, ohne je einem Wesen beschwerlich oder schädlich zu werden? Oder sollte keine Regelmäßigkeit in der Natur seyn? Sollte so oft ein Wunder gesche-

hen, als irgend ein lebendiges Geschöpf durch die ihrer Natur und Verbindung gemäß wirkende Kraft irgend eines Dinges leiden würde? Lasse man die physische Möglichkeit solcher Forderungen vorbei: was würde die Folge seyn? Eine solche Menge von Wundern würde die Regelmäßigkeit des Laufes der Natur aufheben; und ohne diese Regelmäßigkeit wäre es nicht möglich, daß Wissenschaft, Vorhersehung, Klugheit, Weisheit, Tugend ꝛc. natürlicher Weise entständen; denn diese intellektuellen und moralischen Vollkommenheiten setzen Einförmigkeit der Erfolge, Beständigkeit und Allgemeinheit des Beobachtenden voraus. Durch alle diese Schwierigkeiten wissen sich nur Einige mit immer neuen Hypothesen durchzuhelfen, allein ohne Erfolg für den in Rede stehenden Gegenstand; denn wer hat die physische Möglichkeit solcher, von aller Analogie dessen, was wir erfahren und am gewissesten wissen, abweichenden Vorstellungen bewiesen? Wenn erst die Wirklichkeit der Sache historisch gewiß wäre, so möchten solche, als Erklärungshypothesen, noch in Betracht kommen können; allein so wie sie jetzt stehen, können sie für nichts gelten, da sie weder durch eine vollständige Deutlichkeit der Art und Weise, wie die Sache a priori möglich, noch durch irgend eine Analogie der Erfahrung a posteriori bewiesen werden können. So hält man oft etwas für möglich, was durchaus, auch nach der Erfahrung, unmöglich ist, dagegen oft Sachen für unmöglich, die an sich wohl möglich seyn können. Wenn sich nun das Böse in der Welt in einer solchen Verbindung mit dem Guten zeigt, daß es offenbar nothwendig dabei erscheint, oder doch nicht erwiesen werden kann, wie es dem Guten unbeschadet, hätte verhindert werden können, so können wir auch nicht gegen die Güte und Weisheit des Schöpfers unsere Klage erheben, sondern wir müssen alle unsere Erkenntniß dazu an-

wenden, wie wir in unseren Wirkungskreisen zu unserer und Anderer Wohlfahrt das meiste Gute stiften und das Böse entfernen können; denn nur auf diese Weise kann man dem Uebel, so weit es in unsern Kräften steht, am besten begegnen. Daß übrigens das Böse zur Erkenntniß des Guten, zur Empfindung der Glückseligkeit, die das Gute gewährt, von dem Schöpfer eingeführt worden, ist gewiß, aber auch eben so gewiß, daß derselbe dem Guten das Uebergewicht gegeben, weil sonst, wenn das Uebel ein Uebergewicht erhalten hätte, längst die Welt wieder in ein Chaos verwandelt worden wäre, da sich Wirren aller Art in der civilisirten Welt, so weit die Geschichte reicht, bemerkbar gemacht haben, worin das Uebel zu herrschen schien; allein immer ist es dem guten Principe gelungen, die Oberhand zu behalten, und das Uebel zu entfernen und unschädlich zu machen.

Uebelkeit, von dem Nennworte übel, aber nur in dessen ersten Bedeutung, eine Empfindung des Unwohlseyns, die ihren Ursprung gewöhnlich aus dem Magen und ein Erbrechen zur Folge hat, und wenn dieses auch nicht immer erfolgt, doch eine Neigung dazu. Die Uebelkeit ist eine so eigenthümliche Empfindung, daß sie sich schwer beschreiben läßt. Ein ängstliches Gefühl bei einem hohen Grade unangenehmer Körperaufregung mit Schweiß verknüpft, ist vorherrschend, wozu sich die Neigung zum Brechen gesellt. Bei Einigen erregt die Neigung zum Brechen das unangenehme nicht zu beschreibende Gefühl, bei Andern tritt dieses schon vorher ein, und das Erbrechen erfolgt erst später, gleichsam wie der Sturm dem Gewitter vorangeht; denn ist Letzteres erst erfolgt, so hört auch die unangenehme Empfindung bald auf, und ein erleichterndes Gefühl tritt ein, gleichsam wie nach drückender Hitze der erquickende Regen. Gewöhnlich sind Uebelkeiten auch mit Kopfschmerzen verbunden,

welches besonders der Fall ist, wenn sie von einem Rausche, von einer Unordnung im Magen herrühren. Hier ist bloßes warmes Wasser oder ein Aufguß von Kamillen (Kamillenthee) getrunken, Brechweinstein nach der Angabe des Arztes genommen, hinreichend, um zum Brechen zu führen oder das Brechen zu erleichtern. Sonst kommen Uebelkeiten bei vielen Krankheiten vor, besonders bei Fiebern: Wechselfiebern, Nervenfiebern, Gallenfiebern, Faulfiebern ꝛc.; dann bei Entzündungskrankheiten ꝛc. Da nun diese Krankheiten in der Encyklopädie besonders vorkommen, und auch größtentheils schon abgehandelt worden sind, so muß darauf verwiesen werden.

Uebelklang, von der Redensart übel klingen, ein unangenehmer Klang irgend eines Dinges, im Gegensatze des Wohlklanges. Ein Klang, der auf das Gehör unangenehm wirkt, z. B. das Kratzen auf einem Teller mit einem Messer, oder sonst mit einem schneidenden oder spitzen Instrumente; das Streichen mit einem stark mit Kolophonium bestrichenen Bogen über ein Saiten-Instrument ohne Tonleiter, bloß zum Spaß; das harte Zusammenschlagen von Glocken ꝛc. — Dann bedeutet Uebelklang, Dissonanz, in der Musik, ein dem Ohre nicht angenehm klingendes Intervall. Es bedeutet also einen Klang, dem es an gehöriger Harmonie fehlt, und der das Gegentheil der Consonanz oder des Wohlklanges ist. Da nun das Consoniren aus der Uebereinstimmung zweier Töne entsteht, die sich in einen Klang vereinigen, so daß man die Verschiedenheit der Töne ohne Widrigkeit empfindet; so entsteht das Dissoniren aus der gewaltsamen Vereinigung zweier Töne, die keine Harmonie mit einander haben; denn man empfindet nicht nur die Verschiedenheit dieser Töne in dem

Klange, sondern auch zugleich etwas Widriges, das ihrer Vereinigung widerstrebt, und solches nimmt zu, je näher diese Töne in Ansehung ihrer Höhe aneinander kommen, nur erst, wenn sie sich so genähert haben, daß man beide Töne für eines hält, wird das Dissoniren in ein völliges Harmoniren verwandelt. Das Dissoniren zweier Töne liegt eigentlich darin, daß man durch den Klang von beiden etwas Unangenehmes durch das Gehör empfindet, und einer der beiden Töne nicht das ist, was er dem Gefühle nach seyn sollte. So kann man die ganze diatonische Tonleiter C, D, E, F, G, A, H, c herauf und herunter singen, ohne etwas Widriges dabei zu empfinden, weil die Töne auf einander folgen, werden aber zwei Töne, wie C, D, zugleich gehört, so empfindet man etwas Unangenehmes im Tone. Es dissoniren daher nur diejenigen Töne gegen einander, die um weniger als eine Terze aus einander sind, da die Terze nichts Unangenehmes mehr hat. Man könnte nun hier einwenden, daß verschiedene von den Harmonisten für Dissonanzen erkannte Intervallen vorkommen, die größer als die Terze sind, wie die falsche Quinte, die Septime und die None, weil man sie mit dem Grundtone, mit dem sie zugleich klingen, für einerlei zu halten versucht wird; allein dieser Einwand läßt sich leicht dadurch beseitigen, daß jeder Grundton auch das Gefühl seiner Octave, und wenn gleich etwas weniger merklich, seiner Quinte erweckt. Die Septime dissonirt nicht gegen den Grundton, sondern gegen die Octave, der sie zu nahe liegt. Aus demselben Grunde wird die Quarte, die sonst alle Eigenschaften einer vollkommenen Consonanz hat, verdächtig, weil sie der Quinte zu nahe kommt. Bei der Sexte, die der Quinte eben so nahe liegt, geschieht dieses nicht, und wie man

glaubt, wegen der schönen Harmonie der Quarte, welche die Sexte vom Grundtone mit der Terze desselben macht, wodurch das ohnehin nicht starke Gefühl der Quinte noch mehr in den Schatten tritt. Woraus also folgt: 1) daß jedes Intervall, das um weniger als eine Terze vom Grundtone oder dessen Octave absteht, dissonirt. 2) Daß ohne Rücksicht auf den Grundton oder dessen Octave zwei Töne, die aber weniger als eine Terze auseinander liegen, wenn gleich jeder für sich mit dem Grundtone consonirt, dennoch unter sich dissoniren. Nimmt man nun an, daß je näher die Verhältnisse eines Tons zum andern sind, desto wohlklingender, aber einfacher ist auch die Wirkung, je entfernter aber die Verhältnisse eines Tons zum andern sind, desto übelklingender, aber auch mannigfaltiger ist die Wirkung, so läßt sich auch darnach leicht bestimmen, welchen Gebrauch man von Wohl- und Uebelklängen in der Musik machen kann, und welche Wirkungen man sich von ihnen zu versprechen hat. — Wie der Gebrauch der Dissonanzen in der Musik aufgekommen ist, oder welche Veranlassung sich dazu gefunden hat, sie einzuführen, möchte man wohl, nach der Einführung des mehrstimmigen Gesanges in der Ausfüllung der Intervallen finden, durch welche eine hohe Stimme ihren Gesang fortführt; denn Jeder fühlt gewiß, wie natürlich es ist, wenn der Gesang um eine Terze steigt oder fällt, und so z. B. durch die Secunde in die Terze zu steigen oder zu fallen. Behält aber die tiefere Stimme dazwischen ihren ordentlichen Gang, so werden die Töne, die man im Durchgange berührt, auch gegen sie dissoniren. Auch ist es eben so natürlich, daß man, anstatt einen Ton zweimal hinter einander, wie solches die Melodie verlangt, anzugeben, auf den zweiten durch einen

Vorschlag von dem halben Tone über oder unter ihm komme, da denn dieser Vorschlag gleichfalls eine Dissonanz ist. Man theilt die Dissonanzen in durchgehende, verzögernde und wesentliche. Die Ersteren sind von zweierlei Art; entweder stehen sie auf der guten Zeit des Taktes, und kommen den Consonanzen, in die sie in der schlechten Zeit eintreten, zuvor, und werden dann Wechselnoten genannt, oder sie fallen auf die schlechte Zeit des Taktes und gehen in der folgenden guten Zeit in Consonanzen über; jene sind etwas härter, als diese. Eine solche Dissonanz kann in der nächsten Zeit über sich oder unter sich treten. Damit aber dasjenige, was solche Durchgänge wirklich Angenehmes haben, durch das Dissoniren nicht verdorben werde, so müssen die dissonirenden Töne schnell durchgehen, und in der nächsten Zeit des Taktes muß die consonirende Harmonie wieder hergestellt seyn; kommen sie im gemeinen oder langsamen Takte vor, so können sie nicht länger, als ein Achteltakt, beim Allabreve oder der geschwinden Bewegung aber, nicht länger als Viertel seyn. — Sonst sind die durchgehenden Dissonanzen keiner andern Regel unterworfen; sie sind weder selbst an einen völlig bestimmten Gang gebunden, noch wird der Baß durch sie in seiner Fortschreitung gehemmt. Wenn man aber solche Durchgänge länger anhalten wollte, besonders auf den guten Zeiten des Taktes, wo die Töne einen Nachdruck erhalten, so würde das Dissoniren schon so empfunden werden, daß man gezwungen würde der Harmonie einen bestimmten Gang zu geben, um die Unordnung wieder gut zu machen. Die durchgehenden Dissonanzen in den obern Stimmen machen Sänger und Spieler oft, ohne daß sie ihnen

vorgeschrieben werden. Sie erwecken eine desto lebhaftere Erwartung des folgenden Tones. Man hat sich aber in Acht zu nehmen, daß es nicht gegen die Natur der Tonart geschehe. So könnte man in C Dur aus A nach H nicht durch ♯ A gehen, weil dieses ♯ A zu keinem einzigen in der Tonleiter des C Dur liegenden Tone, ein Intervall ist; dagegen kann man in C Dur aus F durch Fis nach G gehen, weil Fis die große Terze der Secunde des Grundtones ist. Die durchgehenden Töne können nur als zufällige betrachtet werden, da man sie eben sowohl weglassen kann, ohne daß sie in der Hauptsache in Absicht auf die Melodie, noch auf die Harmonie etwas ändern. Sie dienen nur zur Erleichterung des Ueberganges von einem Haupttone, wodurch der Gesang oft etwas gemildert wird, wenn er stufenweise, als wenn er sprungweise fortgeht. Dann diene sie auch zu verschiedenen melismatischen Verzierungen, besonders da, wo der Gesang nicht ernsthaft, sondern lieblich scherzend seyn soll; sie geben hier der Melodie die größte Annehmlichkeit. Deshalb kommen überall in der figurirten Musik in den obern Stimmen, auch zuweilen im Basse durchgehende Töne vor, die man in Ansehung der Harmonie nicht in Rechnung bringt. Wenn sie aber die Harmonie nicht stören sollen, so müssen sie schnell durchgehen, damit das Gehör nicht Zeit hat, ihr Dissoniren gegen die Grundtöne zu bemerken. Die Stimme muß daher über diese Töne gleichsam nur hinwegschlüpfen, und darf keinen Nachdruck darauf legen, weil sie gegen die untersten Stimmen dissoniren. In begleitenden Bässen kann man die durchgehenden Dissonanzen nicht als Auszierungen anbringen; sie dienen aber da, um in zweifelhaften Fällen das Gefühl des Tones, darin man ist, festzusetzen. — Die verzögernden

oder aufhaltenden Dissonanzen können nur dann angebracht werden, wenn sie in der vorhergehenden Harmonie schon gelegen haben, also schon da gewesen sind. Diese Dissonanz erfordert zwei Bedingungen, sie muß vorbereitet seyn und aufgelöset werden. Die Vorbereitung besteht darin, daß sie in dem vorhergehenden Accord als eine Consonanz dagewesen, und die Auflösung, daß sie in die consonirenden Töne übergehe, an deren Stelle sie steht, oder deren Eintritt sie aufgehalten hat. Diese Dissonanzen fallen, um die Erwartung der darauf folgenden Consonanz um so lebhafter zu erwecken auf die guten Zeiten des Taktes, und lösen sich auf den schlechten Zeiten auf; es giebt aber auch einige Fälle, wo ihre Auflösung bis in den folgenden Takt verzögert wird. Sie nehmen nur eine Zeitlang die Stelle der Consonanzen, in welche sie eintreten, ein, ändern aber sonst in dem Fortgange der Harmonie nichts. — Die wesentlichen Dissonanzen behaupten eine eigene Stelle, und werden den consonirenden Accorden hinzugefügt oder eingemischt. Der Ursprung des Gebrauchs dieser Dissonanzen liegt darin, daß sie immer auf die Dominante eines Durtons, in welchem man schließen will, gebracht werden. Die zweite Art, die aufhaltenden Dissonanzen, dienen die consonirende Harmonie aufzuhalten, und das Verlangen nach derselben zu erwecken; sie haben aber auch zugleich vermittelst der Bindungen auf den Gang des Taktes einen Einfluß, indem sie die Takte in einander verschlingen und dadurch die Aufmersamkeit reizen. Die dritte Art, die wesentlichen Dissonanzen, hindern die Ruhe, die man sonst bei der Harmonie des Dreiklanges finden würde, leiten das Gehör nach dem Schlusse auf die nächste Harmonie

und können, wenn sie in verschiedenen hinter einander folgenden Accorden angebracht werden, die Empfindung lange unterhalten. Eine besondere Art von Dissonanzen sind diejenigen, welche bei Ausweichungen entstehen, es sind die übermäßigen Intervallen. Nichts ist geschickter einen Ton anzukündigen, als das Subsemitonium desselben oder seine große Septime. Wenn man daher schnell in einen Ton eintreten will, so kann dieses nur dadurch geschehen, daß man in den vorhergehenden Accord plötzliche seine große Septime als einen fremden Ton hören läßt, woraus die übermäßigen Dissonanzen entstehen. — Die dissonirenden Accorde oder nicht zusammen stimmenden Tonklänge entstehen also, wenn man dem Dreiklange eine Terze hinzusetzt, welche die Septime zum Grundtone bildet; denn der Septimenaccord besteht aus Grundton, Terze, Quinte und Septime, ist vierstimmig und muß als Dissonanz aufgelöset werden. Der gewöhnlichste Septimenaccord wird aus dem harten Dreiklang mit kleiner Septime gebildet, z. B. c, e, g, b, von denen sich die Septime abwärts in a, und die Terze aufwärts in f auflöset. Er wird Hauptseptimenaccord oder der wesentliche Septimenaccord genannt, und durch 7 bezeichnet; und so erstehen durch Veränderung der Lage der Intervallen noch andere Accorde. So giebt es auch noch Nebenseptimen-Harmonien, wie z. B. der Septimenaccord aus dem verminderten Dreiklange mit kleiner Septime c, es, ges, b ꝛc. Die Dissonanzen bringen daher eine große Lebendigkeit in die Musik, und sind wichtige Hülfsmittel zum guten Ausdrucke, da sie Spannungen und Täuschungen des Gehörs bewirken; sie sind gleichsam die Würze in der Musik, wie sich ein Musiker ausdrückt, die

aber von den Neuern so oft gebraucht worden ist, daß sie fast allen Reiz verloren hat.

Uebellaut, ein Laut, der keinen guten Klang hat, im Gegensatze des Wohllautes. Der Laut (s. Th 66, S. 377) ist ein Empfindungston, der durch das Gehör empfunden wird. Er ist angenehm, sobald der Eindruck, den er hervorbringt, der Empfindung behaglich ist oder zusagt; sich durch das Gefühl etwas Behagliches oder Angenehmes im Körper verbreitet; er ist unangenehm, sobald das Gegentheil eintritt. So hat der Schrei- und der Quick- oder Quietschlaut etwas Unangenehmes, Durchdringendes, gleichsam den Körper Erschütterndes, besonders bei empfindsamen Temperamenten, und daher ist jeder Laut, der das Gehör unangenehm berührt, ein Uebellaut. Die Uebellaute kommen in der Sprache und in der Musik vor. In der Sprache und im Gesange entsteht der Uebellaut oft durch ein fehlerhaftes Sprach- oder Stimmorgan, wozu noch schwer auszusprechende Haupt- oder Mitlauter kommen, wie z. B. das ch, r, st ꝛc. In der Instrumental-Musik durch das Kratzen mit dem Bogen auf der Geige oder Violine, durch das Greifen falscher Töne beim Fortepiano-, Orgel-, Guitarren- und Harfenspiele. So auch bei den Blase-Instrumenten, besonders bei der Flöte, der Klarinette und den Blech-Instrumenten, wo die Uebellaute noch greller hervortreten, wenn man hier nicht die Töne geschickt zu moduliren versteht, damit sie nicht kreischend, sondern sanft sich hören lassen. Besonders haben die Schnarrtöne bei Blech-Instrumenten, wenn sie beim Blasen nicht gehörig modulirt werden, etwas Unangenehmes, welches im Metalle liegt, und nur durch einen mildernden Hauch vermindert werden kann, indem man den Ton dadurch in seiner Gewalt hat. Uebrigens gebraucht man bei Instrumenten lieber das Wort Uebelklang, und bei Sprachtönen,

Gesangtönen das Wort Uebellaut; denn hier ist der Ton ein Laut, dort ein Klang; obgleich man eine sehr reine, klare Stimme, die den Saiten oder dem Metalle am Klange gleich kommt, sowohl im Diskant, als im Tenor und Baß, mit der Benennung wohlklingend belegt, und daher auch das Gegentheil davon übelklingend, und auch wohl nicht mit Unrecht, weil eine solche melodische Stimme wirklich Klang hat. Bei Sprachtönen in der Deklamation, der Rede, ist aber derjenige Ton, der etwas Widriges hat, ein Uebellaut.

Uebelstand, von der Redensart übel stehen, was der guten Gestalt eines Gegenstandes nachtheilig ist, dasjenige, was übel steht, die äußere Gestalt eines Gegenstandes unvollkommen macht, der Mißstand; beides im Gegensatze des Wohlstandes. Daß dieses Haus, bei seiner Breite, den Thorweg am Ende hat, ist ein Uebelstand, es müßte ihn in der Mitte haben, oder einen andern am andern Ende, der Symmetrie wegen. Dunkle Treppen sind ein Uebelstand in einem Hause. Ein Frauenzimmer, welches die Wirthschaft in einem Haushalte führen soll, und davon nichts versteht, ist ein Uebelstand für den Haushalt. — Wenn die Kunst der Toilette darin besteht, sich dem Körper gemäß zu schmücken, so ist es ein Uebelstand, wenn ein Frauenzimmer diese Kunst verkehrt anwendet, und statt ihre Reize durch dieselbe zu erhöhen, sie dadurch vermindert, welches dann in der Ueberladung liegt. — Es machen sich in dieser Anstalt viele Uebelstände bemerkbar, die nur durch ein gutes Hausregiment abgeschafft werden können, und darin bestehen: 1) daß die Pensionaire nicht satt zu essen erhalten; 2) daß sie zu viel Freiheit genießen, und dadurch ihre Arbeiten vernachlässigen, und 3) daß sie nicht unter gehöriger Aufsicht stehen, und dadurch

Unordnungen, die auch ihre körperliche Pflege betreffen, einreißen. — Wenn ein Gemälde nicht gehörig mit seinen Einzelnheiten aus der Leinwand hervortritt, so ist dieses ein Uebelstand, der im Kolorit liegt ꝛc. ꝛc.

Uebelthat, von etwas Uebles thun, etwas Böses begehen, sowohl im gelinden, als geschärften Verstande. Im gelinden Verstande ist es dem Wohlthun, der Wohlthat entgegengesetzt, und bedeutet eine Handlung, die in der Absicht zu schaden oder Nachtheil zu bringen begangen worden, ohne gerade dadurch vor Gericht gestellt zu werden oder dem Strafgerichte anheim zu fallen. Im geschärften Verstande ist es eine That, die dem Gesetze zuwider ist, eine vorsätzliche oder frevelhafte Uebertretung der bürgerlichen oder göttlichen Gesetze; die Missethat, das Verbrechen. S. den Art. Missethat, Th. 91, S. 482, und den Art. Verbrechen, unter V.

Uebelthäter, Uebelthäterin, eine Person, welche die bürgerlichen und göttlichen Gesetze vorsätzlich und freventlich übertritt, die öffentliche Ruhe durch freventliche Handlungen stört; der Missethäter, der Verbrecher; s. den Art. Missethäter, Th. 91, S. 482 u. f., und Verbrecher, unter V.

Ueben, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches in mehreren Bedeutungen vorkommt. 1) Plagen, nach Adelung, durch heftige und gewaltsame Bewegungen unangenehme Empfindungen erwecken, eine veraltete Bedeutung. So heißt es beim Kaisersberg: Meine Tochter wird vom Teufel gefatzet, er übet sie, sie schümet ꝛc. — 2) Im weiteren Verstande, durch mehrmalige Bewegungen einer Art, oder durch mehrmalige Handlungen einer Art Fertigkeit darin erlangen. So werden die Truppen in den Waffen, im Marschiren, Reiten ꝛc. geübt. So übt man sich im Fechten, Tanzen, Schreiben, in den Sprachen. So in einzelnen Zweigen der

Wissenschaften, um sie praktisch auszuüben; so in den Künsten und Handwerken. So giebt es keine Vollkommenheit in irgend einem Geschäftszweige, die man nicht durch Uebung erlangte. Das Ueben oder die Uebung ist demnach das fortwährende Treiben einer Sache, die öftere Wiederholung einer und derselben Arbeit, sowohl in der Absicht, sie zu erlernen, als auch, sich darin zu vervollkommnen. So erlangt man im Schreiben eine geläufige und schöne Geschäftshand, wenn man das in der Schule erlernte Schreiben, welches nach gewissen kalligraphischen Regeln und Vorschriften geschieht, auf dem praktischen Geschäftswege auf einem Büreau, Komptoir ꝛc. zu einer geläufigen Fertigkeit durch tägliches, mehr flüchtiges Schreiben bringt, so daß dadurch das Gezwungene und Steife, welches der Schulhand noch anklebt, verloren geht, und die Schrift gerundeter und in einem bestimmten Charakter hervortritt. Man unterscheidet sogleich eine schöne Schulhand von einer geübten Geschäftshand. Jene hat noch die Schule in allen ihren Zügen, diese tritt aber markiger und kräftiger hervor, zeigt die Vervollkommnung durch eine tägliche unausgesetzte Uebung, wie wir dieses bei tüchtigen Geschäftsleuten, bei Kanzlisten, Komptoristen und anderen Beamten, die viel mit der Feder zu thun haben, sehen. Es gehört allerdings ein guter Grund dazu, der in den Schulen gelegt werden muß (obgleich man auch jetzt schöne Handschriften gewahrt, wozu die Hand erst in späteren Jahren, ohne Schule, ausgebildet worden), allein die Fertigkeit und Schnelligkeit im Schreiben erlangt man erst im Geschäftsleben, wie das fertige Rechnen durch die tägliche Uebung in kaufmännischen Geschäften, auf Rechnungskammern, Banken ꝛc. Fast jedes Handwerk würde in einem Jahre erlernt werden können, wenn nämlich der Zutretende oder der angehende Lehrling mit einem offenen Kopfe oder ge-

sunden Mutterwitze ausgestattet ist. Was macht aber, daß er es vier bis fünf Jahre betreiben muß, um als Geselle losgesprochen zu werden, doch wohl nur, um Fertigkeit darin zu erlangen, durch eine unausgesetzte Uebung von mehreren Jahren. Die Arbeit ist ihm jetzt so zu eigen geworden, er hat alle Vortheile darin genau einsehen lernen, daß er sie unter allen Lebensverhältnissen nicht wieder vergißt; und dieses bezweckte man wohl hauptsächlich dabei, als man Innungen und Gilden errichtete, die Handwerke zünftig machte? — Manche Wissenschaften und Künste erfordern fortgesetzte Uebungen, um Zweige davon der Vollendung nur näher zu bringen. — So verlangt die Musik eine fortwährende Uebung auf dem Instrumente, welchem man sich gewidmet hat, auf dem Pianoforte, der Violine, der Guitarre, der Harfe, der Flöte, der Trompete, dem Horne ꝛc., um es zu einiger Fertigkeit im Spielen und Blasen zu bringen, und diese Fertigkeit wird hauptsächlich nur dann erreicht, wenn man schon in früher Jugend, in den Knaben- und Mädchenjahren, damit angefangen hat, in welcher die Finger noch die gehörige Biegsamkeit haben, die besonders bei Erlernung der Saiten-Instrumente erfordert wird. Welche Uebung erfordert es nicht, die Tasten oder Claves des Fortepianos mit Fertigkeit zu durchlaufen, nur um gewisse Geschwindläufe auszuführen, um dann Passagen mit Fertigkeit zu executiren. Eben so auf der Violine, Guitarre, Harfe, die noch durch den schnellen Lauf und Druck der Saiten viel Schwieriges in der Ausführung haben. Freilich kommen hier musikalisches Gehör und Musiksinn dem Erlernen und Ueben eines Instrumentes sehr zu Statten, indem dann das Gefühl schon die Finger nach der Vorschrift leitet; allein immer sind unausgesetzte Uebungen nöthig, um es zur Fertigkeit darauf zu bringen, und so ist es auch mit den Blase-Instrumenten. Selbst bei erlangter Fertig-

keit auf einem Instrumente muß doch jedes neue Stück eingeübt werden, um es dann fertig vom Blatte zu spielen; denn hier erleichtert nur die Fertigkeit auf den Tasten und in den Griffen die Uebung zur Musikaufführung. Daher hat man auch beim Erlernen eines Instrumentes Uebungsstücke, um, außer den Unterrichtsstunden, die unentbehrliche Selbstübung vorzunehmen; denn aller Unterricht in der Musik ist, ohne fleißiges Ueben, verlorene Mühe, wenigstens wird es der Lernende nie weit auf einem Instrumente bringen. Die Uebungsstücke, wenn sie progressiv oder nach den Fortschritten des Schülers geordnet sind, befördern die mechanische Fertigkeit und Sicherheit des Spiels, und dienen auch dazu, verschiedene auf den Instrumenten vorkommende Passagen und Figuren kennen zu lernen, und die hauptsächlichsten Modulationen in den verschiedenen Tonarten darzustellen. Eben so sind Uebungen im Gesange nöthig, um dadurch die Stimme nicht nur zu vervollkommnen, sondern sie auch zu befestigen, ihr Festigkeit zu geben. Die Ausbildung der Stimme geschieht daher nur durch eine fortgesetzte Uebung. — So ist eine lange Uebung im Zeichnen nöthig, um diejenige Fertigkeit darin zu erlangen, Gegenstände nach dem davon aufgefaßten Bilde des Sehevermögens treu wieder zu geben. Daher ist die Schmidtsche Methode, nach aufgestellten Naturkörpern zu zeichnen, für Schatten, Licht und Perspektive gleich vortheilhaft, und eine fortgesetzte Uebung darin befestiget das Zeichnen nach Naturgegenständen. — Durch eine fortgesetzte Uebung im Rechnen kann man es nur zu einer Fertigkeit darin bringen, und besonders im Kopfrechnen, wozu freilich Gedächtniß, Gegenwart des Geistes, und ein schnelles Fassungsvermögen gehören, um eine vorgelegte Frage im Rechnen sogleich zu fassen, zu überdenken, und die schicklichsten Hülfsmittel zu ihrer Beantwortung auszuwählen. Nur fort-

gesetzte Uebungen geben, bei einem guten Gedächtnisse, dem Zahlengedächtnisse, nach Gall, dessen Organ über dem vordern Theile der knöchernen Decke der Augenhöhle, jedoch mehr nach der äußern Seite zu, liegt, Fertigkeit im Rechnen, sowohl auf dem Papiere, als im Kopfe. — Was fortgesetzte Uebungen des Körpers in der Jugend vermögen, beweisen die Magier, Taschenspieler, Equilibristen, Kunstreiter ꝛc. — Das Ueben oder Exercieren beim Militär ist eine der vornehmsten praktischen Beschäftigungen desselben. Hier wird eine kurze Uebersicht davon, wie es jetzt, in neuester Zeit, in Preußen betrieben wird, nicht am unrechten Orte seyn, um es mit dem zu vergleichen, was einige sechzig Jahre früher darüber bestanden hat; s. Kriegs- oder Waffen-Uebungen, Th. 52, S. 331 u. f. Bei allen militärischen Uebungen ist bis jetzt das Exercier-Reglement, welches, nach dem Herren von Griesheim*), wegen seiner Einfachheit und Zweckmäßigkeit noch unübertroffen unter allen Reglements Europäischer Heere dasteht, die Basis und Richtschnur, wenn es gleich im Laufe der Zeit manche Abänderungen und Abweichungen erfahren hat. Die Uebung der Rekruten geschieht durch die Korporalschaftsführer, die Gefreieten zur Unterstützung haben. Da der Korporalschaftsführer nur wenige Mann, die er leicht übersehen kann, einübt, so kann dieses auch mit Aufmerksamkeit geschehen. Die Uebungen sind: die Ausbildung ohne Gewehr, die Stellung, Richtung, Wendungen auf der Stelle, der Marsch, Wendungen im Marsche, das Schließen, die Stellung, der Marsch, die Wendungen ꝛc. mit dem Gewehre, das Schwenken, Abbrechen, Aufmarschiren, die Griffe mit dem Gewehre, und die Char-

*) Der Compagnie-Dienst ꝛc. S. 271.

girung. — Die Ausbildung ohne Gewehr bei dem Detail- oder Einzelnüben der Mannschaft, der Rekruten, erfordert in der Regel vierzehn Tage, wobei der Rekrut zwar in der zweiten Woche schon das Gewehr erhält, es aber nur auf der Schulter trägt. Beim Marschiren im langsamen Schritt lernt der Rekrut den Körper im Gleichgewichte tragen, ohne, außer den Beinen, die übrigen Glieder zu bewegen, und wobei das Fußgelenk fügsam wird, was den Marsch erleichtert. Er biegt deshalb die Fußspitze bei jedem Schritte herunter und auswärts, eine Uebung, die er auch im Stehen machen muß. Wenn zum Marschiren im geschwinden Schritte übergegangen wird, so müssen die Schritte gleichmäßig geschehen, wobei die Füße auswärts stehen; auch dürfen sie sich nicht angewöhnen, mit einem Fuße, gewöhnlich dem linken, stärker aufzutreten, wie mit dem andern. Es ist hier gut, wenn die Rekruten in einem Vierecke marschiren, damit der Lehrer nicht so häufig die Wendungen zu kommandiren braucht, und Einer den Andern sieht. Die Griffe mit dem Gewehre werden in die einzelnen Tempos zerlegt, besonders die Chargirung, damit der Rekrut zuvörderst jede einzelne Bewegung der Arme richtig und präcise ausführen lernt; erst, wenn er es hierzu gebracht hat, werden die Griffe so gemacht, wie es im Reglement vorgeschrieben worden. In ungefähr sechs Wochen haben die Rekruten unter dem Korporalschaftsführer die Ausbildung erreicht, worin sie nun beharren, ohne sichtliche weitere Fortschritte; es fehlt ihnen nur noch die feste Ruhe beim Marsche, die Gleichmäßigkeit in den Griffen, die Sicherheit in der Bewegung, welche gefordert wird, und nur durch die Uebung in größeren Abtheilungen erreicht wird; daher werden sie in Glieder zusammengestellt, und so klassenweise durch Exercier-Unterofficiere, zu welchen man die fähigsten aussucht, weiter ausgebildet. Die Klas-

sen sollen 12 bis 20 Mann stark seyn; kleinere Klassen erfüllen nicht den Zweck, bei größeren ist die Uebersicht zu schwer. Man reicht daher mit drei Exercierklassen, deren jede etwa zwei Exercier-Gefreiete erhält. Die Rekruten, welche wegen Krankheit oder besonderer Ungeschicklichkeit zurückbleiben, werden besonders exerciert. Nach wiederum sechs Wochen sind die Rekruten so weit, um in die Kompagnie eingestellt zu werden. Oft läßt man sie vorher noch im Trupp, zu drei Gliedern formirt, exercieren, welches jedoch nur in so fern nöthig ist, um sie die Chargirung, das Wechseln der Gewehre ꝛc. zu lehren, oder wenn sie im Trupp höheren Vorgesetzten vorgestellt werden sollen. Zur weiteren Ausbildung der Rekruten soll es aber wenig beitragen, und sie können immer in die Kompagnie eingestellt werden, wenn sie nämlich in den Klassen gut ausgebildet sind. — Die zweite Seite der Detailübung ist die Erhaltung der Dressur des Einzelnen, welches gleichfalls durch die Korporalschaftsführer geschieht. Es hat den Vortheil, daß der Soldat in der Regel immer von demselben Unterofficier geübt wird, und von demselben, der ihn in allen andern Dienstzweigen unterrichtet. Die Aufgeschriebenen, Ungeschickten, in der Dressur Zurückgebliebenen übt der Unterofficier der Korporalschaft, der die Anweisung darüber erhält, welche Mängel zu verbessern sind. Diese Uebung darf jedoch nur zu bestimmten Zeiten und unter Aufsicht eines Officiers geschehen. Außerdem übt der Korporalschaftsführer seine Korporalschaft bei allen Detailübungen, und jedes Kompagnie-Exercieren soll damit begonnen werden, daß die Korporalschaftsführer die Figuren nachsehen, die Griffe durchmachen, einzeln marschiren lassen, und die Richtung üben. — Das Kompagnie-Exercieren hat eine zweifache Seite: 1) das Ausbilden der Kompagnie, das Fundament aller weiteren Uebungen,

und 2) ist es eine direkte Vorübung zu den Bataillons-Uebungen, das Einüben der Evolutionen. Das Kompagnie-Exercieren schließt sich unmittelbar dem Detail-Exercieren an, und die Vereinigung und Verschmelzung aller Einzelnheiten desselben zu einem Ganzen ist sein Ziel. Griffe, Chargirung, Richtung, Wendungen auf der Stelle, Schließen, Flankenmarsch, Aufmarschiren, Abbrechen, Abschwenken, Schwenkungen ꝛc. sind diejenigen Gegenstände der Uebung, auf die es jetzt besonders ankommt. Auch hier soll wieder die Arbeit getheilt werden, um bei den ersten Malen der Zusammenstellung der Kompagnie zugweise exercieren zu lassen, welches besonders für die Bewegungen, und vor Allem bei dem Schwenken mit Zügen angerathen wird. Sobald „Stillgestanden" kommandirt worden, darf sich Niemand mehr rühren. Die Griffe beim Gewehrauf- und abnehmen, so wie beim Präsentiren und Schultern, müssen ruhig und langsam gemacht, und besonders anfangs viel nach Zählen geübt werden. Beim Gewehrabnehmen dürfen die Kolben nicht aufstoßen. Nach jedem Griffe darf sich kein Gewehr weiter bewegen. „Gewehr über" und „faßt das Gewehr an" wird im Marsche am besten stets auf dem linken Fuße kommandirt. Beim Herunternehmen zur Ladung darf das Gewehr nicht aufgestoßen werden. Das zweite und dritte Glied muß einen starken Schritt rechts rücken, und das dritte Glied noch etwas weiter, wie das zweite, um das Wechseln der Gewehre zu erleichtern. Beim Anschlagen müssen alle Gewehre horizontal liegen, und beim fernern Laden darf kein Hahn überrissen werden. Bei „Hahn in Ruhe" muß solches behende, aber sicher geschehen. Die Ladung wird mit hölzernen Patronen geübt. Das Bataillenfeuer muß möglichst rasch, aber ohne Uebereilung geschehen. Die Richtung geschieht mit Points und Rotten, rechts und links, mit schiefer

und paralleler Front. Bei dem Richten mit Points tritt ein Unterofficier etwa sechs Schritte in die Verlängerung. Beim Einrichten geschieht kein Beitreten. Die Köpfe dürfen nicht vorgestreckt, auch nicht zu sehr gedrehet werden, und die Schultern müssen genau im Gliede seyn, ohne sie zu verdrehen. Eine jede Rotte muß einen Vordermann haben; die Wendungen müssen lebhaft und gleichmäßig geschehen; der Griff nach der Patrontasche egal, aber ohne Schlag darauf, sie wird wirklich angefaßt. Die Gewehre werden bei allen Wendungen fest gehalten. Beim Schließen tritt ein Unterofficier in die Verlängerung. Das erste Glied erhält besonders die Richtung, und darf nicht über die durch die Zugführer markirte Linie vorkommen. Ein gleicher Tritt, beim nicht Verdrehen der Schultern, muß gehalten werden. Nach dem Schließen „Richt Euch!" Beim Flankenmarsch ist richtige Distanz und Richtung in jeder Rotte nöthig. Scharf Vordermann nehmen, und auf „Halt! Front!" muß Alles gerichtet seyn. Die Vormarschirenden, Officiere oder Unterofficiere, dürfen die Füße nicht zu hoch heben, es darf nicht hämmernd, sondern mit sicherer Gleichmäßigkeit, wie im Gliede, marschirt werden. Die Wendung im Marsche, so wie halb rechts und links im Marsche, ist stets auf dem der Wendung entgegengesetzten Fuße zu kommandiren, z. B. bei „Rechts um!" auf dem linken Fuße. Bei dem Abschwenken mit Sektionen machen die stehenden Flügelleute die Wendungen, ohne beizutreten. Die Sektionen von fünf Rotten mit fünf Schritten herum. Halt auf dem linken Fuße. Beim Rechtsabschwenken gehen auf „Halt!" die Augen rechts. Beim Marsche mit Sektionen geht nach dem Vordermanne die Richtung in allen Gliedern. Die Flügelleute halten die richtige Distanz. Wird auf dem Haken geschwenkt, so darf keine Sektion eher die Schulter vornehmen, als auf dem Schwenkungspunkte.

Der Aufmarsch im Stehen geschieht ruhig und im Tritt; dabei jede Sektion geschlossen. Der Aufmarsch im Marsche geschieht in Zügen oder Sektionen. Die aufmarschirenden Flügel dürfen nicht zu weit laufen; sie müssen den Tritt rasch aufnehmen, und eben so die Richtung. Beim Abschwenken mit Zügen müssen die Flügel-Unterofficiere schnell auf die Flügel, und dürfen nicht in den Zug sehen, sondern nur auf den zu beschreibenden Bogen, welcher nicht zu groß, aber auch nicht zu klein seyn darf. Die Augen nach dem herumgehenden Flügel gerichtet, die Köpfe wenig dahin gedrehet, und die Schultern durchaus nicht verdrehet. Der Tritt muß ruhig seyn und die Füße mit geraden Knien vorgebracht werden, in der Mitte des Zuges „halben Schritt." Fühlung lose, aber ohne Absperrung der Arme. Halt auf dem linken Fuße; auch gehen auf „Halt!" die Augen stets rechts. Das Schwenken in Kompagnie-Front geschieht nach gleichen Grundsätzen. Beim Abbrechen muß die Viertelwendung egal seyn; sie wird, wie bei den Wendungen auf dem entgegengesetzten Fuße kommandirt. In Reihensetzen müssen aus Sektionen die Unterofficiere schnell hinter die Front gehen, dabei ist die Wendung rechts auf dem linken, links auf dem rechten Fuße zu kommandiren. Die Flügelleute müssen scharf gerade ausgehen; am besten mit angefaßtem Gewehre. Das Ralliren muß sehr oft und anfangs zugweise geübt werden, um die Leute daran zu gewöhnen, sich schnell in die gewöhnlichen Formationen zu finden, in rechts oder links um, in Sektionen oder in Zügen abmarschirt. Wenn schnell hinter einander fort exerciert wird, so kann diese ganze Schule in einer Stunde durchgemacht, und die Figuren nachgesehen werden; auch kann man einige Male vorbei marschiren lassen. Hat man dazu zwei Stunden, so kann man alle Bewegungen und Griffe ganz gründlich üben, alles Man-

gelhafte mehrfach machen lassen, und behält noch Zeit übrig, einige Bewegungen mit den Tirailleurs zu machen, und einige Male zu Ralliren. Viel länger, als zwei Stunden zu üben, soll nicht rathsam seyn, wenn man die höchstmögliche Anstrengung und Aufmerksamkeit von jedem Einzelnen verlangt. Die Officiere läßt man bei den Griffen, der Chargirung, den Wendungen ꝛc. austreten; sie sehen so mehr, als im Gliede, und können daher auch mehr nützen. Beim Kompagnie-Exercieren, als Vorübung zum Bataillons-Exercieren ist es nöthig, die andern Züge des Bataillons zu supponiren, und dies Verhältniß den Leuten auseinander zu setzen. Es treten daher auch Fahnen-Unterofficiere ein, die sich so wie im Bataillon verhalten. Sowohl beim Avanciren, wie beim Retiriren in Linie müssen zwar alle Züge die Augen nach der Fahne haben, ganz besonders aber der vierte und fünfte Zug, und man muß es erzwingen, daß die Leute des ersten Gliedes dieser Züge keinen Blick von derselben verwenden. Das Avanciren und Retiriren des Bataillons wird durch die Festigkeit, mit der sich die mittlern Züge dann bewegen, sehr erleichtert. Die Chargirung muß von hinten her kommandirt werden, wie im Bataillon. Die Leute müssen ruhig im Anschlage liegen, und auf das Kommando hören. Beim Marsch auf der Diagonale muß Schulter hinter Schulter, und die Zugführer gut gerichtet vor der Front seyn. Die Viertelwendung ist wie „Gerade aus" auf dem entgegengesetzten Fuße zu kommandiren. Beim Bajonettangriffe 120 Schritt in der Minute und große Schritte. Nach der Fahne geschlossen und Richtung erhalten. Beim vor- und rückwärts Durchziehen müssen die Wendungen auf dem richtigen Fuße geschehen. Die Zugführer nach der Fahnenseite und kein Mann aus dem Tritte kommen; die Züge müs-

sen die richtige Distanz von der Fahne und Richtung nach derselben haben. Nach dem Wiederaufmarsche gleich Tritt und Richtung. Das Abbrechen einzelner Züge geschieht sowohl im Avanciren, als Retiriren, indem der betreffende Officier zu seinem Zuge „Halt! Halb rechts (oder links) Marsch, Marsch!" und hinter dem nebenstehenden Zuge „Gerade aus!" kommandirt; der Zug muß dabei geschlossen traben, und den Tritt gleich wieder aufnehmen; ebenso beim Wiederaufmarsch. In der Formation geschlossener Kolonnen müssen die Züge gleichen Tritt haben. Auf „Halt! Front!" gleich Vordermann und parallele Richtung. Vordermann durch die ganze Kolonne. Die Hauptsache dabei ist, daß die Zugführer genau Vordermann haben, und die Linie derselben rechtwinklich auf der Grundlinie steht. Bei den Deployements müssen die Têten der Züge gerichtet, und jeder Zug parallel mit der Grundlinie seyn. Die Wendungen müssen zur rechten Zeit und auf dem richtigen Fuße geschehen. Jeder Zug muß gerichtet einrücken. Halt! auf dem linken Fuße lieber einen Schritt zu früh, als erst in der Unterofficier-Linie, oder gar darüber hinaus. Das Deployement muß man anfangs zugweise üben, und dabei vielfach die Wendungen im Marsche machen lassen. Der Officier des Zuges, welcher an der Grundlinie fortgeht, marschirt außerhalb der Unterofficier-Linie. Beim Aufmarsch aus geöffneten Kolonnen, müssen die Züge parallel mit der Grundlinie bleiben, und so geführt werden, daß sie höchstens sechs Schritte geradeaus zu gehen brauchen. Die Têten der Züge müssen während des Aufmarsches gerichtet seyn, und die Distanz nicht verlieren. Wird rechts nach dem dritten Gliede aufmarschirt, „Geradeaus! Augen links! Front!" Links nach dem dritten Gliede „Geradeaus! Front!

Augen links!" Beim Achsschwenken schwenkt der vierte und fünfte Zug geschlossen und im ruhigen festen Schritt, die andern Züge dürfen nicht zu stark traben, und je näher an der Fahne, je kürzer. Die Angriffskolonnen haben die Richtung nach der Mitte, auch bei Schwenkungen. Der Vordermann durch alle Züge. Beim Marsch müssen die Züge geschlossen seyn. Wird nach der Attaque deployirt, so schießt, wer heraus ist, und nimmt dabei die Richtung nach der Fahne auf. Bei der Quarrébildung müssen die Flügelrotten der Ecken gehörig unterrichtet seyn; eben so die Leute, welche als Tirailleurs austreten. Das Gewehrfällen und Schultern gleichmäßig. Die Wendung muß auf das Kommando der Zugführer egal seyn. -- Die weiteren Uebungen mit den Formationen der Kolonnen, mit dem Gewehre im Präsentiren, Chargiren ꝛc. ꝛc., muß man aus dem Exercierreglement ersehen, da hier der Ort nicht ist, sich weiter darüber auszulassen. S. auch Truppenstellung, Th. 189, S. 80 u. f. — Die Uebung des Tiraillirens bei der Infanterie, s. Tirailliren, Th. 185, S. 179 u. f. — Was die allgemeinen Bestimmungen des Exercierens oder Uebens beim Militair anbetrifft, so ist ein jeder Befehlshaber einer besondern Abtheilung, vom Hauptmann einschließlich aufwärts, für die vorschriftsmäßige Ausbildung derselben verantwortlich; auch wird derselbe in der Wahl der Mittel dazu, so weit es die nothwendige Gleichmäßigkeit und Sicherstellung des Erfolges gestattet, nicht beschränkt. Daher können mehrere Wege zur Ausbildung eingeschlagen werden, die doch zu einem gleichen Resultate führen, nur müssen die Wege an und für sich nichts Weitläufiges und Drückendes für den Lernenden, den

Rekruten haben. — So sollen die Hauptleute bei der Ausbildung ihrer Kompagnien die jüngeren Officiere so beschäftigen, daß diese lehrend sich selbst vervollkommnen, also mehr Uebung erlangen. Sie sollen ferner ihre Unterofficiere in allen Zweigen des Dienstes so ausbilden, daß diese in jeder Beziehung die Lehrer ihrer Korporalschaften seyn, und daß sie als sichere Lehrer im Exercieren, im Feld- oder Vorpostendienste, in der Kenntniß der Waffen, in den Grundsätzen des Schießens, und im Garnisondienste gebraucht werden können. Unterofficiere, die diese Ausbildung nicht gehörig erhalten haben, oder Gemeine, die zu Unterofficieren ausgebildet werden sollen, müssen in Allem, was sie zum Dienste gebrauchen, durch einen Officier unterrichtet werden, nach der Bestimmung des Hauptmanns; denn von tüchtigen Unterofficieren kann man auch eine sichere und gründliche Ausbildung der Soldaten, und besonders der Rekruten, verlangen. Beim Ueben der Rekruten durch die Unterofficiere, soll stets ein Officier zugegen seyn, der dafür verantwortlich ist, daß die Rekruten mit Schonung behandelt werden, und keine Mißhandlungen durch ihre Lehrer erfahren; deshalb darf auch nicht in den Quartieren exerciert werden. Die älteren Officiere sollen mit dem Ueben der Rekruten nur in so weit beschäftiget werden, als es die Ausbildung derselben erfordert; dagegen sollen die jüngeren Officiere fleißig zugegen seyn, besonders wenn der Hauptmann selbst exerciert. Jeder junge Officier hat die Verpflichtung ein- für allemal, ohne Beihülfe eines Unterofficiers, einen Rekruten auszuexercieren, und die Instruktion desselben allein zu übernehmen. Die Ausbildung der Rekruten soll, mit Inbegriff des Tiraillirens, in drei Monaten so weit vollendet seyn, daß sie in die Kompagnie eingestellt werden können. Länger

als fünf Stunden des Tages soll nicht exerciert werden, auch nicht mit den Rekruten; denn ein längeres Exercieren, z. B. sechs bis acht Stunden des Tages, wirkt nachtheilig auf Lehrer und Schüler, weil beide zu sehr abgespannt werden, und die Lust und Kräfte zuweilen verlieren; auch wächst dadurch die Zahl der Kranken. In letzterer Beziehung sind alle Befehlshaber der einzelnen Abtheilungen dafür verantwortlich, daß bei den Uebungen jeder Art und der Abhärtung durch dieselben, auf die Erhaltung der Gesundheit der Leute alle mögliche Rücksicht genommen werde. Dagegen soll aber auch mit Strenge darauf gehalten werden, daß Jeder das von ihm Verlangte in dieser Hinsicht mit Eifer und Anstrengung ausführe, da von Erschöpfungen in dem festgesetzten Zeitraume nicht die Rede seyn kann. Daher werden auch die Trägen und Ungeschickten zur Strafe zum Nachexercieren kommandirt, um sie dadurch schnell und aufmerksamer zu machen. — Bei sehr großer Hitze im Sommer sollen keine Uebungen in der Mittagszeit vorgenommen werden, und im Winter soll bei 5 Grad Kälte im Freien nicht exerciert werden, und bei mehr als 10 Grad Kälte dürfen keine Uebungen in nicht erwärmten Räumen Statt finden. An Sonn- und Festtagen dürfen keine Exercitien angestellt werden, einzelne Schießübungen ausgenommen, jedoch nur des Vormittages vor der Kirche, also des Morgens bis gegen neun Uhr. Die Uebungen geschehen auf den den Truppen angewiesenen Exercierplätzen innerhalb und vor den Thoren der Städte. — Die Veränderungen und Zusätze im Exercierreglement beweisen, daß in der neuern Zeit Vieles zum Vortheile des Soldaten in den Uebungen aller Art geschehen ist, selbst die leichten Percussionsgewehre lassen sich besser handthieren, als die frühern großen und

schweren Gewehre. Mehrere Tempos, das Vorspringen des Flügelmannes beim Präsentiren des Gewehrs und beim Schultern ꝛc. ꝛc. sind abgeschafft worden, so daß sich der Soldat jetzt freier bewegen kann, wozu auch noch die Montur beiträgt, die jetzt nicht so knapp anliegt und die Bewegungen der Arme und Beine hemmt, ja selbst die Brust beschwert durch den Druck des noch darauf lastenden Lederzeuges ꝛc. — Außer den oben angeführten Uebungen, die auch der Kavallerist zu Fuße in ähnlicher Art ausführt, mit Berücksichtigung seiner Waffen, wie Degen, Säbel, Pallasch, Karabiner, Pistole, Lanze ꝛc., die ihn hier zu führen gelehrt werden, muß der Soldat auch noch im Schwimmen, Fechten, Springen, Laufen ꝛc. geübt werden, und bei der Infanterie auch noch im Marschiren mit dem ganzen Gepäcke. Bei der Kavallerie ist mit der Reitkunst (s. diese, Th. 122, S. 300 u. f.) und dem Manövriren zu Pferde, auch das Schwimmen zu Pferde verbunden. Der Exercierplatz zu den Uebungen der Soldaten im Freien muß einen ebenen und festen Boden haben, man braucht aber für die Uebungen eines ganzen Bataillons darauf nicht Rücksicht zu nehmen, am wenigsten bei der leichten Infanterie, für welche das durchschnittenste Terrain, um sie an Appell, Deckung ꝛc. zu gewöhnen, das Beste ist. Für die Kavallerie sucht man gern sandigen Boden aus, für die Artillerie aber einen festen. Im Winter und bei schlechtem Wetter werden die Soldaten in ihren Exercierhäusern geübt. Es sind große Gebäude gleich den Reitbahnen, die vorn oder in der Mitte einen großen Thorweg haben, und große und breite Fenster zu beiden Seiten, da sie gewöhnlich auf oder an freien Plätzen stehen. Sie sind mehr oder weniger stattlich von außen verziert; oft mit einem von Säulen getragenen Frontispice oder Giebel, der mit Kriegstrophäen geschmückt ist. — Daß das Exercieren

auch eine vortreffliche Uebung für den Jüngling und Mann ist, s. unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 692 und 735 u. f., wo man auch die Uebungen im Reiten, Fahren, Tanzen, Fechten, Ringen, Schwingen, Laufen, Schwimmen, überhaupt die ganze Turnkunst von S. 441—994 abgehandelt findet. — Das Ueben eines schwachen Gedächtnisses, um es dadurch zu stärken, oder die Gedächtnißkunst, Mnemonik, s. unter Gedächtniß, Th. 16, S. 565. Daß man diese Kunst schon im Alterthume geübt hat, ist schon an dem eben angeführten Orte gezeigt worden, daher läßt sich auch an der Existenz dieser Kunst im Alterthume nicht zweifeln. Die erste Nachricht darüber soll sich in der ältesten noch vorhandenen lateinischen Rhetorik finden, die, unter dem Namen der Bücher an den Herennius, gewöhnlich den Anfang der Werke des Cicero machen, und von ihrem neuesten Herausgeber, dem Hofrath Schütz in Halle, mit vieler Wahrscheinlichkeit dem Grammatiker Antonius Gnipho zugeschrieben werden (im dritten Buche vom 16 bis 23 Kapitel). Das ganze Geheimniß besteht in Plätzen, Bildern und Merkmalen, an welche man durch die Ideenassociation die zu memorirenden Sätze, Begriffe und Worte der Reihe nach knüpft. Die Uebungen des Gedächtnisses, als eine Kunst, um dadurch Wunderdinge zu leisten, ruheten seit den Beschäftigungen der Alten damit, bis zum sechzehnten Jahrhunderte; zu Ende desselben und am Anfange des siebzehnten traten in der Mnemonik zwei rüstige Gelehrte hervor, der Professor Lamprecht Schenkel, und der Lizentiat Martin Sommer. Der Erstere zu Herzogenbusch 1547 geboren, erfand die Gedächtnißkunst auf einer Reise, und um diese Erfindung mitzutheilen, unternahm er lange Reisen in den Niederlanden, in Ober- und Nieder-Deutschland und in Frank-

reich. Er unterwarf seine Methode der Prüfung vieler Großen, und zog von Universität zu Universität. Ueberall erndtete er Beifall ein: Fürsten und Grafen, Erzbischöfe und Kanzler prüften ihn mannigfaltig, und der Vielgeprüfte ging überall mit großer Belobung davon. In Paris ertheilte ihm der Rektor der Sorbonne, nach vorangegangenem Examen, die Erlaubniß, seine Kunst daselbst zu lehren, und nachdem ihn der Requettenmeister Marillon auf Befehl des Kanzlers von Frankreich über seine Kunst geprüft hatte, erhielt er das ausschließende Privilegium auf dieselbe fürs ganze Königreich. Den Zuhörern wurde aber bei schwerer Geldstrafe untersagt, diese Kunst Andern mitzutheilen. Die Beschwerlichkeiten der Reise bestimmten ihn zuletzt, das Lehren dieser Kunst seinem Zöglinge und Freunde Sommer aus Schlesien durch ein feierliches Diplom zu übertragen, in welchem er ihn bevollmächtigte, in Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, und in den angrenzenden Ländern die von ihm empfangene Kunst unter gewissen Bedingungen zu lehren. Sommer schrieb eine Lateinische Ankündigung seiner Kunst, eine brevis delineatio de utilitatibus et effectibus admirabilibus artis memoriae. (Venedig, 1619, 24 S. in 12.), die er überall, wohin er kam, austheilte. Er sagt hierin: „Ein Advokat, der zu gleicher Zeit hundert und mehrere Prozesse führt, kann sie alle mit Hülfe der Mnemonik dem Gedächtnisse so einverleiben, daß er jedem Clienten, gleichviel in welcher Ordnung, zu jeder Stunde so zu antworten weiß, als habe er so eben nur eines Jeden einzelne Prozeßakten durchgelesen, und beim Plaidiren hat er nicht nur die einzelnen Beweise und Rechtsgründe seiner Parthey, sondern auch alle Gründe und Einwürfe des Gegners stets in baarer Bereitschaft. Tritt er in eine Bibliothek und liest in vielen Büchern nach einander; so kann

er dies Alles noch nach einigen Tagen zu Hause niederschreiben. Wer diese Kunst versteht, kann zehn bis dreißig Schreibern zu gleicher Zeit ganz verschiedene Materien diktiren. Nach vierwöchentlichen Uebungen kann er 25,000 Bilderplätze binnen eines Zeitraumes von einem Vaterunser anordnen, und dies wohl zehnmal an einem Tage, ohne besondere Anstrengung und genauer, als ein Anderer, ohne diese Kunst, während eines ganzen Jahres. Er bedarf keiner Bibliothek zum Nachschlagen mehr. — Der ganze Unterricht, verbunden mit hinlänglicher Uebung, kann in neun Tage vollendet werden, und täglich bedarf es nur einer Stunde. Hat man die Regel gefaßt, so darf man die Uebung täglich nur ein halbes Stündchen fortsetzen. Das vorausbezahlte Honorar wird Jedem, der hinterdrein gegründete Klagen führen könnte, zurückgezahlt, und noch mehr dazu. Der Lehrer dieser Kunst bleibt nur kurz an jedem Orte. Er wird auf Verlangen Proben ablegen, Zeugnisse der angesehensten Männer vorweisen, und nach vier bis sechs Lehrstunden für jeden Unkundigen wahre Wundererscheinungen hervorbringen ꝛc." Es folgen nun Zeugnisse von mehreren berühmten Universitäten. So haben sich zu Leipzig neun Gelehrte unterschrieben, darauf folgen Gelehrte von Marburg, Frankfurt an der Oder ꝛc. Schenkel gab nun noch seine Schatzkammer der Gedächtnißkunst: Gazophylacium artis memoriae zum ersten Male 1610 zu Straßburg heraus. Eine vollständigere Ausgabe aber gab sein Freund und Schüler Sommer im Jahre 1619 heraus. Ein vollständiges Licht über die Gedächtnißkunst findet man in dieser Schatzkammer nicht, und die darin aufgestellten Lehren bedürfen noch eines mündlichen Unterrichts zur Erläuterung; denn die Fundamente der Kunst sind hier hinter Abbreviaturen versteckt; auch bedient er sich zur Bezeichnung der

wichtigsten Begriffe einer Menge selbst fabrizirter seltsam klingender Wörter. Auch läßt der Verfasser am Ende der ersten Vorlesung deutlich erkennen, daß das Buch nur seinen Schülern anvertrauet werde, und verweiset auf seine mündliche Anweisung. Uebrigens beruht die Schenkelsche Methode nicht auf bloßen mechanischen Kunstgriffen, sondern sie setzt das technische, symbolische und logische Gedächtniß in eine gleichförmige Thätigkeit; sie fordert kein bloß mechanisches, sondern ein ingeniöses und judiciöses Memoriren. Sie arbeitet nach den Gesetzen der Ideenverbindung, und ruft, außer dem natürlichen Gedächtnisse, auch Witz und Phantasie zu Hülfe. Kurz die Methode verlangt Uebung, sie will erlernt und täglich fortgeübt seyn. — Auch diese Gedächtnißübungskunst verlor sich wieder, und Schenkels Werk wurde eine der größten Bibliothek-Seltenheiten, bis am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts (1804) Klüber eine Uebersetzung aus dem Lateinischen davon veranstaltete. — Im Jahre 1804 trat in München der Freiherr von Aretin von neuem mit einer erfundenen Gedächtnißkunst hervor; denn obgleich er durch die alten Schriftsteller und die darin vorliegenden Beweise der ehemaligen Existenz und Wirklichkeit der Erinnerungskunst zuerst, nach seiner Erklärung, auf diesen Gegenstand geleitet wurde, so wollte er doch seine Methode für eine neue ausgeben, die mit den Angaben beim Cicero und Quintilian nichts zu thun haben. Nach ihm soll seine Methode kein bloßes mechanisches Auswendiglernen seyn, sondern sie sey mehr gemacht, den Sinn der gegebenen Objekte, als die einzelnen Worte zu fassen und dem Gedächtniß zu übergeben. Ein anderes Mal sollten aber doch seine Zöglinge durch Memoriren einzelner unzusammenhängender Worte jedes sich zum Wettkampfe aufwerfende natürliche Gedächtniß sogleich überflügeln; allein die angestellten

Versuche haben kein günstiges Resultat, sowohl zu München, am Orte der Erfindung selbst, als auch in Erlangen, Leipzig, und Berlin geliefert. Herr von Aretin hatte zur Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit seiner Erfindung den Licentiaten Karl Düchet, der als Uebersetzer bei der Münchener Hof- und Centralbibliothek angestellt war, mit dem Geheimnisse seiner Kunst bekannt gemacht, und ihn auf Reisen geschickt, um befriedigende Proben dieser Kunst abzulegen, und Subscribenten auf das herauszugebende Werk, welches diese Kunst enthalten sollte, mit 2 Karolinen oder 4 Dukaten anzunehmen. Bei seiner Anwesenheit in Berlin, wo auf Veranlassung des Geh. Ober-FinanzrathsRosenstiel und des Doktors Merkel eine Gesellschaft ausgezeichneter Staatsbeamten, Literaten und Geschäftsmänner an einem bestimmten Orte am 22sten Oktober 1804 Abends um fünf Uhr sich versammelt hatten, legte er Proben der Gedächtnißkunst ab. Es wurden dem Herrn Düchet nämlich des Tages vorher von dreizehn eingelaufenen Aufgaben zwölf übersandt, da die eine der Aufgaben eine künstliche Verflechtung verständlicher Ausdrücke zu einem unverständlichen Ganzen zurückgelegt worden, weil die Unternehmer diese den vorläufigen Aeußerungen des Hrn. Düchet gemäß, daß er solche Worte, womit sich keine Sachbegriffe verbinden ließen, auch nicht memoriren könne, für zu schwer hielten. Von den zwölf Aufgaben gab Herr Düchet vor, sieben erlernt zu haben, wobei er zugleich selbst bestimmte, wie er über sie geprüft werden wolle. Drei Aufgaben waren mineralogischen Inhalts. Die vierte Aufgabe bestand in funfzig Abbildungen weiblicher Köpfe, welche dem Versuche einer Aesthetik der Toilette (Leipzig, im Industrie-Komptoir) beigefügt sind; die fünfte und sechste Aufgabe bestanden in zwei eingesandten Anekdoten, die zusammen 38

Zeilen, jede etwa zu vierzehn Sylben ausmachten. Die siebente Aufgabe bestand in der Erfindungsgeschichte und der Beschreibung des Chinesischen Schachspiels, nicht völlig vier Oktavseiten stark. Im Ganzen betrugen die Aufgaben, die Herr Düchet erlernt hatte, sechzehn Seiten oder einen gedruckten Oktavbogen zu 25 Zeilen auf die Seite, wozu er zum Memoiren dreißig Stunden Zeit hatte; denn er erhielt die Aufsätze am 21. October Morgens um eilf, und die Versammlung fand am 22. Abends fünf Uhr Statt, wie schon bemerkt worden. Man hielt also dieses nicht für etwas Außerordentliches; denn gute und an solche Uebungen gewöhnte natürliche Gedächtnisse würden in dieser Zeit gewiß eben so viel, und mehr geleistet haben. Auch trug Düchet das Erlernte oder dem Gedächtnisse Einverleibte nicht in der vorgeschriebenen Wortfolge vor, besonders die beiden Anekdoten mit eigenen Worten verworren und undeutlich. Da nun nach der Versicherung Düchets er von Natur nur ein schwaches Gedächtniß habe, so schien dieses auch bei den abgelegten Proben hervorzugehen, daß er sich bei der Erlernung einer besonderen Methode bediene. Er erklärte darauf der Versammlung, daß sich diese Methode in zwei Minuten begreifen, und in zwei Tagen einüben lasse; man wollte aber hieraus schließen, daß die Erfindung des Herrn von Aretin eben nicht besonders wichtig sey; denn eine Methode das Gelesene oder Angehörte zu behalten, erfinde sich wohl fast jeder denkende Geschäftsmann und Gelehrte, der Vieles schnell abzufassen gezwungen sey; daher liege hierin nichts Neues. Die Wichtigkeit sey nur darin zu finden, wenn die vom Herrn von Aretin erfundene sehr kurz, sehr schnell wirkend, und allgemein anwendbar wäre; das Letztere geht aber aus allen damit angestellten Ver-

suchen nicht hervor, ja man war sogar das Gegentheil zu glauben gezwungen, wenn man die Zeit, die sich Herr Düchet überall zu seinen Proben genommen hatte, bedachte, und besonders aber, da er kein Geheimniß daraus machte, daß er sich die Aufgabe in kleine Absätze zerlegt, und diese beziffert habe. Der Doktor Merkel stellt hierbei die Frage: „Ob Fristen und Vorrüstungen der Art im Drange der Geschäfte oder beim Studiren, wo der Geist mit Feuer weiter eilt, oder einen Gegenstand zu durchdringen strebt, möglich sey?" — Dann fügt er noch hinzu: „Aus allem bisher Geleisteten scheint mir nichts weiter hervorzugehen, als daß die Methode des Herren von Aretin zwar dazu sich eigene, bei Prunkgelegenheiten zu glänzen: aber nur dann verdiente sie allgemeine Bewunderung und Belohnung, wenn es bewiesen würde, daß sie ein schlechtes Gedächtniß in den Stand setzte, schnell mit Sicherheit und ohne Vorrüstungen, die Dienste eines guten zu leisten. Aufgegebene Sachen zu memoriren, wer bedarf dessen? Schüler, Prediger und Schauspieler ausgenommen, und wenn diese dabei nach einer mechanischen Methode verfahren, so wird nur zu leicht dadurch das wichtigere Denken gehindert." — Die ungünstigen Urtheile, die sich öffentlich über diese Gedächtnißübung vernehmen ließen, veranlaßten ihr Verschwinden; denn trotz der Vertheidigung des Herren von Aretin gegen die Anfälle auf seine Erfindung, hat sie sich doch nicht halten können. Da fast zu derselben Zeit auch Gall mit seiner Schedellehre auftrat, so hätte diese der Erinnerungskunst wesentliche Dienste leisten können, wenigstens darin, daß man sogleich am Schedel das starke und schwache Gedächtniß erkannt hätte. — Gall nimmt vier Gedächtnisse an, nämlich: ein Sachgedächtniß, ein Orts- oder Lokalge-

dächtniß, ein Namen-, Wort- und Sprachgedächtniß, und ein Zahlengedächtniß. Alle diese verschiedenen Arten von Gedächtniß, oder vielmehr die Organe derselben, sollen sich in einer Schicht der Marksubstanz befinden, die über den knöchernen Wänden der Augenhöhle, hauptsächlich auf der obern Wand liegt. Hier würde nun vorzüglich das Sachgedächtniß in Anspruch genommen werden müssen, weil es hauptsächlich zur Association und regelmäßigen Verkettung der Empfindungen und Ideen, so wie zur Erhaltung des Individuums, das diese Empfindungen und Ideen hat, dient, und daher im Geschäfts- oder Gesellschaftsleben unentbehrlich ist; auch ist es durch alle edlere Thiergattungen verbreitet; denn selbst der Instinkt basirt sich darauf. Das Organ dieses Gedächtnisses befindet sich unmittelbar über der Wurzel der Nase, wo das Siebbein mit dem Stirnbeine verbunden ist, und verräth sich daselbst durch eine Hervorragung des Schedels, so wie eine daselbst befindliche Vertiefung die Abwesenheit desselben zu erkennen giebt. Wo nun diese vorhanden ist, könnte man sicher auf ein schwaches Gedächtniß schließen, welches durch künstliche Uebungen zu stärken wäre, und hier könnte nun die Mnemonik wirken; allein auch Galls Schedellehre ist verschwunden, und hat sich nicht bewährt; sie hatte ein gleiches Schicksal mit der Gedächtnißkunst, beruhet also auf einem eben so unsicheren Grunde. — Bis zum Jahre 1845 hatte nun die Gedächtnißkunst wieder geruhet, Niemand mehr daran gedacht auf einem künstlichen Wege sein Gedächtniß zu üben und zu stärken, als in Leipzig in dem genannten Jahre unter dem Namen Reventlow, und in Berlin unter dem Namen Dr. Karl Otto, ein neuer Mnemotechniker auftrat, Vorlesungen über diese Wissenschaft ankündigte, und

auch hielt. Die praktische Anwendbarkeit seines Systems wurde, wie natürlich, von Vielen sehr in Zweifel gezogen, indem man meinte, man müsse, um dasselbe zu benutzen, es zum Lebensstudium machen. Indessen soll, nach dem „Kometen", Nr. 44, ein Herr Herrmann Kothe, ein Schüler Reventlows, der sich auch durch literarische Arbeiten schon vortheilhaft bekannt gemacht hat, in Leipzig einen schlagenden Gegenbeweis geliefert haben; denn derselbe hatte sich erst seit der letzten Anwesenheit Reventlows in dem genannten Orte mit der Mnemotechnik beschäftiget, und er soll glänzende Proben seiner erlangten Fertigkeit, und mithin der Stichhaltbarkeit des Systems abgelegt haben; denn die Vorlesungen, welche er daselbst hielt, waren um so interessanter, als es ihm gelang, ein paralleles Verfahren auf die Musik anzuwenden. Herr Reventlow trat nun auch in Berlin unter dem Namen Karl Otto in dem genannten Jahre auf, und hat vom Monat März bis in den May Vorlesungen für Herren und Damen gehalten. Jeden Cursus von 8 bis 10 Vorlesungen für 1 Frd'or pro Person. Auch legte er als Einleitung zu diesen Vorlesungen in der ersten Stunde eine Probe von zwei der schwierigsten Probleme der Mnemotechnik ab; dann lieferte er auch einen Beweis von der Uebertragbarkeit seiner Methode, indem ein Zuhörer von ihm, Herr Rudolph Löwenstein, in derselben Stunde eine Probe von seiner Fertigkeit ablegte; allein ungeachtet dieser Vorlesungen scheint sich der praktische Nutzen dieser Gedächtnißübungen eben so wenig bewährt zu haben, als die schon oben angeführten Gedächtnißübungen von Schenkel und Sommer, und Aretin und Düchet, wenigstens hört man nichts mehr von dem Mnemotechniker, noch von dessen hinterlassener Kunst, die

doch Viele, um sie zu erlernen, in Berlin vereinigte. Auf das praktische Leben scheint daher diese Kunst keinen Einfluß zu üben, nicht auf eine Gedächtnißstärkung und schnellere Auffassung im Memoiren bei Geistlichen, Staatsdeputirten, Advokaten, Schauspielern ꝛc.; sie ist nur eine künstliche Anweisung, wie das Erinnerungs-Vermögen durch Auffindung und Anreihung von ansprechenden Gegenständen lebhaft erweckt, und zur Verbindung oder Verknüpfung der damit verwandten Materie einer Aufgabe dient. Das beste Mittel zur Stärkung des Gedächtnisses ist fleißiges Ueben desselben durch Auswendiglernen interessanter Anekdoten und Gedichte, welche die Aufmerksamkeit spannen. Man stellt sich z. B. in den Anekdoten die Hauptpunkte, die Pointen, fest, und reihet daran das Erzählende der Begebenheit. Liest man nun beim Festhalten der Pointen eine Anekdote mehrere Male langsam über, so wird sie sich dem Gedächtnisse einverleiben, dasselbe thut man auch mit Gedichten, welche ansprechen, auf das Gemüth wirken; besonders aber mit Gedichten komischer Natur, welche die Lachlust erregen, weil diese sich leichter im Gedächtnisse festsetzen, leichter behalten werden, weil ihre Pointen, gehörig vertheilt, auch die Einkleidung, anziehen. Man kann mit kurzen Anekdoten und Epigrammen anfangen und so steigen, jedoch immer die Pointe erst herausſuchend; denn schon dieses stärkt das Gedächtniß und erleichtert das Behalten. Man kann es dann auch mit andern Gegenständen versuchen z. B. mit Gegenständen aus der Naturgeschichte, Technologie, Chemie ꝛc., weil sich hier auch Punkte finden, woran sich das Uebrige zum bessern Behalten knüpfen läßt, auch wird das Namensgedächtniß gestärkt. Kurz ein fortwährendes Ueben auf diese Weise und solches am frühen Morgen oder am späten

Abende, wo äußere Eindrücke nicht die Eindrücke des Memorirens hindern.

Ueber, nach Adelung, eine der ältesten Partikeln in der Sprache, welche den Umstand der Höhe in Beziehung auf einen darunter befindlichen Gegenstand ausdrückt, und in doppelter Gestalt vorkommt. — I. Als ein Nebenwort oder Adverbium, wo es aber in den meisten Fällen eine Ellipse des folgenden Vorwortes ist. Es geht Alles bunt über, verworren oder unordentlich zu. Hier steht es bloß als ein Nebenwort; allein bei dem: das Glas läuft über, ist es nicht das Nebenwort, sondern das trennbare Vorwort von überlaufen. Hierher gehört auch das im gemeinen Leben übliche über und über. Das Glas läuft über und über, sehr über. Ueber und über voll seyn, sehr voll. Ueber und über naß seyn, über den ganzen Leib oder Körper, über die ganze Oberfläche desselben. — II. Als ein Vorwort oder eine Präposition, welches entweder für sich allein mit seinem Nennworte oder auch in der Zusammensetzung mit andern Wörtern vorkommt. — 1) Für sich allein mit seinem Nennworte, wo es bald die dritte, bald die vierte Endung erfordert, je nachdem man sich dabei eine Bewegung denkt, die nach einem Orte hingerichtet ist, wo dann die vierte Endung oder der Accusativ steht, oder einen Aufenhalt an einem Orte, ein Bleiben daselbst, wo dann der dritte Fall oder Dativ gesetzt wird. Nach Adelung ist in der Deutschen Sprache nicht leicht ein Vorwort, welches in Ansehung der Endung, die es erfordert, so unbestimmt wäre, oder vielmehr wo in der Anwendung so häufig gefehlt würde, als bei diesem Vorworte. Viele ältere Sprachlehren gehen in den meisten schweren Fällen leicht über die Sache hinweg und fertigen den Hülfe hierin Suchen-

den mit der trüglichen Regel ab, über nehme auf die Frage wohin, den Accusativ, und auf die Frage wo und worin den Dativ zu sich. Diese aus den Lateinischen Sprachlehren erborgte Regel läßt sich aber hier nicht überall anwenden, wenn gleich Bewegung und Richtung dieser Bewegung, so wie Ruhe und Bewegung in einem begrenzten Raume die beiden Hauptaufgaben dieses Vorworts sind, wonach ihre Anwendung mit dem dritten und vierten Falle Statt hat. Das Vorwort über bezeichnet den Zustand eines in der Höhe befindlichen Dinges, in Beziehung auf ein darunter befindliches. — a) Mit der dritten Endung oder dem Dativ kommt dieses Vorwort vor, um einen Stand der Ruhe in der Höhe in Beziehung auf einen darunter befindlichen Gegenstand zu bezeichnen, im Gegensatze des unter; auch eine Bewegung oder Handlung im Stande der Ruhe in derselben Beziehung, nämlich, daß die Bewegung nicht die Grenzen des darunter befindlichen überschreite, Auch eine jede Beschäftigung, wenn sie an einem bestimmten Orte geschieht, ohne sich davon fortzubewegen, gehört hierher. Der Schlüssel liegt über der Thür. Das Wasser steht über der Flur, über dem Felde, über den Bergen. Er wohnt über mir. Es steht ein Gewitter über der Stadt. Er weilt über dem Grabe. — Es giebt hier aber auch Fälle, wo über in dieser Bedeutung mit der vierten Endung gebraucht wird, z. B. er steckt in Schulden bis über die Ohren. Er ragte über alles Volk hinweg. Hier scheint in beiden Fällen die vierte Endung gerechtfertiget, indem eine Bewegung zur Erhöhung hervorsticht. Bezeichnet über in dieser Bedeutung figürlich einen Vorzug, so wird die vierte Endung gebraucht. Das Wasser schlägt ihm über dem Kopfe zusammen. Es schwebt ein Unglück über seinem Haupte,

über der Stadt. Das Oel schwimmt über dem Wasser. Das Haus brannte ihm über dem Kopfe weg. Hier überschreitet das über nicht die Grenzen des darunter befindlichen Gegenstandes. Es giebt aber auch hier Fälle, wo beide Endungen, Dativ und Accusativ, vorkommen, wenn nämlich der Begriff der Bewegung des Zeitwortes am meisten hervorleuchtet. Daher fahren, wie Flammen über den Stoppeln, wo auch der vierte Fall stehn könnte, wenn nämlich die Flammen über die Stoppeln hinausfahren oder auf sie zu fahren. Die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, und sie über den Kopf zusammenschlagen. Der Vogel fliegt über der Stadt, wenn er sich in einem Kreise in der Luft im Fliegen herumbewegt, und derselbe fliegt über die Stadt hinweg. Ueber Dir geht auf der Herr. Es. 60, 2, 3. Dusch sagt: Ich fühle zu sehr, daß die Sonne nie wieder über mir aufgehen wird.. Mehr als einzelne Tage werden über mein Grab und deinen Kummer aufgehen, wo die Veränderung des Falles eine Folge des veränderten Nebenbegriffes ist. — Fleißig über der Arbeit seyn. Ueber der Arbeit begriffen seyn (besser in der Arbeit). Ich war eben über dem Schreiben, als er kam, war eben im Schreiben begriffen. Immer über den Büchern sitzen, liegen. Lange Zeit über etwas studiren oder auch brüten, zubringen. Du bist über Wenigem getreu gewesen, Matth. 25, 21, welche Redensart elliptisch ist; bedeutet aber das Zeitwort ursprünglich eine Bewegung, so steht die vierte Endung, z. B. über viel gesetzt seyn. In der Deutschen Bibel kommen mehrere hierher gehörige Redensarten vor, die aber theils ungewöhnliche und harte Ellipsen enthalten, theils auch an sich ungewöhnlich sind, und

daher auch keine Nachahmung finden. Der Herr hat seinen Engeln befohlen über Dir, Ps. 91, 4. Ueber einer Sache Gedanken haben, Dan. 4, 2, wo richtiger der vierte Fall steht, weil Gedanken haben, so viel ist als thätig denken. Ueber ihnen wird die Weissagung erfüllt, Matth. 13, 14. — Die Zeit der Beschäftigung mit einer Sache. Ueber der Mahlzeit trinken. Ueber dem Lesen, dem Gebete, der Arbeit einschlafen. Ueber der Tafel oder über Tische hat sich nichts Merkwürdiges zugetragen. Hier wird statt über auch während, bei und unter gebraucht. — Ueber dem Lesen, Essen und Trinken vergessen. Sich über einer Sache aufhalten; etwas anderes ist es jedoch: Sich über eine Sache aufhalten. Ueber einer langen Rede heiser werden. Ueber einem Lärm erwachen. Sich über dem Heben etwas verrenken. — Ueber dem Flusse wohnen, jenseit desselben. Die Stadt liegt über dem Strome. Ueber der Grenze wächst kein Wein. Hierher gehört auch das gegenüber, wo der Dativ von diesem Vorworte herrührt. Er stand gegen mir über. Die Stadt liegt gegen dem Berge über. Wenn hier aber eine Bewegung längst der Oberfläche mit eintritt, so ist die vierte Endung nöthig. Ich bin noch nicht über den Fluß. Wir sind noch nicht über alle Berge, wo eine noch dauernde Bewegung vorausgesetzt wird.

b) Mit der vierten Endung oder dem Accusativ hat über folgende Anwendung. Etwas über die Thür legen. Das Untere über sich kehren. Er setzt seinen Stuhl über die Stühle der Könige, 2 Kön. 25, 28. Er erhöhet mein Haupt über meine Feinde, Ps. 27, 6. Das Wasser steigt über das Ufer. Er läßt seine

Sonne aufgehen über die Bösen, und über die Guten, Matth. 5, 45. Ueber Hals und Kopf. Ueber den Haufen werfen, fallen, stoßen. Sich über Andere wegsetzen. Eine Handlung, die sich längs der Oberfläche eines Gegenstandes erstreckt, so das der handelnde Gegenstand nicht im Stande der Ruhe betrachtet werden kann. Der Wind bläst über die Erde, über das Meer. Ueber das Haus David will ich ausgießen meinen Geist, Zach. 12, 10. Die Hand über Jemanden ausstrecken. Eine Finsterniß über das ganze Land, Luc. 23, 44. Jesus hub seine Augen auf über seine Jünger. Jemanden über die Achseln ansehen. Einen Schleier über den Kopf hängen. Ueber Stock und Stein springeu. Ueber die Berge klettern, laufen ꝛc. Wir sind noch nicht über den Berg. Den Stab über Jemanden brechen. Eine Stürze über einen Topf. Zweifelhaft sind jedoch die Fälle, wenn über Jemanden sitzen oder gehen, so viel bedeutet, als ihm zur rechten Hand; denn hier findet man sowohl die dritte, als vierte Endung im Gebrauche, obgleich die dritte Endung die richtigere zu seyn scheint, weil hier ein Stand der Ruhe ist. Er saß über mir. Indessen kommt die vierte Endung, wie schon oben erwähnt, häufig im Hochdeutschen vor. Nicht, daß ein Bauer sollte über einen Fürsten sitzen. (Luth.) Mein Rechnungsführer geht immer über den Ihrigen. (Gell.) Oft tritt noch der Nebenbegriff mit ein, daß sich die Bewegung der Handlung bis jenseit der Grenzen des darunter befindlichen Gegenstandes erstreckt, wo dann der Begriff der Höhe erst verschwindet, und über nur andeutet, daß sich die Bewegung längs der obern Fläche eines Körpers hin erstreckt, und bis auf die andere Seite desselben. Ueber den

Fluß gehen, fahren, schiffen, über deselben der Breite nach, bis auf das andere Ufer, Ueber eine Brücke, über den Markt gehen, reiten, fahren. Ein Hase lief über den Weg. Ueber das Ziel schreiten. Ueber die Schnur hauen. Ueber einen Graben setzen; über eine Gasse laufen. Ueber einen Stock, einen Graben, einen Stein springen. Ueber die Klinge springen lassen. Ueber einen Stein fallen. Ueber die Schwelle treten. Etwas nicht über das Herz bringen können, wo der vierte Fall bleibt, wenn gleicht das Zeitwort einen Stand der Ruhe zu bezeichnen scheint, welches in einer wirklich noch fortdauernden Bestrebung liegt, oder in einer erst vergangenen gedacht wird. Ueber diese Pedanterey ist er lange hinaus oder hinweg. Sie sind über ihre funfzig Jahre hinaus. Wo sich die Bewegung durch einen Ort erstreckt, ob Stadt, Flecken, Dorf ꝛc., gebraucht man lieber über, als durch. Ueber Berlin nach Kassel, über Kassel nach Amsterdam; über Hamburg nach Kopenhagen; über Rügen nach Schweden; über Rom nach Sicilien reisen. Die Namen der Länder bekommen aber durch. Durch Frankreich nach Spanien, durch die Schweiz nach Italien reisen. — Wenn sich die Bewegung, die Handlung oder auch der Zustand längs der äußeren Fläche eines Gegenstandes und oft bis jenseit derselben erstreckt, wodurch sich über hinlänglich von auf unterscheidet. Die Haare hangen ihm über die Ohren, flattern über die Schultern. Einen Schleier über das Gesicht ziehen. Einen Schuh über einen Leisten schlagen. Einem das Fell über die Ohren ziehen. Einen Mantel über sich werfen. Etwas über sich nehmen, auf sich nehmen, sich zu dessen Bewerkstelli-

gung anheischig machen. Ueber den ganzen Leib aus seyn. Ueber den ganzen Leib wund, bekleidet seyn. Auch wenn über bloß figürlich eine Annäherung und Berührung bezeichnet, bleibt der vierte Fall. Es geht Alles über mich. Etwas über sich ergehen lassen. Der Segen kam über mich, Hiob 29, 13. Der heilige Geist wird über Dich kommen, Luc. 1, 35. Ueber Jemanden kommen, hat jetzt etwas Strafendes bei sich. Wenn ich über Dich kommen werde! Laß mich über Dich kommen! Dich zu züchtigen ꝛc. Ueber etwas herfallen; über etwas gerathen. Er kann über das Geld gehen. Es geht über den Beutel, wird viel Geld ausgegeben. Es geht über Jemanden her, wird nachtheilig von ihm gesprochen. Die Bezeichnung eines Vorzuges. Das Vergnügen geht über den Reichthum. Geld geht bei ihm über Alles. Die Furcht Gottes geht über Alles, Sir. 24, 15. Wo auch der vierte Fall bleibt, wenn gleich das Zeitwort einen Stand der Ruhe zu bezeichnen scheint. Der Jünger ist nicht über seinen Meister. Gott ist über Alles. Die Bezeichnung eines Gegenstandes der Gewalt, Herrschaft, Aufsicht, Aufmerksamkeit nnd Beobachtung. Sey ein Herr über deine Brüder, 1 Mos. 27, 29. Ein Herr über Alles. Ueber Jemanden herrschen, regieren, tyranniſiren. Die Oberhand über Jemanden behalten. Ueber Andere zu gebieten, zu befehlen haben. Feldherr über ein Armeekorps seyn. Jemanden zum Statthalter, Richter, Verwalter ꝛc., über Andere setzen oder über ein Land, eine Provinz, ein Gericht, ein Gut. Ueber Jemanden wachen ꝛc. — Der Gegenstand einer Gemüthsbewegung und deren Aeußerung, so daß der Erste zu-

gleich die Veranlassung oder wirkende Ursache der Letzteren ist. Sich über eine Sache ärgern, erzürnen, freuen, beklagen, kränken, grämen, erbarmen, entrüsten, verwundern ꝛc. Ueber eine Sache erschrecken, bestürzt, froh, lustig, böse, traurig, ungeduldig seyn oder werden. Ueber eine Sache fluchen, zanken, murren, seufzen, spotten, scherzen, weinen ꝛc. — In der Deutschen Bibel und bei anderen Schriftstellern kommt es in dieser Bedeutung häufig mit der dritten Endung vor. Wie der Löwe brüllt über seinem Raube, Es. 31, 4. Sie werden fröhlich seyn über dem, das ich schaffe, Kap. 65, 10 ꝛc. In allen diesen Fällen wird aber die vierte Endung jetzt gebraucht, und mit Recht, wie es sich aus dem Vorhergehenden ergiebt. — Der Gegenstand einer Beschäftigung oder Handlung des Geistes und deren Aeußerung. Ueber einen Spruch, eine Wahrheit predigen, welches mit dem Predigen auf etwas und von etwas nicht verwechselt werden darf. Eine Auslegung über ein Buch. Sich über ein Werk auslassen, es beurtheilen. So auch ein Urtheil über ein Werk fällen. Jemanden seine Meinung über etwas sagen. Jemanden über etwas um Rath fragen. Sich über eine Sache unterreden, berathschlagen; auch sich über etwas besinnen, über etwas nachdenken. Ein Buch über eine Materie schreiben. Sich über eine Sache vergleichen, oder etwas darüber beschließen. Bemerkungen über ein Buch machen. — Auch hier wird es häufig mit der dritten Endung verbunden, aber eben so unrichtig, als bei der vorigen Bedeutung, z.B. über einer Sache Gedanken haben. — Eine größere Ausdehnung des Raumes in Beziehung auf einen andern kleinern Raum, auch eine

größere Zahl, ein größeres Maaß, Gewicht, eine Uebertreffung an Kraft, Vermögen, Fähigkeit. Ueber sein Vermögen, über Macht essen, über den Durst trinken. Das ist über mein Vermögen; über die Gebühr, über die Billigkeit fordern. Es ist ein Viertel über Zehn. Es ist schon über vierzehn Tage, daß ich ihn nicht gesehen habe. Ueber drei Finger breit. Ueber sechs Ellen lang; über zehn Pfund schwer. Das macht über tausend Thaler. Das ist über Menschen Gedenken. Ueber die Hälfte. Ueber ein Jahr bleibt der Wein nicht gut. Das geht über meinen Verstand, meinen Begriff. Es geschah über Verhoffen, über Vermuthen, ohne daß man es hoffte. Das ist über die Natur, über die Vernunft, was aus den bekannten Naturkräften nicht erklärt, aus den bekannten natürlichen Wahrheiten nicht erwiesen werden kann. Gott, der über Alles gütig ist, mehr als Alles. Gott über Alles lieben. Ueber seine Schuldigkeit thun. Hierher gehören auch noch folgende Arten des Gebrauchs. Ein Mahl über das Andere. Eine Ohnmacht über die andere bekommen. Schulden über Schulden machen. Jemanden Briefe über Briefe, Boten über Boten schicken. Geld über Geld bieten. — Ueber dies oder dieses, über das, wo man das Vorwort öfters mit der dritten Endung verbunden findet, überdem, aber unrichtig.—Auch wird über mit Beiwörtern verbunden, um ein Uebermaaß derselben zu bezeichnen, z. B. überreif, übergroß, übermächtig, übermüthig, überhoch ꝛc. — Wenn über von einer Zeit gebraucht wird, so bezeichnet es immer einen unbestimmten Ueberschuß, ein unbestimmtes Uebermaaß der Zeit. Es sind schon über drei Wochen, daß er hier war, mehr

als drei Wochen. Uebers Jahr komme ich wieder. Ueber vier Wochen bin ich ein glücklicher Mann. — Im gemeinen Leben braucht man es auch in einigen Fällen nach dem Hauptworte mit der zweiten Endung. Des Tages über, den Tag über. Sommers über, über Sommer ꝛc. So kommen auch Fälle vor, wo dieses Vorwort in Ausrufungen vor Verwunderung, Unwillen und Abscheu mit der vierten Endung gebraucht wird. Ueber den niederträchtigen Menschen! Ueber den klugen Mann! ꝛc. — In der Zusammensetzung mit andern Wörtern kommt dieses Vorwort vor mit Partikeln, wo es bald voran steht, bald folgt, wie in überaus, überall, überein, überhin, darüber, hierüber, hinüber, herüber, worüber, querüber ꝛc. Mit Nennwörtern, wo es sowohl mit Beyals Hauptwörtern verbunden wird, z. B. übermenschlich, übergroß, übertheuer, übervoll, das Ueberbein, Uebergewicht, der Ueberfluß, Uebermuth, Ueberrest, die Ueberschrift ꝛc. ꝛc. In manchen Hauptwörtern ist dafür ober üblicher, wie das Oberbett, die Oberhand, wo das Nebenwort überhand noch gangbar ist. Andere werden mit Ober und Ueber zugleich gemacht, wie Oberrock und Ueberrock, Oberstrümpfe und Ueberstrümpfe ꝛc. — In der Botanik ist über oder oberseits, supra, auf der obern Seite oder Fläche von zusammengeflochtenen Theilen, namentlich von Blättern und blattartigen Organen: oberseits kahl, supra glaber, oberhalb oder über dem Grunde, supra basin.

Ueberackern, in der Landwirthschaft, wenn ein schon gepflügter Acker oder ein Feld noch einmal oder auch mehrere Male übergepflügt wird. Dieses geschieht bei einem erschöpften Boden, welcher gut gedüngt und dann mehrere Male überackert werden

muß, um ihn wieder tragbar zu machen. Auch geschieht dieses Ueberackern bei einem Boden, der viel Thon enthält, und also fest ist; denn durch das öftere Ueberpflügen wird er locker gemacht, wenn man ihm nun noch diejenigen Düngungsmittel hinzusetzt, die zu seiner Verbesserung dienen, so wird man seine Absicht, ein tragbares Feld zu besitzen, erreichen. Auch muß das Ueberpflügen nicht gleich hinter einander geschehen, sondern nach gewissen Zeitabschnitten, damit auch die Luft das Ihrige zur Verbesserung des Bodens beitragen kann. S. auch den Art. Pflügen, Th. 112. Wenn man eine gute, ausgeruhete alte Pflanzenerde auf die Oberfläche des Bodens bringen will, um dadurch der etwas erschöpften obern Erdschicht neue Kraft zu geben, oder wenn man ein mageres gedüngtes Land, das nur wenig trägt, und worunter eine gute Erde liegt, verbessern will, so kann man auch auf einmal doppelt pflügen, das heißt, einen zweiten Pflug gleich hinter dem ersten in derselben Furche gehen lassen. Diese Methode ist in England angewendet worden, und auch in einigen Gegenden Deutschlands hat man sie versucht. Man zieht zuerst an dem Rande des Feldes eine Furche. Der erste Pflug, der die zweite Furche zieht, wirft seine Erde in die erste hinüber, und der andere Pflug, der die Erde der zweiten Furche noch tiefer durchdringt, wirft seine Erde gleichfalls in die vorige Furche ꝛc. Dieser zweite Pflug muß mit einem doppelten Ohre oder Streichbrette, welches etwas höher steht, versehen seyn, wodurch dann von der Oberfläche des Feldes eine größere Menge Erde aufgehoben wird. Auf diese Weise kommt nun die gute Erde empor, und wird auf dem Acker verbreitet. Auch bei alten vertrockneten Wiesen kann man dieses Doppelpflügen anwenden, um die gute Pflanzenerde, die sie noch besitzen, in einen Ge-

treideboden umzuwandeln. Dieses Doppelpflügen ist jedoch von dem Ueberackern des Bodens verschieden.

Ueberall, ein Nebenwort, in dem über die figürliche Bedeutung der Intension hat, allenthalben, an allen Orten. Gott ist überall. Dieser Mann ist überall bekannt, an allen Orten. Ueberall herrscht nichts als die bitterste Armuth. Ueberall naß seyn, an allen Theilen des Leibes; wofür man im gemeinen Leben auch über und über sagt.

Ueberantworten, Jemanden eine Sache übergeben, oder sie ihm anvertrauen. Einem ein Geschenk überantworten. Der Herr wird Dich in meine Hand überantworten, 1 Sam. 17, 46. Einem ein Gut, einen Wechsel, eine Vormundschaft überantworten, übergeben. Dieses Zeitwort fängt jetzt an wieder sehr gangbar zu werden, aber nicht das daraus gebildete Hauptwort die Ueberantwortung, wofür man lieber die Uebergabe, und wohl der Kürze wegen gebraucht; s. diesen Artikel, weiter unten.

Ueberarbeiten, ein Zeitwort, welches im gemeinen Leben häufig vorkommt, besonders in den Künsten und Gewerben. 1) Eine Sache noch einmal bearbeiten und verbessern. — 2) Sich überarbeiten, über seine Kräfte arbeiten, und sich dadurch Schaden thun, welches sowohl durch geistige, wie durch körperliche Arbeiten geschehen kann. — Bei den Jägern heißt einen Hund überarbeiten, wenn man ihn bei der Jagd zu stark angreift, oder auch beim Abrichten zur Jagd. — 3) Jemanden überarbeiten, ihn in der Arbeit übertreffen, ist ungewöhnlich, obgleich es in mehreren älteren Wörterbüchern vorkommt. — Beim Bildhauer überarbeitet oder überfährt man eine Statue oder Bildsäule noch einmal mit dem Eisen, wenn man

ihr damit mehr Ausdruck giebt, als es durchs Glätten mit Bimsstein, Tripel ꝛc. geschieht. Nach Winkelmann*) war dieses besonders eine Arbeit der alten Griechischen Künstler. Nach völliger Ausarbeitung der Statuen wurden sie, nach dem genannten Alterthumsforscher, entweder völlig geglättet, welches mit Bimsstein, und hernach mit Bley und Tripel geschah, oder sie wurden von Neuem mit dem Eisen übergangen, welches, den Vermuthungen nach, bei den Figuren geschah, nachdem die erste Hand der Glätte mit dem Bimsstein gegeben worden. Man verfuhr darum so, um theils der Wahrheit des Fleisches und des Gewandes näher zu kommen, theils weil die völlig geendigten Theile, wenn sie beleuchtet sind, einen so grellen Schein von sich werfen, daß dadurch der mühsame Fleiß unsichtbar wird, und nicht bemerkt werden kann. Auch muß besorgt werden, daß im Schleifen und Glätten der Statuen die edelsten Züge und die feinsten Drucke verloren gehen, weil eine solche Arbeit nicht von dem Bildhauer selbst verrichtet wird. Einige alte Künstler haben daher ihre Werke von Neuem sanft mit dem Eisen übergearbeitet, und solches nach der ersten Glätte, die man ihnen schon gegeben hatte. Von Statuen, die völlig mit dem Eisen übergearbeitet worden, ist der Laocoon die schönste, weil dabei ein geübtes Auge entdecken kann, mit was für eine meisterhafte Wendung und Sicherheit das Eisen geführt worden, um nicht die meistenhaften Züge durch Schleifen zu verlieren. Die äußerste Haut dieser Bildsäule, welche gegen die geglättete und geschliffene anderer Bildsäulen etwas rauh erscheint, ist aber wie ein weicher Sammet gegen einen glänzenden Atlas zu betrachten. Uebrigens sind aber die mehrsten Bild-

*) Geschichte der Kunst des Alterthums. Wien, 1776. S. 514 u. f.

säulen, selbst die kolossalischen, völlig geglättet. — Beim Maler wird ein Gemälde überarbeitet oder retuschirt, wenn er Fehler darin entdeckt oder ihm die Farbentinten nicht passend oder gewählt genug zu dem ganzen Charakter des Bildes erscheinen; er übermalt dann das ganze Bild noch einmal. Es können auch einzelne Stellen im Gemälde überarbeitet oder verbessert werden, man hat dann nicht nöthig, ein Gemälde noch einmal zu übermalen; allein es ist nöthig zu wissen, wie man dieses verrichtet; denn wollte man eine solche Verbesserung sogleich beginnen, indem man die Farben ohne weitere Vorbereitung auftrüge, nämlich bei der Oelmalerey, so würde gewiß, nachdem die Retusche trocken geworden, ein Fleck entstehen, das heißt, man würde die retuschirte Stelle sogleich bemerken. Um nun einen solchen Nachtheil zu vermeiden, nehme man einen Tropfen gebleichten Mohnöls, reibe ihn mit dem Finger sanft auf der Stelle, welche man ausbessern will, herum, und trockne das überflüssige Oel, welches darauf steht, mit einem Stücke feinen Papiers (Seidenpapiers), aber nicht mit Leinwand oder Löschpapier, weil sich sonst Fäserchen auf das Oel setzen würden, so ab, daß die bestrichene Stelle nur etwas feucht erscheint. Jetzt kann man diese Stelle überarbeiten, indem man dabei die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln beobachtet: daß nämlich die Farben an den Grenzen gehörig verdünnt werden, damit sie keine Ränder bilden; wo zu dick gemalt worden, wendet man das Schabemesser an. Man überarbeitet oder retuschirt auch alte Gemälde (s. Retuschiren, Th. 123, S. 108), allein dieses erfordert eine gute Farbenkenntniß, indem man wissen muß, welche Farben der Maler damals zu seinem Gemälde gebraucht hat, überhaupt welche Farben damals in der Oelmalerey gebraucht wurden; er muß aus den im Gemälde nachgedunkelten Farben ihren Körper er-

kennen, ob es eine Erd-, Mineral- oder chemisch zusammengesetzte Farbe ist; denn zu der Letzteren werden auch die Farbenstoffe aus dem Gewächsreiche genommen. Er muß ferner kennen, welche Oele man zum Abreiben der Farben genommen, ob gebleichtes Lein-, Mohn- oder Nußöl, oder gekochtes Leinöl (Leinölfirniß), und welche Farben, mit dem letzteren Oele gerieben, besonders nachdunkeln ꝛc.; nur diese Kenntnisse können ihn zur richtigen Ueberarbeitung des Gemäldes leiten; daher ist nichts schwieriger, als alte Gemälde wieder aufzufrischen, ihnen das frühere lebhafte Kolorit wieder zurückzugeben. Auch muß man die Manieren der Maler kennen, um in Hinsicht der Farben nicht getäuscht zu werden, da einige Maler, wie Rembrand, das Helldunkel liebten, wonach auch die Wahl der Farben hier etwas Eigenthümliches hat. — Bei den Kupferstechern ist das Ueberarbeiten einer Platte, wenn die darauf gebrachte und geätzte Zeichnung mit dem Grabstichel verbessert wird, wenn man den Zügen nachhilft oder nachsticht. S. Kupferstecher-Kunst, Th. 56, S. 369, 370. Das Nachstechen kommt besonders an Stellen vor, welche sehr dunkel seyn sollen; denn wenn viele Züge übereinander weggehen, so kann sich selten Firniß beim Aetzen genug dazwischen halten, so, daß er nicht von der Wirkung des Scheidewassers abgestoßen werde, und diese Stellen werden dann vom Scheidewasser angegriffen. Wenn man dieses während des Aetzens bemerkt, so müssen diese Stellen sogleich mit einer Mischung von Talg und Oel, oder von Wachs und Terpentin bedeckt werden. Hier ist es nun um so leichter, dem fehlenden Theile mit dem Grabstichel nachzuhelfen, als eine Höhlung wegzubringen, die das Scheidewasser gemacht hat, welche beim Abdrucke der Platte zuerst einen schwarzen Fleck macht, der aber nach wenigen Abdrücken schon weiß bleibt, weil sich

die Kupferdrucker-Schwärze darin nicht länger befestigen kann. Wird ein solcher beschädigter Theil bald bemerkt und bedeckt, so ist nichts weiter nöthig, als die mit der Nadel gemachten Züge mit dem Grabstichel nachzustechen, um sie zu vertiefen. Auch beim Aetzen werden Stellen überarbeitet, das heißt, Stellen nachgeätzt, welche entweder vergessen worden, oder die noch beigefügt werden sollen, wenn die Platte schon geätzt worden, also vollendet ist. Wenn daher beim Stechen auf dem Firnisse etwas entworfen worden ist, welches nachher verworfen wird, so wird solches mit der Mischung von Oel und Talg oder dem Deckfirnisse während der Aetzung bedeckt, damit das Scheide- oder Aetzwasser keine Wirkung darauf äußern kann, oder wenn man nach Beendigung der Arbeit zu dem ersten Entwurfe noch etwas hinzufügen will, welches oft bei Gewändern ꝛc. geschieht, so muß man in diesem Falle die Platte an den gestochenen Stellen mit Baumöl gut abreiben, damit die Druckerschwärze oder irgend eine andere Unreinigkeit, die sich etwa in den Zügen und Strichen angesammelt hat, hinweggenommen und Alles von der Fettigkeit des Oels vermittelst der Krume eines alten Milchbrodes befreiet werden kann, und die Oberfläche, so wie die Züge des Stichs vollkommen rein erscheinen. Die Platte wird nun über Kohlenfeuer erhitzt, der weiche Firniß darauf gelegt und mit dem taffeten mit Baumwolle gefütterten Ballen darauf verbreitet, so daß alle Züge des Stichs ganz mit Firniß angefüllt werden; dann wird der Letztere geschwärzt oder geweißt, und darauf radirt, was entweder vergessen worden, oder was man noch hinzuzufügen beabsichtiget. Die Platte wird nun geätzt, wie es unter Kupferstecherkunst, Th. 56, gezeigt worden; nur muß alles Uebrige, was nicht geätzt werden soll, vor dem Aufgießen des Aetzwassers, mit der Mischung aus Oel und Talg gut bedeckt werden;

denn wenn irgend ein Nadelzug nicht vollkommen mit dem Firnisse ausgefüllt wäre, so würde das Scheidewasser eindringen und die ganze Platte verderben. Wenn die Aetzung geschehen ist, wird der Firniß wieder vermittelst der Wärme von der Platte abgenommen. — Beim Zeichner geschieht die Ueberarbeitung einer Zeichnung, wenn er sie durchsieht, die Conturen mit dem Bleistifte oder der Kreide nachfährt, die gehörigen Schatten und Drücke in das Ganze hineinbringt, dasjenige mit elastischem Harze oder Brodkrume, je nachdem es eine Bley- oder Kreidezeichnung ist, fortnimmt, was fehlerhaft darin ist, und es verbessert; kurz, die letzte Hand zur Vollendung anlegt, so daß die Zeichnung gerundet in allen ihren Theilen erscheint, und sich nichts schroff abschneidet oder außer dem Zusammenhange dasteht. — Der Dichter überarbeitet ein Gedicht, wenn er das Metrum hin und wieder verbessert, gemeine Worte gegen poetische vertauscht, und dem Ganzen die gehörige Harmonie nach seinem Gefühle giebt, welche der Gegenstand des Gedichtes erfordert. — Ein Schau-, Trauer- oder Lustspiel wird überarbeitet, wenn der Dichter eines solchen Dramas es wegen der Diktion, der Zeit und des Ortes, der Wahl der handelnden Person in Bezug auf ihren Charakter, der Theatercoups ꝛc., noch einmal durchgeht, und es verbessert, wo es nöthig ist. Auch geschieht solches öfters nach der Aufführung des Stücks, wenn der Dichter zugegen war, wo er Mängel in dem Angeführten entdeckte; und da ein Theaterstück von dem Dichter zuerst den Theater-Direktionen im Manuscripte mitgetheilt wird, so können die Verbesserungen geschehen, ehe es gedruckt erscheint. — Beim Tischler werden Möbel überarbeitet, wenn sie entweder mit einer neuen Fourniere belegt oder überlegt werden, und solche ge-

beizt und polirt wird, oder wenn sie bloß abgezogen, das heißt, mit einer Ziehklinge oder mit Schachtelhalm, Bimsstein oder Fischhaut abgerieben, und von Neuem gebeizt und polirt werden. Wie solches geschieht, s. unter Tischler und Tischlerey, Th. 185. — Beim Polirer, Möbelpolirer, werden die Möbel überarbeitet, wenn man sie noch einmal polirt, das heißt, mit Baumöl und mit einer Schellackpolitur überfährt, damit sie einen schönen Glanz bekommen. S. unter Tischler und Tischlerey, Th. 185. — Der Maurer überarbeitet eine Wand, wenn er sie von Neuem berappt, glatt streicht und übertüncht. — Der Hutmacher überarbeitet einen Hut, wenn er einen alten Hut (Filzhut) in warmen Seifenwasser gut auswäscht oder ausstreicht, oder ihn umformt, indem man ihn eine halbe Stunde in den Kessel wirft, rein wäscht, und aufstutzt oder steift und bügelt. S. unter Hut, Th. 27. Auf diese Weise geschieht das Ueberarbeiten von Waaren in mehreren Gewerben, besonders auch in Putzsachen.

Ueberarbeiten, beim Bildhauer, s. oben, S. 172 u. f.
—, beim Dichter, s. daselbst, S. 177.
—, beim Hutmacher, s. oben.
—, beim Jäger, s. daselbst, S. 172.
—, des Körpers, s. daselbst.
—, beim Kupferstecher, s. das., S. 175 u. f.
—, beim Maler, s. das., S. 174 u. f.
—, beim Maurer, s. oben.
—, beim Polirer, s. daselbst.
—, beim Tischler, s. das., S. 177.
—, beim Zeichner, s. daselbst.

Ueberärmel, ein Aermel oder Ermel, der über einen andern Aermel gezogen wird. So z. B. haben viele Beamte in den Büreaux, wo sie arbeiten, Ueberärmel von dunkelgrüner oder grauer Leinwand, die sie erst in der Schreibestube am Pulte überziehen, damit sie

die Rockärmel beim Schreiben nicht beschmutzen und auch schonen, so auch auf Handelskomptoiren ꝛc. Es ist ein eigentlicher weiter Halbärmel, der bis über den Ellenbogen geht, und dort mittelst einer Schnur zusammengezogen und befestiget wird, und so auch unten an der Hand oder dem Handgelenke, wenn er unten nicht schon so enge gemacht worden, daß dieses nicht nöthig ist. Auch Maler, Bildhauer, Holzschneidekünstler, Kupferstecher, Lithographen, Typographen, Graveure, Glaser ꝛc. ꝛc. gebrauchen dergleichen Aermel, wenn sie nicht bei ihrer Arbeit einen Schmutzkittel oder einen alten Ueberrock anzuziehen vorziehen sollten, wie es auch häufig geschieht; nur da, wo ein Geschäftsmann mit dem Publikum häufig verkehrt, und in einem anständigen Anzuge erscheinen muß, sind Ueberärmel, wenn man die Rockärmel schonen will, zu empfehlen, weil sie dasjenige vollständig leisten, warum man sie gebraucht. Die Verfertigung von gefärbter Leinwand ist einfach, indem nur eine feste Naht, um die beiden Enden der zugeschnittenen Leinwand zu einem Aermel zu vereinigen, nöthig ist. Oben und unten am Aermel ist ein breiter Saum, der zugleich zum Durchziehen einer Schnur oder eines Bandes dient, um den Aermel zu befestigen.

Ueberaus, ein Nebenwort, welches einen hohen Grad bezeichnet, und ehemals auch vor den Zeitwörtern herging, jetzt aber im Hochdeutschen nur vor den Bei- und Nebenwörtern steht, um den Grad ihrer Eigenschaft zu verstärken: überaus schön, überaus häßlich, überaus kalt, überaus warm. Wir haben heute eine überaus große Hitze, ein überaus schönes Wetter ꝛc. ꝛc.

Ueber Bank feuern oder schießen, in der Artillerie- oder Geschützkunst, wenn in Verschanzungen das Geschütz auf einem Walle dergestalt erhöhet wird,

daß man, ohne Einschnitte oder Schießscharten in die Brustwehr zu machen, über dieselbe hinwegschießt. Diese Art zu schießen wird von Einigen deshalb für vortheilhaft gehalten, weil man des Geschützes Mündung überall frei hinrichten kann, wohin man es für nöthig findet; auch nicht an den Ort gebunden ist, und daher auch das Geschütz nicht so leicht von den Schüssen des Feindes beschädiget werden kann. Es geschieht also nur, wenn der Feind von allen Seiten angreifen kann, und man höher steht, als der Feind, folglich seine geraden Schüsse zum Theil über die Kanonen hinweggehen. Allein die Schießscharten sind immer vortheilhafter für die Artilleristen; denn indem sie mit dem Richten beschäftiget sind, besonders wenn der Feind sich nähert, können sie hinter denselben verdeckt stehen; anderer Vortheile nicht zu gedenken, welche sie gewähren.

Ueberbau, in der Baukunst, wenn der obere Theil eines Gebäudes über den untern hervorragt. Dergleichen Bauten trifft man noch in alten Städten an alten Häusern an. So findet man in den Städten Ueberbaue bei einstöckigen Gebäuden mit Mansarddächern, wo dann der drei bis vier Fuß und darüber hervorragende Ueberbau des Mansarddaches entweder mit Säulen gestützt wird, oder frei bleibt. Auch kann der Ueberbau zwei Stock hoch und darüber seyn; dann ist aber der eingezogene Unterbau mit Kolonnaden ꝛc. versehen, die den Ueberbau stützen, und zu Spaziergängen dienen, besonders weil darunter verschiedene Verkaufsgewölbe mit Galanterie-, Quincaillerie-, Schnitt- und anderen Waaren, auch Conditoreyen, Fruchthandlungen ꝛc. eingerichtet sind. — Es war eine sehr schädliche Gewohnheit in der älteren Bauart, die oberen Geschosse 1 bis 2 Fuß, und in großen Städten oft noch weit mehr mit ihrem Gebälke über die untern hervortreten zu lassen, dazu wurden dann

kleine Bänder an den Säulen, und starke hölzerne Füllungen erfordert. Diese Vorstiche der oberen Geschosse sind in neuerer Zeit in den Städten größtentheils geschwunden, da sie bei Neubauten nicht mehr vorkommen, und auch diese meistentheils massiv aufgeführt werden. Ein jedes Gebäude gewinnt an Dauer, Festigkeit und selbst an gutem Ansehen, wenn es von der Unterschwelle bis unter das Dach in gerader Linie aufwärts geführt wird. Bei Landgebäuden kann man die Balkenköpfe dann auf verschiedene Weise verwahren, und die Füllungen, so wie die übrigen Wände aufmauern oder kleiben lassen, das heißt, das Fachwerk mit nassem Lehme ausfüllen lassen, wodurch manches Stück Bauholz erspart wird. Bei den Landleuten waren und sind auch noch in mehreren Gegenden dergleichen Ueberbaue sehr üblich, indem sie ihre Dächer über die Wände herab verlängern, oder die Balken von 4 bis 8 Fuß Länge über die lange Wand hervorragen lassen, um darunter eine Art von Schoppen oder Schuppen zu Ackergeräthschaften oder beladenen Wagen zu erhalten. Diese Ueberbaue sind aber wegen ungleichen Gegendrucks des Daches eben so verwerflich, als sie feuergefährlich sind, und gehen solche Gebäude in Feuersbrünsten gemeiniglich ohne Rettung verloren. Es ist bekannt, daß alles Holzwerk an einem Gebäude von der oft zurückfallenden oder anschlagenden Dachtraufe mehr Schaden leidet, als vom freien Regenwasser. Die abwechselnde Wirkung der feuchten Luft und der Sonnenstrahlen kann unter solchen Schoppen niemals völlig verhindert werden, und so ist das Holz gegen seine Zerstörung nur schlecht gesichert. Wie unerheblich wenig auch gespart wird, wenn unter gleicher Größe des Daches und Länge der Balken der Raum des Unterbaues geschmälert wird, ist leicht einzusehen; weit besser ist es daher, diesem die völlige Balkenlänge zur Tiefe zu lassen,

und einen verschlossenen Schoppen oder eine Durchfahrt darunter anzubringen; nur wenige lokale Umstände, Mangel des Raumes, und eine nöthige freie Auffahrt können die Ueberbaue auf dem Lande in etwas entschuldigen, sonst sind sie ganz zu verwerfen, und sollten von Seiten der Behörde gar nicht gestattet werden. — Auch die sogenannten Wetterdächer an Gebäuden werden Ueberbau genannt; so z. B. zum Schutze von hölzernen Treppen, die an einem Gebäude von außen hinaufgehen, und durch ein darüber geführtes mit Ständern gestütztes Dach vor der Witterung geschützt werden. So hat man auch in einigen Städten kleine Dächer an den Verkaufsläden, sowohl der Kaufleute, als auch der Bäcker ꝛc., über den Hausthüren, über den Laden an Kirchthürmen, durch welche der Schall ausfahren soll; über den Fenstern nennt man einen solchen Ueberbau ein Fensterdach ꝛc. ꝛc.

Ueberbauen, ein Zeitwort. 1) Ein Bauwerk über einen andern Gegenstand aufführen; z. B. einen Keller überbauen, einen Kanal überbauen, ein solches Gewölbe darüber schlagen, daß man eine Straße darüber führen kann, und das Wasser unten verdeckt durchläuft, wie man dieses jetzt häufig in großen Städten findet, wo ein Graben oder Fluß, der durch eine Straße geht und sie theilt, der Passage wegen, so weit mit einem Gewölbe überbaut, der Ueberbau mit Schutt und Erde beschüttet und gepflastert wird, als die Straße breit ist. Es werden nun zu beiden Seiten der Straße, um die Häuser derselben, da, wo der Fluß überwölbt worden, in Verbindung zu bringen, Säulenhallen oder Schwibbögen auf Pfählen angebracht, oder Häuser, so daß die Straße von beiden Seiten geschlossen ist, und man nichts von dem Flusse gewahr wird, weil er unter den Hallen oder den Häusern fortgeht, und hinter denselben wieder zu

Tage kommt. — 2) So bauen, daß ein Stock über den andern hervorragt; s. den vorhergehenden Artikel; daher sagt man auch überbauete Häuser, welche einen Ueberbau haben. — 3) Sich überbauen, im gemeinen Leben sich arm bauen, also mehr bauen, als wozu das Vermögen ausreicht; s. im Supplement unter Hausbau; da man unter: sich überbauen, den jetzigen Baugeist nicht suchen wird; nicht den Schwindel, der mit dem Häuserbaue in großen Städten getrieben wird, indem die Häuser auf Accord mit den Bauhandwerkern und mit fremden Kapitalien schnell aufgeführt, um eben so schnell wieder mit Gewinn verkauft zu werden, indem man die Wohnungen darin wo möglich zu einem hohen Preise zu vermiethen sucht, wenn auch die Miethe von mehreren Bewohnern entweder vor, oder nach Ablaufe des Quartals nicht gleich entrichtet werden kann, nur um dem Käufer durch die Miethskontrakte zu beweisen, daß die Wohnungen vermiethet worden, wie gut sich die Kapitalien am Hause verzinsen, und welcher Gewinn für den Besitzer noch übrig bleibt; aber nach Abschlusse des Kaufes die Käufer sich betrogen sehen, und dieses in mehrerer Beziehung; denn nicht bloß der Schwindel mit den Miethen, sondern auch der leichte Aufbau des Hauses, der bald Reparaturen erfordert, macht nun, daß sie es, wenn sie es nicht ihres Gewerbes wegen gekauft haben, schnell wieder zu verkaufen suchen, und in ähnlicher Art, wozu sie die Anweisung empfangen haben, und so geht ein Haus oft schnell durch mehrere Hände, ehe es erst an einen festen Besitzer gelangt, der es, wie schon erwähnt, seines Gewerbes wegen kauft, um nicht als Miether in einem Hause in der Miethe durch Ueberbietung von Andern, wenn das Haus eine gute Lage hat, gesteigert zu werden. Wenn gleich diese Häuser-Spekulation schon nahe am Ende ist, indem man es zu weit darin ge-

trieben, und den Kapitalisten, so wie den Bauhandwerkern die Augen geöffnet hat, so fällt sie doch noch vor, obgleich der Häuserbau, namentlich in Berlin, sehr nachgelassen hat; auch sind hier Fälle vorgekommen, wo Neubauten einstürzten, sowohl ganz, als theilweise, woraus die schnelle und leichte Aufführung sattsam hervorgeht.

Ueberbefruchten, Superfetare, wenn eine Frau mehr als einmal oder zu verschiedenen Malen empfängt, also auch mehr als eine Frucht: Zwillinge, Drillinge ꝛc. trägt, und damit niederkommt. So auch die **Ueberbefruchtung**; s. den Art. **Ueberschwängern** und **Ueberschwängerung**, weiter unten.

Ueberbefruchtung, Superfetatio, s. den vorhergehenden Artikel.

Ueberbehalten, ein Zeitwort, welches noch im gemeinen Leben vorkommt, für **übrig behalten**, **etwas übrig behalten**.

Ueberbein, **Beingewächs**, Exostosis, eine fehlerhafte, gleichsam knorpelichte, Erhabenheit an den Händen und Füßen der Menschen und Thiere, welche in Auswüchsen oder Verhärtungen an den Sehnen, oft auch an den Knochen, besteht; es ist eine eingehäutete Geschwulst, die von einem Schlage oder Drucke entsteht, nach welchem aus den zerrissenen Gefäßen das ausgetretene Blutwasser sich unterhalb der Sehnenscheide an Händen oder Füßen anhäuft. Man pflegt gewöhnlich im gemeinen Leben zu sagen: daß eine Sehne übergesprungen sey. — Die Ueberbeine oder Beingewächse sind entweder von **gutartiger** oder **bösartiger** Beschaffenheit. **Gutartig ist das Beingewächs**, das von der durch äußerliche Gewaltthätigkeit verursachten heftigen Erschütterung des Knochens, Erschlaffung und Verletzung des Beinhäutchens, und Ergießung gutartiger Feuchtigkeiten entstanden ist. Man erkennt es aus der eben angeführten Ursache, an der

gesunden Leibesbeschaffenheit, und an der Abwesenheit des Schmerzes nach zertheilter Entzündung. Die Geschwulst endiget sich dadurch, daß die ergossene Feuchtigkeit nach und nach verhärtet und endlich das Wesen eines vollkommenen Beines annimmt. Man hat daher nichts von ihr zu befürchten, außer daß sie einige Ungemächlichkeiten verursachen kann, wenn sie sich unter Muskeln befindet, deren Bewegung sie Hindernisse in den Weg legen kann. — Das bösartige Beingewächs besteht darin, wenn die in das Bein ergossene und die Geschwulst veranlassende Feuchtigkeit von scharfer Art ist, und die Fibern des Beines nicht nur auseinander treibt, sondern auch ganz zerstört. Die Geschwulst kann ebenfalls von einer äußeren Gewaltthätigkeit entstehen, besonders wenn sie ein kleines oder ein lockeres und schwammiges Bein betroffen hat; meistens aber wird sie von den nach den Knochen versetzten verschiedenen Krankheitsmaterien, der Blattern-, Masern- und siphilitischen Materie erzeugt; hauptsächlich erzeugt sie das letztere Gift, wenn die davon abhängende Venusseuche durch eine verkehrte Heilart, durch zur Unzeit gegebene Quecksilbermittel verschlimmert worden ist. Hier ist nur von der Heilung eines gutartigen Ueberbeins die Rede, weil das bösartige Beingewächs den Arzt und Chirurg und weit komplicirtere Mittel erfordert, da nicht selten das Beinhäutchen zerstört und der Knochen angefressen ist. Man hat verschiedene Mittel zur Heilung dieses Uebels vorgeschlagen, von denen einige als bewährt befunden worden. 1) Man nehme eine kleine Bleyplatte oder eine breitgeschlagene Bleykugel und binde sie auf die Geschwulst. — 2) Schwarze Seife dick auf Schafleder gestrichen und anhaltend aufgelegt. — 3) Handschuhe von Fuchspelz zu tragen, oder ein Stück dieses Pelzes auf die Geschwulst zu binden. — 4) Man nehme 1 Quentchen Hirschtalg oder auch nur

Hammel- oder Rindstalg (das Erstere ist jedoch vorzuziehen, wo man es in Apotheken oder auch von Jägern gleich haben kann), ein halbes Quentchen dünngeschabtes Bley, thue solches mit 8 Loth Baumöl in einen Mörser, und reibe dieses so lange darin herum, bis es sich gehörig vereiniget und zu einer Salbe wird. Von dieser Salbe lege man des Tages zweimal auf Leder gestrichen auf den beginnenden Auswuchs, darüber eine kleine Bleyplatte, und verbinde es gehörig, so wird sich die Geschwulst bald verlieren. Diese Salbe muß aber erwärmt aufgetragen werden. — 5) Auch gestoßene grüne Nußblätter, von Wallnußbäumen, aufgelegt, darüber eine dünne Bleyplatte gebunden, und solches einige Zeit darauf liegen lassen. — 6) Man lasse sich in einer Apotheke folgende Salbe bereiten:

℞ Mercur. vivi
tere cum
Terebinth. venet q. s.
ad usque Mercurii exstinctionem. Adde Axung.
Lepori Unz. duas cum dimidia
Ol. Cerae Unz. tres
— Menth. gutt. decem
M. d. in Oll.

Von dieser Salbe nehme man Abends beim Schlafengehen nur eine Linse dick, und reibe damit das Ueberbein. Des Morgens wasche man es mit lauwarmen Wasser wieder ab. Hierdurch wird das Ueberbein nach und nach kleiner, und verschwindet endlich ganz, ohne die geringste Spur oder üble Folgen zurückzulassen. Ein Arzt hat damit sechs Jahre hindurch alle Ueberbeine, selbst von vielen Jahren her, glücklich geheilt. Das Einzige, was dabei zu beobachten ist, daß nur sehr wenig eingerieben, und des Morgens wieder abgewaschen werden muß. Man kann zuerst nur den

4ten Theil der Dosis anfertigen lassen, welches etwa drei Groschen kostet, und womit in der Regel die Kur beendet wird. So lange das Ueberbein klein und beweglich ist, kann man es auch durch öfteres Reiben oder durch einen gelinden Druck wegschaffen, ist es aber alt und hart geworden, dann muß es durch den Schnitt entfernt werden. — In der Thierheilkunde kommt das Ueberbein, Suros, hauptsächlich bei Pferden vor, und besteht hier auch in widernatürlichen Knochenauswüchsen, die über die Fläche des Knochens hervorragen, bald größer, bald kleiner sind, bald mit einer breiten Grundfläche, dann auch gestielt vorkommen. Auch sie rühren größtentheils von einer äußeren Einwirkung, äußeren Gewalt her, weil man sie nur meistens auf solchen Flächen und an den Rändern der Knochen gewahrt, wo solches Statt hat, z. B. am Unterkiefer, an den runden glatten Flächen der Röhrenknochen ꝛc. Diese kommen jedoch nicht sehr häufig vor. Uebler sind diejenigen Ueberbeine, welche in und auf der Verbindung des Schienbeins (Röhrenbeins) mit dem Griffelbeine, gewöhnlich an der innern Seite (auch an der äußern), einige Zoll unter dem Kniegelenke vorkommen, und worauf Havemann*), vormaliger Direktor der Thierarzneischule zu Hannover, zuerst aufmerksam gemacht und nähere Erklärungen darüber gegeben hat. Man gewahrt sie hier minder oder mehr groß; sie haben immer eine längliche, von oben nach unten laufende Gestalt, und verursachen dem Thiere selten, oder auch nur dann, wenn sie entstehen, auffallende Schmerzen. Diese Ueberbeine, auf der Verbindung des Schienbeins mit dem Griffelbeine, entstehen oft schnell, gewöhnlich bei jungen Thieren mit dem dritten, vierten, fünften Jahre, wenn sie zur Arbeit gebraucht werden; sie nehmen öf-

*) Beurtheilung des äußern Pferdes. Hannover, 1805.

ters einen so bedeutenden Umfang ein, daß dadurch diese Theile ein schlechtes Ansehen erhalten; mit den Jahren (dem neunten, zehnten, zwölften) verlieren sie aber in der Regel an ihrem Umfange, oder werden gänzlich resorbirt; es bleibt aber immer an der Stelle, wo eins war, eine innige Verwachsung des Schienbeins mit dem Griffelbeine zurück, welche sich aber im lebenden Zustande des Thieres nur schwer bestimmen und erkennen läßt. Kennzeichen der Entstehung oder des eben entstandenen Daseyns eines Ueberbeins, ist der Schmerz, den das Thier beim Anfühlen desselben empfindet; auch hinkt das Pferd, wenn ein Reiter auf demselben sitzt, und mit demselben kurze Volten reitet. Späterhin schaden sie dem Dienstpferde nicht mehr, nur zur Zucht sollen dergleichen Pferde nicht zu empfehlen seyn, da die Füllen, wenn auch nicht Ueberbeine mit zur Welt bringen, doch schwache Grundlagen in ihrem Knochenbaue, und Aneinanderfügungen der in Rede stehenden Knochen; sie ererben daher die Anlagen, die bei irgend einer Veranlassung Ueberbeine erzeugen können. Diese Ueberbeine sollen, nach Havemann und Dieterichs, nicht von äußeren Schlägen und Stößen entstehen; dagegen können alle andere Ueberbeine durch äußere Gewalt entstehen. Sie entstehen durch gewaltsame schiefe Tritte und durch andere Kraftäußerungen, indem der Schwerpunkt des ganzen Körpers mittelst des kleinen keilförmigen Beines auf den Kopf des innern Griffelbeines, worauf jenes größtentheils seine Lage hat, konzentrirt wird; das Griffelbein wird dadurch nach unten gedrückt, auch wohl etwas abgebogen, und die Zwischenknochen-Bandfasern (ligamenta interossea), welche bestimmt sind, die Griffelbeine mit dem Schien- oder Röhrenbeine zu verbinden, werden entweder zerrissen, oder dergestalt, nebst der mit denselben in Verbindungung stehenden Knochenhaut, gezerrt,

daß Knochenentzündung, Ausschwitzung, Bildung der Ueberbeine und Verwachsung des Griffelbeines mit dem Schienbeine entsteht. — Nimmt man nach irgend einer Anstrengung des Thieres zuerst eine Geschwulst des Knies und der Röhre, nebst Hinken wahr, so verschwindet die Geschwulst bald, wenn man dem Thiere Ruhe gönnt und sie gehörig behandelt; es bleibt aber an der innern Seite der Röhre eine weiche Beule zurück, die man durch Aetzmittel oder auch mit dem Messer, wobei nicht nur die Haut, sondern auch die Knochenhaut durchschnitten werden muß, entleeren, und so das Ueberbein beseitigen kann; wird aber das Pferd dabei gebraucht, und läßt man den Zeitpunkt vorübergehen, wo das Ueberbein weich und frisch ist, so wird es hart und bleibend. Sobald dergleichen Ueberbeine wahrgenommen werden, muß man suchen die Entzündung herabzustimmen, welches durch kalte Umschläge, Blutlassen ꝛc. geschieht. Auch kann man solche Pferde anfangs bis über diese Ueberbeine in kaltes Wasser stellen, oder in Rinderharn, in Mistpfützen, und ihnen Ruhe gestatten. — Gegen frisch entstandene Ueberbeine, von welchen hier eigentlich die Rede ist, hat Dieterichs mit Vortheil scharfe oder ätzende Salben, z. B. Spanischfliegen-Pulver, Euphorbienharz-Pulver, Sublimat und Pappelsalbe anwenden sehen und angewendet; bei veralteten Ueberbeinen nützen aber diese Salben nicht mehr. Auch kann man auf die frisch entstandene Ueberbeine Fett streichen, und dann das Ueberbein mit einem hörnernen oder blechernen Löffel fest drücken und häufig streichen, indem man hierbei dem Laufe der Haare folgt; sie sollen auch hierdurch verschwinden. Bei älteren Ueberbeinen kann man sich der grauen Quecksilbersalbe mit Kampfer, Terpentinöl und eingerieben, ja selbst des Feuers ꝛc. bedienen, um den Resorptionsprozeß in diesem Theile zu erhöhen; doch muß man nie vergessen, daß die Resorption hier

nur langsam, mit zunehmendem Alter aber von selbst, geschieht. Aber die Periosteotomia, welche darin besteht, daß man die Knochenhaut über dem Ueberbeine mindestens so viel spaltet, daß dieselbe nicht mehr gespannt ist, nützt dann auch nichts mehr. Ueberbeine, die an verschiedenen anderen Knochen des Körpers vorhanden sind, und eine schmale Grundfläche haben, kann man, wenn sie zu sichtbar hervortreten, und hindern, ohne Gefahr mit scharfen Instrumenten (Sägen, Meißeln) fortnehmen und leicht heilen (Dieterichs Handbuch der Veterinair-Chirurgie, 5te Auflage. Berlin, 1841, S. 338 u. f.)

Ueberbett, s. Deckbett, Th. 9, S. 28.

Ueberbieten, ein Zeitwort: 1) Jemanden überbieten, mehr bieten als er. — 2) Sich überbieten, mehr bieten, als man wollte, oder als man ohne Schaden geben kann. Das Ueberbieten kommt nur auf Märkten und Auktionen vor. Auf den Ersteren ist es eigentlich nicht erlaubt, wenn Jemand im Handel wegen einer gewissen Waare steht, und schon ein Gebot darauf gemacht hat, daß er überboten wird, erst dann kann ein Anderer mehr bieten, wenn er den Handel fallen läßt, ganz davon abgeht. Es handelt z. B. Jemand um einen Fisch oder ein Gericht Fische auf dem Fischmarkte, und thut darauf ein Gebot, so ist es Einem, der dabei steht, nicht erlaubt, darüber zu bieten, sondern er muß erst abwarten, ob der Handel zu Stande kommt, oder nicht; nur erst dann, wenn Käufer und Verkäufer nicht einig werden können, und der Erstere abgeht, kann er mehr bieten oder das von dem Verkäufer Verlangte geben. Nur der Fall ist ausgenommen, wenn Jemand gleich das Ganze nehmen will, z. B. den ganzen Rest Fische oder eine andere Waare auf dem Gemüsemarkte, z. B. Bohnen, Schoten, Zwiebeln und andere Garten-

früchte. Hier geht dessen Gebot vor, weil es sich auf das Ganze bezieht und nicht auf einen einzelnen Theil, und der schnelle Absatz des Verkäufers befördert werden muß, weil er dadurch an Zeit gewinnt, sobald er seine Produkte schnell absetzt. Es geschieht aber auch beim Detailverkaufe, daß ein Uebergebot geschieht, besonders beim Geflügel, bei Gänsen, Hühnern, Tauben ꝛc.; jedoch immer nur, wenn es sich der darum Handelnde gefallen lassen will, den behandelten Gegenstand fahren läßt, oder das Marktrecht nicht kennt, und die Ueberbietung gelten läßt, weil er nicht mehr, als er geboten hat, geben will. — Ganz anders ist es mit diesem Ueberbieten auf Auktionen. Hier ist der Ort, wo es verlangt wird und gesetzlich geboten ist, da die Möbel, Küchengeräthschaften, Bücher ꝛc. ꝛc. zum Vortheile der Nachgelassenen, als Erbschaftsmasse, an die Meistbietenden verkauft werden sollen. — Je höher daher diese Gegenstände hinauf getrieben werden können, um so besser ist es für die Erben. Hier geschieht das Ueberbieten so lange, bis das letzte Gebot geschehen ist, auch Niemand mehr Willens ist, weiter darüber zu bieten, und der Zuschlag geschieht.

Ueberbilden, sich überbilden, sich einen Grad der Bildung aneignen, der weit über die Anforderungen der Bildung des socialen Lebens hinausgeht, und der bei den Ansprüchen darauf in geselligen Kreisen durch Anmaßung, Wortführung und hochtrabende Floskeln oft störend in die Geselligkeit eingreift, ja lästig wird, da ein Ueberbildeter sich überall gern selbst hört, nur seine Geistesgaben leuchten lassen will, und solches in zierlicher abgemessener Rede. Er harmonirt daher nicht mit dem Tone der Gesellschaft, sondern geht darüber hinaus und bildet eine Dissonanz gegen den consonirenden

Zirkel. Wenn eine Ueberbildung bei Männern schon etwas Abstoßendes für den Umgang hat, so noch mehr bei Frauen, weil sich bei diesen immer ein hoher Grad von Empfindsamkeit dazu gesellt; denn der sentimentale Egoismus des Mannes wird doch noch in den Geschäften, überhaupt in dem Getriebe der Welt modificirt; allein die Ueberbildung bei den Frauen, die Ansprüche auf Gelehrsamkeit, Schöngeisterey und Schriftstellerey machen, die bei dem Egoismus mit ihrem Geiste zu glänzen, auch noch einen hohen Grad von Sentimentalität blicken lassen, ist noch dissonirender für das häusliche Leben, den Ehestand, wie für das Gesellschaftsleben, den geselligen Zirkel. — „Die Welt und das Familienleben, sagt ein Schriftsteller, braucht keine gelehrte, wohl aber gebildete Frauen; denn während die gelehrten Frauen die Eigenthümlichkeit ihres Geschlechtscharakters gewaltsam zerstören, und ihr genialischer Schwung sie weit aus der Sphäre versetzt, wo sie als liebenswürdige Hausfrauen erscheinen, verklären die gebildeten ihre Weiblichkeit durch die Schönheit ihres Geistes. Ist es gerade auch nicht die Absicht der Frauen, sich durch Erlernung ernsthafter Wissenschaften einen Aufschwung zu den Männern oder über dieselben zu geben; ist ihr Bücherleben auch weiter nichts, als ein Spiel ihrer Verstandeskoketterie, so tritt doch gewöhnlich jene Anmaßung hinterher ein, und die empfindsame literarische Kokette wird zur Tyrannin ihres Gatten. Die Frau soll weder hinter dem Manne, noch vor demselben gehen, sondern sie soll um ihn seyn, und seine oft mit Sorgen belasteten Stunden erheitern; sie soll sie ihm durch ihre Weiblichkeit entlasten; sie soll weder seine Magd, noch seine Herrin, sondern seine Gehülfin seyn. Sie muß nicht die Ueberbildete spielen, sonst drängt sie sich vor ihn,

sie muß aber auch nicht ungebildet seyn, sonst bleibt sie hinter ihm, und er kann sie dann nicht viel besser als Magd gebrauchen." — Zur Nichtüberbildung gehört, daß ein Frauenzimmer so viel nützliche und praktische Kenntnisse von den Gegenständen des gemeinen Lebens besitze, als nöthig ist, besonders aber rede sie ihre Muttersprache so rein und wohllautend, daß sie dereinst, als Gattin, die erste Lehrerin ihrer Kinder seyn kann. Ihr Verstand sey so aufgeklärt, daß sie sich über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit unterhalten, in jeder Gesellschaft ein Gespräch führen, und einen erheiternden Umgang gewähren kann, und wenn selbst Genie und Talent zu den höheren Wissenschaften ihr beiwohnen, und sie auch davon Gebrauch macht, so vergesse sie aber nie die Sphäre, worein sie doch einmal treten will, und worin mehr, als die gewöhnliche Bildung, der Hausfrau nicht viel nützt; denn mit gelehrten Phrasen am Theetische glänzen zu wollen, ist nicht Bestimmung der Hausfrau; denn sie will nicht ihre Mitschwestern beschämen, daß sie in der gelehrten Bildung und in der Aesthetik zurückgeblieben sind, sondern sie durch ihre angenehme, verständige Unterhaltung zu sich heranziehen und fesseln. — Ein überbildetes Wesen findet sich nirgends recht heimisch; denn kann es nicht seine Gelehrsamkeit auskramen, nicht die kritische Geißel über Theater, Musik und andere Produktionen der Künste schwingen, so ist es für die Gesellschaft verloren; es sitzt theilnahmlos da, weil alltägliche Gegenstände zu sehr unter seiner Bildung liegen, und wird ihm Aufmerksamkeit geschenkt, so ist oft der ihm gezollte Beifall zu geringe, erndtet es nicht die Huldigung, die es erwartet hatte für das Auskramen seiner Gelehrsamkeit und Belesenheit. — Die Ueberbildung, wie sie jetzt vorkommt, besteht

mehr in einem encyklopädischen Wissen, einer großen Belesenheit in verschiedenen Fächern des Wissens, besonders der Aesthetik, durch ein gutes Gedächtniß und einen hellen Verstand unterstützt, als in einem tiefern Studium der Wissenschaften, einer kritischen Beleuchtung des Erschienenen in der Literatur und der Lektüre selbst, wodurch nur eine reelle Bildung möglich wird; auch sind diejenigen, die in den Schätzen des Wissens herum und sie sich zu eigen zu machen suchen, immer zu sehr mit den Gegenständen ihrer Forschungen und mit sich selbst beschäftiget, als daß sie ihren Fund zur Erholung in Gesellschaften auskramen sollten, nur diejenigen, die mit einem Heißhunger die Wissenschaften encyklopädisch verschlingen, und einen hohen Grad von Egoismus besitzen, das Verschlungene in Gesellschaften wieder an das Tageslicht zu bringen, sich überall gern selbst hören und sich redend einführen, spielen die Ueberbildeten unter allen Vermummungen in denen sich ihnen der gesellige Zirkel darbietet. Wenn daher eine encyklopädische Bildung für den Weltmann recht gut ist, so muß sie doch nie dahin ausgedehnt werden, um damit in Gesellschaften zu glänzen oder Parade zu machen; sie dient bloß, um sich vielseitig unterhalten zu können, weil eine gemischte Gesellschaft auch Männer von verschiedenen Fächern des Wissens enthält, von denen Viele so gern ihr eigenes Steckenpferd reiten, nicht in den Ton der allgemeinen Unterhaltung über Politik, Theater ꝛc. mit einstimmen. Um nun diesen Isolirten die Zeit zu verkürzen, geht man auf ihre Beschäftigung, auf ihr Gewerbe ein, und zieht sie so zur Unterhaltung heran, nicht zu der allgemeinen, doch zu einer besonderen, und dadurch wird die ganze Unterhaltung flott. — Die Ueberbildung, Ueberfeinerung, ist auch der körperlichen, wie der geistigen

Gesundheit nachtheilig, besonders bei denjenigen, die es gern Andern in der Bildung und Gelehrsamkeit nachthun wollen, aber nicht einen dazu organisirten Kopf besitzen, sondern Weniges nur durch große Anstrengung erhalten können; denn es gehört dazu eine besondere Anlage in der Organisation, und wer diese dazu nicht besitzt, muß sich mit vielem Lesen und Meditiren nicht beschäftigen, um sich durch das viele Sitzen und Nachdenken nicht hypochondrische Beschwerden zuzuziehen. Bei Frauenzimmern ist dieses noch übler, weil sich dazu immer eine überspannte Empfindsamkeit und Empfindeley gesellt. Gewöhnlich liegen hierbei schon Kränklichkeiten zum Grunde, besonders Hysterie. Frauen von gespannter Empfindsamkeit, von einer zu reizbaren Einbildungskraft, haben auch immer Neigungen zu Abentheuern und Veränderlichkeit, und stehen unter der Herrschaft ihrer Launen. Sie verlangen, wenn sie verheirathet sind, von ihren Ehemännern die größten Opfer, die gespannteste Aufmerksamkeit auf ihre Wünsche, und geschieht dieses nicht nach denselben, so zeigen sie ihre Kränklichkeit, ihre Nervenschwäche, die wohl ein Opfer verlangen kann Die Ueberfeinerung, wozu sich eine überspannte Sentimentalität gesellt, ist etwas Unnatürliches, worin Geist und Herz verschroben und der Empfänglichkeit für wahre Theilnahme, reges Mitgefühl, beraubt werden. Die sentimentalen Frauen sind auch die zurückstoßendsten; denn ihr überspanntes Gefühl fordert überall Delikatesse, Schonung und Achtung, auch da, wo sich der gesunde Menschenverstand nichts Delikates und Subtiles hindenken kann. Daher ist die übertriebene Verfeinerung von beiden Geschlechtern den Weibern nachtheiliger, als den Männern, weil sich jene in ihrer Selbstbewunderung verlieren, weil sie sich nun

nicht mehr unter ihrem eignen Geschlechte orientiren können, wie sich ein Schriftsteller ausdrückt, und so auch für die Männer mit allen ihren Liebenswürdigkeiten untergehen. — Der kluge und vorsichtige Brautwerber sagt S. 156: „Die Lektüre idealischer Romane, worin die menschliche Natur einen unsichern Schritt geht, und über ihre Zwecke hinausgeschleudert wird, die sogenannten metaphysischen Beleuchtungen des innern Menschen, der nicht wirklich da ist, sondern nur in irgend einem Winkel des Bewußtseyns construirt wird; der gesuchte Scharfsinn in dämmernden Phrasen und mystischen Formeln; die matten Verdeutlichungen der kritischen Philosophie von Jünglingen, die nimmer in den hohen Geist dieser Schule eingedrungen waren, bilden nichts als Egoistinnen unter den lesenden Frauen. — Man kann sicher annehmen, daß der reine, einfache, weibliche Sinn, die stille Ergebenheit und Nachsicht des andern Geschlechts, seine höhere Liebenswürdigkeit, und seine ungekünstelte Moralität abgenommen hat, seitdem es durch die Lektüre jener Schriften phantastisch geworden ist. Die sich selbst hingegebene Phantasie ist die allergefährlichste Leiterin eines Geschlechtes, welches so sehr von seinen lebendigen Gefühlen beherrscht, und dagegen so wenig in den höhern Uebungen des Geistes unterrichtet wird. Die Welt, welche sich die romantische weibliche Einbildungskraft bildet, liegt allemal tief unter der wirklichen, weil diese den weiblichen Prätensionen zu wenig einräumt, und das alltägliche Menschenleben einem zu vergeistigen Weibe nimmer gefallen kann." — Die Ueberbildungsperiode liegt in der höheren Kulturperiode eines Volkes; sie dreht sich darin um ihre Achse, und kommt unter verschiedenen abwechselnden Erscheinungen hervor, bald mehr, bald weniger sen-

timental, bald mehr, bald weniger heroisch, bald mehr, bald weniger phantastisch, kurz sie durchläuft alle Stadien der Bildung und Versittlichung eines Volkes, jedoch immer einen eigenthümlichen Charakter darin annehmend, wodurch ihre Erscheinung als abweichend von der socialen Bildung sich dokumentirt Das gelehrte Treiben und die Literatur sind ihre Stützpunkte, zu deren Verherrlichung sie aber wenig beiträgt, wenn sie sich gleich scheinbar darin zu überheben, und gleichsam Alles zu umfassen sucht, was diese uns bieten. Allein ihre Ausbrüche und Uebertreibungen schaden der guten Sache, und machen das, was in dem Wechsel wirklich anziehend und für die Welt brauchbar ist, zum Zerrbilde, zum Phantom für ein reines nicht verbildetes Gemüth. Dieses hat uns die Werther- und Siegwartsperiode im verwichenen Jahrhunderte, und die romantisch-religiöse Periode in der neueren Zeit bewiesen. —

Ueberbildung, s. den vorhergehenden Artikel.

Ueberbinde, sowohl eine Binde, die man über eine andere legt, als Hauptbinde, z. B. um den Hals, als Putz; wie auch als Befestigungsbinde über eine Wunde oder einen Bruch eines Knochens, eines Arm-, Bein- oder Schenkelknochens ꝛc., eine Art Bandage, im letzteren Falle ist sie von Leinwand, im Ersteren von Sammet, Seide, Merino, Kamelot ꝛc.

Ueberbinden, ein Band über etwas winden oder legen; so überbindet man Packete, wenn man sie mit Band oder Bindfaden überzieht, damit sie nicht auseinandergehen. So überbindet der Buchhändler die Verlags- und Sortimentsartikel nach dem Alphabete mit einem Bindfaden, das heißt, er legt sie nach den Buchstaben des Alphabets in Packete zusammen und überbindet diese mit Bindfaden,

damit sie nicht durcheinander geworfen werden, und so geschieht dieses Ueberbinden auf die mannigfaltigste Weise. — Im Festungsbaue heißt überbinden, wenn bei der Bekleidung einer Brustwehr mit Faschinen, dieselben so übereinander gelegt werden, daß die oberen auf zwei der unteren zu liegen kommen.

Ueberblatt, beim Schuhmacher, das Oberleder, welches den Fuß von den Zehen an bedeckt, und woran die Brandsohle und die starke Sohle genähet wird. S. unter Schuh, Th. 148, S. 657.

Ueberblättern, eine Stelle überblättern, sie im Durchblättern übersehen; dann auch ein Buch überblättern, es schnell Blatt für Blatt oder doch blätterweise durchgehen; den Inhalt blätterweise überblicken oder überschauen.

Ueberbleiben, welches nur im gemeinen Leben für übrig bleiben üblich ist. Es überbleibt mir noch ein Rest von der vorigen Rechnung; daher auch das Ueberbleibsel, der Ueberrest, Rest, dasjenige, was von einem andern Dinge oder Gegenstande übrig geblieben ist; z. B. der Rest von Speisen und Getränken. Das Ueberbleibsel von einer Garderobe, der Rest von Kleidern, welches man jedoch nur in einer spöttischen Bezeichnung von wenigen armseligen Kleidern sagt; das Ueberbleibsel einer Waffe z. B. einer Pistole ohne Schloß, eines Degens ohne Gefäß, einer Lanze ohne Spitze ꝛc. Das Ueberbleibsel einer Stadt nach dem Brande, der Rest von Häusern, die noch unversehrt stehen geblieben sind. Hier muß Ueberbleibsel nicht mit Ruine verwechselt werden; denn es bedeutet in allen Fällen immer den Rest von etwas Ganzem, bestehe es nun in zerlegten Theilen, bei einzelnen Gegenständen oder bei einer Menge, in dem Reste, welcher von der Menge übrig bleibt.

Ueberblick, Augenmaaß, das durch die Erfahrung sich angeeignete oder erworbene Augenmaaß der ziemlich richtigen Abschätzung von Arbeiten, Körperflächen, Größen, Distanzen ꝛc. im Geschäftsleben oder in den Wissenschaften, Künsten und Handwerken, ohne eine nähere Untersuchung vorzunehmen, und den Maaßstab zu gebrauchen. Es ist daher auch die Fertigkeit, aus dem scheinbaren Bilde einer Sache auf dessen wahre Größe in jeder Beziehung zu schließen, und ist von dem Augenmaaße desjenigen, der einen Gegenstand abzeichnet, nur darin verschieden, daß es hier in der Fertigkeit besteht, dieses scheinbare Bild nachzuzeichnen, damit es dem Urbilde in Allem ähnlich werde. So ist im Geschäftsleben z. B. der Ueberblick einer schriftlichen Arbeit, die richtige Auffassung von deren Schwierigkeiten, Ausdehnung oder Umfang, und der Zeit, in welcher sie vollbracht seyn kann. Diese Auffassung liegt im Auge und wird durch das Gefühl berichtiget. So wird ein geübter Forstmann leicht in den Waldrevieren die Größe der Schläge nach dem Augenmaaße schätzen, und ihre Abholzung in so und so viel Jahren ungefähr berechnen können, indem er dabei den dicken und dünneren Stand der Bäume, die sich vorfindenden leeren Plätze ꝛc. berücksichtiget. — So ist ein richtiger Ueberblick, ein treffendes Augenmaaß, so nöthig in der Zeichenkunst, Malerey, Baukunst, in den Bauhandwerken ꝛc., besonders aber in den zuerst erwähnten Künsten, weil man hier nicht den Maaßstab so anlegen kann, als in den Letztern, um eine Zeichnung, einen Entwurf eines historischen Gemäldes oder einer Landschaft ꝛc. in allen Theilen richtig darzustellen. Wir lernen zwar von Kindheit an die Entfernung und Größe eines Gegenstandes aus dem Eindrucke schätzen, welchen ihr scheinbares Bild

in unseren Augen macht; da wir aber den Begriff von dem Abstande der Sachen durch eine Uebung mit Hülfe der Sinne erlangen, so erstreckt sich auch diese Schätzung nicht weiter, als die Erfahrung, welche wir gehabt haben, das Uebrige erreichen wir durch Schlüsse und Vergleichungen, welche wir aus der Aehnlichkeit des Eindruckes, auf die Aehnlichkeit des Abstandes und der Größe machen. — In der Kriegskunst muß ein Feldherr sich von der Lage und den Eigenschaften einer Gegend durch einen schnellen Ueberblick überzeugen, ob sie nämlich dadurch Vortheile oder Nachtheile den Truppen gewährt, und er sie mit denselben belegen kann, oder ob er genöthiget ist, eine andere zu wählen, die nach dem Augenscheine mehr verspricht; denn genaue Untersuchungen sind hier nicht immer anzustellen, da diese sich in die Länge ziehen, und der Feldherr rasch zu handeln hat. Hat sonst der Feldherr sich eine richtige Vorstellung von einem Lande, worin der Krieg geführt wird, gemacht, so kann er leicht die Folgen eines ganzen Feldzuges voraussehen, und sie gewissermaaßen bestimmen, wenn nicht sonst unvorhergesehene Fehler in seinen Anordnungen gemacht werden. Friedrich der Große hat dieses im siebenjährigen Kriege bewiesen, und in neuerer Zeit auch Napoleon, der den Krieg immer in der Nähe der Hauptstadt des von ihm befeindeten Landes zu führen suchte, um sich die Quellen für den Unterhalt seiner Armee zu sichern, und solches auf Kosten des ihm feindlichen Landes. Wer aber dieses nicht vermag, wird selten glücklich operiren. Man theilt das Augenmaaß in der Kriegskunst in das geometrische und in das militärische. Das Erstere bezieht sich auf die Schätzung der Größe der Entfernungen der Winkel, Flächen ꝛc. nach dem Augenscheine mit Zuziehung geometrischer Sätze. Das Letztere (Coup-d'oeil Militaire) ist ein angebornes Talent, welches nur

durch Uebung mehr ausgebildet werden kann, und besteht in der Fertigkeit die Vortheile und Nachtheile eines Terrains auf Stellung und Bewegung in Geschwindigkeit zu übersehen, die gegebenen Blößen des Feindes sogleich zu benutzen, und durch rasche, zweckmäßige und erst auf dem Schlachtfelde gefaßte Entschlüsse zu vereiteln. Dieser schnelle Ueberblick bewirkt daher die zweckmäßigsten Dispositionen während des Gefechtes zu machen und auszuführen, und die schon früher gemachten Dispositionen nach den sich ereignenden unvorhergesehenen Umständen auf dem Schlachtfelde zu unserm Vortheile in neue umzuwandeln. — Zu dem geometrischen Augenmaaße führt die Bekanntschaft mit der Optik oder Sehekunde. Den Begriff vom Abstande oder der Entfernung eines Gegenstandes vom Auge, und mehrerer Gegenstände voneinander durch das bloße Anschauen, erlangt man erst durch gewisse Uebungen, und anfangs durch Hülfe des Gefühls. So machen entferntere Gegenstände einen andern Eindruck auf das Auge, als nahe; aber aus diesem Eindrucke kann man ihre Entfernung nicht angeben, sondern das Mittel dazu liegt in der Vergleichung der Bewegung, theils der beobachtenden Gegenstände, theils des Beobachters, oder beider zugleich, so wie der während der Bewegung verflossenen Zeit und der erlangten Geschwindigkeit. Man muß daher gewisse Erfahrungssätze kennen, um Entfernungen zu schätzen; da aber die Augen der Beobachter verschieden sind, so muß sich jeder hierzu nach Beschaffenheit seiner Augen einen eigenen Maaßstab bilden. · · Ebenen mit einerlei, besonders niedrigen, Gegenständen, z. B. mit Gras ꝛc. bewachsen, lassen keine richtige Schätzung zu, weil man keinen Ruhepunkt, folglich auch keinen Maaßstab fürs Auge darauf findet. Eben so ist es mit der Beurtheilung der Breite eines Stromes, wenn das Wasser keine merkliche Bewegung zeigt, oder sich keine

Zwischenpunkte auf demselben finden; nur da, wo sich Anhaltepunkte fürs Auge finden, ist auch eine Schätzung möglich. Ein Hülfsmittel fürs Militair, um Entfernungen zu schätzen, soll sich im Glanze der Waffen, in den Farben der Montirungen ꝛc. finden; und um hierin für das Auge eine richtige Tabelle zu erhalten, soll man die Entfernungen, in welchen dem Auge ein Gegenstand auf diese oder jene Art erscheint, wirklich messen, und diese Untersuchungen zu allen Tageszeiten, unter allen Beschaffenheiten der Luft, und nach allen Weltgegenden hin, anstellen. Man gewahrt aus der Perspektive, daß zwei parallel laufende Linien sich in der Ferne einander zu nähern und am Ende ganz zu vereinigen scheinen, wie wir dieses bei einer langen Allee, mit parallelen Seiten sehen; denn diese scheinen sich in der Entfernung zusammenzuziehen, und daher die Allee kürzer zu seyn, als sie wirklich ist. Eben so scheinen auch die Gipfel der Berge viel näher zu seyn, als sie wirklich sind, wenn man sie nämlich von vorn betrachtet, auch scheint ihr Böschungswinkel größer zu seyn, eine Erfahrung, die schon vielfältig bestätiget worden, gewahrt man sie aber von der Seite, so schwindet dieser Irrthum. Ein kleines, vom Auge nicht weit entferntes Objekt, deckt auf Ebenen, und bei geringen Entfernungen, ein größeres und weiter entferntes entweder ganz, oder zum Theil; auf unebenem Terrain und in großen Entfernungen hebt sich das Decken entweder ganz oder zum Theil auf. Scheinen mehrere Objekte in der Entfernung Eins zu seyn, so ist der Irrthum durch die Veränderung des Standpunktes des Beobachters zu entdecken, wenn er ihn so zur Seite nimmt, daß er zwischen den Objekten hindurchsehen kann; daher muß man beim Recognosciren und Aufnehmen wo möglich alle Objekte von mehreren Seiten betrachten, woraus der Schluß zu ziehen ist, daß wenn zwei Gegenstände von

ungleicher Größe und in verschiedenen Entfernungen vom Auge gleich groß erscheinen oder einander decken, so verhalten sich ihre Größen zu einander, wie ihre Distanzen vom Auge, und so auch umgekehrt. Deckt daher ein Bataillon zwei andere, eben so starke, vollkommen, so ist die Entfernung des Ersteren nur halb so groß, als die der Letzteren vom Auge. Kennt man die Entfernung des deckenden Gegenstandes, und weiß, daß es ein Bataillon ist, so weiß man auch, daß der gedeckte Truppenhaufen eine Breite von zwei Bataillons hat. Steht man vor zwei Bergen von gleicher Höhe, aber von ungleichen Entfernungen, doch so, daß sie sich nicht decken, so scheint dem Auge der nähere höher zu seyn als der hintere, wenn er auch wirklich niedriger ist; um daher die Höhe beider richtig zu vergleichen, muß man sich so stellen, daß man vor beiden in der Mitte steht. Wenn sich ein nahes Objekt von einem Orte zum andern bewegt, so scheint dessen Bewegung schneller, als die eines andern entfernteren Objekts zu seyn, wenn sich dasselbe auch mit der nämlichen Geschwindigkeit in derselben Zeit bewegt. Je weiter daher ein Gegenstand entfernt ist, um so langsamer erscheint seine Bewegung, bis sie zuletzt in der größten Weite ganz aufzuhören scheint; noch größer wird die Täuschung, wenn sich auch der Beobachter dazu bewegt. — Ein Hülfsmittel fürs Militair um Entfernungen zu schätzen, bleibt immer die praktische Uebung, denn dadurch kann man es in der Schätzung von Distanzen sehr weit bringen. So schätzt man sehr große Entfernungen durch ein Hülfsmittel, welches die Erfahrung giebt, daß man nämlich einen Gegenstand, der um 6000 Mal der Größe seines längsten Durchmessers entfernt ist, mit einem gesunden, aber unbewaffneten Auge nicht mehr sieht; hieraus läßt sich wenigstens auf die Entfernung, in der man ihn noch erblickt,

schließen. Gewahrt man z. B. an einem entfernten Hause die Fenster desselben, welche 5 Fuß hoch sind, als die gewöhnliche Höhe, kaum noch als einen Punkt, so kann man schließen, daß man 6000 Mal 5 Fuß, also 12,000 Schritte ungefähr vom Hause entfernt sey. Jede Linie, sie sey gerade oder krumm, schätzt man richtiger, wenn man so vor die Linie tritt, daß das Auge die Spitze eines Dreiecks wird, von welchem die zu bestimmende Linie die Basis ist; so schätzt man z. B. die Länge eines Bataillons richtiger, als wenn man von einem Flügel aus die Fronte hinunter sieht. Wenn man sich so zu stellen weiß, daß das Dreieck gleichseitig wird, und man kennt vielleicht aus andern Umständen eine Seite, so sind die übrigen, also auch die gesuchte Länge bekannt. — Eine andere Fertigkeit ist das Schätzen der Winkel, sowohl in horizontaler, als vertikaler Lage. Die Uebungen darin kann man theils auf dem Papier durch den Transporteur, theils auf dem Felde durch das Astrolabium und die Boussole vornehmen. Die Vertikalwinkel und die Böschungswinkel schiefer Flächen sind schwieriger zu schätzen, als die Horizontalwinkel auf ebenem Boden; am sichersten geschieht es aber, wenn man sie von der Seite betrachtet. Die Uebungen im Winkelschätzen fängt man mit dem rechten Winkel an, nach ihm sind die leichtesten die Winkel von 45 und von 60 Graden, indem man den rechten Winkel in zwei oder in drei gleiche Theile zu zerlegen sich übt. Eine aus der Erfahrung gezogene Tabelle für das Distanzenschätzen, mit guten, gesunden, aber unbewaffneten Augen, ist folgende. Ueber 2000 Schritte vom Feinde sieht man von seiner Infanterie nichts, als dunkle Massen und das Blitzen der Gewehre im Sonnenschein; sieht man daher von ihr keine Rotten, so ist sie so weit und wohl noch weiter entfernt. Bei der Kavallerie unterscheidet man dagegen schon die

Rotten, ohne jedoch bestimmen zu können, ob es Reiter sind. Auf 1200 bis 1500 Schritte unterscheidet man erst bei der Infanterie die Rotten; bei der Reiterey sieht man die Pferde noch nicht bestimmt, aber doch, daß es Leute zu Pferde sind. Auf 1000 Schritte bemerkt man schon die Wendungen, die Bewegungen der Beine, und die Linie der Köpfe. Auf 800 Schritte nimmt man den obern Theil des Körpers und die Beine wahr. Auf 600 Schritte sieht man den Kopf deutlich, oft auch dessen Bedeckung. Auf 300 bis 400 Schritte fängt man an die Tressen, die Farbe der Röcke, die Theilung der Lenden und das Gesicht wahr zu nehmen. Auf 100 Schritte unterscheidet man die Gesichter deutlicher, und auf 70 bis 80 Schritte erst die Augen als einen Punkt. Für den Jäger und Schützen kann bei der Beurtheilung seiner Schußweiten Folgendes gelten. Auf 600 Schritte unterscheidet er den Kopf vom Körper; auf 500 Schritte gewahrt er schon, welche Kopfbedeckung er hat, auch den Torniſter; auf 400 Schritte nimmt er schon den Säbel des Infanteristen, und das weiße Lederzeug ganz deutlich wahr; auf 300 Schritte unterscheidet er die Farbe, jedoch nur unter gewissen Umständen; auch gewahrt er seine Hände und Füße; auf ungefähr 200 Schritte gewahrt er die Knöpfe der Montirung ganz deutlich; auf 100 Schritte einen Schnurbart im Gesichte, das Schloß am Gewehre und die kleineren Bewegungen der Glieder; auf 70 bis 80 Schritte die Augen als einen Punkt, und auf 15 bis 20 Schritte erst das Weiße in denselben (Rumpfs vollständiges Kriegswörterbuch, Th. 1). — Eine andere Art Distanzen zu schätzen geschieht mit dem Mikrometer, s. Th. 90, S. 211 u. f. — Um einen richtigen Ueberblick von Größen, Distanzen ꝛc. zu erhalten, bieten sich uns im Leben so viele Gegenstände dar, woran wir das Auge üben können, wenn wir das Maaß von

bestimmten Größen wissen. So z. B. beim menschlichen Körper, sowohl dessen Wachsthum vom Kinde an bis zum Jünglinge hinauf, in Hinsicht der Größe, als in dem Verhältnisse der verschiedenen Körperformen. So ist die ausgewachsene Körpergröße des Mannes 5 bis 6 Fuß, das bestimmteste Maaß 5 Fuß, und so erheben sich die Zolle darüber bis zum 6ten Fuß, welches man leicht schätzen lernt, ob 3, 6, 9 ꝛc. Zoll. So zeigen sich uns die verschiedenen Größen von Pflanzen und Bäumen, von Gebäuden aller Art bis zum Thurme hinauf, die verschiedenen Entfernungen, Breiten und Längen von Straßen, Plätzen ꝛc. Alles dieses übt unser Auge, wenn wir die Ausmessung von Distanzen kennen. Wissen wir einmal, daß ein gewisser Raum so und so viel Fuß, oder so und so viel Ruthen hat, und wir haben uns dieses mit einem geübten Auge zu eigen gemacht, so werden wir darnach leicht andere Distanzen schätzen lernen. Man wird leicht bei der Ueberblickung eines Platzes, nachdem man den Raum vor sich mit den Augen überblickt und nach den schon bekannten Größen mißt, den ganzen Platz in Fuß oder Ruthen abschätzen, es versteht sich von selbst, daß hier nur von einer ungefähren Abschätzung die Rede seyn kann, um darnach gewisse Anordnungen oder Einrichtungen darauf zu treffen, wo es also auf ein genaues Maaß mit dem Maaßstabe nicht ankommt. So kann man auch die Höhe eines Thurmes, nach schon bekannten Größen oder Höhen von Thürmen schätzen, wenn man sie im Bilde sich vorstellt und zu dem in Vergleichung stehenden fügt; und so mit vielen andern Gegenständen. Ein Hülfsmittel, um dahin zu gelangen, bleibt hier immer die Geometrie, besonders die Trigonometrie und Perspektive, verbunden mit einer fleißigen Uebung des Auges nach Naturkörpern.

Ueberblühen, in der Landwirthschaft und Gartenkunst, überhaupt bei der Vegetation, das zu starke Blühen einer Pflanze, wodurch derselben geschadet wird. Das heißt, wenn eine Pflanze stärker blühet, als sie es nach ihrer äußeren Struktur, dem Anscheine nach, ohne sich zu entkräften, vermag. Ein solches Ueberblühen kommt sowohl bei Bäumen, Sträuchern, als auch bei krautartigen und andern Pflanzen vor. So giebt es Pflanzen, die oft übermäßig blühen, aber auch dann eine lange Erholung bedürfen, ehe sie wieder zur Blüte gelangen, ja oft ganz ausgehen. Dieses trifft oft bei Pflanzen ein, die in Gewächshäusern und Zimmern gezogen werden. So z. B. haben Monatsrosensträucher oft eine so große Anzahl von Rosen, daß sie sich nicht einmal alle gehörig entwickeln können, sondern schon beim Aufblühen abwelken, oder doch viele sehr unvollständige Blumen liefern. Solche Rosenstöcke brauchen dann mehrere Monate Erholung ehe sie wieder blühen, und oft sind dann die Rosen nur klein und unvollkommen. Bringen sie nur wenige Rosen jedesmal, so werden diese groß und schön seyn, und auch der Strauch öfter blühen, weil er sich nicht erschöpft hat. Bemerkt man z. B. ein starkes Treiben bei diesen Sträuchern in den Gewächshäusern und Zimmern, und im Ansetzen oder Ausstoßen von vielen Knospen, besonders an einem Stengel, so schneide man gleich mehrere dieser Knospen fort, damit die anderen an Kraft gewinnen und sich größer und schöner entfalten können; und so mache man es auch mit andern Gewächsen, wenn man gewahrt, daß ihr Blütenzustand in keinem Verhältnisse mit ihren übrigen Theilen ist. Sorgt man dafür, daß bei guter Erde, sie sich kräftigen in der freien Luft, nimmt man ihnen mit dem Messer oder der Scheere die kranken und schwachen Triebe, so auch die alten abgewelkten, begießt sie gehörig nach dem Zustande der Erde und

der Natur der Pflanze, so wird man gute starke Pflanzen erziehen, und nicht wegen des Ueberblühens klagen können. Daß ein zu starker Blütenstand den Pflanzen schaden muß, geht daraus hervor, daß die Blüte oder Blume die edelsten Säfte der Pflanze enthält, indem sie nicht nur Geruch verbreitet, sondern auch den Samen der künftigen Pflanze liefert. Wenn sich nun der edelste Saft einer Pflanze zu stark dahin zieht und vertheilt, so muß sie in den übrigen Theilen leiden; auch gewahrt man solches bei den Sommergewächsen, die mit ihrer schönsten Blumenpracht auch ihre Existenz verlieren.

Ueberbrand, im Hüttenwerke, diejenige Feinheit des Silbers, da es über den gewöhnlichen Grad, das heißt, über 15 Loth 3 Quentchen fein gebrannt wird.

Ueberbrechen, welches im Bergbaue vorkommt, das Feld überbrechen, es ganz bis an die Marktscheide abbauen, und gleichsam durchbrechen, Ein überbrochenes Feld.

Ueberbreiten, ein Zeitwort, welches im gewöhnlichen Leben vorkommt, und sowohl von Personen, als von Sachen gesagt wird. Sich über etwas breiten, es mit seinem Körper bedecken, damit es Schutz hat. Wie sich das Huhn oder die Henne überbreitet um seine Jungen zu schützen. Eine Decke überbreiten, über einen Gegenstand legen, z. B. über einen Tisch. Das Tischtuch überbreiten.

Ueberbrennen, im Hüttenwerke überbrennt man das Silber, wenn man es über den gewöhnlichen Grad fein brennt; s. Ueberbrand.

Ueberbringen, ein Zeitwort, welches in zwei Bedeutungen vorkommt: 1) Etwas an einen Andern bringen, z. B. einen Auftrag, einen Brief, eine Einladungskarte überbringen. Eine angenehme oder unangenehme Nachricht überbringen. Die reitenden Postillione über-

bringen die Nachricht von einem erfochtenen Siege. Einen Glückwunsch überbringen ꝛc. — 2) Ueberbringen, über etwas bringen. Es ist schwer überzubringen.

Ueberbringer, derjenige, der etwas überbringt, ohne jedoch einen Beruf dazu zu haben, weil sonst dessen Charakter dabei bezeichnet wird, wie z. B. der Briefträger, der einen Brief überbringt; der Hausknecht, ein Packet; der Taufbitter, eine Gevatterkarte, Taufkarte; der Gerichtsbote, eine Vorladung, sondern der Ueberbringer einer Nachricht, ohne Bedienung, ohne Amt. Der Ueberbringer eines Straußes, einer Einlage, eines Geschenkes, einer frohen oder betrübten Nachricht ꝛc. Indessen kommt es aber auch in dem Verstande vor, wenn Untergebene etwas überbringen, z. B. dem Ueberbringer des Weines oder Kuchens, der Blumentöpfe ꝛc. ꝛc., ein Trinkgeld reichen.

Ueberbrücken, eine Brücke über einen Fluß schlagen; daher auch die Ueberbrückung, wenn man Moräste und sumpfige Wege, damit man sie passiren kann, mit Faschinen ausfüllt, und dann mit Knüppeln, Brettern oder Flacken belegt, oder auch die Graben und Sieltiefe mit Unterlegern, Flacken und Dielen bebrückt oder belegt.

Ueberburzeln, überschlagen, über den Kopf weg mit dem übrigen Körper schlagen. Sich überburzeln, einen Burzelbaum schießen oder schlagen.

Uebercomplet, s. Ueberzählig.

Ueberdach, Vordach, Wetterdach, Fr. Abavent, Avant-toit; s. das Letztere unter W., und unter Ueberbau.

Ueberdachen, mit einem Dache versehen. Ein Haus überdachen, es mit einem Dachstuhle, Latten und Dachsteinen versehen. S. unter Dach, Th. 8, S. 516 u. f.

Ueber das Eisen arbeiten, beim Miniren, wenn der Minirer mit dem Schlägel und Eisen, kniend oder stehend, das gegen ihn stehende Gestein oder Mauerwerk über sich losarbeitet, indem er von unten herauf auf das Eisen schlägt.

Ueberdauern, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, über die Dauer hinausgehen, länger dauern, als es gewöhnlich der Fall ist. Das Obst überdauert, hält sich länger, als es sonst der Fall ist. Es kommt mit ausdauern ziemlich überein, sich bis ans Ende erhalten. So überdauert eine fremde Pflanze in einem Klima, wenn sie dessen Veränderlichkeit aushält, übersteht. Den Winter überdauern, ihn überstehen ꝛc.

Ueberdecke, eine Decke von Tuch, Wolle, Baumwolle, auch von Sammet und seidenen Zeugen, welche über Betten, zierliche Tische, Sopha ꝛc. gedeckt wird, nicht bloß um sie zu verdecken, sondern als Zierde oder Putz. Man hat dergleichen Decken in Tapisseriearbeit mit Gemälden: Genre-Stücken, Portraits, Landschaften, Fruchtstücken ꝛc., und dann auch schön gewirkt in verschiedenen Farben; auch schachbrettartig zusammengesetzt als Bettdecken. Nach der Größe des Gegenstandes, der überdeckt werden soll, ist auch die Größe dieser Decken verschieden. Es wird mit diesen Decken ein bedeutender Handel auf den Messen von den Galanterie- und Schnittwaarenhändlern getrieben. Man hat auch Ueberdecken von Wachsleinwand; allein diese werden eigentlich nicht übergedeckt, sondern übergezogen, z. B. über Tische, und mit Schnur, Band, Holzleisten ꝛc. befestiget.

Ueberdecken, ein regelmäßiges Zeitwort, einen Tisch, ein Bett mit einer Decke überdecken. Ein Tischtuch überdecken, es über einen Tisch ausbreiten, so daß es von allen Seiten herabhängt, welches in der Hand-

lung des Ueberdeckens liegt. Ein Gebäude überdecken, es mit einem Dache versehen.

Ueberdeich, Kesselsiel, Schoddeich, in der Wasserbaukunst, das Zumachen einer Bracke oder eines Kessels, der von dem Durchbruche eines Deiches entsteht. Dieses Zumachen geschieht nicht in einer geraden Linie, sondern das neue Stück wird in einem halben Zirkel, dem Wasser entgegen, umdämmt, und dieses heißt man Ueberdeich oder Kesselsiel.

Ueberdeichen, im Deichbaue, wenn Jemand seinen Deich weit höher und stärker als denjenigen seines Nachbars macht, welches aber nicht gestattet werden sollte, obgleich es geschieht.

Ueber den Arm arbeiten, im Bergwerke, heißt so arbeiten, daß das Eisen gegen die rechte Hand am Gesteine angeführt, und der Schlag mit dem Fäustel über den linken Arm ebenfalls gegen die rechte Hand geführt wird.

Ueberdenken, sich eine Sache in Gedanken vorstellen, sie der Einbildungskraft noch einmal vorführen, um sie in Ueberlegung zu nehmen oder zu ziehen. Nach Adelung heißt eine Sache überdenken, sich das Mannigfaltige an derselben in Gedanken vorstellen, das Verhältniß mehrerer verschiedener Theile an derselben erwägen. Sein Glück oder Unglück überdenken. Einen Entschluß reiflich überdenken. So auch die Ueberdenkung.

Ueber den Stich schmelzen, im Hüttenwerke, die Rösten mit ihren Vorschlägen im Schmelzofen schmelzen; dann in die abgewärmte Spur stechen, und frisches Bley vorschlagen.

Ueber den Zeug fallen, beim Jäger, wenn bei einem Jagen ein Hirsch oder sonst ein Thier über den Zeug hinaus in das Lichte oder Freie kommt.

Ueberdestilliren, s. Ueberziehen.

Ueber die Hand arbeiten, beim Miniren, wenn der

Minirer mit der rechten Hand von der linken Seite über die linke Hand auf das Eisen schlägt, um Gestein oder Mauerwerk loszuarbeiten.

Ueberdrehen, das Tuch, beim Färber, wenn das gefärbte Tuch vermittelst der Winde oder des Haspels aus einem Kessel in den andern gewunden wird.

Ueberdreschen, in der Landwirthschaft, das Getreide oder die Garben nur einmal überdreschen, damit nur die reifesten Körner herausfallen oder herausspringen. Dieses geschieht, wenn der Landmann zur Saat oder auch wohl zum Verkaufe Getreide gebraucht, und es durch das gewöhnliche Ausdreschen nicht gefördert werden kann, so geschieht das sogenannte Vorschlagen, um schnell so viel zu erhalten, als man braucht. S. auch unter Dreschen, Th. 9, S. 579 u. f. — Sich überdreschen, über seine Kräfte dreschen.

Ueberdruß, diejenige Unlust, welche aus einer zu lange anhaltenden, angreifenden Arbeit, oder aus einem zuletzt ermüdenden Vergnügen entsteht. Er entwickelt sich daher aus einer zu lange anhaltenden Empfindung einer Art, die Langeweile verursacht, woraus der Ueberdruß entsteht. Langweilige Gespräche machen Ueberdruß. Vor Ueberdruß vergehen. Ueberfluß macht Ueberdruß; denn wer Alles im Ueberflusse haben und genießen kann, wird bald gesättiget, und zu der Sättigung gesellt sich der Ueberdruß.

Ueberdrüssig, Bei- und Nebenwort, Ueberdruß empfindend, mit der zweiten Endung der Sache. Einer Sache überdrüssig werden. Ich bin des Haders und Zankens überdrüssig; überdrüssig der ungerechten Handlungen. Dieses Wort wird von Einigen mit der vierten Endung verbunden. Sie wurden mich überdrüssig; nach Adelung, ist die zweite Endung hier richtiger. Für unwillig, verdrießlich, mit dem Vorwort über

ist es veraltet. Der Herr fing an überdrüssig zu werden über Israel, 2 Kön. 10, 32.

Ueberdüngen, in der Landwirthschaft, einen Acker, den Dünger über denselben verbreiten; auch ihn zu viel, zu stark düngen; s. unter Dünger, Th. 9. Ob ein Boden zu viel Dünger erhalten hat, läßt sich nur aus dem geilen Auftriebe der Gewächse beurtheilen; allein es ist schwer hierin ein richtiges Maaß zu treffen. Hätte man durchgehends einerlei Boden und einerlei Dünger, so würde es auch etwas Leichtes seyn, das gehörige Maaß der Düngung über ein gewisses Stück Feld festzusetzen; so aber läßt sich keine Regel angeben; nur so viel kann man annehmen, daß je fetter und gut gefaulter der Dünger ist, je weniger, je magerer und schlecht gefaulter, desto mehr ist nöthig auf ein Stück Feld, und auch dieses hat wieder seine Ausnahmen. Sehr viel kommt auch auf die Bearbeitung des Bodens und auf eine gehörige Vertheilung des Düngers an, oder auf eine gehörige Ueberdüngung. Pflug, Hacke, Grabscheit und Egge müssen gehörig angewendet werden. Wird der Acker in der gehörigen Tiefe, hier auf 6 Zoll angenommen, bearbeitet, so wird auch das Erdreich um so eher durch die Witterung, hauptsächlich durch die Luft, in den Zustand der Fruchtbarkeit versetzt werden, indem auch der Dünger dadurch gehörig mit dem Erdreiche gemischt wird, und er dieses gleichsam wie ein Sauerteig in Bewegung setzt. Der Stalldünger muß auch vorher zu einer so hohen Stufe der Fäulung gelangt seyn, daß er mehr einer Misterde ähnlich sieht, und dadurch gut untergebracht werden kann. Daß ein Land nicht überdüngt worden, sondern das gehörige Maaß des Düngers erhalten hat, zeigt sich an der dunklen Farbe und der großen Lockerheit des Ackers, wenn dieser nämlich gut bearbeitet worden, an der erhö-

heten Temperatur desselben, und an dem kräftigen Emporschießen mehrerer wilden Pflanzen; dann auch an dem früheren Vegetieren, sowohl der wilden, als Kulturpflanzen, und an dem starken Wuchse der Saaten. Ein an Humus reicher Acker zeichnet sich schon vor anderen Aeckern dadurch aus, daß der Schnee, vermöge seines Wärmegehaltes, im Winter eher auf demselben schmilzt, und deshalb wird er auch im Frühjahre eher grün, als andere Aecker. Uebrigens ist die dunkle Farbe des Ackers nicht immer ein Kennzeichen von dem gehörigen Humus oder Düngergehalte, da auch das Eisen viel zum Schwarzfärben des Bodens beiträgt. Daher muß man die Erde des Bodens durch das Mengen mit der Hand prüfen, ob sie schwer oder leicht ist, oder man thue von der Erde in einen Schmelztiegel, setze solchen über Kohlenfeuer, und lasse sie stark glühen. Die eisenhaltige Erde wird hierdurch roth, die mit Humus stark vermischte grau; auch wird die Letztere am Gewichte verlieren, da die Düngertheile im Brennen verloren gehen. Wenn daher auf einem gehörig zubereiteten Acker das Getreide kräftig emporschießt, und seinen gehörigen Wachsthum erhält, bei einigermaßen günstiger Witterung, so kann man auf einen gut gedüngten Boden rechnen.

Uebereck. Fr. Diagonal, Nebenwort, nach der Diagonallinie von einer Ecke zu der schief gegenüber stehenden andern. — In der Wappenkunst, die Felder, welche überzwerch oder querüber aneinanderstoßen; z. B. in einem quadrirten oder gevierten Schilde das erste und vierte, oder das zweite und dritte Feld.

Uebereilen, ein Zeitwort. 1) Durch eine große Eilfertigkeit einholen, sowohl eigentlich, als figürlich. Eilet, damit uns Absalon nicht übereile, 2 Sam. 15, 14. Von Jemanden übereilt

werden, der schneller an das Ziel gelangt, als man es erreicht. Von dem Tode übereilt werden, der sich schneller einstellte, als man es vermuthete, um seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Die schnellen Flügel der Zeit übereilen den Sturmwind (Dusch). Von einem Fehler übereilt werden, einen Fehler begehen, ehe man Zeit hatte, denselben als Fehler zu erkennen. — 2) Etwas übereilen, ungebührlich damit eilen, so daß die Sache damit verderbt wird. Man darf die Sache nicht übereilen. Ein übereiltes Verfahren, wobei man an die Wirkung desselben nicht gedacht hat. Sich übereilen, zu sehr eilen. Sich im Reden, mit einer Antwort übereilen, etwas schnell dahin sagen, ohne es gehörig zu überdenken. Eine schriftliche Arbeit übereilen, sie ohne gehörige Um- und Uebersicht schnell anfertigen, ohne kritischen Blick. Der Bau ist übereilt worden, es mangelt ihm die Haltbarkeit, Festigkeit. Eine Arbeit übereilen, sie übers Knie brechen. Man übereilt Arbeiten, wenn man sie nur obenhin thut, flüchtig macht; man sich wenig darum bekümmert, ob die Arbeit gut oder schlecht gemacht ist, wenn man nur damit fertig geworden ist. Beim Jäger heißt übereilen, wenn die jungen Hirsche den Hinterlauft über den vordern setzen, weil im Gelenke noch Alles jung und biegsam ist.

Uebereilung. 1) Der Zustand, da man sich, Andere oder eine Sache übereilt. — 2) Eine fehlerhafte Handlung, welche aus zu großer Eilfertigkeit vorher nicht gehörig überdacht worden. Jemanden in der Uebereilung einen Schimpf anthun, ihn beschimpfen, ohne es eigentlich zu wollen, bloß in der Eilfertigkeit der Rede oder Handlung. Sich vieler Uebereilungen schuldig machen.

Uebereilungssünden, Uebereilungsfehler, welche in der Eile aus Mangel der gehörigen Ueberlegung begangen werden.

Uebereinander blatten, in der Baukunst, wenn zwei Stücke Holz, die zusammen verbunden werden sollen, da wo sie zusammen liegen, nur als ein einziges betrachtet werden, indem sie beim Uebereinanderlegen so zusammenpassen, daß sie eins ausmachen. Sie werden daher in der Dicke und in Allem so bearbeitet, daß sie zusammen passen müssen, wenn sie übereinander gelegt werden.

Uebereinander gerollt, übergerollt, Supervolutivus, supervolutus, in der Botanik, wird bei Blättern in der geschlossenen Knospe oder bei Samenlappen gebraucht. Man bezeichnet durch übereinander gerollt oder übergerollt, wenn

Uebereilungssünden, Uebereilungsfehler, welche in der Eile aus Mangel der gehörigen Ueberlegung begangen werden.

Uebereinander, ein Nebenwort, einerlei Bestimmung habend, daher in einer Sache übereinkommen, übereinstimmend sie begehen. Uebereinstimmen, einerlei Ton, einerlei Inhalt haben. Ihre Aussagen stimmten nicht überein, waren in den Begriffen nicht einig. In den Meinungen, Neigungen und Ansichten nicht übereinstimmen, nicht gleiche Geistesrichtungen darin haben. Mit den beiden Zeitwörtern kommen und stimmen ist es am gebräuchlichsten; auch mit lauten, klingen und kleiden kommt es vor. So z. B. überein kleiden, auf einerlei Art, gleichförmig; allein mit andern Zeitwörtern ist es nicht gewöhnlich. Nach Adelung soll man dieses Nebenwort nicht mit dem Zeitworte, wozu es gesellt wird, als ein Wort verbinden und schreiben, z. B. übereinstimmen, sondern richtiger überein stimmen; die davon gebildeten Nennwörter sind wahre und regelmäßige Zusammensetzungen, wie Uebereinkunft, Uebereinstimmung ꝛc.

ein Blatt oder blattartiger Theil so gerollt ist, daß der eine Blattrand die Achse bildet, und der Querdurchschnitt eine Schneckenlinie darstellt, wie die Blätter in der Knospe des Aprikosenbaumes, die jungen Blätter von Canna, die Blütenscheide von Aron (Arum maculatam) und der Aethiopischen Calla (Calla aethiopica); dann auch so viel als zusammengedrehet, wenn mehrere stiel- oder fadenförmige Theile nach einer Richtung bündelweise um eine gemeinschaftliche Achse sich drehen, wie z. B. die Fäden von Oscillatoria Friesii.

Uebereinander kommen, die Arme, bei dem Bergmaschienenbaue, wenn die Arme eines Haspels oder Armes über einander verbunden und in einander eingelassen oder eingefügt werden.

Uebereinanderrollen, Eins über's Andere rollen, wenn man einen Gegenstand so rollt, daß seine Theile übereinander zu liegen kommen. So wird das Papier über Thaler-, Zwei-, Vier-, und Achtgroschenstücke gerollt, um dieses Geld in eine Rolle zu bringen; z. B. 50 Thaler in Thalerstücken, 10 und 20 Thaler in Achtgroschenstücken, und 10 Thlr. in Zwei- oder Viergroschenstücken, in Rollen. Das Papier wird nämlich nach der Größe des Geldes so zugeschnitten, daß es mehrere Male um die genannten Geldstücke gerollt werden kann. Man nimmt z. B. 10 Thaler in Achtgroschenstücken, hält dieses Geld zwischen dem Mittelfinger und Daumen fest zusammen und stellt es auf das zugeschnittene Papier, so, daß man dieses an dem Ende, welches dem aufgesetzten Gelde nahe ist, überschlagen kann; dann rollt man es schnell übereinander, indem man es zu beiden Seiten mit den Fingern während des Rollens einkneift, so wird es eine Geld- oder eine Zehnthalerrolle in Achtgroschenstücken, die man dann zu beiden Seiten siegelt. Das Papier wird hier also um das Geld herum gerollt. Eben so rollt

man auch verschiedene Papiere übereinander; z. B. Papiertapeten, Packpapier ꝛc., so auch Leinwand, wenn man dieselbe in Stücke zu 50 bis 60 Ellen bringt. So rollt man Tabaksblätter in den Tabaksfabriken übereinander zu Stangentabak, Stangenkanaster, Cigarren ꝛc.

Uebereinander stellen, gleichbedeutend mit übereinandersetzen, Etwas über das Andere stellen oder setzen. So stellt man eine Säule über die andere in der Baukunst, indem man dabei die verschiedenen Ordnungen befolgt, so daß immer die leichtere über die schwerere gesetzt wird, z. B. über die Dorische die Jonische oder Korinthische. So stellt oder setzt man Bildsäulen, Vasen, ꝛc. überander an Gebäuden; so eine Reihe Bücher über die andere in einem Bücherschranke oder Repositorium; so Blumentöpfe übereinander auf einer Estrade oder Blumenbank; so stellt oder setzt man Tische, Stühle, übereinander zu gewissen Zwecken, z. B. um Platz in einem Zimmer zum Spielen, Tanzen ꝛc. zu erhalten. S. auch die Art. Stellen, Th. 173, S. 81 u. f., und Setzen, Th. 153, S. 470 u. f. — Uebereinandergestellt, Superimpositus, in der Botanik, wie die Fächer des Schötchens bei Bunias, der Früchtchen bei Tribulus.

Uebereinkommen, s. Ueberein, und Uebereinkunft.

Ueber eine Hand, beim Wasser- und Deichbaue, die Soden stechen, wenn sie gleich mit einem scharfen Stiche so ausgestochen werden, daß die Seiten, welche zusammengesessen haben, eben so auch im Deiche wieder an einander schließen.

Uebereinkunft, das Uebereinkommen, das gegenseitige Verstehen über eine Sache, sie ins Werk zu setzen. Es ist hier dem Vertrage an die Seite zu stellen, es kommt auch im Geschäftsleben in dieser Beziehung häufig vor. Eine Uebereinkunft, ein

Uebereinkommen mit Jemanden treffen, um eine Sache ins Werk zu setzen. Wegen eines Hauskaufes, eines Waarenverschlusses, einer Wechselausstellung, ein Uebereinkommen treffen, auch übereinkommen; sich gegenseitig zu einem solchen Geschäfte, um es ins Werk zu setzen, verstehen; es ist gleichsam die Punktation, nach welcher der Kontrakt angefertiget wird; denn erst muß man sich doch über eine vorzunehmende Sache mit demjenigen, der dabei interessirt ist, besprechen, ehe man wirklich zum Abschlusse derselben kommt, und dieses Besprechen ist die Uebereinkunft, oder die Einigung beider Theile um in ein Geschäft einzugehen. Die Uebereinkunft oder das Uebereinkommen ist daher in allen Angelegenheiten des Geschäfts- und Vergnügungslebens die gegenseitige Einigung zweier oder mehrerer Personen zu einem Vorhaben, sowohl mündlich oder schriftlich, um es ins Werk zu setzen.

Uebereinstimmig, Bei- und Nebenwort, mit Jemanden über eine Sache einerlei Meinung, einstimmig, seyn. Gellert sagt: Man erwartet von der Natur zu viel, wenn man glaubt, daß sie die Gemüthsarten der Verwandten gleichsam durch das Blut übereinstimmig machen soll. Uebereinstimmig mit Jemanden denken, eben so denken wie er. Für Uebereinstimmigkeit ist entweder Einstimmigkeit oder Uebereinstimmung üblicher.

Uebereinstimmung, das Zusammenstimmen mit einer Person über Geschäfts- oder andere Lebens-Ansichten. Die Uebereinstimmung der Deputirten, die geeinigte Ansicht derselben über eine Staatsaufgabe oder der geeinigte Beschluß über ein Votum. In einer Gesellschaft herrscht Uebereinstimmung, wenn die Mitglieder derselben sich in allen Angelegenheiten friedlich einigen, ohne störende Opposition. Die Uebereinstimmung ist daher in allen Lebensverhält-

niſſen eine gleiche Gemüthsrichtung in vernünftig gefaßten Meinungen und Beſchlüſſen, daher eine Uebereinſtimmung der Gemüther. Die Uebereinſtimmung oder Harmonie in der Tonkunſt und Malerey; ſ. unter Harmonie, Th. 22, S. 28 u. f.; auch Harmonie, im Supplement.

Uebereltern, Ahnen, Majores, Fr. Ancêtres. in den Rechten, die Voreltern, welche in aufſteigender Linie über den Vater und die Mutter hinausgehen, und mit dem Großvater und die Großmutter anfangen.

Uebereſſen, ſich übereſſen, über ſein Vermögen eſſen, mehr eſſen, als man verdauen kann; in den niedrigen Sprecharten überfreſſen; von den Thieren ſagt man ſich verſtänkern. Das Uebereſſen kommt beim Menſchen größtentheils nur bei Kindern und bei alten Leuten vor; denn ſo wie ſich das Alter oft wieder zu kindlichen Vergnügungen, Spielen und Beſchäftigungen hinneigt, eben ſo geht es ihm auch mit dem Uebereſſen oder zu viel Eſſen, auch hierin kommt es den Kindern gleich, die gern Gebäckniß, Obſt, Zuckerwerk ꝛc. im Uebermaaße genießen, und ſich den Magen dadurch überladen und verderben. Bei Kindern geſchieht dieſes oft durch das gierige Eſſen oder Hinunterſchlingen der genannten Speiſen, ohne ſie gehörig zu kauen, oft ſtückweiſe und in Menge, wodurch dann eine Ueberladung des Magens Statt hat, die ſich durch Mangel an Appetit, Trägheit, Uebelkeiten und Fieber zu erkennen giebt, und ein kleines Vomitiv zur Hebung des Uebels und einige Tage Diät erfordert. Dieſes trifft beſonders bei Kindern ein, die ſchwächlich erzogen ſind, und ſich wenig Bewegung machen können, auch wohl noch überdies ihren Geiſt anſtrengen müſſen; denn bei ſtarken, kräftigen Kindern, denen es täglich an Bewegung nicht fehlt, haben Backwerke aller Art, Obſt, auch andere grobe Speiſen, ſelbſt wenn

ſie ſolche über das Bedürfniß genießen, keine ſo üble Folgen, wie bei den Erſtern, und eine Ueberladung des Magens kommt bei ihnen eigentlich nur an Feſt- und anderen Ehrentagen wohl einmal vor, weil dann gewöhnlich ſehr ſtarke Portionen, und beſonders viel Kuchen, genoſſen werden. — In dem Mittelalter des Menſchen, zwiſchen den Kinderjahren und dem Alter, alſo dem Jünglings- und Mannesalter, kommen ſeltener Ueberladungen des Magens durch Speiſen vor, wohl aber durch Getränke, von zu vielem Trinken, beſonders ſtarker und hitziger Biere und Weine, die ſich dann, wenn ſie einmal im Uebermaaße genoſſen, zum Auswurfe reizen, durch heiße Getränke, namentlich Thee, Chamillenblütenaufguß ꝛc., und durch eingemachte Heringe und Sardellenſalat beſeitigen laſſen, wenn man einige Tage eingeſchränkt lebt. Durch dieſe einfachen Mittel wird der Magen wieder aufgerichtet. Man hat aber noch einige andere Mittel, die man in dieſem Alter bei einer Ueberladung des Magens, ſei es durch Speiſen, oder durch geiſtige Getränke, anwenden kann: z. B. kaltes Waſſer, welches mäßig getrunken, das beſte Mittel iſt, die Verdauung zu befördern, und die übeln Folgen der Ueberladung abzuwenden und zu heben. Noch beſſer ſind aber die oben angeführten warmen Getränke, weil ſie ſchneller wirken. Die Römer bedienten ſich in ſolchen Fällen des heißen Waſſers; Zuckerwaſſer iſt gleichfalls ein die Verdauung beförderndes Mittel. Ein geſalzener Hering, oder auch einige Sardellen mit dem Seeſalze gegeſſen, ſind gleichfalls gute Magenmittel. Um den Magen wieder zu ſtärken, ſollen, nach Hoffmann, entweder vor der Mahlzeit, oder vor dem zu Bettgehen, zehn bis zwölf ganze Pfefferkörner (von weißem Pfeffer) verſchluckt, gute Wirkung thun. Auch der in Zucker eingemachte Oſtindiſche Ingwer oder Ingber, und der überzuckerte Kalmus gehören

zu den erwärmenden Magenmitteln. — Im Alter kommt das Uebereſſen oft vor; denn oft genießen alte Leute mit einem Heißhunger die ſchwerverdaulichſten Speiſen, beſonders Mehlſpeiſen, friſches Brod, Kuchen, Zuckergebackenes, Erbſen, Bohnen, Linſen, geräucherte und friſch gekochte oder gebratene Fleiſchſpeiſen, Käſe ꝛc., und oft in ſtarken Portionen; und da es ihnen gewöhnlich an Zähnen fehlt, ſo werden dieſe, beſonders Fleiſch und Brod, ohne viel zu kauen, begierig hinuntergeſchlungen. Hierdurch wird nun der Magen aufgetrieben, es erzeugen ſich Blähungen, die, wenn ſie wegen der Verſtopfungen der abführenden Kanäle mit Excrementen, ſich nicht nach unten hin entledigen können, nach oben gehen, oft die Bruſt beengen, bis ſie ſich durch Aufſtoßen Luft machen. Gewöhnlich leiden dergleichen alte Leute an hartnäckigen Verſtopfungen, weil die unverdaueten Speiſereſte ſich in den Gedärmen zuſammenpreſſen, und da dieſe größtentheils ihre Schlüpfrigkeit verloren haben, weil nicht immer die gehörigen Flüſſigkeiten dazu genoſſen und körperliche Bewegungen gemacht werden, ſo ſind ſie gezwungen, um die Beängſtigungen, die ſolche Hartleibigkeiten erzeugen, zu mindern, zu immerwährenden Laxirmitteln ihre Zuflucht zu nehmen, z. B. zu dem Korellaſchen Bruſtpulver, zu Bitterſalz, Glauberſalz ꝛc., wodurch dieſes Uebel eigentlich nicht gehoben, ſondern vermehrt wird, da die Natur ſich auch an dieſe Abführungsmittel leicht gewöhnt, und ſie dann immer verlangt. Auch ſind alte Leute gewöhnlich eigenſinnig, laſſen nicht gern von eingeriſſenen und zur zweiten Natur gewordenen Gewohnheiten ab, wenn ſie auch von deren Schädlichkeit überzeugt werden, oder ſie befolgen oft eine ganz verkehrte Methode, um dem Uebel zu begegnen, ohne jedoch von ihrer Speiſegier, die es erzeugte, abzugehen; ſie fangen dann im hohen Alter noch Kuren an, und ſtatt ihren Körper

zu ſtärken, dem Magen wieder aufzuhelfen, ihn durch ein Glas guten Wein, durch leicht verdauliche und nahrhafte Speiſen wieder zu beleben, ſchwächen ſie ihn durch zu vieles Waſſertrinken und durch unnütze Medikamente, die ihnen angerathen werden, ohne, wie ſchon geſagt, das Hauptübel zu entfernen, die Speiſegier und die unverdaulichen Speiſen für ihren ſchon geſchwächten Magen. Denn ſobald eine Erleichterung durch ein Purgiermittel erfolgt iſt, ſo denken ſie nicht mehr an die Verſtopfung und ihre Folgen, und neue Portionen von ihren Lieblingsſpeiſen werden wieder genoſſen, und ſo werden ſie nie Herr des Aufruhrs in ihrem Innern, der Verſtopfungen, Blähungen, Bruſtbeklemmungen ꝛc. ꝛc. S. auch den Art. Eſſen, Th. 11, S. 585 u. f. — Noch im beſten Alter wird bei ſchlechter Verdauung folgendes erprobte Magenmittel empfohlen. Man zerſchneide ein Stückchen gut ausgeräucherten rohen Schinken in ganz dünne Scheiben, nachdem man zuvor das Fett abgeſchnitten, tauche ſie in Salz, mit einer guten Portion nicht zu klein zerſtoßenen Pfeffers vermiſcht, und eſſe ſie mit gut gebackenem, altem Brode zum Frühſtück. Wer ſich dies nur ſechs bis acht Wochen unausgeſetzt bedient, der wird gewiß finden, daß die andern erkünſtelten Magenſtärkungen nicht dagegen in Betracht kommen, auch nicht mehr nöthig haben, ſich ihrer zu bedienen. — Für Leute von hohem Alter wird folgendes Magenmittel empfohlen, welches eine alte ſchwächliche Frau von ſiebzig Jahren, die an Magenſchwäche litt, welche der Hülfe vieler geſchickten Aerzte Trotz bot und ein nahes Ende befürchten ließ, gebrauchte, welches ſie von ihrem Schwiegerſohne aus Holland erhielt, wodurch nicht nur ihr Uebel völlig gehoben wurde, ſondern bei deſſen Gebrauche ſie ein Alter von neunzig Jahren erhielt. Die Vorſchrift iſt folgende: Man nimmt 1 Loth guten Zim-

met, ein Quentchen Gewürznelken, und ein Viertelpfund feinen weißen Zucker, zerstößt es in einem Mörser ganz fein, und bringt diese drei Ingredienzien mit zwei Löffeln voll gedörrten Heidelbeeren in eine gläserne Flasche von anderthalb Maaß. Man gießt nun ein Maaß vom besten Weingeiste oder sogenannten Vorlauf oder Vorsprung, den man aus einer guten Branntweinbrennerey nehmen muß, darauf, stellt die Flasche im Winter auf den Ofen oder auf eine erwärmte eiserne Platte in der Küche, im Somme an die Sonne und läßt die Species darin einige Tage digeriren. — Die Flasche wird mit einem Korke verstopft oder mit Schweinsblase überbunden, in welche mit einer Nadel einige Löcher gemacht werden. Nach sechs bis acht Tagen, auch wohl länger, nachdem die Auflösung gehörig geschehen, filtrirt man die Flüssigkeit in eine andere Flasche und hebt sie zum Gebrauche auf. Alte Leute nehmen eine halbe Stunde nach der Mahlzeit einen Eßlöffel voll, auch wohl etwas mehr davon. — Dem Uebereſſen entgegen zu wirken, ist auch der Hunger oft ein sehr gutes Mittel, indem man zuweilen eine Mahlzeit ausſetzt oder fastet, wodurch der Magen neue Kräfte erlangt, und wenn man diese dann weise benutzt, indem man nur mäßig die erste Mahlzeit wieder thut, und so fortfährt, so wird es gewiß gelingen, den Magen wieder herzustellen; auch giebt ihm hier ein gutes Glas Wein die gehörige Wärme und Kraft zum Verdauen. Siehe auch die Artikel Magen und Magenarzney, Th. 82. — Das Uebereſſen bei den Thieren, s. Ueberfreſſen.

Ueberfahren, ein Zeitwort, welches sowohl als ein Zeitwort der Mittelgattung, wie auch als ein thätiges Zeitwort gebraucht wird. 1) Als Zeitwort der Mittelgattung überfahren, über etwas fahren, absolute, ohne Meldung der Sache. Also kehreten die zween Männer wieder, und gingen vom Ge-

birge und fuhren über, Jos. 2, 23; über den Jordan. Es ward Nacht, daher konnten wir nicht überfahren. Sie fuhren an das andere Ufer über. — 2) Als ein thätiges Zeitwort. Ueber etwas fahren, so daß die Sache, über welche man fährt, in der vierten Endung steht. Den Adriatischen Meerbusen überfahren, über denselben fahren. Den Fluß mit einem Kahne überfahren. — Im Bergbaue überfährt man einen Gang, wenn man ihn der Breite nach durchbricht, um zu sehen, wie mächtig er ist; daher überfahrne Gänge, welche der Breite nach durchbrochen sind. Dann heißt hier auch überfahren, wenn man mit seinem Bau seitwärts auf einen vorliegenden Gang gelangt, oder darüber hinausfährt. Ein überfahrner Gang heißt im Bergwerke, ein Gang in einem Werke, der im Nachfolgen und Nachsetzen verfehlt und darüber hingefahren worden. Dieses geschieht, wenn flache oder donlegige Erzgänge in solchen Gebirgen streichen, die, wenn den Bergleuten der Kompaß fehlt, leicht zu überfahren sind. — Das Ueberfahren der Truppen in Seekriegen, wenn man auf Transportschiffen sowohl die Truppen: Infanterie, Kavallerie und Artillerie, als auch Munition, Proviant über See nach einem befreundeten oder feindlichen Lande führt, und sie ausschifft oder ans Land steigen läßt. — Mit einem Fuhrwerke überfahren, einen Menschen, ein Thier, indem man aus Unvorsichtigkeit, ohne Warnungsruf, darüber hinfährt und ihnen Quetschungen verursacht, Glieder zerbricht, oder sie wohl gar tödtet, wenn die Räder den Kopf oder andere edle Theile des Körpers treffen. Dergleichen Unglücksfälle des Ueberfahrens kommen in großen Städten nicht selten vor, obgleich von den Polizeybehörden Verhaltungsbefehle beim Fahren für die Kutscher durch die öffent-

lichen politischen Zeitungen im Jahre mehrere Male bekannt gemacht, und die Strafen, die darauf folgen, wenn Unglücksfälle der Art geschehen, in Erinnerung gebracht werden. Die Lohnkutscher: Droschken, Kremser, Omnibus ꝛc., haben zwar ihr von Seiten der Polizey ausgefertigtes Reglement, von welchem jeder Kutscher ein Exemplar bei sich führen muß, worin ihnen auch vorgeschrieben worden, wie sie fahren sollen: ohne Fahrende Schritt, mit Fahrenden Trab ꝛc.; allein dieses Reglement wird nicht immer befolgt, besonders an Tagen, wie der Sonntag, bei schönem Wetter, und an Festtagen, Volksfesten ꝛc., wo nicht das Auge der ausübenden Polizey überall hinreicht, um Vergehen gegen das Reglement, überhaupt gegen die Polizeygesetzte des Fahrens und Reitens zu entdecken und zu bestrafen, und daher kann in den Straßen, wo ein starker Zusammenfluß des Publikums Statt hat, leicht ein Unglück geschehen, da sich hier Equipagen, Droschken und andere Fuhrwerke von allen Seiten begegnen; ja man möchte es wohl als eine Wachsamkeit der Vorsehung betrachten, daß so wenig Unglücksfälle im Verhältniß der Fahrübertretungen geschehen. Indessen sind auch die vorkommenden Unglücksfälle zu vermindern, oder ihnen doch vorzubeugen, wenn die Kutscher und Fuhrleute nicht zu rasch um die Straßenecken biegen, sondern hier langsam fahren, damit die Leute, besonders Kinder und alte Leute, wenn sie über den Damm zu dem andern Straßentheile gehen wollen oder müssen, Zeit zum Ausweichen erhalten; denn immer noch geschieht das Schnellfahren und Umbiegen um Straßenecken in andere Straßen. Das Fahren ist nur solchen Leuten anzuvertrauen, die damit Bescheid wissen, und die Kräfte besitzen Pferde zu regieren, und in ihrer Gewalt zu behalten; daher ist solches Knaben, die noch nicht dem Jünglingsalter nahe stehen, nicht

zu gestatten, wie dieses oft der Fall ist; denn diese Knaben wissen sich oft bei Vorfällen, wo mehrere Wagen zusammentreffen, nicht zu helfen; sie besitzen noch nicht Kraft genug, die Pferde an- und zurückzuziehen, da, wo es nöthig ist, und so entstehen Verwirrungen, die leicht zu Unglücksfällen Veranlassung geben können. Ferner müßten die Eltern aus den untern Volksklassen, öfterer, als es geschieht, auf das Herumlaufen ihrer kleinen Kinder ohne Aufsicht auf dem Straßendamme oder Fahrwege durch die öffentlichen Blätter aufmerksam gemacht, und ihnen Strafen angedrohet werden, weil dieser Straßentheil nicht der Ort ist, wo kleine Kinder herumlaufen können, sondern der Bürgersteig; dagegegen müßte aber auch nicht gestattet werden, daß Wagen auf den Bürgersteig und schnell vor die Häuser fahren können, um Fahrende aufzunehmen; denn der Fahrende wird wohl die wenigen Schritte bis zum Straßendamme, um in den Wagen einzusteigen, machen können. Denn dieses schnelle Vorfahren vor die Thorwege und Thüren der Häuser auf dem Bürgersteige, wo Kinder spielen, kann Unglück veranlassen. Es existiren Polizeyverordnungen gegen diese Uebel; allein sie werden nicht oft genug erneuert oder aufgefrischt, und so kommen sie immer wieder in Vergessenheit. Auch das Einfahren von jungen Pferden auf den Straßen ist dem Verkehre auf denselben nachtheilig, und sollte nicht gestattet werden, sondern nur außerhalb der Thore auf freien Plätzen ꝛc. — In den Rechten heißt überfahren, über sein Recht greifen, die Gesetze übertreten. Jemanden in seiner Befugniß kränken — Beim Tischler werden Bretter mit Leimwasser überfahren, wenn man sie nur gelinde damit überstreicht, das heißt, deren Oberfläche. — So überfährt der Töpfer einen mit schwarzen Kacheln

gesetzten Ofen mit Eisenschwärze, Ruß, oder auch mit Frankfurterschwarz, wenn er ihn mit dieser Farbe mit mit einem Pinsel überstreicht, und nachdem es trocken geworden, mit einer Bürste abreibt, damit die Kacheln wieder Glanz erhalten. — So überfährt der Buchdrucker mit der geschwärzten Walze die Lettern der Form zum Abdruck. — So überfährt man einen mit unsichtbarer Dinte geschriebenen Brief mit einem in Essig getauchten Schwamme, um die Schrift leserlich erscheinen zu lassen. — So überfährt man Flor mit aufgelösetem Gummi Tragant, um ihn zu steifen. — So überfährt oder überzieht man Gemälde, Landkarten, mit einem Lackfirniß, um die Farben recht frisch hervortreten zu lassen. Und so geschieht dieses Ueberfahren bei mehreren Gewerben mit Gegenständen, die man leicht mit irgend etwas schnell überzieht, schnell darüber hinfährt. Daher gebraucht man auch Ueberfahrung, jedoch größtentheils nur in den letzten Bedeutungen.

Ueberfahrt. 1) Die Handlung des Ueberfahrens oder da man über etwas fährt, z. B. über einen Fluß mit einem Kahne; über eine Brücke, eine Auffahrt mit einem Wagen. Jemanden die Ueberfahrt verbieten, sowohl über einen Fluß, als auch mit einem Wagen über einen Acker, ein Feld ꝛc. Die Ueberfahrt mit einer Fähre, mit einer Gondel über ein Wasser. — 2) Der Ort, wo man überfährt, wo man über einen Fluß, eine Brücke oder über einen Acker fährt. Die Ueberfahrt geht in diesem Punkte von einer gewissen Stelle aus, die zur Ueberfahrt bestimmt ist.

Ueberfall, diejenige Handlung, da man eine Person, wider deren Vermuthen, überfällt, oder von ihr überfallen wird; sowohl in guter, als böser Absicht. In guter Absicht, als ein Beweis der Freundschaft, oder im Scherze, wo also eine Ueberraschung Statt findet,

ohne daß man es vermuthete, ohne Vorbereitung. In böser Absicht, um Jemanden zu berauben, ihm das Seinige zu nehmen, indem man sich erst bei dieser schwarzen Handlung der Person versichert, also diese überfällt und sie durch Drohungen und andere Mittel zwingt, ihre Baarschaft und ihr Silberzeug ꝛc. herzugeben, sowohl im Hause, als auf der Straße. Daher Jemanden etwas durch einen Ueberfall nehmen. Auch überfällt man Jemanden aus böser Absicht, um sich an ihm zu rächen, indem man ihn durchprügelt, mit einer Waffe verwundet ꝛc. Die beiden Letzteren, als Kriminalfälle, siehe unter Verbrechen, in V.; auch die Artikel Raub und Räuber, Th. 121. — Der Ueberfall geschieht immer unvermuthet, ohne Vorwissen der Person, die ihn erleidet, oder an der er ausgeübt wird; vorbereitet aber von denjenigen, die ihn ausüben oder veranstalten. Er ist in böser, räuberischer Absicht um so übler, da derjenige, der überfallen wird, nichts davon ahndet, sich also auch nicht im Stande der Gegenwehr oder Nothwehr befinden kann. Er wird daher auch in der Regel das Opfer, da er in dem Augenblicke des Ueberfalls ohne Vertheidigungsmittel ist, ja ihm oftmals die Gegenwart des Geistes mangelt, um seine Kräfte zu stählen und sich zu wehren. Sein Geist ist gleichsam überrascht und dadurch der Körper gelähmt worden; und geschieht hier Gegenwehr, wie dieses auch oft der Fall ist, so ist sie immer bedenklich bei einem räuberischen Ueberfalle, weil hier das Leben des Ueberfallenen auf dem Spiele steht, der, wenn nicht überwiegende Körperkraft und Geschicklichkeit sich der Waffe des Ueberfallenden zu bemächtigen, ihm hilft, ein Opfer seiner Vertheidigung wird, welches so viele Beispiele bewiesen haben. Sehr oft trifft dieses Loos aber Wehrlose,

wie Frauen, Greise, die dem Angriffe nicht gewachsen sind, oder denen die Geistesgegenwart in dem Augenblicke des Angriffes nicht beiwohnt, sich gleich muthig, mit dem Ersten, dem Besten, was ihnen zur Hand ist, zu vertheidigen, um so dem Räuber den Ueberfall zu erschweren, und durch den Hülferuf unmöglich zu machen; da ihnen in dem letztern Falle die Aengstlichkeit die Kehle zuschnürt, so daß sie nicht rufen können. Hier ist der Ausgang fast immer unglücklich, da der Ueberfall auch in der Absicht geschieht, beim Rauben unentdeckt zu bleiben, jeden Verrath durch einen Mord von sich abzuwenden, wenn sonst der Räuber durch Vermummungen oder andere Mittel dieses nicht zu umgehen sucht, um sein Gewissen durch diese That nicht noch blutig zu belasten. Da übrigens bei einem räuberischen Ueberfalle schon aus dem Angriffe die Absicht des Mordens hervorgeht, so ist auch jede mögliche Gegenwehr, wenn sie auch fruchtlos ablaufen sollte, doch wünschenswerth, um das Gelingen der Polizey in Aufsuchung oder Entdeckung des Mörders zu erleichtern, indem die Vertheidigung oft bei demselben Spuren seiner That zurückläßt; wenn nämlich der Angegriffene sich der Nägel seiner Finger bedient, um dem Thäter das Gesicht zu zerkratzen, oder durch die Zähne, um ihn an sichtbaren Körperstellen durch den Biß zu verwunden, wovon man Beispiele hat, daß diese Zeichen, verbunden mit andern Anzeigen, auf die Entdeckung des Thäters geführt haben; ja selbst das Ausraufen der Haare, die noch in den Händen des Ermordeten zurückblieben, selbst das Abreißen der Fetzen von Kleidungsstücken des Mörders, die man noch an dem Orte der That vorfand, führten zu dessen Entdeckung, indem man die Haare, die Fetzen mit den Haaren und Kleidungsstücken des vermu-

theten Thäters verglich, und ihn dadurch zum Geständniß der That führte. — Ueberfall, im Wasserbaue, der Absturz des Wassers, wenn es eine gewisse Höhe übersteigt und von da herunterfällt. — Auch eine Stauschleuse wird Ueberfall genannt, die das Wasser nur bis zu einer gewissen Höhe anspannt, und dann das Ueberflüssige von selbst ablaufen läßt. — Auch die Dämme, welche zur Hervorbringung einer Ueberschwemmung dienen, und in denen weder eine Schutzfalle angebracht ist, noch das überflüssige Wasser wegen der Erhebung des Terrains an einer der beiden Seiten abfließen kann, werden mit einem Ueberfalle versehen. Dieser wird mit Bohlen oder wenigstens mit Faschinen eingefaßt; auch mit einem Vorboden versehen, der das Unterwaschen des Dammes verhindert. — In einigen Gegenden heißt das Zäpfchen im Halse der Ueberfall. — Ueberfall, in der Kriegskunst, eine Anordnung im Kriege mit Theilen der Armee, also mit einzelnen oder zusammengezogenen Armeekorps, durch welche man den Feind in seiner Stellung, oder in seinen Quartieren, seinem Lager, am Abende, in der Nacht oder am Morgen zu überaschen und ihm eine Niederlage beizubringen sucht, ehe er sich in Vertheidigungsstand setzen kann. Ein oft sehr gewagtes Unternehmen, welches nicht immer mit Erfolg gekrönt wird, besonders bei einem wachsamen, schlagfertigen, schon mit Ruhm gekrönten Feinde, der die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln anzuwenden nicht unterläßt, und von dem man daher Alles zu erwarten hat, wenn man nicht selbst mit höchster Vorsicht zu Werke geht, und den Plan zum Ueberfalle so lange geheim zu halten weiß, bis man ihn ausführen will, weil sonst leicht Verrath desselben durch Kundschafter Statt hat, die der Feind mit nöthigem Verhalten schon auszuschicken weiß, oder die er

auch bei der feindlichen Armee im Trosse, oder in den Städten und Dörfern unterhält, und die durch Handelsverbindungen Nachrichten von der Stellung der Armee, Anzahl der Truppen ꝛc. überschicken. Einer der merkwürdigsten dieser Ueberfälle ist der bei Hochkirchen im siebenjährigen Kriege, wo die Oesterreicher die Preußen am 13. October 1758 in ihrem Lager des Morgens um fünf Uhr überfielen, welcher Ueberfall zwar zum Nachtheile der Letzteren ausfiel, wobei sich aber der Heldenmuth der Preußischen Krieger und der Heldengeist ihres Führers in einem glänzenden Lichte zeigte; denn wenn gleich die Preußen genöthiget wurden ihr Lager zu verlassen, so geschah der Rückzug, doch nur eine halbe Meile vom Wahlplatze; denn Friedrich lagerte sich auf den sogenannten Spitzbergen mit seinen Truppen, die den größten Theil ihrer Artillerie und ihrer Bagage verloren, und jetzt den Himmel zum Zelte in der rauhen Jahreszeit hatten. Hier hatte der König wieder eine so vortheilhafte Stellung genommen, daß er allen Gefahren Trotz bieten konnte, und Daun zu seinen ihn umgebenden Feldherrn sagte: „Schaun's meine Herren, mit welcher Ordnung der König von Preußen sich zurückgezogen hat.“ Auch wagte es dieser Feldherr nicht, Trotz aller Vortheile, die er bei dem nächtlichen Ueberfalle, wo die Preußen größtentheils im Schlafe lagen und keine besondere Vorkehrungen wegen eines nächtlichen Ueberfalles getroffen hatten, um gleich bewaffnet und beritten den angreifenden Feind zu empfangen, sie zu verfolgen; er begnügte sich das Dorf Hochkirchen, welches in Flammen stand, und in der Dunkelheit zum Fanal des Kampfes diente, indem es von den Oesterreichern genommen, und von den Preußen wieder genommen wurde, zuletzt zu behaupten, und da-

her auch das Lager der Preußen. — Dieser Ueberfall geschah nun von einer ganzen Armee auf die andere, das Preußische Heer bestand aus 30,000 Mann; das Oesterreichische war bei weitem stärker; denn die Avantgarde, die der General Odonel führte, bestand aus vier Bataillonen und sechs und dreißig Schwadronen; dieser folgte der General Sincere mit sechzehn, dann der General Forgatsch mit achtzehn Bataillonen. Das Korps des Generals Laudon, das in einem Walde, und dem Preußischen Lager fast im Rücken stand, wurde noch mit vier Bataillonen und funfzehn Schwadronen verstärkt, wozu hernach noch die ganze Oesterreichische Kavallerie des linken Flügels stieß. Die Infanterie dieses Flügels wurde von dem Feldmarschall Daun selbst angeführt. Alle diese Truppen und noch einige kleine Abtheilungen waren bestimmt, die Preußen auf dem rechten Flügel, in der Fronte, und im Rücken anzufallen; dabei sollte der Herzog von Aremberg mit drei und zwanzig Bataillonen und zwei und dreißig Schwadronen den Preußischen linken Flügel beobachten, und erst wenn die Niederlage der Preußen an allen andern Orten vollendet wäre, denselben angreifen. Die ganze Einrichtung des Ueberfalles dessen Plan von Laudon ausgegangen seyn soll, war mit Klugheit geschehen und weise auf die Ausführung berechnet; denn es befanden sich auch bei dem Vortrabe freiwillige Grenadiere, die hinter den Kürassieren aufsaßen, vor dem Preußischen Lager aber von den Pferden sprangen, sich in Haufen formirten, und so vorwärts drangen. Um den Preußischen Vorposten das Wahrnehmen des Marsches der Truppen zu verhindern, mußten eine Menge Arbeiter die ganze Nacht hindurch bis gegen den Morgen, wo der Angriff bestimmt war, Bäume zu einem Verhacke fällen, und dabei singen

und sich einander beständig zurufen. Den Oesterreichern war wahrscheinlich durch Spione im Preußischen Lager die Nachricht zugekommen, daß der König, das Nachtheilige seiner Stellung erkennend, in der Nacht zum 14. auf den 15. Oktober aufbrechen, und zugleich einen Angriff auf das bei Reichenbach stehende Korps des Prinzen von Durlach unternehmen wollte; sie kamen ihm also darin um einen Tag zuvor, indem alle Kolonnen der Oesterreichischen Armee am 13. in der Nacht ihr Lager verließen um die Preußen zu überfallen. Die Preußischen Husaren entdeckten auch die Bewegungen des Feindes, und gaben dem Könige sogleich Nachricht davon, der aber erst daran zweifelte, bis wiederholte Berichte solche bestätigen; auch die beiden Feldherren, Seidlitz und Ziethen, die sich gerade beim Könige befanden, alle ihre Beredsamkeit aufboten, um die Zweifel zu bekämpfen, auch brachten sie es dahin, daß Befehl an einige Brigaden geschickt wurde aufzustehen, wobei mehrere Regimenter Kavallerie ihre Pferde satteln mußten, welcher Befehl aber am Morgen wieder aufgehoben wurde, worauf sich die Soldaten dem Schlafe überließen, bis sie um fünf Uhr Morgens so unangenehm mit ihren eigenen Kanonen aus dem Schlafe geweckt wurden, welche die Oesterreicher bei dem Ueberfalle durch die schnell eroberten Feldwachen und Batterien mit hinlänglicher Munition fanden; denn die Feldwachen wurden dadurch überrumpelt, daß ganze Haufen Oesterreichischer Soldaten sich als Ueberläufer bei den Preußischen Vorposten ankündigten, und so diese überwältigten, und diesen folgten dann schnell die übrigen Armeekorps. Archenholz sagt in seiner: „Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland" Th. 1, Berlin, 1793, S. 278 u. f. „Nie befand sich ein Heer braver Truppen in ei-

ner schrecklichen Lage, als die unter der Aegide Friedrichs sorglos schlafenden Preußen, die nun auf einmal im Innersten ihres Lagers von einem mächtigen Feinde angegriffen und durch Feuer und Stahl zum Todesschlafe geweckt wurden. Es war Nacht und die Verwirrung über allen Ausdruck. Welch ein Anblick für diese Krieger, einer nächtlichen Vision ähnlich! Die Oesterreicher gleichsam wie aus der Erde hervorgestiegen, mitten unter den Fahnen der Preußen, im Heiligthume ihres Lagers! Einige Hundert wurden in ihren Zelten erwürgt, noch ehe sie die Augen öffnen konnten; Andere liefen halb nackt zu ihren Waffen. Die Wenigsten konnten sich ihrer eignen bemächtigen. Ein Jeder ergriff das Gewehr, welches ihm zuerst in die Hände fiel, und flog damit in Reihe und Glied. Hier zeigten sich die Vortheile einer vortrefflichen Disciplin auf die auffallendste Weise. In dieser entsetzlichen Lage wo Gegenwehr Vermessenheit schien, und der Gedanke an Flucht und Rettung bei allen Soldaten natürlich aufsteigen mußte, wären gänzlicher Untergang das Kriegsloos einer jeder andern Armee irgend eines Volkes gewesen; selbst die besten an Krieg und Sieg gewöhnten Truppen unseres Welttheils hätten hier das Ziel ihrer Thaten und das Grab ihres Ruhmes gefunden; denn Muth allein galt hier wenig, Disciplin Alles. — Das Kriegsgeschrei verbreitete sich wie ein Lauffeuer durchs ganze Lager; Alles stürzte aus den Zelten, und in wenigen Augenblicken trotz der unaussprechlichen Verwirrung stand der größte Theil der Infanterie und der Kavallerie in Schlachtordnung. Die Art des Angriffs nöthigte die Regimenter einzeln zu agiren. Sie warfen sich dem Feinde nun allenthalben entgegen, und schlugen ihn auch an einigen Orten zurück; an mehreren mußten sie der Uebermacht wei-

chen, und der schon oben angeführte ordnungsmäßige Rückzug der Preußen war das Ende des Ueberfalls."

Bei einem vorzunehmenden Ueberfalle sind folgende Punkte, nachdem man Angriffs- und Erkennungszeichen und einen Sammelplatz angeordnet hat, zu berücksichtigen: 1) daß der Feind von dem Vorhaben keine Kenntniß erhalten hat. — 2) Die Stellung des Feindes, der überfallen werden soll, und deren Verbindung mit anderen feindlichen Stellungen genau zu kennen, und wenn sich der Feind in Bewegung befindet, auch seine Marsch-Direktion. — 3) Kann der Ueberfall nur unternommen werden, wenn wenig zu verlieren, aber viel zu gewinnen ist, das heißt, wenn unter dem Schutze des Terrains ein vortheilhafter Angriff gemacht werden kann, bei welchem man einen geringen Verlust voraussieht. — 4) Muß der Rückzug frei erhalten werden, und deshalb müssen Jedem die vorher bestimmten Wege bekannt seyn, und die Eingänge und Brücken besetzt bleiben. — 5) Muß der Rückzug mit großer Schnelligkeit geschehen. — 6) Wählt man gewöhnlich zum Ueberfall, stürmisches, überhaupt schlechtes Wetter, weil an solchen Tagen der Feind keinen Ueberfall vermuthet. — 7) Muß der Ueberfall einige Stunden vor Tagesanbruch gemacht werden; auch kann er bei Tage geschehen, wenn der Feind schlechte Anstalten zu seiner Sicherung getroffen hat, welche darin bestehen: a) daß er sich gelagert hat, ohne Vorläufer auszusenden; b) wenn die Vedettenlinie der Reiterey mangelhaft gestellt ist, und leere Räume hat; — c) wenn der Feind zur Mittagszeit abgezäumt hat, und die Leute es sich großer Hitze oder strenger Kälte halber bequem gemacht haben. — 8) Muß der Angriff auf den Feind aus einem Hinterhalte, oder indem man sich seiner Stellung heimlich genähert hat, geschehen. — 9) Wenn sich der Feind auf dem Marsche befindet, so geschieht der

Angriff durch plötzliches Hervorbrechen der Infanterie mit dem Bajonette oder der Kavallerie mit blanker Waffe aus dem Hinterhalte von mehreren Seiten; daher muß die Gegend, von wo aus der Ueberfall geschieht, zwar frei seyn, aber dicht bewachsene Höhen, Vertiefungen ꝛc. besitzen, die dem Feinde, die gegen ihn beorderten Truppen verdecken, und besonders unter Begünstigung der Nacht, des Nebels oder des Bodens. — 10) Die feindlichen Vedetten werden getäuscht, wenn sich der Vortrab für eine befreundete Patrouille oder für Ueberläufer ausgiebt; auch wohl wenn die an der Spitze der Kolonne sich befindende Mannschaft in feindliche Montur gekleidet wird. — 11) Wenn die feindlichen Vedetten uns erkennen, so ist es nöthig, daß die Kavallerie sich sofort in Carrière setzt, und solche zu überraschen und gefangen zu nehmen sucht, ehe Lärm entsteht. — 12) Stößt man auf feindliche Streifwachen und wird von solchen entdeckt, so muß man sie sogleich angreifen und gefangen nehmen, oder man muß mit solchen zugleich beim Feinde eintreffen. Der Angriff von der Kavallerie muß rasch und in vollem Jagen geschehen, damit der Feind keine Zeit behält sich zur Vertheidigung in Verfassung zu setzen oder zum Feuern. — 13) Am sichersten gelingt der Ueberfall, wenn die zu überfallende Posten umgangen und im Rücken angefallen werden können. — 14) Zeigen sich in der feindlichen Linie Lücken, so ist es nöthig in dieselben mit dem größten Nachdrucke einzudringen, wodurch man bewirkt, daß der Feind in Unordnung geräth und auseinander gesprengt wird. — 15) Die Gefangenen werden entwaffnet und zur Reserve geschickt, die Geschütze weggeführt oder vernagelt, und die feindliche Bagage wenn es angeht, weggeführt, und die Magazine angezündet oder sonst zerstört, jedoch noch daraus mitgenommen, was man fortbringen

kann, wozu man, wenn es möglich ist, Wagen requirirt.

Detaillirung eines Ueberfalls in allen vorkommenden Fällen. — Wenn nun ein Ueberfall geschehen soll, so müssen die Truppen schon mehrere Tage vorher zu Nachtmanövern kommandirt und solche ausgeführt werden. Hierdurch werden sowohl die Einwohner, in deren Bezirk die Truppen lagern, getäuscht, als auch die Truppen selbst keinen andern Zweck bei diesen Manövern kennen, als den der Uebungen. In der zum Ueberfalle bestimmten Nacht wird Alles dazu angeordnet, und erst auf den Uebungsplätzen in der Nacht wird den Truppen der Zweck dieses Ausrückens bekannt gemacht, und sie zur Tapferkeit ermahnt, und das Fortrücken zum Ueberfalle beginnt in aller Stille. — Um einen feindlichen Posten zu überfallen, muß man dessen Lage, Stärke, die Stellung der feindlichen Vorposten, die Entfernung der nächsten feindlichen Posten, den Weg der feindlichen Patrouillen, alle dahin führenden Wege überhaupt das ganze Terrain genau kennen. Alle diese Nachrichten müssen durch Spione aus den Einwohnern, durch Gefangene, Deserteurs und verkleidete Soldaten erlangt werden. Eine feindliche Recognoscirung würde den Feind auf das Vorhaben leiten, oder doch seine Wachsamkeit verdoppeln. Kann man den Feind umgehen, so ist er gewöhnlich schon überfallen. Den Weg der feindlichen Patrouillen muß man schon deshalb kennen, um ihnen auszuweichen, oder sie, vermittelst eines Versteckes, doch ohne daß dabei ein Schuß geschieht, und kurz vor der Ausführung des Vorhabens aufzuheben. Alle Defileen, welche man auf dem Rückwege zu passiren hat, müssen besetzt werden; denn die daselbst stehen gebliebenen Truppen dienen zum Repli, wenn uns der Feind

nach der mißlungenen Unternehmung, verfolgen sollte; auch verhindern sie den Feind uns abzuschneiden, wenn er etwa von unserem Vorhaben Nachricht erhalten sollte. Jeder Abtheilung des Detachements wird daher der Rückweg vorgeschrieben, den sie in diesen Fällen zu nehmen hat. Zur Ausführung eines solchen Unternehmens ist die Mitte der Nacht am geschicktesten; auch am Tage bei neblichtem, regnigtem und stürmischem Wetter. Befinden sich in der Nähe des Feindes, den man überfallen will, andere Posten, die ihm Hülfe schicken können, so werden die Wege dahin besetzt; man schickt dem zur Unterstützung anrükkenden Feinde, Truppen entgegen, welche ihn aufhalten müssen. In der Nacht, wo der Ueberfall geschehen soll, stellt man überall Schildwachen aus, und läßt in der Gegend umher, beständig patrouilliren. Der Angriff muß an verschiedenen Orten zugleich geschehen, wie oben, S. 233 von den Oesterreichern angeführt worden, damit der Feind in Schrecken und Unordnung geräth, im Fall er sich schnell bei dem ersten Lärm, der sich bei ihm verbreitet, gesammelt hätte, um unserem Angriffe zu begegnen; daher dürfen auch die zum Angriffe bestimmten Abtheilungen nur so detachirt werden, daß sie auf den Punkt, wohin eine jede detachirt worden, nicht eher ankommen, als bis alle zusammen wirken können, und nicht Eine früher angreift, als die Andere, und dann einen größeren Widerstand des Feindes findet, der hier mehr Truppen anwenden kann, um das ihm entgegen geschickte und angreifende Korps zurückzutreiben, ja gänzlich zu überflügeln und zu schlagen. Auch sollen alle verwickelte Dispositionen und Manöver bei einem Ueberfalle vermieden werden. — Bei jedem Ueberfalle, muß man eine Stütze haben, die man an einen vortheilhaften Ort postirt. Hierher werden die Gefangenen geschickt; auch versammeln sich bei derselben die ver-

schiedenen Abtheilungen nach vollbrachtem Ueberfalle. Den Augenblick, wo man sich zurückziehen will, zeigt man den Truppen durch ein Signal auf dem Horne, der Trommel, oder der Trompete an. Ist die Versammlung geschehen, zieht man sich so rasch, als möglich nach dem Lager, der Festung ꝛc. zurück, und fürchtet man, daß der Feind Hülfe erhalten hat, die uns verfolgen könnte, so müssen vorher schon alle Anstalten dazu getroffen seyn, die nächst liegenden Defileen, welche man zu passiren hat, und die schon besetzt sind, unbrauchbar zu machen. — Der Angriff muß, wo möglich, nach Mitternacht geschehen, wenn nämlich die Nächte kurz sind, wie im Sommer, bei langen Nächten, wie im Spätherbste, muß er vor Tagesanbruch geschehen, damit man die erlangten Vortheile besser benutzen kann. Zu nächtlichen Ueberfällen bedient man sich vorzugsweise der Infanterie, und zur Deckung derselben Kavallerie, die da auch operiren können, wo eine Terrainbegünstigung Statt findet. Hat man einen an Siege gewöhnten Feind vor sich, oder sind viele Schwierigkeiten zu beseitigen, um ihn zu überfallen, so kann man um so eher auf einen guten Erfolg rechnen, wenn sonst die Vorkehrungen zum Ueberfalle gut getroffen, und die Ausführungen desselben verschwiegen geblieben sind, weil der Feind um so sicherer sich vor einem Ueberfalle glaubte, wie dieses auch mit Friedrich dem Großen bei Hochkirchen der Fall war; denn er äußerte zu dem Feldmarschall Keith, der ihn auf die Gefahr des Preußischen Lagers scherzend mit den Worten aufmerksam machte: „Wenn die Oesterreicher uns in diesem Lager ruhig lassen, so verdienen sie gehangen zu werden.“ — „„Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten!““ — Die Armeen standen so nahe an einander, daß der rechte Flügel der Preußen nur einen Kanonenschuß entfernt vom Oesterrei-

schen Lager war. — Bei nächtlichen Ueberfällen, auch bei Tage, bei starkem Nebel, wird anfangs gar nicht geschossen, sondern man sucht die Schildwachen zu überrumpeln, welches mit dem Bajonette oder Säbel geschieht, und unter der Verkleidung als Bauern. — Beim Ueberfall eines Ortes wird anfangs nicht geladen, wenn man sich aber einem Posten auf freiem Felde bis auf 150 Schritt nähern kann, so giebt man eine Generalsalve, und stürzt sich dann mit dem Bajonette oder mit der Kavallerie auf den Feind. Ein rascher Angriff ist immer die Hauptsache. Ist man in einen Ort eingedrungen, so wendet sich ein Theil nach dem Waffenplatze und ein anderer nach dem Quartiere des Kommandeurs, von welchen Orten man sich vorher Nachricht verschafft hat. In einem festen Orte sucht man zuerst ein Thor zu öffnen, wenn man über die Mauer oder auf eine andere Art in den Ort gekommen ist. Die Leute erkennen sich in der Dunkelheit an der Losung, die ihnen gegeben worden, oder durch ein weißes Tuch um den Arm; auch marschiren sie ohne Gepäck. — Beim Ueberfall einer Feldwache oder eines kleinen Detachements, sucht man diese gänzlich aufzuheben; soll aber ein größeres Unternehmen dadurch ausgeführt werden, so darf man sich bei der Aufhebung nicht zu lange aufhalten, sondern muß rasch seinen Plan verfolgen, wenn auch ein Theil der feindlichen Feldwache darüber entkommen sollte. Man muß hier mit der ganzen Macht über den Feind auf einmal herfallen. Kann die Infanterie unentdeckt bis auf 150 oder 100 Schritt sich dem Feinde nähern, so giebt sie eine allgemeine Salve und stürzt sich dann mit dem Bajonette auf den Feind; und ist Kavallerie zur Deckung derselben dabei, so fällt durch diese den Feind aus der Flanke her an. Mit der Kavallerie nähert man sich so lange im

Schritte und ohne Geräusch bis man entdeckt wird, und dringt dann in der Carrière ein. Man muß sich aber nicht lange verweilen, weil der Feind gleich durch seine Feldwache unterstützt wird. Man geht auf einem andern Wege, als man gekommen ist, wieder zurück, und wählt koupirtes Terrain. Kann man die Feldwache nicht umgehen, so muß man sich für eine ihrer Patrouillen auszugeben suchen. Man schickt einzelne Leute ab, welche sich an die Posten heranschleichen, und ihnen das Feldgeschrei abhorchen; oder man legt einer feindlichen Patrouille ein Versteck, hebt sie auf, und sucht dann durch List oder Gewalt den Gefangenen das Feldgeschrei abzulocken; oder man sucht die Vorposten durch verkleidete Soldaten, oder solche, die sich für Deserteure ausgeben, ohne einen Schuß zu thun, zu überwältigen, wo man dann sein Unternehmen mit raschem Schritte verfolgt. Bei Tage kann ein solcher Ueberfall nur bei neblichtem Wetter geschehen. — Beim Ueberfall eines Kantonnirungs-Quartiers oder eines nicht befestigten Ortes wird das Detaschement in so viele Abtheilungen getheilt, als der Ort Ausgänge hat, und dabei die Abtheilung bestimmt, welche das Soutien bilden, und die, welche dem etwa zu befürchtenden feindlichen Sukkurs entgegen gehen soll. Jede Abtheilung besteht aus Infanterie und Kavallerie, die Erstere ist mit Axen versehen, um die vorgefundenen Hindernisse wegzuräumen. Ist die Besatzung nur schwach, kann aber eine starke Unterstützung erhalten, so muß der Soutien stärker, als alle angreifenden Abtheilungen seyn. Der Posten an den Ausgängen muß man sich, wie oben angeführt worden, in der Stille bemächtigend; auch geht nur die Hälfte der Abtheilung in den Ort, die andere bleibt an dem Ausgange stehen. Die Infanterie bricht Truppweise in die Häuser, wo sie Licht sieht; Gefangene werden anfangs nicht gemacht;

alles Schießen ist verboten. Die Kavallerie hält sich zu vier Mann zusammen, und durchjagt die Straßen, und sprengt auf die Höfe. Wenn später Gefangene gemacht werden, so werden sie nach den an den Ausgängen stehenden Abtheilungen gebracht, die sie dann zum Soutien schicken. Es wird den Leuten streng verboten, sich zu zerstreuen und zu plündern. Der Rückzug geschieht auf einem andern Wege, als man gekommen ist, und wird den Leuten angezeigt. Ist der ganze Ort schon allarmirt und sammeln sich bedeutende feindliche Haufen, so wird geschossen. Alles sammelt sich dann an den Ausgängen, und weiset hier diejenigen zurück, die sich retten wollen. Man hält sich nun noch mehr lange auf, sucht das Schrecken des Feindes nicht durch häufiges Schießen zu vermehren, und steckt einige Häuser, besonders an den Ausgängen, an. — Bei Tage können dergleichen Ueberfälle nur bei sehr neblichtem und regnigtem Wetter gelingen, oder wenn man den Feind umgehen kann, oder wenn koupirtes Terrain unsere verdeckte Annährung begünstiget, und wenn der Feind seine Vorposten sehr nahe an sich stehen hat, so daß man mit diesen zugleich den Feind erreicht, wenn man sie über den Haufen geworfen hat. Bei Tage ist die größte Geschwindigkeit zu empfehlen. Der Feind muß überrascht werden. In einer offenen Stadt muß man sich der Thore bemächtigen, wenn man sich des Nachts vor einem derselben versteckt hält, bis es des Morgens eröffnet wird, wo man sich dann hineinstürzt. Bei Tage kann man sich des Thores durch Verkleidung einiger Mannschaft bemächtigen, oder man versteckt sie in Wagen ꝛc., welche in die Stadt fahren. Doch muß man bei diesen Unternehmungen vorher von allen Gebräuchen an den Thoren der Stadt unterrichtet seyn, um nicht Gefahr zu laufen, entdeckt zu werden. — Der Ueberfall

eines Detachements auf dem Marsche oder eines Postens, der erst besetzt werden soll. Man legt sich bei dergleichen Ueberfällen in einen Hinterhalt, das heißt, die Truppen, die dazu bestimmt sind, läßt man einen heimlichen Marsch in der Nacht machen, und richtet es so ein, daß sie vor Tagesanbruch den Hinterhalt erreicht haben, von wo aus man den Ueberfall des vorbeiziehenden Detaschements bewirken will. Die vortheilhafteste Lage zu Verstecken gewähren Berge und Waldungen, weil es hier dem Feinde schwer wird, alle Schlupfwinkel zu durchsuchen. Man kann aber auch Truppen in offenen, ganz ebenen Gegenden in Hinterhalt legen, sobald sich nur kleine Gebüsche, Gräben, Hecken, Verzäunungen, Gehöfte ꝛc. daselbst befinden. Man muß aber dabei vorzüglich darauf Rücksicht nehmen, daß man sich nicht selbst einsperre, und dem Feinde, wenn er durch seine Kundschafter von unserm Vorhaben Nachricht erhalten hat, Gelegenheit geben, uns abzuschneiden. Dieser Gefahr würde man sich z. B. aussetzen, wenn man sich in einem einzelnen Gehöfte in Hinterhalt legen wollte, ohne sich mehrere Ausgänge in demselben vorbereitet zu haben. Die Beschaffenheit des Terrains bestimmt die Art der Truppen, deren man sich zu einem Verstecke bedienen muß. Da hier der Vortheil hervorleuchtet, den man bei einem solchen Ueberfalle zu erhalten sucht, so muß man auch Infanterie mit Kavallerie verbinden; denn das unerwartete Feuer der Infanterie bringt den Feind in Verwirrung, und die schnell hervorbrechende Kavallerie wirft ihn mit geringer Mühe über den Haufen, und schneidet ihm den Rückzug ab, indem sie ihm in den Rücken fällt. Ist man von den Truppenarten des Feindes nicht unterrichtet, so ist es um so nöthiger, sich sowohl der Infanterie, als Kavallerie, zu bedienen; ist aber das Terrain sehr koupirt, so kann man nur Infanterie ge-

brauchen. Soll der Feind überfallen werden, indem er eben einen Ort zu besetzen gekommen ist, so legt man vor seiner Ankunft nahe bei dem Orte Truppen in Hinterhalt, und wartet den günstigen Zeitpunkt ab, seine eben ausgesetzten Feldwachen zurückzuwerfen, mit diesen zugleich in den Ort zu dringen, und den Feind anzugreifen, ehe er sich in Vertheidigungsstand gesetzt hat. Man muß den Angriff mit Kühnheit beginnen und durchführen; und ein Theil der Kavallerie muß den Ort umgehen, um den Feind, wenn dieser gezwungen wird, ihn zu verlassen, in den Rükken zu fallen. Im koupirten Terrain findet man eher Gelegenheit, das Versteck nahe an den Weg, den der Feind passiren wird, zu legen. Die Mannschaft muß dann in mehrere Trupps oder Abtheilungen neben einander oder zu beiden Seiten, nach Beschaffenheit des Terrains verdeckt postirt werden; man läßt sie dann, wenn der Feind vorbei ist, auf ein gegebenes Zeichen hervorbrechen. Man hüte sich vor den Blänkern der feindlichen Avantgarde und den Seitenpatrouillen, damit sie Niemand entdecken; sollte man dieses befürchten, wenn sie nämlich die nahen Gebüsche durchstreifen und gleichsam einen Feind vermuthen, so muß man die Truppen tiefer in den Wald oder in das Gebirge ziehen, und muß erst dann mit denselben wieder vorrücken, wenn die Avantgarde und die nächsten Seitenpatrouillen vorbei sind, und dann losbreche. Stößt man dann noch auf Seitenpatrouillen, so kann man diese rasch über den Haufen werfen, und mit ihnen zugleich in den Feind eindringen. Oft hat das Unerwartete eines solchen Angriffes das Uebergewicht über den Feind gegeben, wenn man gleich eine geringere Truppenzahl, als die des Feindes, hatte, weil dieser, durch den unerwarteten Angriff bestürzt, in Verwirrung geräth, und die kleinere Anzahl Truppen nicht einmal bemerkt, und uns

das Uebergewicht, wenigstens so lange, läßt, um die gehofften Vortheile von dem Ueberfalle zu ziehen, das heißt, Gefangene zu machen und Beute. Man muß den Feind beunruhigen, wo man nur kann, und seine Verbindungen zu erschweren suchen. Ist der Feind ungefähr von gleicher Truppenzahl, so suche man ihn ganz aufzuheben, wenn nämlich die Verwirrung gelingt, die man beim ersten Angriffe auf ihn verursacht; ist er aber stärker, so ist es gefährlich, ihm alle Wege zum Rückzuge abzuschneiden, weil ihn dieses zu einer verzweifelten Gegenwehr reizen könnte, um so mehr, wenn seine Avantgarde stärker ist, als wir; denn diese könnte uns in den Rücken kommen; daher ist es besser gleich über diese herzufallen, so viel Gefangene, als möglich, zu machen, und sich rasch zurückzuziehen, ehe sich der Haupttrupp sammeln kann. Sollte der Ueberfall nicht gelingen, oder die Feinde vergeblich erwartet werden, so muß man im ersten Falle sich schnell zurückziehen, und auf dem möglichst kürzesten Wege mit gehöriger Deckung des Rückens; im zweiten so still als möglich auf Schleichwegen, das heißt, so verdeckt, als möglich, um nicht Aufsehen zu erregen und den Versteck zu verrathen, so daß er nicht weiter benutzt werden kann. Ist solches bei Tage nicht möglich, selbst wenn man seine Leute einzeln zurückgehen läßt, so muß man seinen Rückzug bis auf die Nacht verschieben. Auch muß man die Truppen von der entgegengesetzten Seite, aus welcher man gegen den Feind kommt, in den Hinterhalt führen, damit uns die Fußstapfen nicht verrathen. Der Angriff muß immer von verschiedenen Seiten geschehen; man behalte aber ein Soutien, um Hülfe dahin zu schicken, wo sich der Feind am tapfersten vertheidiget. Wenn die Truppen auf der Erde liegen, so muß dieses so geschehen, daß sie beim Aufstehen gleich in Reihe und Gliedern sind. Weder Hunde, noch Pferde, welche

wiehern, oder Menschen, die mit Husten oder Schnupfen behaftet sind, werden mit in den Hinterhalt genommen, damit die Stille nicht unterbrochen, und dem Feinde der Hinterhalt entdeckt wird. Auch Vorübergehende werden angehalten, wenn man glaubt, daß sie den Versteck entdeckt haben. Ein vorsichtiger Feind wird immer die ihm nahe liegenden Waldungen und Gebüsche, die er auf der Landstraße, die er passirt, zu beidene Seiten zu liegen hat, durch Patrouillen untersuchen lassen, die bei der Aufstoßung von fremden Soldaten sogleich durch einen Schuß die Gefahr anzeigen, indem sie sich schnell auf ihr Detaschement zurückziehen; daher ist es nöthig, das Versteck mit Vorsicht anzulegen; denn daß der Feind sorglos, ohne Gefahr für sich zu ahnen, den Weg passiren werde, ist nur Vermuthung, und diese ist da um so größer oder stärker, wo der Feind natürlich seinen Gegner, der Lage nach, nicht vermuthet. Gewagt bleiben dergleichen Ueberfälle aber immer, wenn man nicht eine genaue Kunde von der Anzahl und Gattung der Truppen hat; denn die Nachricht von der Anzahl der Truppen, die uns hinterbracht worden, kann ja falsch seyn, bloß um uns zu täuschen, auch kann das feindliche Detaschement ja einen ganz andern Weg eingeschlagen haben, als den vorher projektirten, welches auch nur geschehen ist, um etwaige Kundschafter zu täuschen. Denn der vorsichtige Feldherr behält so lange den Plan beim Truppendetaschiren für sich, bis die Ausführung geschehen soll, um jeden Verrath unmöglich zu machen. Uebrigens müssen die Schildwachen beim Versteck auf die Bäume gesetzt werden, oder sie legen sich auf die Erde, und geben durch verabredete Zeichen die Annäherung des Feindes zu erkennen. Sollte ein beabsichtigtes Versteck dem Feinde verrathen seyn, so muß das Vorhaben ihn zu überfallen aufgegeben und schleunig zurückmarschirt werden, wenn man schon

Posto gefaßt hat; da der Feind gewiß eine Abschneidung versucht; ist das Terrain jedoch so beschaffen, daß man in einem nahen Bezirke mehrere Hinterhalte legen kann, so könnte man, wenn auch das gelegte Versteck schon verrathen wäre, seine Stellung verändern, und den Feind da, wo er es nun nicht erwartet, anfallen. Das Lokal muß aber ein solches Unternehmen vorzüglich begünstigen, weil der Feind es nicht unterlassen wird, alle Terraintheile, wie schon oben bemerkt worden, zu untersuchen. — Wenn der Feind unsere Vorposten häufig beunruhiget, so ist das beste Mittel, sich Ruhe zu verschaffen, wenn man ihm Verstecke legt, welches am besten nahe hinter den Vorposten geschieht, welche dann zurückweichen, und dadurch den vielleicht hitzig verfolgenden Feind in unsere Schlinge locken. Auf gleiche Weise kann man auch den Feind bei andern Gelegenheiten veranlassen in unsern Hinterhalt zu gehen; wenn man nämlich mit den eigenen Truppen einen leichten Angriff auf den Feind machen läßt, nach welchem man sich zurückzieht, und hierdurch den Feind, der uns geschlagen zu haben glaubt, verleitet, uns zu verfolgen. Hat man nun den größten Theil seiner Truppen in ein Versteck gelegt, so wird man ihn leicht aus diesem überfallen können, indem nun das Detaschement, welches ihn angriff, und zurückwich, wieder umkehrt, wenn es das Signal des Angriffs vernimmt, und ihm so eine Schlappe beibringen. Aber auch hier muß man einigermaßen die Stärke des Feindes kennen, um darnach den Ueberfall einzurichten, und dann auch seine genommene Position, seine Stützen, auf die er rechnen, und auf welche er sich zurückziehen kann, wenn er sich in keinen Kampf einlassen will, indem er sich fechtend zurückzieht, um uns in seine Schlinge zu locken, das heißt, unser Detaschement von seinem Soutien zu entfernen sucht, um es dann mit der Hülfe heftig anzufallen und zu vernich-

ten. — Der Ueberfall eines befestigten Ortes, das heißt, einer bloß mit Wall und Graben umgebenen Stadt, ist leichter auszuführen, als man denkt; besonders wenn der Feind sich hierdurch gesichert glaubt, und keine Vorposten ausstellt. Wenn man das Thor nicht durch eine List in seine Gewalt bekommen kann, so sprengt man es durch eine Petarde, oder durch Aexte, Brechstangen und Hebebäume; auch kann man es einschließen, während andere Abtheilungen an verschiedenen Orten mit Leitern den Wall oder die Mauern ersteigen. Ist der Graben über drei Fuß mit Wasser gefüllt, so wirft man Faschinen hinein oder leere Tonnen, die aneinander gebunden sind. Ist der Ort regelmäßig befestiget, so ist der Ueberfall schon schwieriger, und nicht immer mit dem Gelingen verbunden. Bei einer schwachen Besatzung, einer nicht sehr wachsamen Garnison, schlechten Festungswerken, und einem trocknen Graben kann man den Ort in der Nacht plötzlich angreifen und an mehreren Orten zugleich eindringen. Der Marsch dahin muß heimlich geschehen. Man theilt das dazu beorderte Truppenkorps in fünf bis sechs Abtheilungen, deren jede aus funfzig bis sechzig Freiwilligen, aus zwölf bis funfzehn Mann mit Aexten, zwanzig Mann mit Leitern, und dreißig Mann mit Brettern besteht. Hierauf folgen einige Bataillone mit Geschütz, und zuletzt die Kavallerie. Eine jede solcher Angriffsabtheilungen wird dann in zwei Divisionen getheilt, damit sie nicht in Unordnung kommt. Der Angriff geschieht etwa zwei Stunden vor Tagesanbruch, überall zu gleicher Zeit. Niemand schießt, die Leute werfen die Bretter über die Wolfsgruben, die Zimmerleute hauen die Pallisaden um, die Leute mit den Leitern setzen solche an, oder binden zwei zusammen, wenn sie zu kurz sind, und die Freiwilligen ersteigen den Wall oder die Mauern zuerst. Während

dieser Zeit wird an andern nicht angegriffenen Oertern mit Kanonen und kleinem Gewehr gefeuert; man sucht die Thore einzuschießen, und wirft Granaten in die Stadt, um den Schrecken und die Unordnung zu vermehren. Die Freiwilligen, und Alles läuft mit dem Feinde zugleich in die Werke. Sobald man eingedrungen ist, werden die Leute wieder formirt, wenn sich dieses nämlich thun lassen will, und nicht der Kampf in der Stadt fortgesetzt wird, oft von Straße zu Straße. Ist erst eine Abtheilung in der Stadt, so hört von außen das Schießen auf. Man öffnet von innen die Thore, und nun dringt Alles, auch die Kavallerie, in die Stadt. Hier ist aber eine Kunde der Festungswerke schon vorher nöthig, so wie von dem Zustande der Truppen, ihrer Anzahl ꝛc. Der Ueberfall geht auch oft in einen offenbaren gewaltsamen Angriff über. — Die Mittel, um sich gegen einen Ueberfall sowohl im Freien, als auch in Kantonnirungen, Posten und Festungen ꝛc. zu schützen, sind im Allgemeinen: 1) gut verwahrte Eingänge. 2) Ein Wassergraben, oder eine fünf Fuß tiefe und dreißig Fuß breite Künette. 3) Genugsam hohe Futtermauern, sowohl am Hauptwall, als an den Außenwerken. 4) Besetzung der Letzteren und des bedeckten Weges mit Nachtpikets. 5) Feldwachen, die in gehöriger Entfernung vorgeschoben und gut postirt sind. 6) Vorposten, ebenfalls in gewisser Entfernung vor den Feldwachen, in gehöriger Verbindung mit diesen, und untereinander; aufmerksame und gut instruirte Leute. 7) Unausgesetzte Patrouillen, sowohl von Kavallerie, als von Infanterie, je nachdem das Terrain, und die Entfernung des Feindes es erfordert. Die Patrouillen untersuchen daher beständig nicht nur die Gegend außerhalb der Vorpostenlinie bis an den Feind, um diesen immer im Auge zu behalten; sondern sie visitiren auch die Vorposten selbst, und das

Terrain zwischen ihnen und den Feldwachen. 8) Eine nächtliche Bereitschaft (Piket), die stark genug ist, angegriffene Posten hinreichend zu unterstützen, bis Alles unter den Waffen und zur kräftigen Gegenwehr geschickt ist. 9) Vertraute Leute in den umliegenden Oertern, Kundschafter, selbst mitten unter den Feinden ꝛc. Man vergleiche hiermit den Artikel Kriegsüberfall, Th. 52, S. 298 u. f.; worin man noch Mehreres detaillirter angezeigt findet, was hier nur im Allgemeinen nach der neuern Art Krieg zu führen, berührt werden konnte (Rumpf's allgemeines Kriegswörterbuch für Officiere aller Waffen. Th. 2, S. 164 u. f.).

Ueberfallen, ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort, wider eines Gegenstandes Vermuthung über denselben herfallen oder plötzlich auf denselben zukommen. Jemanden im Schlafe überfallen. Den Feind in der Nacht überfallen, ihn in der Nacht, ohne sein Vermuthen, angreifen. Abraham überfiel des Nachts die Feinde, 1 Mos. 14, 15. Eine Festung überfallen, sie wider die Vermuthung der Besatzung einnehmen. So wird man auch von einem Besuche überfallen, wenn die Besuchenden unvermuthet kommen, ohne sich vorher auf irgend eine Weise angemeldet zu haben. Von einer Krankheit überfallen werden. Frost und Hitze überfielen ihn. Von dem Schlafe überfallen werden, wenn er sich gleichsam unbewußt schnell einstellt. Schrecken und Grausen überfiel ihn. S. auch den vorhergehenden Artikel.

Ueberfallwehr, im Wasserbaue, dasjenige Wehr, es mag von Holz oder von Steinen in einem Flusse erbauet worden seyn, durch welches das Wasser gestauet, und in einen Mühlengraben geleitet wird. Das überflüssige Wasser stürzt dann über das Ueberfallwehr. Dergleichen Wehre sind nur in gebirgigen

Gegenden oder wo hohe Ufer vorhanden sind, anzulegen, damit sie keine Ueberschwemmungen verursachen können.

Ueberfälzen, beim Tischler, wenn eine Arbeit um ihren ganzen Umfang eine Falze zur Zierrath erhält; z. B. an einem Pulte eines Schreibspindes oder Secretairs indem der ganze Umfang des Pultes nach dem Innern zu, nach alter Art, mit dem Falzhobel eine Falze erhält.

Ueberfeilen, bei den Metallarbeitern, mit feinen Feilen den schon mit gröberen Feilen bearbeiteten Gegenstand poliren und glätten. S. unter Feile, Th. 12, S. 499 u. f.

Ueberfeinern, überverfeinern, raffiniren, s. Raffinieren, Th. 120, S. 397 u. f.; daher auch die Ueberfeinerung. Man versteht auch unter Ueberfeinerung die Ueberbildung. So hat man auch superfeine Tücher oder überfeine Tücher, in der Tuchmanufaktur; s. diesen Artikel unter Tuch, Th. 189.

Ueberfirnissen, mit einem Firnisse überfahren oder überstreichen, welches mit einem Haar- oder Borstenpinsel geschieht. So überfirnißt man Oelgemälde, um die eingeschlagenen Farben kräftiger hervorzubringen, sie wieder in ihrer natürlichen Reinheit, als wenn sie frisch aufgetragen worden, zu erheben. Auch dient ein solches Ueberfirnissen zum Schutze der Oelgemälde, damit sich nicht der Staub in die Oelfarben setzen kann; der Firniß, der aus Mastix und Terpentinöl besteht (s. Mastixfirniß, Th. 85, S. 422 u. f.) bildet gleichsam ein Glas auf dem Gemälde. Das Ueberfirnissen kann erst dann geschehen, wenn das Gemälde ganz trocken ist, das heißt, die Farben ganz ausgetrocknet sind, wozu wenigstens ein Jahr erforderlich ist; denn wollte man ein noch nicht völlig trocken gewordenes Gemälde überfirnissen, so

würden die Farben, weil durch den Firniß der Zutritt der Luft gänzlich gehemmt wird, nie trocknen, und in kurzer Zeit so verderben, daß sie ein ganz anderes Ansehen erhalten würden. Ehe nun das Ueberfirnissen geschieht, befreit man erst das Gemälde mit einem in reines Wasser getauchten Waschschwamme von allem Schmutze, und läßt es dann wieder trocken werden. Man nimmt nun einen Lyoner-Borstenpinsel, oder einen großen Fischhaarpinsel, taucht solchen in den Firniß, jedoch nur so, daß nichts herausträpfelt, wenn man den Pinsel senkrecht hält, und überzieht nun das auf einem Tische liegende Bild, etwas schnell mit dem Firniß strichweise von der linken zur rechten Hand, so daß Streif an Streif zu liegen kommt. Hat man auf diese Weise den Firniß aufgetragen, so hält man das Bild von der Seite gegen das Licht, ob auch Alles gehörig mit dem Firnisse bedeckt ist; sollte nun dieses nicht überall der Fall seyn, so muß man die übergangenen Stellen, durch sanfte Striche bedecken, sich aber dabei in Acht nehmen, daß an den Rändern nicht zu viel Firniß abgesetzt wird, damit keine Erhöhungen entstehen. Am besten ist es, wenn man den aufgetragenen Firniß schnell mit einem Vertreiber (Dachshaarpinsel) sanft in einander treibt, welches aber gleich nach dem Auftrage geschehen muß, weil derselbe schnell so trocknet, daß er nicht mehr vertrieben werden kann. Dieses Vertreiben geschieht auch, wenn der Firniß zu dick aufgetragen seyn sollte. Nach einigen Tagen ist der Firniß ganz trocken, während welcher Zeit man das Bild vor allem Staube bewahren muß, weil der Firniß in der Zeit seines Trocknens immer noch eine gewisse Klebrichkeit besitzt, worauf der Staub sich festsetzen würde. Zu den guten Eigenschaften eines Mastix-Firniß gehört hauptsächlich diejenige, daß man denselben, wenn er nach einer Reihe von Jahren gelb geworden ist, mit leichter

Mühe, ohne das Bild im geringsten zu beschädigen, wieder abnehmen und durch neuen ersetzen kann. Dieses geschieht nun, indem man den alten unscheinbar gewordenen Firniß mit den Fingern, indem man zuvor fein gepulverten Mastix aufstreuet, abreibt. Diese Operation geht sehr schnell von Statten; denn hat sich erst eine kleine Parthie abgelöset, so folgt das Uebrige schnell und gleichsam von selbst. Man hüte sich aber die Farben des Bildes selbst aufzureiben, deshalb muß man genau beim Reiben nachsehen, daß solches nur den Firniß, trifft; man muß stellenweise den abgeriebenen Staub fleißig entfernen, bis der Firniß herunter ist. Es giebt auch noch einige andere Methoden, den Firniß herunterzubringen (s. unter Oelmalerey, Th. 104, S. 700 u. f.), allein sie erfordern alle Erfahrung und Uebung. Wer daher ein altes gutes Gemälde besitzt, dessen Firniß abgenommen werden muß, und die Erfahrung in der Reinigungskunst nicht hat, der thut wohl, wenn er diese Arbeit einem geschickten Gemälderestaurateur überträgt, als daß er sich der Gefahr aussetzt das Bild zu verderben. Einen guten Terpentinölfirniß zu Oelgemälden erhält man, wenn man einen Theil Mastix in drei Theilen Terpentinöl in der Wärme auflöset, oder 4 Unzen oder 8 Loth ausgesuchten klaren Mastix zu 12 Unzen oder 24 Loth Terpentinöl nimmt, beides in eine Flasche thut, die Mündung derselben mit einer Blase überzieht, und befestiget, worein man mit einer Stecknadel einige Löcher sticht. Man setzt nun diese Flasche oder Bouteille im Sommer an die Sonne und im Winter auf eine erwärmte Platte des Küchenheerdes oder auf den geheizten Ofen und schüttelt sie zum öfteren um. Nach ungefähr vierzehn Tagen wird sich der Mastix aufgelöset haben, wenn er nämlich gehörig der Sonne oder der Hitze ausgesetzt werden; man kann dann den Fir-

niß von dem Bodensatze in ein anderes Gefäß abklären und solches verschließen. — Zum Ueberfirnissen von Papier, Landkarten, Lichtschirmen, Ofenschirmen ꝛc. ꝛc. bedient man sich eines Weingeistfirnisses, aus Sandarak, starkem Weingeiste oder Alkohol und etwas Venetianischem Terpentin bestehend. Das Verhältniß der Ingredienzien zu einander ist dasselbe, wie beim Mastixfirniß angeführt worden, vom Terpentin thut man ungefähr ein Loth hinzu; auch die Auflösung und übrige Behandlung ist dieselbe, wie oben beschrieben worden. Man trägt diesen Firniß mit einem breiten Fischharpinsel auf, jedoch muß das Ueberziehen so schnell als möglich, geschehen, wegen der schnellen Trocknung des Firnisses. Auch diese Gegenstände müssen der oben angeführten Ursache wegen, mehrere Tage vor Staub ꝛc. verwahrt werden. — Zum Ueberfirnissen von Holzarbeiten bedient man sich eines Lackfirnisses der aus 8 Loth Sandarak, 4 Loth Gummilack oder Schellack, 2 Loth Mastix, 4 Loth Venetianischem Terpentin und 64 Loth Alkohol besteht. Man nimmt hierzu eine gläserne Glocke, die das Ganze fassen kann, und noch einen Raum darüber behält. Die eben angeführten Harze (Sandarak und Mastix) werden zerstoßen, der Lack zerbrochen, und so Alles bis auf den Terpentin in die Glocke gethan; dann diesen in einem andern Gefäße erwärmt, und zugethan, und die Glocke in heißes Wasser gestellt, wobei man das Wasser in dem Kessel ungefähr zwei Stunden lang im Wallen erhält, dabei aber öfter die Glocke mit einem nassen Lappen herausnimmt, und tüchtig umschüttelt, damit sich die Harztheile auflösen, indem sich die Flüssigkeit gehörig hineinsetzen kann. Nach einigen Stunden nimmt man die Glocke aus dem Kessel, läßt sie auch den Tag über auf einer erwärmten eisernen Platte, worauf Sand gestreut worden, stehen, indem man das Ganze wieder mehrere Male tüchtig

durchschüttelt, und filtrirt dann die Auflösung am folgenden Tage durch Baumwolle. Mit diesem Firnisse überfirnißt man feine und andere Holzarbeiten vermittelst eines Lyoner Borstenpinsels. Der Auftrag muß eben oder gleichmäßig geschehen. S. auch den Artikel Firniß, Th. 13. — Das Ueberfirnissen der Luftbälle oder vielmehr des Taftes dazu, s. unter Luftschifffkunst, Th. 81, S. 631 u. f. — In der Botanik sagt man ein Blatt sey überfirnißt oder gefirnißt, wenn es einen starken Glanz, wie lackirt, hat (vernicosus).

Ueberflechten, mit einem Flechtwerke überziehen. So überflechtet man Schmor- und Kochtöpfe, indem man sie zu mehrerer Haltbarkeit mit Draht netzförmig überzieht oder beflechte. So Flaschen mit Rohr, Schilf, auch Weidenruthen, um den Inhalt vor der Zerbrechlichkeit des Glases zu bewahren, wie z. B. die Flaschen mit feinen Liqueuren, wie es mit dem Rossoli oder Rosogli geschieht; dann mit Spaawasser, mit Queckfilber ꝛc. S. auch den Art. Flechten, Th. 14, S. 86, 87.

Uebersliegen, ein Zeitwort, welches sowohl als ein Zeitwort der Mittelgattung, als auch als ein thätiges gebraucht wird. 1. Als ein Neutrum mit seyn; über geflogen, über zu fliegen, über etwas fliegen. Die Mauer ist zu hoch, die Hühner können nicht überfliegen, nämlich über die Mauer. — 2. Als ein Activum, für über etwas fliegen, mit der vierten Endung dieses Etwas. Hier kommt es gewöhnlich nur in der dichterischen Schreibart vor. Wie überfliegt mein Geist den ihm gesteckten Raum. Weit die Vernunft des Greises überfliegend (Schleg.), dieselbe übertreffend. Schon Notker braucht überfliegan für das einfache fliegen, mit dem Vorworte über.

Ueberfließen, gleichbedeutend mit überlaufen. Ueber das gesetzte Ziel fließen. So fließt der Wein

über den Rand des Gefäßes, wenn man das Glas zu voll schenkt. Im Frühling, wenn die Ströme überfließen, wenn sie durch das hinzufließende Gebirgswasser von geschmolzenem Schnee ꝛc. so zwischen ihren Ufern anwachsen, daß sie austreten, also überfließen. Der Brunnen fließt über, wenn das Wasser über den Rand des Brunnens geht. Auch figürlich in der dichterischen Schreibart kommt es vor. So fließt mein Herz vor Dankbarkeit und Freude über. S. auch Fließen, Th. 14, S. 263 u. f. Das Ueberfließen in der Kochkunst, beim Kochen und Sieden, und in der Chemie, s. unter Kochen, Th. 42.

Ueberflügeln, ein Zeitwort, welches hauptsächlich in der Kriegskunst vorkommt, indem es hierin nicht nur von jeder Truppenlinie gesagt wird, deren Front länger ist, als die einer andern vor oder hinter ihr stehenden, sondern man bezeichnet auch damit, vorzüglich im Gefechte, wenn man die Flügel seines Heeres über die Flügel des Feindes hinausdehnt, wodurch man Gelegenheit bekommt, den Feind vermittelst einer Schwenkung in der Flanke anzugreifen, und ihn so aufzurollen. Dergleichen Manöver können aber nicht im Angesichte des Feindes geschehen, sondern sie müssen ihm bis zum Augenblicke des wirklichen Flankenangriffs verborgen bleiben; nur wenn man ihm an Truppenzahl so sehr überlegen wäre, daß man ihn ohne Weiteres mit seinen Linien umschließen könnte, kann man mit der Ausrückung gleich beginnen. — Das beste Mittel gegen die Ueberflügelung ist eine gute und sichere Anlehnung der Flanken, oder eine Detaschirung besonderer Korps, welche die Bewegungen des Feindes auf den unbeschützten Flanken beobachten, und sich ihm entgegen werfen, sobald er sich hier zeigen sollte.

Ueberfluß, Übertät, in der Mehrzahl die Ueberflüsse, welche jedoch seltener vorkommt. Es kommt von dem Zeitworte überfließen, also ein weit größeres Vollmaaß, oder einen weit größeren Vorrath bezeichnend, als man zu einer Absicht braucht. Einen Ueberfluß an Wein, an Getreide, an Holz ꝛc. besitzen, eine größere Menge, als man braucht. Hier giebt es Wildpret im Ueberflusse, als zur Küche nöthig ist. An Allem einen Ueberfluß besitzen. In engerer Bedeutung, hinsichtlich der Sprache, ist der Ueberfluß ein größerer Vorrath an zeitlichen Gütern, als man zur Nothdurft und Bequemlichkeit bedarf. Im Ueberflusse leben. Zuweilen auch für Pracht, Luxus. Mit Betten Ueberfluß treiben (Amos 6, 4). Zum Ueberfluß, adverbialiter, bezeichnet aber etwas, das nicht eigentlich nothwendig ist. — In staatswirthschaftlicher Hinsicht kommt der Produkten- oder Waaren- und Geldüberfluß in Betrachtung. Letzterer geht aus Ersterem hervor; denn erst muß ein Ueberfluß an Natur- und Kunstprodukten vorhanden seyn, um mit Vortheil solche abzusetzen, um dadurch die Kapitalien vermehren zu können, so daß auch an Geld ein Ueberfluß entsteht. Daß ein solcher wirklich vorhanden ist, gewahrt man da, wo die Zinsen der Kapitalien fallen, also Kapitalien genug vorhanden sind, um sie unterzubringen. Erst der Ueberfluß an Naturprodukten erweckte den Kunstfleiß und den Handel; denn nach dem natürlichen Laufe der Dinge geht der Ackerbau, verbunden mit der Viehzucht, der Fischerey und der Jagd, dem Kunstfleiße, und Ackerbau und Kunstfleiß oder Industrie dem ausländischen Handel vorauf. Der Landbau gab nun jenen Ueberfluß von Lebensmitteln, und dieser Ueberfluß und die großen Unbequemlichkeiten, die beständigen Unterbrechungen, ohne welche der Landbau nicht betrieben werden kann, wenn er den Beistand gewisser

Handwerker vermißt, bewirkten dann, daß Schmiede, Zimmerleute, Maurer, Rademacher, Weber, Gerber, Schuhmacher und Schneider, also Handwerker, deren Dienste oder vielmehr Arbeiten der Bauer sehr oft nöthig hat, neben dem Landmanne entstanden; und wieder war es das Bedürfniß, daß zu jenen Handwerkern sich Fleischer, Brauer, Bäcker, Kleinhändler und andere Handwerker gesellten. Jedes Talent und jedes Kapital konnte nun angelegt und benutzt werden. Die rohen Naturprodukte des Landes konnten nun gegen die Kunstprodukte umgetauscht werden, und die Quantität jener mußte sich in dem Maaße vergrößern, als nun der Landmann seine Kräfte ungetheilt dem Boden widmen konnte. Je größer nun die Quantität von Lebensmitteln und Materialien wurde, welche die Handwerker von den Landleuten kauften, je größer wurde nun auch die Quantität von Fabrik- und Manufakturwaaren, die sie den Landbauern gegen deren Produkte austauschten. Nur mit der Zunahme der Nachfrage nach Kunstprodukten von Seiten der Landleute konnte auch das Produkt der Handwerker steigen, und die Nachfrage nach Kunstprodukten konnte nicht zunehmen, hätte sich nicht die Quantität der Produkte der Landbauer vergrößert; denn so wie das Produkt der Landbauer ab- und zunahm, mußte sich auch das Produkt des Kunstfleißes vergrößern und verringern. Nur erst dann, wenn ein Ueberfluß von Natur- und Kunstprodukten unter einer Nation entstand, wenn ein Vorrath von Produkten im Lande sich anhäufte, der im Lande selbst keinen Absatz fand, entstand der Handel mit dem Auslande; denn ehe nicht in einem Lande ein größerer Vorrath von Gütern sich angehauft hat, als darin verbraucht werden kann, kann auch kein auswärtiger Handel entstehen; denn es wird Keiner einen fernen Abnehmer suchen, wenn er an seinen Nachbar sein Produkt verkaufen kann, wäre ihm auch

jener völlig so sicher, als dieser. Bei dem Handel mit dem Auslande war es entweder ein inländisches oder ein fremdes Kapital, durch das der Ueberfluß in das Ausland geschafft wurde, das heißt, entweder führte eine Nation ihre Waaren selbst hinweg, oder sie ließ sich dieselben von Fremden abholen. Der inländische Handel entsteht mit dem Ueberflusse und der Nachfrage in verschiedenen Theilen des Landes. Es handelt eine Provinz mit der andern, und das platte Land mit den Städten. Die Provinzen tauschen Produkte verschiedener Art gegen einander aus; das Land giebt Lebensmittel und Materialien, und der Städter bezahlt, indem er einen Theil dieser Materialien veredelt zurückgiebt. So wie die Provinzen, so gewinnen auch die Städter und Landbewohner wechselsweise von einander. Jetzt erst kann Theilung der Arbeit Statt finden, indem die Städte zu Märkten für den Ueberfluß des Landes geworden sind; der Markt jeder Provinz hat sich nun erweitert. Die Theilung der Arbeit ist allen Provinzen gleich vortheilhaft, sie ist eben so wohlthätig dem Landmanne, wie dem Städter. Der Landmann erhält eine weit größere Menge Manufakturwaaren für eine geringere Quantität seiner Produkte, als er sie sich verschaffen würde, wenn er sie selbst verfertigte, selbst eine Menge verschiedener Arbeiten zur Ausübung seines Gewerbes, zu seiner Bekleidung ꝛc., übernehmen sollte, und indem die Stadt zum Markte wird, setzt sie den Landmann in den Stand, seinen Ueberfluß zu verwerthen, oder das, was er selbst nicht gebrauchen oder verbrauchen kann, gegen etwas ihm Nützliches oder Angenehmes umzutauschen, und so wie die Stadt an Umfang und Reichthum zunimmt, erweitert sich nicht nur der Markt, sondern nehmen auch die Vortheile für den Landmann zu; denn das Getreide, was in der Nachbarschaft der Stadt wächst, wird in der Stadt eben so theuer be-

zahlt, als dasjenige, was mehrere Meilen weit herkommt. Es muß aber der Preis des Letztern groß genug seyn, nicht nur die Unkosten der Erzeugung und Transportirung desselben nach der Stadt zu erstatten, sondern auch den gewöhnlichen Gewinnst dem Landwirthe zu verschaffen; die Eigenthümer und Anbauer der Ländereyen in der Nachbarschaft der Stadt gewinnen also außer dem, was der Landbau gewöhnlich einträgt, auch noch die Kosten, welche die Herbeischaffung des Getreides aus entfernteren Gegenden verursacht, und überdies ersparen sie noch eine gleiche Fracht bei den Waaren, die sie von der Stadt bekommen. So wie durch diesen Verkehr Städter und Landbewohner gewinnen, so gewinnen auch die sämmtlichen Provinzen durch den Verkehr, den sie mit einander treiben, und dieses durch den Ueberfluß nach Sicherung der eigenen Bedürfnisse. Ist nun der Ueberfluß an Produkten so groß, daß er das Bedürfniß des eigenen Landes übersteigt, so muß er ausgeführt und dagegen Produkte eingetauscht werden, die dem Lande fehlen; denn geschehe dieses nicht, so müßten die Arbeiter, welche jenen Ueberfluß erzeugten, zu arbeiten aufhören, und der Werth des jährlichen Produkts müßte um so viel sich vermindern, als dieser Ueberfluß beträgt. Nur durch die Ausfuhr kann der Theil, den man im Lande nicht absetzen kann, einen Werth erhalten, der hinreichend ist, die auf die Hervorbringung desselben verwandte Mühe und Kosten zu vergüten. Uebersteigt die mit Produkten des inländischen Fleißes angekaufte Quantität auswärtiger Waaren die Nachfrage im Lande, so wird der Ueberfluß von den auswärtigen Waaren, den man im Lande nicht absetzen kann, wieder ausgeführt und gegen Waaren ausgetauscht, die im Lande verlangt werden. Würde nun dieses nicht geschehen, so würde man auch keine größere Quantität auswärtiger Produkte mit inländischen

Produkten verkaufen können, als das Bedürfniß im Lande selbst erfordert, und dann würden diejenigen Arbeiter ihre Gewerbe aufgeben müssen, welche die Produkte hervorbrachten, mit welchen jener Ueberfluß gekauft wurde; denn diese Arbeiter fanden für ihre Waaren keinen Markt oder Absatz in ihrem Vaterlande, sondern verkauften im Auslande. Wenn z. B. die Engländer eine große Quantität Virginischen Tabaks für Brittische Produkte einkaufen, von der etwa der sechste Theil in England Abnehmer findet, die übrigen fünf Sechstheile aber nicht mehr ausgeführt werden können, so können auch die Brittischen Arbeiter, mit deren Produkt jene fünf Sechstheile eingekauft werden, nicht weiter ihre Beschäftigung fortsetzen. Ein Ueberfluß von Kunstprodukten ist daher nur da gut, wo der Markt einen wirklichen Absatz derselben verheißt, besonders nach dem Auslande; wo dieses nicht der Fall ist, muß durch den Vorrath an Produkten, oder durch das in Vorrath Arbeiten bald der Arbeitsquell versiegen, die Arbeit stille stehen, weil das Anlagekapital in den Waaren steckt, und nicht sogleich heraus gezogen werden kann, oder doch nur mit Verlust des Gewinnes und der Zinsen. Ein Anderes ist es mit einem Ueberflusse an Naturprodukten; denn diese verwerthen sich leichter und schneller, weil sie immer gebraucht werden, und nicht der Mode unterliegen, wie die Manufaktur- und Fabrikartikel; auch kann jede andere Waare dafür eingetauscht werden. Vom Getreide, von der Wolle, und von so vielen anderen Artikeln des Landbaues und der Viehzucht kann der Ueberfluß leicht in das Ausland geschafft werden, weil in mehreren ansehnlichen Staaten immer Mangel daran ist, sich deren Bewohner mehr auf Fabriken und Manufakturen legen, darauf ihre Kapitalien verwenden, aber nicht auf den Ackerbau; denn dieser wirft ihnen nicht das ab, was jene Zweige, durch Maschinen unter-

stützt, thun, davon giebt uns Großbritannien einen Beweis, wo sehr oft das Volk an Getreide, also an Brod Mangel leidet, weil der Ackerbau und die Viehzucht, bei aller Sorgfalt, die man darauf verwendet, doch noch nicht so ausgebreitet sind und mit solcher Liebe daselbst betrieben werden, als Manufakturen und Fabriken; auf einen Ueberfluß an Naturprodukten ist daher hier nicht zu rechnen, um noch auszuführen, sondern man muß noch Getreide einführen.—Der Kaufmann, und besonders hier der Großhändler, ist der Vertreiber des Ueberflusses, sowohl für die Produkte des Landmannes, als für diejenigen des Städters. Eine große Menge Naturalien sind roh dem Menschen völlig unbrauchbar, und haben, weil sie unbrauchbar sind, auch keine Nachfrage; würde also kein Kapital zur Veredlung der Naturalien angelegt, so würden auch nur wenige Naturalien gewonnen werden, und diejenigen, welche die Natur uns freiwillig schenkte, hätten dann keinen Tauschwerth, und könnten daher auch nicht den Nationalreichthum vermehren. Dieses bewirkt nun der Großhändler durch Anlegung eines Kapitals zur Verwerthung der Natur- und Kunstprodukte, und zur Aufmunterung der Produzenten, mehr zu liefern, als der Markt in der Nachbarschaft verlangt, indem der Großhändler den Vertrieb der Waaren in ferne Provinzen und in das Ausland übernimmt. Ohne Großhandel müßte derjenige, welcher einen Vorrath von Natur- und Kunstprodukten hervorgebracht hat, einen Theil seiner Zeit anwenden, um den Verbraucher seiner Waaren aufzusuchen, oder sie doch selbst auf den Jahrmärkten oder Messen feil halten; er wird hierdurch weit weniger produciren, als wenn er alle seine Zeit seinem Gewerbe widmen könnte. Durch den Großhandel kann jeder Arbeiter ganz seinem Gewerbe leben, und weit mehr, als vorher, hervorbringen, da der Großhändler ihm seinen Vorrath, seinen

Ueberfluß abnimmt und den Lohn der Arbeit zahlt, ehe die Waare in des Verbrauchers Hände kommt. Wenn der Tuchmacher sich bloß mit einem Stuhle behilft, um so viel Tuch zu fabriziren, als er in seinem Bezirke absetzen kann, um nothdürftig mit seiner Familie von dem erzielten Gewinne zu leben, so wird er sich gleich mehrere Stühle anzuschaffen suchen und zum Fabrikanten werden, wenn ihn der Kaufmann zum Weben für Hunderte und Tausende auffordert. So der Weinbauer, der seinen Weinberg bisher unvergrößert und unverbessert ließ, anfangen wird, für ferne Abnehmer zu arbeiten, wenn er einen Kaufmann findet, der ihm schon den untrinkbaren Most abkauft. So der Landwirth, der sich mit der Schafzucht beschäftiget, sehr bald eine Veredlung mit derselben vornehmen und seine Wolle sortiren wird, wenn er Aufmunterung zu einem bedeutenden Absatze durch den Kaufmann und Fabrikanten erhält. — Den Großhändler unterstützt wieder im Absatze seiner Waaren der Detailliſt oder Kleinhändler; denn die Detailhändler bilden die Kanäle, in welche die Waaren des Großhändlers sich verlieren; sie wirken zweifach auf Vermehrung der jährlichen Landesprodukte, indem sie den Absatz befördern, und den produktiven Arbeitern es möglich machen, Alles, was diese besitzen, als Kapital zu benutzen; denn hätten wir keine Kleinhändler, so müßten wir unsere Lebensmittel für mehrere oder auch nur für einen Monat einkaufen, der Handwerker würde also gezwungen seyn, einen großen Theil des Geldes, das er jetzt als Kapital auf Anschaffung seiner Werkzeuge und des Materials zur Hervorbringung seiner Waare, verwendet, und welches ihm ein Einkommen bringt, zu dem Fond zu schlagen, von welchem er mit seiner Familie leben muß, und von dem er kein Einkommen hat; jetzt aber kann er seinen Unterhalt von Tage zu Tage, ja selbst von Stunde zu Stunde, wie

er dessen bedarf, ankaufen, und kann fast Alles, was er baar hat, als Kapital nützen, und also auch Sachen von größerem Werthe und auch einen Vorrath liefern. Der Gewinn, von dem der Kleinhändler lebt, erhöht zwar den Preis der Produkte, und erschwert dadurch in etwas ihren Absatz, was aber dieser Gewinn hinwegnimmt, wird mehr noch als ersetzt durch die großen Vortheile, welche der produktive Arbeiter dadurch erhält, daß er sein Vermögen fast ganz als Kapital nutzen kann, wozu ihm der Kleinhändler verhilft; denn wäre dieser nicht, so würde gewiß weniger Käse und Butter verzehrt, weniger Kaffee und Thee getrunken, weniger Tabak geraucht, und weniger Handschuhe, Halsbinden, Strümpfe ꝛc. ꝛc. verbraucht, mithin auch producirt werden; und so würde dadurch auch der Großhändler außer Stand gesetzt werden, die Fabrikanten und Manufakturisten durch große Waaren-Bestellungen zu unterstützen, um ihre Fabriken und Manufakturen in Flor zu erhalten und ihre Arbeiter zu ernähren. — So greift Eins ins Andere in einem Lande, um den nöthigen Bedarf eines Jeden zu sichern, und auch noch einen Ueberfluß zu erzeugen, der nicht nur das National-Vermögen vermehrt, sondern auch zum Wohlleben der Producenten, und mithin wieder zur Unterstützung und Aufrechterhaltung derjenigen Gewerbe dient, welche der Luxus erzeugt, oder die sich im Gefolge der Kultur als höherer Lebensgenuß, auch als Erholung befinden. — Daß eine zu starke Concurrenz durch ein gemeinsames Streben aller kultivirten Staaten, in Erzeugung von Kunstprodukten einander zu übertreffen, oder darin sich den Markt streitig zu machen, auch einen Nachtheil auf den Ueberfluß dieser Produkte hervorbringt, hat die neuere Zeit bewiesen; denn eben diese Concurrenz erzeugt den Ueberfluß weit über seine Grenzen hinaus; denn es wird weit mehr producirt, als die Nachfrage verlangt, als

in den günstigsten Fällen der auswärtige Handel auszugleichen im Stande ist, mithin werden die Preise herabgedrückt, da Jeder nur zu verkaufen streben muß, um wieder ein Kapital zur Fortsetzung seines Geschäfts zu erhalten, und so geht bei Vielen der Gewinn verloren, der zur Vermehrung des National-Vermögens beiträgt. In England hat man, nach Babbage*), ein Ausgleichungsmittel gegen die fast unvermeidlichen Folgen der Concurrenz in gewissen Mittelspersonen oder Faktoren gefunden. Diese Leute besitzen ein eigenes Kapital, womit sie, sobald irgend einer ihrer Handelsartikel, durch einen zu großen Ueberfluß, als Nachfrage darnach ist, im Preise sehr gefallen ist, auf eigene Rechnung kaufen, um ihn unter günstigen Umständen mit Profit wieder loszuschlagen. In gewöhnlichen Zeiten sind sie Händler oder Agenten, und besorgen die Kommissionen einheimischer oder auswärtiger Kaufleute zu den Marktpreisen. Sie besitzen große Waarenmagazine, theils zur Besorgung dieser Speditionsgeschäfte, theils auch zur Aufspeicherung der von ihnen selbst in Zeiten, wo die Preise tief gesunken sind, gekauften Artikel; sie wirken daher auf die Ausgleichung der Marktpreise bedeutend durch dieses Verfahren ein, und sichern dabei den kleinern Gewerbetreibenden, die nur mit wenigen Gesellen arbeiten, die Fortsetzung ihrer Arbeit. Auf große Fabrikanstalten wirkt ein Ueberfluß an Waaren, oder eine Ueberfüllung des Marktes aber anders; denn sind die Preise durch einen zu großen Vorrath an Waaren herabgedrückt, so tritt eine Verminderung entweder des Arbeitslohnes oder der Arbeitsstunden ein, Letzteres mit geringerem Lohne verbunden. Im ersteren

*) Ueber Maschinen- und Fabrikwesen, von Charles Babbage. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. G. Friedenberg. (Berlin, 1833.) S. 239 u. f.

Falle bleibt das Verhältniß der Produktion, wie es gewesen, im letzteren aber, da weniger gearbeitet wird, stellt sich die Produktion, sobald der vorhandene Vorrath erst verarbeitet ist, wieder ins Gleichgewicht mit der Nachfrage, und die Preise erreichen aufs Neue ihre frühere Höhe. — Wieder verschieden stellt sich die Sache aus dem Gesichtspunkte der Consumenten. „Nachdem durch eine übergroße Menge von Fabrikanten der Preis bedeutend gesunken ist, sagt Babbage, wird einer neuen Klasse der Weg eröffnet, sich den Artikel anzuschaffen, so wie auch die, welche ihn bisher consumirten, jetzt eine größere Menge davon consumiren werden. Ein Wiederhinaufsteigen des Preises ist daher gegen das Interesse dieser beiden Klassen, und der Fabrikant muß in der Menge des Absatzes seinen früheren Gewinn zu erzielen suchen; auch in Aufsuchung neuerer und wohlfeilerer Quellen zur Herbeischaffung des rohen Materials, in verbesserten Maschinen zur wohlfeileren Produktion, oder in einer größeren Ersparniß in den Anordnungen seiner Fabrik oder Manufaktur. Es wäre höchst beziehungsreich, könnte man in der Geschichte irgend eines großen Fabrikgeschäftes, wenn auch nur annähernder Weise, die Wirkung nachweisen, welche Ueberfüllung an producirtem Fabrikate auf Verbesserung des Maschinenwesens oder der Methode der Bearbeitung ausübten; ferner, welche Vermehrung in der jährlich producirten Quantität in Folge von dergleichen Verbesserungen Statt gefunden hat. — Werden beim Vorkommen einer Ueberfüllung keine neuen und wohlfeilern Produktionsweisen entdeckt, und bleibt die Produktion fortwährend stärker, als die Nachfrage, so ist es klar, daß zu viel Kapitalien in diesem Fache angelegt sind, und nach einiger Zeit wird der verringerte Gewinn Einige der Fabrikanten zwingen, zu einem andern Geschäfte überzugehen. Wer von ihnen das bis-

her betriebene Geschäft wird aufgeben müssen, hängt von verschiedenen Umständen ab. Durch überlegene Industrie und Aufmerksamkeit setzen sich einige Fakto-reyen in den Stand, etwas mehr Gewinn, als die übrigen, zu erzielen. Durch überlegenes Kapital ma-chen es Andere auch ohne diese Eigenschaften möglich, die Concurrenz auszuhalten, und was sie den Verlust leichter tragen macht, ist die Hoffnung, sich durch einen erhöheten Preis schadlos zu halten, nachdem sie die kleineren Kapitalisten vom Markte verdrängt haben." — Ein zu großer Ueberfluß an Kunstprodukten, wenn sie sich auf dem Markte von verschiedenen Seiten be-gegnen, ist immer den Producenten nachtheilig, weil die Preise dadurch herabgedrückt werden. Um nun ei-nigermaßen den Ausfall zu decken, der durch die nie-drigen Preise entsteht, treten manche Unregelmäßig-keiten im Produciren ein, die, strenge genommen, nicht gebilliget werden können, obgleich sie, durch die Con-currenz hervorgerufen, durchgehen. So wird z. B. das Leinen jetzt oft mit Baumwolle gemischt, um es wohlfeiler geben zu können, oder um mit andern Pro-ducenten, die es wohlfeiler liefern können, zu concur-riren. Die Consumenten gewinnen bei den wohlfeilen Preisen, aber nicht immer an Güte der Waare. — Der Ueberfluß an Naturprodukten erzeugte also Künste und Handwerke, und diese mit dem Ackerbaue durch ihren Ueberfluß den Handel, und alle drei vereint das Na-tionalvermögen, und dieses entsteht wieder durch den Vortheil, den jeder Eigenthümer eines Kapitals in der Wahl des Gewerbes zu seinem Vortheile sucht. So wählt ein Kapitalist den Landbau, eröffnet ihm dieser die Aussicht, schnell reich zu werden, oder er legt eine Manufaktur oder Fabrik an, oder er wird ein Kauf-mann, wenn der Kunstfleiß, der Handel ihm mehr als der Landbau versprechen; aber nicht die Betrachtung: wie viele oder wenige produktive Arbeit er erzeugen,

wie viel oder wie wenig er zur Vermehrung der jährlichen Landesprodukte beitragen könne, wenn er auf diese oder jene Art sein Kapital anlegte, bestimmen ihn dieses zu thun. Amerika giebt uns noch bis auf den heutigen Tag den Beweis davon. In den vereinigten Staaten von Nordamerika kann unbebauetes Land unter sehr leicht zu erfüllenden Bedingungen noch jetzt in dem südlichen Theile derselben erlangt werden. Wer da ein Kapital hat, oder einwandert und ein Kapital mitbringt, legt es weder zu Manufakturen, noch zum Handel an. Der Handwerker, der mehr Geld erwirbt, als er zur Betreibung seines Gewerbes bedarf, denkt nicht daran, sein Gewerbe zu vergrößern und für den entfernten Abnehmer zu arbeiten. Er kauft wüste Ländereyen und macht sie urbar, und wird aus einem Handwerker ein Landmann. So wohlfeil auch in einem solchen Lande die Lebensbedürfnisse sind, und so groß auch der Lohn ist, auf den jeder Handwerker rechnen kann, so sind doch die Vortheile noch größer, die der Anbau eines Landes gewährt, der für eine unbedeutende Summe angekauft wurde. Bis ungefähr zum Jahre 1810 zählte der Nord-Amerikanische Freistaat noch nicht viele Fabriken und Manufakturen; aber von dieser Zeit an, besonders aber seit der Handelssperre mit England in dem Kriege von 1811 bis 1815, wo sich die Bewohner der vereinigten Staaten besonders auf den Kunstfleiß legten, haben sie es auch darin zu einer ansehnlichen Höhe mit Maschinen und Dampf gebracht; aber dessen ungeachtet bleibt die Bearbeitung des Bodens immer noch Hauptsache; denn von hundert aus Europa angekommenen Arbeitern kehren, nach fünf Jahren gewiß zwei Drittel ihrer Profession den Rükken, und werden Ackersleute. In drei bis fünf Jahren kann ein sparsamer Handwerker leicht 150 Pfd. St. zurücklegen, worin er ein Kapital besitzt, das zur An-

legung einer Landwirthschaft völlig hinreicht, besonders da der Morgen Land noch in sehr mäßigem Preise im südlichen Theile von Nord-Amerika steht. Welchen mächtigen Reiz dieses noch jetzt hat, beweisen die Auswanderungen vor mehr denn zwanzig Jahren aus Deutschland nach Brasilien, und jetzt nach Texas. Die Vortheile, welche der Landbau dort den Auswanderern verspricht, lockt sie, ihren ruhigen Herd in Deutschland zu verlassen, und ihr Glück in einem fernen Welttheile, auf vielleicht trüglichen Vorstellungen von zu erwerbenden Reichthümern, zu suchen.—„Ist kein unangebauetes Land, sagt Lueder*) (dem ich bei der Ausarbeitung dieses Artikels größtentheils gefolgt bin), das man nur hinnehmen darf, oder das auf leichte Bedingungen erhalten werden kann, mehr vorhanden, und nimmt nur das Produkt der Naturalien in den sämmtlichen Ländern zu, die durch Handel und Schifffahrt mit einander verbunden sind, so haben unsere Kapitalisten einzig die Vortheile, welche der Ackerbau, und die, welche der Kunstfleiß verspricht, gegen einander zu berechnen. Ein baarer Vortheil, welcher der größern Gefahr, der ein zu Manufakturen angelegtes Kapital ausgesetzt ist, das Gleichgewicht hält, oder ein Vortheil, der jene Gefahr überwiegt oder zu überwiegen scheint, eine Aussicht zur schnelleren Erwerbung großer Reichthümer, die größere Achtung, in der der Handwerker steht, und der weitere Spielraum, welchen der Kunstfleiß den verschiedenen Neigungen und Talenten der Menschen darbietet, bestimmen dann einzig bei der Wahl des Kapitalisten. Er entscheidet sich für den Kunstfleiß; er wird nicht Kaufmann, sondern ein Handwerker, wenn eben die Ursache, welche bei gleichen Vortheilen für den

*) Ueber Nationalindustrie und Staatswirthschaft, Th. 1, S. 333.

Ackerbau entscheidet, den Manufakturen den Vorzug vor dem Handel giebt. — So wie nämlich das Kapital eines Güterbesitzers sicherer ist, als das Kapital eines Manufakuristen, so ist wieder das Kapital des Manufakturisten sicherer, als das Kapital des Kaufmannes, der einen auswärtigen Handel treibt, und wer endlich für den Handel sich entscheidet, sieht weiter nicht auf den natürlichen Lauf der Dinge; er untersucht nicht, ob er das Produkt der Industrie seiner Mitbürger mit seinem Kapital vergrößern könne, ob schon alles Land angebauet sey, und ob das Land alle Gewerbe habe, die es haben könnte; er wiegt einzig seine Vortheile ab, und entscheidet für den Handel, wenn dieser ihm am meisten verspricht." — Auf diese Weise vermehrt ein Jeder das Nationalvermögen, indem er seinen eigenen Vortheil berücksichtiget, nur sein Vermögen zu vermehren sucht, wozu ihm der Ueberfluß der Produzenten verhilft; denn die Ursache des Reichthums beruht auf dem Ueberflusse und dieser auf der größern Produktion und kleinern Consumtion; Erstere auf dem Fleiße und der Geschicklichkeit, und Letztere auf der Einschränkung unnöthiger Ausgaben; denn ein Verschwenden, besonders in ausländischen Produkten, Mode- und Kolonialartikeln, würde vielleicht einen größern Geldausfluß bewirken, als wir dagegen mit unsern Produkten wieder gut machen könnten, mithin wären wir im Nachtheile, und Jene erndteten das, was wir durch unsere Sparsamkeit und Genügsamkeit an inländischen Stoffen hätten erndten können. Hierzu muß allerdings die Regierung mitbehülflich seyn, indem sie die Verbraucher oder Consumenten mehr auf inländische Artikel zu lenken suchen muß. Es darf aber hier kein künstlicher Zwang wirken; denn eine Beschränkung des Handels kann nur zum Nachtheile desselben und der Produzenten gereichen; denn der Activhandel ist

immer der Gefährte von Ueberfluß und Reichthum, der Passivhandel zeigt aber immer auf eigene Dürftigkeit hin. — In den schönen Künsten wird der Ueberfluß nach den alten Monumenten, allegorisch, dargestellt als ein schönes Frauenzimmer mit einer Blumenguirlande gekrönt, welches in der rechten Hand ein gegen die Erde gekehrtes, mit allerhand Früchten gefülltes Füllhorn hält, und in der linken ein Bündel verschiedener Getreideähren, von denen die meisten durcheinander gemischt auf die Erde fallen. — Aus der Münze in Paris wird nächstens (nach Zeitungsberichten) eine merkwürdige Medaille des Ueberflusses, die darin geprägt wird, ausgehen. Auf der einen Seite sind zwei allegorische Figuren abgebildet, den Ueberfluß darstellend, der seine Schätze in die Koffer Frankreichs schüttet. Die Unterschrift heißt: „Der öffentliche Kredit hergestellt (Crédit public établi); auf der Kehrseite liest man die Worte: „Pariser Börse. Cours der consolidirten öffentlichen Fonds: 1816: 5 Prozent 60 Francs. 1847: 5 Prozent 120 Francs."

Ueberflüssig, Bei- und Nebenwort. 1) Im eigentlichsten Verstande für überfließend; eine veraltete Bedeutung. Ein überflüssiges Maaß, Luc. 6, 38. — 2) Im Ueberflusse, sehr reichlich; am häufigsten als ein Nebenwort. Es ist Wein überflüssig da. Ich habe überflüssig, überflüssig genug. — 3) Unnöthig, was nicht gebraucht wird oder gebraucht werden kann. Alles das ist überflüssig. Das sind überflüssige Worte. Seine überflüssigen Gedanken an den Tag legen oder geben. Nach Adelung soll es nach dem Lateinischen superfluus gebildet worden seyn.

Ueberfordern, mehr fordern, als üblich ist, als der Preis gesetzt worden, vorschlagen; und so auch die Ueberforderung, der Mehrbetrag, den man zah-

len soll. Auch eine Mehrforderung an die Kräfte, an die Leistungen eines Menschen machen. Eine größere Leistung verlangen, als dazu die Kräfte ausreichen.

Ueberfracht, bei der Handlung, dasjenige, was bei der Befrachtung eines Schiffes oder eines Frachtwagens über die gewöhnliche oder gesetzmäßige Ladung noch geladen wird; also eine stärkere Ladung, als das Schiff und der Wagen tragen können, oder was bei dem Letztern die Pferde ziehen können. Bei Kauffahrern und andern Schiffen, die zum Waarentransporte bestimmt sind, ist ihre Trächtigkeit oder die Größe ihrer Ladung nach Lasten bestimmt, die Last zu zwei Tonnen, und jede Tonne zu 2000 Pfund gerechnet, also die Last zu 4000 Pfund. Wenn nun angeführt worden, daß ein Schiff hundert Lasten trägt, so heißt solches so viel, als es trage 400,000 Pfund, (s. den Artikel Last, Th. 65, S. 188 u. f., und unter Schiffbaukunst, Th. 143). Die Anzahl der Lasten, die ein Schiff tragen kann, ist in dem Beilbriefe bestimmt, ohne dieses Attest darf kein Schiff zum Waarentransporte gebraucht werden; jede Ueberfrachtung ist daher hier gesetzlich verboten, weil das Schiff sinken kann; eben so ist es auch bei den Fuhrleuten. Man rechnet auf ein Pferd auf ebenem Wege und bei einem mit Einsicht gebaueten Fuhrwerke 1000 Pfund Last im Ziehen, und hiernach kann man nun die Last berechnen, wenn drei oder vier Pferde vor einen Last- oder Frachtwagen gespannt worden. Ist der Frachtwagen gut und tüchtig gebauet, die Last gleich darauf im Packen vertheilt, so zieht ein Pferd in Verbindung mit andern weit mehr als 1000 Pfund. Dieses giebt beim Fuhrmann die Erfahrung; denn bei Pferden, die zum Ziehen von Lasten erzogen worden, also derb gebauet sind (s. unt. Pferd, Th. 110, S. 321 u. f.),

kennt er das Maaß der Kraftanstrengung, und wird dieses nicht übersteigen, weil es sein eigener Schaden ist, wenn die Pferde mit der Last nicht fort können, und er doch nach dem Frachtbriefe mit der Ladung zur festgesetzten Zeit eintreffen muß; er wird daher bei einer Ueberfrachtung seine Pferde übermäßig anstrengen müssen, um den Bestimmungsort zu erreichen, und dadurch ihrer Gesundheit schaden. Auch gewahrt man zuweilen Pferde hinter dem Frachtwagen angebunden, welche durch das harte Riemenzeug des Geschirres theilweise am Halse, an den Schenkeln ꝛc. abgeschunden sind, und zum Ziehen bis zur Heilung der Wunden unbrauchbar geworden sind. Das Ueberfrachten ist daher in jeder Beziehung nachtheilig. — Man nennt auch Ueberfracht dasjenige, was über die bestimmte Fracht ist. Wenn z. B. ein auf der Post oder im Postwagen Reisender für sein Gepäck 50 Pfund frei hat, und dasselbe wiegt 80 Pfund, so bezahlt er 30 Pfund Ueberfracht, und so auch auf der Eisenbahn. Die Fracht ist also hier die bestimmte Quantität an Reisegepäck, das ein Reisender unentgeldlich mitnehmen kann, was darüber ist, ist Ueberfracht und muß bezahlt werden. Daher auch das regelmäßige thätige Zeitwort überfrachten, ein Schiff, einen Wagen, stärker befrachten, als gewöhnlich, stärker, als es das Fahrzeug oder Fuhrwerk tragen kann; s. oben.

Ueberfrachten, s. den vorhergehenden Artikel.

Ueberfressen, ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort, welches nur bei Thieren Anwendung findet, da man beim Menschen übereſſen gebraucht (s. diesen Artikel, oben, S. 220). Wenn sich die Thiere so voll fressen, daß sie davon krank werden, welches gewöhnlich beim grünen Futter geschieht, wenn sie solches zu gierig verschlingen, wodurch Aufblähungen, die Trommelsucht ꝛc., beim Rindvieh und bei den

Pferden entstehen; s. den Artikel Trommelsucht, Th. 188, S. 620 u. f., und die daselbst nachgewiesenen Artikel. Dann den Artikel Trokar daselbst, S. 584 u. f. Nach Rohlwes *) sind die Kennzeichen des Ueberfressens, wenn das Vieh sich an die Erde legt, dabei stöhnt, tief Athem holt, nicht wiederkäuet und die Lust zum Fressen ganz verloren hat. Es sieht sich zu Zeiten nach dem Leibe um. Bemerkt man nun dieses Kennzeichen, so muß man demselben alle Stunden 1 Quart Wasser, in welchem 2 Loth Glaubersalz aufgelöset worden, eingegeben, wodurch das Futter in dem Wanste verdünnt, aufgelöset und fortgeschafft wird. — Die Hunde und Katzen, wenn sie sich den Magen verdorben haben, und nicht gut verdauen können, fressen Gras, wonach sie brechen; es wirkt daher bei ihnen als ein Vomitiv.

Ueberfrieren, auf der Oberfläche mit Eis überzogen werden. Der Fluß überfriert, ist überfroren. Nach Angabe des Professors Karsten kann man Wasser im Sommer künstlich auf folgende Weise überfrieren lassen. Man füllt eine kleine Phiole mit Wasser an, umwindet sie mit feiner Leinwand, taucht sie in Aether und setzt sie dann der streichenden Luft aus. Sobald der flüssige Aether verraucht ist, kann man sie noch einige Male mit dem Aether tränken, und nach sieben bis acht Minuten fängt die Ueberfrierung des Wassers im Glase an, indem das Eis sichtbar wird. Schneller geschieht diese Prozedur, wenn man kalte gepreßte Luft durch einen Blasebalg an das Glas läßt. Siehe auch den Artikel Eis, Th. 10, S. 528 u. f.

Ueberfuhre, die Handlung, da man etwas über einen Fluß oder ein Wasser führt. Man gebraucht dafür lieber Ueberfahrt, wenigstens ist das Letztere gebräuchlicher.

*) Vieharzneybuch, 1820, S, 179.

Ueberführen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort. 1) Ueber etwas führen, es geschehe solches durch Leitung oder vermittelst eines Fuhrwerks oder eines Kahnes. Reisende für Geld überführen, über einen Fluß. Sich überführen lassen, über einen Steg, über denselben leiten lassen. Waaren überführen von einem Lande in das andere, vermittelst eines Kanals, wie z. B. von Calais nach Dover. Getreide nach Sicilien überführen. — 2) Ueberführen, mit unleugbaren Beweisgründen zum Geständniß bringen. Jemanden überführen, daß er ein Verbrechen begangen habe; auch daß er geirrt habe. Ich bin vollkommen ihrer Meinung; denn sie haben mich hinlänglich überführt. Jemanden mit einem Beweisgrunde, mit einem Briefe, mit Zeugen überführen. Jemanden nichts überführen können, ihm kein Vergehen nachweisen können. Daher auch die Ueberführung.

Ueberfüllen, ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort, über das gehörige Maaß anfüllen. Ein Gefäß überfüllen, es über das gewöhnliche Maaß voll machen. Das Ueberfüllen eines Maaßes findet nur bei trocknen Produkten Statt, denn bei nassen oder Flüssigkeiten würde es überlaufen und Keinem zu gute kommen. Beim trocknen Maaße ist der aufgesetzte Haufen die Ueberfüllung, wenn man z. B. eine Metze beim Messen der Kartoffeln, des Obstes ꝛc. so voll macht, daß noch ein Uebermaaß durch einen Haufen entsteht. Den Magen überfüllen, ihn mit Speisen oder Getränken beladen. Sich mit Leckereyen überfüllen, mit Kuchen, Mehlspeisen und andern Süßigkeiten. S. auch Uebereſſen.

Ueberfüttern, Ausfüttern, mit einem Futter versehen. So werden Kleidungsstücke überfüttert, wenn der Schneider oder Kleidermacher bei Ueberröcken,

Palletots, Leibröcken oder Fracks die inwendige, dem Körper zugekehrte Seite des Tuches, mit Leinwand, Kamelot oder Seidenstoff nur einfach überzieht oder durchsteppt, wo dann Watte untergelegt wird, worüber die Steppnaht rautenförmig geht. Die Absicht des Fütterns ist nicht bloß Schonung des Tuches, sondern es dient auch bei einem reichen Ueberzuge, z. B. von Seidenstoffe, zur Zierde, weil der Rock von einander schlägt, und das Futter sehen läßt. Auch Damenmäntel und Kleider von Wolle werden gefüttert. S. auch den Artikel: Futter, Th. 15, S. 576, 577. — So überfüttert man Kisten, Fässer ꝛc., wenn man sie mit etwas überzieht, damit der Inhalt gehörig verwahrt werde. Zum Beispiel bei den Kisten, worein Flaschen und anderes leicht zerbrechliches Geräth gepackt worden, wenn man diese Kisten mit Packleinen überzieht, und zwischen den Ueberzug und die Kiste Hanf, Werg ꝛc. stopft, damit sie nicht so leicht zerstoßen werden, oder doch manche Stöße aushalten kennen. Bei Fässern, worein Terpentinöl ꝛc. gefüllt worden, überzieht man die beiden Boden mit Kalk, Gyps ꝛc., damit nichts durch die Stäbe dringen kann ꝛc.

Ueberfüttern, mehr füttern, als es nöthig ist, über das gehörige Maaß im Füttern hinausgehen; es kommt nur bei den Hausthieren vor, und hier bei der Stallfütterung, da im Freien, wenn das Vieh auf die Weide getrieben wird, und nach seinem Gefallen fressen kann, sich nicht leicht überfrißt; daher das Vieh überfüttern. Man kann das Ueberfüttern, besonders beim Rindviehe, dadurch hindern, daß man demselben das Futter in jeder der drei Tageszeiten, wo die Fütterung Statt findet, in drei Portionen reicht. So z. B., wenn die Magd, welche die Fütterung bei den Kühen über sich hat, im Sommer früh um vier bis fünf Uhr aufsteht, die Tröge gehörig reiniget, und mit

frischem Wasser auswascht, und dann jedem Stücke Vieh den dritten Theil von seinem des Morgens bestimmten Futter, Gras oder Klee, oder sonstige Futterkräuter, in oder auf den Trog schüttet, und so, nachdem es verzehrt worden, mit den andern Portionen fortfährt. Diese Fütterung ist daher gut, daß einestheils das Vieh das Futter nicht verschleudere und es in den Mist komme, anderntheils, damit es Alles besser und langsamer käue und verdaue, und sich daher nicht überfresse. Während des Fressens dieses ersten Futters wird nun das Vieh da, wo es eingeführt ist, gestriegelt, und wenn die Tröge leer sind, mit frischem, reinem Wasser getränkt; dann das Striegeln und Reinigen mit Strohwischen fortgesetzt, und hierauf das zweite Futter gegeben, gestreuet, und dann das dritte Futter gereicht; während das Vieh dieses frißt, wird gemelkt. Den Vormittag läßt man dem Viehe Zeit zum Wiederkäuen, und gegen eilf Uhr wird mit dem Futter wieder angefangen, so daß man das Mittagsfutter in drei gleiche Theile theilt, und zu jedem Futter eine Stunde Zeit giebt. Bei dem zweiten Theile oder Futter tränkt man wieder, und wenn das Vieh in gutem Stande ist, so kann man auch des Mittags melken, indem das dreimalige Melken des Tages, mit dem Abende, bei milchreichen Kühen von großem Nutzen ist. Nach dem Mittagsfutter läßt man das Vieh bei der Stallfütterung zwei Stunden in einem verschlossenen großen Hofe herumlaufen, weil bei dieser Fütterung Bewegung und der Genuß frischer Luft durchaus nöthig ist; während welcher Zeit man die Thüren und Zuglöcher des Stalles aufmacht, und wenn der gehörige Tag dazu ist, reiniget man den Stall vom Miste, in welchem Falle man nicht eher streut, als bis dies geschehen ist. Des Abends wird wie-

der eben so, wie des Morgens gefüttert, nämlich in drei Portionen, dabei gestriegelt, gemelkt und gestreut. Des Nachts wird Alles gut zugemacht, damit die Zugluft vermieden werde. Im Winter wird auf dieselbe Weise gefüttert, nur wird das Wasser zum Getränke des Abends in den Stall getragen, damit es etwas verschlagen kann. Bei dieser Verfahrungsart des Fütterns wird das Vieh nie überfüttert werden; denn es kann hier langsam fressen, und frißt auch mehr und verdauet gut. — Beim Füttern der Pferde kann man beim Heuaufstechen dasselbe beobachten, nur vom Hafer wirft man ihnen die ganze Portion in kleinen Theilen in die Krippe. Andere Landwirthe wollen jedoch auch hier dasselbe Verfahren beobachtet wissen, wie beim Rindviehe; nämlich den dritten Theil des Hafers, den man den Tag über geben will, in drei Theile zu theilen und hiervon das Drittel wieder in drei Theile auf drei Tageszeiten abzusondern; man schwingt nun das Neuntel rein aus, so daß kein Staub sich darunter befindet, und nimmt etwas mehr als eben so viel Hecksel hinzu, vermischt es wohl, und streut es dünn durch die Krippe. Die Ursache dieses Verfahrens gründet sich nicht nur auf die bei allen Fütterungen nöthige Reinlichkeit, sondern hauptsächlich auf die Verdauung, da das Pferd den Hafer nicht käuet, ihn fast ganz verschlingt, und deshalb setzt man demselben Hecksel zu, welcher durch seine rauhen Seiten das Verschlingen hindert und zum Käuen reizt. Aus demselben Grunde schüttet man auch das Futter dünn aus, damit es kein Maul voll nehmen und ungekäuet verschlingen kann. Beim Fressen des ersten Neuntel vom ganzen Futter auf den Trog, wird der Stall ausgemistet, und wenn das Pferd in dem Stalle bleibt, streut man ihm ordentlich, und giebt

ihm einen Eimer kalten Wassers, welches auch nach dem zweiten Futter, oder dem zweiten Neuntel geschehen kann. — Während des zweiten Futters wird das Pferd mit einem Strohwische gerieben, dann gestriegelt, mit der Kartätsche gebürstet und mit dem wollenen Lappen abgewischt. Dann giebt man das dritte Neuntel oder die volle erste Portion; während des Fressens dieser Portion, schirrt man es unter allerhand Liebkosungen an, wenn es nämlich zur Fuhre oder zu sonst einem Geschäfte gebraucht werden soll. Auch giebt man den Pferden, wenn sie im Stalle bleiben, einen Arm voll Heu auf die Raufe. Auf dieselbe Weise füttert man auch zu Mittage, wo wieder drei Neuntel vertheilt herankommen, nur wird jetzt nicht ausgemistet und gestriegelt, welches erst wieder am Abende geschieht, wenn die letzten drei Neuntel gefüttert werden, wo man nach dem letzten Neuntel, den Pferden Heu auf die Raufe giebt. Beobachtet man dieses Alles bei gehöriger Reinlichkeit, so wird kein Pferd überfüttert werden oder sich überfressen. Ueber die Sommer- und Winterfütterung des Rindviehes s. auch den Artikel Rindviehzucht, Th. 124, S. 343 u. f.; und über die Wartung und Fütterung der Pferde, den Art. Pferd, Th. 110, S. 613 u. f. — Ueberhaupt ist es bei jeder Viehgattung, das Federvieh nicht ausgenommen, gut, mäßig zu füttern, nicht zu viel auf einmal auszustreuen, damit es gehörig verzehrt, und nicht in den Mist oder Koth getreten werde, wie es auch oft bei den Hühnern, Tauben ꝛc. geschieht; man füttere lieber ein paarmal mehr oder öfterer; denn bei dem zu starken Aufgeben und Ausstreuen des Futters fällt das Vieh, besonders des Morgens, begierig darüber her, und frißt oft mehr, als es verdauen kann, ja es schlingt oft Sachen mit

hinunter, die ihm nachtheilig sind; streut man aber das Futter in kleinen Portionen aus, so wird es emsiger nach den Körnern ꝛc. suchen, nicht so gierig und auch mehr fressen, und besser verdauen, sich also nicht überfressen, und auch das Futter nicht nutzlos verschüttet und in den Schmutz getreten werden. Beobachtet man nun dieses bei jeder Viehgattung, die man auf dem Stalle und auf dem Hofe hat, so wird man immer gesundes Vieh haben, wenn man nämlich dabei nicht die Reinlichkeit und das gehörige Tränken des Viehes, besonders im Sommer, vernachlässiget. — Häufiger kommt das Ueberfüttern, bei Vögeln vor, die man in Käfichen hält, und besonders wenn diese enge sind, so daß der Vogel sich nur wenig darin bewegen kann. Da nun das Universalfutter der Vögel, der Hanf, am meisten gefüttert wird, so werden sie darnach, wenn man ihr Mäßchen damit täglich füllt, zu fett und sterben am Schlage, oder ersticken, oder sie zehren ab und sterben an der Auszehrung, welches man sehr bald gewahrt, wenn der Vogel mit einem Heißhunger gleich über das Fressen herfällt, welches man ihm reicht, und nicht eher den Futternapf verläßt, als bis dieser leer ist. Dabei wird er mager und zehrt ab, so daß er nicht auf die Stange hüpfen kann, und fällt dann todt nieder. Es ist hier am besten, wenn man den Vögeln, nach Verhältniß ihrer Größe, einen Tag um den andern frisches Futter reicht, so daß sie genöthiget sind, das Futter, welches sie beim Fressen über und in den Käfich werfen, sich noch aufzusuchen. Auch kann man mit der Fütterung wechseln, ihnen zur Veränderung einmal Mohn, Rübsamen ꝛc. statt des Hanfes reichen, welches Futter sie zwar auch, aber nicht so gern fressen, als den Hanf. Es versteht sich, daß hier nur von Körner fressenden

Vögeln, von Canarienvögeln, Stieglitzen, Hänflingen, Zeisigen ꝛc., die Rede ist, nicht von Insekten und Ameisen ꝛc. fressenden Vögeln. Man kann ihnen auch gemischtes Futter, wie den Canarienvögeln, aus zerquetschten Hanf, Rübsamen, Canariensamen, Hafergrütze ꝛc. bestehend, reichen, um sie so daran zu gewöhnen. — Man vergesse aber ja nicht ihnen täglich frisches Wasser zu reichen, und im Sommer wohl zweimal. Ist das Bauer so groß, daß man eine Untertasse mit Wasser hinein und auf den Boden setzen kann, damit sich der Vogel bade, so ist es um so besser, auch wegen der Vögellause, die Vögel oft an sich haben, und die das kalte Wasser nicht vertragen können. Ist man nun bei den Vögeln auch mäßig im Füttern, sorgt man für einen Wechsel des Futters, und reicht ihnen täglich frisches Wasser, so wird man sie lange gesund im Käfiche erhalten. Siehe auch die einzelnen Vögel in der Encyklopädie unter ihren Namen.

Uebergabe, von dem Zeitworte übergeben, diejenige Handlung, wodurch der Besitz einer Sache förmlich und völlig in die Gewalt eines Andern gebracht wird. Die Uebergabe eines Gutes, wodurch es völlig in den Besitz eines Andern als Eigenthum kommt. Die Uebergabe einer Festung, der Gefangenen im Kriege. Mit dem Feinde wegen der Uebergabe einer Stadt unterhandeln. Die Uebergabe einer Handlung, einer Fabrik oder Manufaktur, wenn man sie einem Andern käuflich übergiebt oder überläßt. So auch die Uebergabe eines Hauses, eines Ackers, Gartens ꝛc. Die Uebergabe der Letzteren, so auch eines Landgutes, kann auch pachtungsweise, auf Pacht geschehen, so wie man eine Wohnung von dem Eigenthümer eines Hauses miethsweise kontraktlich erhält. Auch hierbei fin-

det die Uebergabe der Wohnung Statt. Jedoch nur auf die im Kontrakte bestimmte Bedingungen und Zeit. — In den Rechten kommen bei der Uebergabe eines Landgutes verschiedene wesentliche Stücke in Betrachtung. So müssen dem Käufer bei der Besitznahme des erkauften Landgutes nicht allein die Pertinenzien, sondern auch das zur Bewirthschaftung des Gutes erforderliche Inventarium des Beilasses übergeben werden. Ferner ist noch nöthig, daß sowohl wegen der Abgaben, als auch wegen der Pacht, der Zinsen und der baaren Gefälle bis zum Tage der Uebergabe Alles in Richtigkeit gebracht, und davon eine genaue Berechnung vorgelegt werde. — Die Uebergabe oder Tradirung eines verkauften Gutes an den Käufer geschieht entweder gerichtlich, oder außergerichtlich, natürlich und reel, oder symbolisch. Eine jede dieser Traditionen hat ihre besondere Wirkungen. Da die Tradition oder Uebergabe von Gütern nicht überall in Deutschland gleich ist, sondern sie auf eine oder die andere angeführte Art Statt hat, so ist es nöthig hier eine Uebersicht der angeführten verschiedenen Arten zu geben, woraus die neueren Bestimmungen und Modifikationen entstanden sind. Die gerichtliche Uebergabe der verkauften Güter findet nur in den Provinzen Statt, wo das Sächsische Recht eingeführt worden oder doch dieses Recht zur Richtschnur dient. Wenn nun daselbst ein Landgut verkauft, und der Kaufkontrakt zu Stande gebracht worden, muß solches dem Gerichte, worunter das verkaufte Gut liegt, angezeigt, und um Ansetzung eines Termins zur Auflaßung des Eigenthums (Gerichtsstyl) ersucht werden. Wenn nun in demselben sowohl der Käufer, als der Verkäufer, entweder in Person oder durch Bevollmächtigte erschienen sind, so giebt der Verkäufer den

geschlossenen Verkauf zu Protokoll (ad Protocollum), thut dabei öffentlich Verzicht auf das bisher ihm an solchem Gute zuständig gewesene Eigenthum und bittet, daß solches jetzt an den Käufer übertragen werden möge, welches dann der Käufer durch seinen bestellten Sachwalter annimmt. Nachdem nun diese Erklärung von beiden Seiten geschehen, tritt der Käufer oder dessen Bevollmächtigter vor den Gerichtstisch, und reicht dem Vorsitzenden oder ersten Rathe, welcher das Präsidium führt, seinen in Händen habenden Hut (nach alter Art), welchen derselbe ebenfalls mit der Hand anfaßt, und sich dabei ungefähr nachstehende Formel bedient: „Ich tradire (oder übergebe) Ihnen hiermit im Namen Sr. Königl. Majestät von —, als Souverainen Herzogs von — das von N. N. erkaufte Gut N. mit allem Zubehör und allen Gerechtigkeiten, so wie es der zwischen beyden Theilen errichtete Kaufkontrakt mit mehreren besaget, zu Ihrem wahren wohlerlangten Eigenthume, jedoch Sr. Königl. Majestät Recht und Gerechtigkeiten, und sonst jedermännniglich unbeschädiget.“ — Hat der Käufer den gewöhnlichen Homagialeid noch nicht vorher abgelegt, so wird ihm derselbe von dem Sekretair des Departements, in welchem das erkaufte Gut liegt, abgenommen. Sonst tritt derselbe nach dieser Ceremonie wider zurück, der Verkauf wird gerichtlich konfirmirt, über die geschehene Auflaßung des Eigenthums eine besondere Recognition angefertiget, und von dem versprochenen Kaufgelde ein Gewisses pro mille unter dem Namen von großer Kanzleytaxe gezahlt, wofür in den Landen, wo eine Stempeltaxe eingeführt worden, diese nach dem Werthe des Gutes oder der Kaufsumme erlegt wird. So z. B. muß in den Preußischen Staaten von 50 bis 100 Thaler des Kapitalwerthes ein Stempelbogen von

6 Gr. Cour. für das Haupterexemplar genommen werden; für jedes folgende Hundert werden 6 Gr. Cour. mehr erhoben, und das angefangene Hundert für voll gerechnet, so daß z. B. von einem Kapitalwerthe von 201 Thlr., 18 Gr. Cour. Stempeltaxe gezahlt werden. — Die außergerichtliche Uebergabe eines Landgutes unterbleibt zwar auch bei dieser gerichtlichen Auflaßung nicht, weil sie zur bestimmten Anweisung desjenigen dient, was der Käufer nach dem abgeschlossenen Kontrakte von dem Verkäufer von Pertinenzien und Beilaß zu fordern hat. Indessen hat, nach dem Sächsischen Rechte, die gerichtliche Tradition nur allein das Vorrecht, daß dadurch das Eigenthum an den Käufer übergeht. In denjenigen Ländern, wo das Sächsische Recht nicht eingeführt ist, sondern die ihr eigenes Landrecht haben, ist auch eine dergleichen gerichtliche Uebergabe nicht nöthig, sondern die außergerichtliche Naturalübergabe zur Vollziehung des geschlossenen Kaufkontraktes schon allein hinreichend. An den Orten, wo über die in einer jeden Provinz belegenen Landgüter ordentliche Lager- und Hypothekenbücher gehalten werden, ist weiter nichts erforderlich, als daß der abgeschlossene Kaufkontrakt bei der Landschaft oder demjenigen Gerichte, welches die Direktion von den Lagerbüchern hat, eingereicht, und um dessen Eintragung gebeten werde, worüber dann der Käufer eine Recognition erhält, um sich dadurch wegen des Besitztitels (Tituli possessionis) gegen Jedermann legitimiren zu können. — Bei dem Verkaufe von Lehngütern, muß der Kauf auch bei der Lehnskanzley angezeigt, und von dem Käufer der gewöhnliche Lehnbrief, wodurch er die nach den Lehnrechten erforderliche Investitur erhält, gelöset werden. Auch ist es nöthig, daß der neue Besitzer, wenn er nicht schon vorher Lehngüter besessen, und

deshalb die nöthigen Lehnspflichten geleistet hat, den in den Rechten vorgeschriebenen Lehneid ablege, und darüber gleichfalls eine gerichtliche Recognition erhalte. In den Königl. Preußischen Staaten, wo alle Lehnsverbindlichkeit zwischen den Lehnsherren und Vasallen aufgehoben worden, fällt dieses Alles von selbst hinweg, und es ist weder die Ausfertigung eines Lehnbriefes, noch die Ablegung des Lehneides nöthig; nur muß der Käufer, wenn er nicht schon, weil er mehrere Güter besitzt, den Homagial-Eid geleistet hat, solchen noch leisten. Nach dem Edikte vom Jahre 1807, welches der König Friedrich Wilhelm der Dritte am 9. October zu Memel erließ, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, so wie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend, heißt es:

§. 1. Jeder Einwohner Unserer Staaten ist ohne alle Einschränkung in Beziehung auf den Staat, zum eigenthümlichen und Pfandbesitz unbeweglicher Grundstücke aller Art berechtiget; der Edelmann also zum Besitz nicht bloß adelicher, sondern auch unadelicher bürgerlicher und bäuerlicher Güter aller Art, und der Bürger und Bauer zum Besitz nicht bloß bürgerlicher, bäuerlicher und anderen unadelicher, sondern auch adelicher Grundstücke, ohne daß der Eine oder der Andere zu irgend einem Gütererwerb einer besonderen Erlaubniß bedarf, und wenn gleich nach, wie vor, jede Besitzveränderung den Behörden angezeigt werden muß. Alle Vorzüge, welche bei Gütererbschaften der adeliche vor dem bürgerlichen Erben hatte, und die bisher durch den persönlichen Stand des Besitzers begründete Einschränkung und Suspension gewisser gutsherrlicher Rechte fallen gänzlich weg. In Absicht der Erwerbfähigkeit solcher Einwohner, welche den ganzen Umfang ihrer

Bürgerpflichten zu erfüllen, durch Religionsbegriffe verhindert werden, hat es bei den besondern Gesetzen sein Verbleiben.

§. 2. Jeder Edelmann ist, ohne allen Nachtheil seines Standes, befugt, bürgerliche Nahrung zu treiben und jeder Bürger oder Bauer ist berechtiget, aus dem Bauer- in den Bürger- und aus dem Bürger- in den Bauernstand zu treten.

§. 3. Ein gesetzliches Vorkaufs- und Näherrecht soll fernerhin nur bei Lehns-Ober-Eigenthümern, Erbzinsherren, Erbverpächtern, Miteigenthümern, und da eintreten, wo eine mit anderen Grundstücken vermischte oder von ihr umschlossene Besitzung veräußert wird.

§. 4. Die Besitzer an sich veräußerlicher städtischer und ländlicher Grundstücke und Güter aller Art sich nach erfolgter Anzeige bei der Landes-Polizeybehörde, unter Vorbehalt der Rechte der Realgläubiger und der Verkaufs-Berechtigten (§ 3) zur Trennung der Radikalien und Pertinenzien, so wie überhaupt zur theilweisen Veräußerung, also auch die Miteigenthümer zur Theilung derselben unter sich, berechtiget.

§. 5. Jeder Grundeigenthümer, auch der Lehns- und der Fidei-Commißbesitzer, ist, ohne alle Einschränkung, jedoch mit Vorwissen der Landes-Polizeybehörde, befugt, nicht bloß einzelne Bauerhöfe, Krüge, Mühlen, und andere Pertinenzien, sondern auch das Vorwerksland ganz, oder zum Theil und in beliebigen Theilen zu vererbpachten, ohne daß dem Lehns-Ober-Eigenthümer, den Fidei-Commiß- und Lehnsfolgern, und den ingrossirten Gläubigern aus irgend einem Grunde ein Widerspruch gestattet wird; wenn nur das Erbstands- oder Einkaufsgeld zur Tilgung des zuerst ingrossirten Kapitals, oder bei Lehnen und Fidei-Commissen in etwaniger Er-

mangelung ingrossirter Schulden, zu Lehn- oder Fidei-Commiß verwendet, und in Rücksicht auf die nicht abgelöseten Realrechte der Hypotheken-Gläubiger, von der landschaftlichen Kredit-Direktion der Provinz, oder von der Landes-Polizeybehörde, attestirt wird, daß die Erbverpachtung ihnen unschädlich sey.

§. 6. Wenn ein Gutsbesitzer meint, die auf einem Gute vorhandenen einzelnen Bauerhöfe oder ländlichen Besitzungen, welche nicht erblich, erbpacht- oder erbzinsweise ausgethan sind, nicht wieder herstellen oder erhalten könne; so ist er verpflichtet, sich deshalb bei der Kammer der Provinz zu melden, mit deren Zustimmung die Zusammenziehung, sowohl mehrerer Höfe in eine bäuerliche Besitzung, als mit Vorwerks-Grundstücken gestattet werden soll, sobald auf dem Gute keine Erbunterthänigkeit mehr Statt findet. Die einzelnen Kammern werden hierüber mit besonderer Instruktion versehen werden.

§. 7. Werden die Bauerhöfe aber erblich, erbpacht- oder erbzinsweise besessen, so muß, bevor von deren Einziehung oder einer Veränderung in Absicht der dazu gehörigen Grundstücke die Rede seyn kann, zuerst das Recht des bisherigen Besitzers, sey es durch Veräußerung derselben an die Gutsherrschaft oder auf einem andern gesetzlichen Wege, verloschen seyn. In diesem Falle treten auch in Absicht solcher Güter die Bestimmung des § 6 ein.

§. 8. Jeder Lehns- oder Fidei-Commißbesitzer ist befugt, die zum Retablissement der Kriegsschäden erforderlichen Summen auf die Substanz der Güter selbst, und nicht bloß auf die Revenüen derselben, hypothekarisch aufzunehmen, wenn nur die Verwendung des Geldes von dem Landrathe des Kreises oder der Departements-Landschafts-Direktion attestirt wird. Nach Ablauf dreier Jahre seit der contrahirten Schuld ist der Besitzer und sein Nachfolger

schuldig, von dem Kapitale selbst jährlich wenigstens den 15. Theil abzutragen.

§. 9. Jede, keinem Ober-Eigenthümer unterworfene Lehnsverbindung, jede Familien- und jede Fidei-Commiß-Stiftung kann durch einen Familienschluß beliebig abgeändert, oder gänzlich aufgehoben werden, wie solches in Absicht der Ostpreußischen (mit Ausschluß der Ermeländischen) Lehne bereits im Ostpreußischen Provinzial-Rechte-Zusatz 56 verordnet ist.

§. 10. Nach dem Datum dieser Verordnung entsteht fernerhin kein Unterthänigkeits-Verhältniß, weder durch Geburt, noch durch Heirath, noch durch Uebernehmung einer unterthänigen Stelle, noch durch Vertrag.

§. 11. Mit der Publikation der gegenwärtigen Verordnung hört das bisherige Unterthänigkeits-Verhältniß derjenigen Unterthanen und deren Weiber und Kinder, welche ihre Bauergüter erblich oder eigenthümlich, oder erbzinsweise, oder erbpachtlich besitzen, wechselseitig gänzlich auf.

§. 12. Mit dem Martinitage 1810 hört alle Gutsunterthänigkeit in Unsern sämmtlichen Staaten auf. Nach diesem Tage 1810 giebt es nur freie Leute, so wie solches auf den Domainen in allen Unsern Provinzen schon der Fall ist; bei denen aber, wie sich von selbst versteht, alle Verbindlichkeiten, die ihnen als freien Leuten, vermöge des Besitzes eines Grundstückes, oder vermöge eines besondern Vertrages obliegen, in Kraft bleiben. —

Nach dem Edikte vom Jahre 1811 die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse betreffend, in 57 Paragraphen mit einem Anhange, sollen die bisher nicht eigenthümlich verliehenen bäuerlichen Besitzungen in Eigen-

thum verwandelt, und die auf solchen ruhenden Dienstbarkeiten und Berechtigungen gegen wechselseitige billige Entschädigungen abgelöset werden, welches in dem Edikte in den 57 Paragraphen näher bestimmt worden, und sich sowohl auf die bisher ohne Eigenthum erblichen bäuerlichen Besitzungen, als auch auf die bisher nicht erblichen bäuerlichen Besitzungen bezieht. Die gewöhnlichen Gegenstände, welche hierbei zum Grunde liegen, und mithin zur Ausgleichung kommen, sind: a) an Rechten von Seiten des Gutsherren: 1) das Eigenthumsrecht; 2) der Anspruch auf Dienste; 3) die Geld-Naturalabgaben; 4) die Hofwehr; 5) die Berechtigungen oder Servituten auf den Grundstücken. b) An Rechten von Seiten der Verpflichteten: 1) der Anspruch auf Unterstützung bei Unglücksfällen; 2) der Anspruch auf Raff- und Leseholz, oder sonstige Waldberechtigungen; 3) die Verpflichtung des Gutsherren zum Aufbau und zur Reparatur der Gebäude; 4) die weitere Verpflichtung, bei entstehendem Unvermögen, die Steuern und die andern öffentlichen Abgaben und Leistungen zu vertreten; 5) Die Hütungs- und Waldgerechtsame. Nach der Regel, die bei der Separation festgesetzt worden, wobei jedoch auch einige in diesem Edikte näher bestimmte Ausnahmen Statt finden, erhalten die Gutsherren bei erblichen Besitzern für das Eigenthum der Höfe, für die Dienst- und gewöhnlichen Abgaben, davon, den dritten Theil der sämmtlichen Gutsländereyen der Unterthanen abgetreten, wobei diese auch zugleich auf alle außerordentlichen Unterstützungen, Hofwehr, Bauhülfen und auf die Steuervertretung Verzicht leisten. Es soll aber auch den Interessenten oder Betheiligten frei stehen, sich auf eine Vergütigung in Kapital, oder durch Rente in Naturalien oder Geld, zu einigen. Diese Dispositionen der erblichen Bauergüter, gelten auch von den nicht erb-

lichen, mit dem Unterschiede, daß die Gutsherren, wenn keine gütliche Einigung auf andere Weise erfolgt, berechtiget seyn sollen, die Hälfte der Besitzungen an Aeckern, Wörden, Wiesen, Holzung und Hütung zu ihren Gütern einzuziehen, oder sonst willkührlich darüber zu disponiren; die andere Hälfte muß als freies, unbeschränktes Eigenthum an den bisherigen Nutznießer oder Pächter überlassen werden, wenn gegen dessen Befähigung und Aufführungen nicht diejenigen Einwendungen zu machen sind, die nach der bisherigen Verfassung zur Exmission aus dem Besitze gesetzlich berechtigen. Sowohl in diesem Falle, als bei dessen freiwilliger Verzichtleistung auf die Erwerbung des eigenthümlichen Besitzes, ist der Gutsherr an kein Subjekt gebunden, sondern wählt dieses nach eigenem Gutfinden, ohne daß er jedoch berechtiget ist, sich ein Kaufgeld zu bedingen. Hindern Alter oder körperliche Gebrechen den zeitherigen Nießbraucher an der Eigenthums-Erwerbung, so hat derselbe auf einen lebenslänglichen Altenantheil (Auszug) Anspruch, dessen Ausmittelung und Gewährung nach der Observanz des Ortes, der Annehmer des Hofes sich nicht entziehen kann. Wenn bei der Ausgleichung des Gutsherren mit seinen bisherigen Bauern solches durch Land geschieht, so kann hier bei Ueberlassung eines ganzen Feldes oder zusammenhangender Randtheile mehrerer Felder, dieses durch Grundstücke gehindert werden, welche schon vorhandene Eigenthümer darin besitzen. In diesem Falle ist die Verordnung: daß sich dergleichen Grundbesitzer einen Umtausch ihrer Aecker gefallen lassen müssen, wenn sie dabei in Hinsicht der Lage und Qualität hinlänglich entschädiget werden.

Hierauf folgte im Jahre 1816 noch eine Deklaration des Ediktes vom 14. September 1811

mit 121 Paragraphen, darin Alles näher bestimmt wird, wie die Auseinandersetzung durch die dazu ernannte Kommission Statt haben soll. Es steht aber den Interessenten frei sich ohne Mitwirkung der verordneten Behörde gütlich auseinander zu setzen; nur muß der Auseinandersetzungsprozeß gerichtlich vollzogen, und der General-Kommission zur Prüfung und Bestätigung eingereicht werden. Wenn bei einem Gute, auf welchem die Separation noch nicht Statt gehabt hat, die Regulirung vorgenommen wird, so soll die Kommission die Interessenten aufmuntern dazu zu schreiten; denn sowohl die Gutsherrschaft, als die bäuerlichen Besitzer sind dieselbe zu fordern befugt. Wollen sie aber noch in Gemeinheit verbleiben, so sollen die Vorschriften des Ediktes § 13 Litt. a. Nr. 1 und 2 in den Fällen zur Anwendung kommen, wenn sie zu keiner erheblichen Verletzung in Rücksicht der Güte des Bodens führen. Diese sind nun nach der Entschädigung durch Land, die durch dreierlei Art bei den Aeckern zu bewerkstelligen ist: 1) eins von den vorhandenen drei Feldern ganz abzutreten, oder man nimmt 2) von jedem Felde $\frac{1}{3}$ ab, und wählt dazu die Stücke, welche am Seitenrande beisammen liegen. Wollen aber die Interessenten zur Separation schreiten, so soll damit nach Vorschrift der Gemeinheits-Theilungs-Ordnung verfahren werden, die Abfindung für die Auflösung der gutsherrlichen Verhältnisse wird dabei den bisherigen gutsherrlichen Besitzungen hinzugerechnet, und der Viehstand jedes Interessenten nach dem Landbesitze, wie er nach der Regulirung seiner Verhältnisse zu stehen kommt, bestimmt. In allen Fällen soll die Kommission bei der Anweisung der gutsherrlichen Abfindung in Land, dafür sorgen, daß die neue Feldeintheilung und die Ausgleichung der Mitglieder der Gemeinde unter sich, gegen den Vollziehungstermin zweckmäßig bewirkt werde, und diese erforderlichen

Falls selbst bewirken ꝛc. ꝛc. — Auch wegen einiger zweifelhaften Bestimmungen der Edikte vom 14ten September 1811 und 29sten Mai 1816, die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse betreffend, erschien am 9ten Juni 1819 noch eine Verordnung.

Die symbolische Uebergabe, **Traditio Symbolica**, welche durch gewisse Zeichen, als z. B. durch Uebergebung der Schlüssel, durch Ueberreichung eines von einem Hausstiele abgehauenen Spanes, oder eines Spadens mit ausgestochener Erde ꝛc., geschieht, ist zu unsern Zeiten längst als etwas Ungereimtes verbannt worden. Es war eine herrschende Gewohnheit, die bei den Landgütern nicht die geringste Wirkung hatte. Wer indessen die Naturalübergabe mit der symbolischen verbinden will, so wird solches wohl gestattet, aber nur als eine leere Ceremonie betrachtet, die weiter keinen Einfluß auf die Uebergabe hat. In dem Gerichtsbrauche der Königl. Preußischen Länder weiß man von dieser Art Uebergabe nichts mehr, sie ist längst als überflüssig und unnütz daraus verbannt. — Die Natural-Uebergabe ist und bleibt also diejenige, welche bei den erkauften Landgütern nicht allein nothwendig ist, sondern auch die dieser Handlung in den Rechten beigelegte Wirkungen nach sich zieht, dergestalt, daß man, nachdem solche geschehen, den geschlossenen Kauf erst für vollkommen vollzogen und den Käufer für einen wahren Eigenthümer des erkauften Gutes ansehen kann. Bei Landgütern, welche in den Gerichten öffentlich erstanden und gekauft werden, pflegt von dem Gerichte, von welchem es verkauft worden, zu dieser Uebergabe eine eigene Kommission angeordnet zu werden; allein bei Gütern, die aus freier Hand verkauft werden, kann man diese Kosten ersparen, und die Uebergabe kann auch außergerichtlich geschehen. Wenn auch die Contrahenten ei-

nige Mittelspersonen, und darunter auch einen benachbarten Advokaten oder Justizkommissarius, welcher das dabei Verhandelte ordentlich aufzeichnet und ein vollständiges Traditions-Instrument entwirft, mit zu ziehen, so wird doch dadurch die Uebergabe in keine förmliche gerichtliche Handlung verwandelt. — Bei der Naturalübergabe eines verkauften Landgutes geschieht solche in folgender Ordnung: 1) In den Ländern, wo die Erbunterthänigkeit noch Statt findet, die jetzt in Deutschland fast überall aufgehoben worden, werden die bei dem Gute befindlichen Unterthanen, besonders diejenigen, welche in demselben angesessen sind, und eine eigene Nahrung haben, dem Käufer übergeben. Der Verkäufer läßt sie sämmtlich zusammenkommen, und macht ihnen den mit dem Käufer geschlossenen Kauf bekannt, und entbindet sie zugleich dabei derjenigen Pflichten, mit welchen sie ihm, dem Verkäufer, bisher verwandt gewesen, verweiset sie zu gleicher Zeit an den Käufer, als ihre künftige rechtmäßige Obrigkeit, mit dem Ermahnen, daß sie demselben von jetzt ab alle ihre obliegenden Pflichten, auch Ehrfurcht und Gehorsam zu erweisen hätten. Nachdem solches geschehen, tritt der Rechtsconsulent oder der auf dem Gute bestallte Justiziarius hervor, und verpflichtet die versammelte Gemeinde mit dem gewöhnlichen Unterthänigkeitseide, und den Beschluß dieses ganzen Aktes macht ein Handschlag der Unterthanen an den neuen Gutsbesitzer. Wenn nicht schon bei dem Abschlusse des Kaufes ein vollständiges Seelenregister von den sämmtlichen bei dem verkauften Gute befindlichen einheimischen und auswärtigen Unterthanen beiderlei Geschlechts aufgenommen und dem Contrakte beigefügt seyn sollte, so wird solches jetzt nachgeholt, und in Gegenwart der Dorfgerichte und des Verkäufers angefertiget, und dem Käufer übergeben. Die übrigen noch dabei vorkommenden Stücke, z. B. die Loslassungen und Loslas-

sungsgelder ꝛc. werden auch zwischen dem Käufer und Verkäufer regulirt. Dieses Alles fällt aber da weg, wo die Landleute persönlich frei sind, wie z. B. in den Preußischen und anderen Deutschen Staaten, nur bleiben alle Verbindlichkeiten, die ihnen als freie Leute, vermöge des Besitzes eines Grundstückes oder vermöge eines besonderen Vertrages obliegen, auch bei dem Verkaufe eines Gutes in Kraft, sobald sie damit verbunden sind. — 2) Die Berichtigung und Anweisung der Grenzen ist eine Hauptsache bei einem Gutsverkaufe; denn die Grenzen bestimmen den eigentlichen Umfang des verkauften Landgutes. Auf Landgütern, wo eine legale Taxe oder Anschlag aufgenommen und dabei eine Vermessung zum Grunde gelegt worden, ist die Berichtigung der Grenzen schon bei dieser Gelegenheit geschehen, und dann ist bei der Uebergabe nur diese Anweisung nöthig. Auch die Separations- oder Trennungsverträge des Gutsherren mit den Bauern, da, wo die Erbunterthänigkeit aufgehoben worden, und die Ablösung der Ländereyen zwischen den Bauern und dem Gutsherren geschehen, giebt den Grenzzustand des Gutes an. Indessen ist dieser Punkt immer besonders zu berücksichtigen, wenn sich der Käufer deshalb in Sicherheit setzen und der Verkäufer sich von einer beschwerlichen Eviction befreien will. Die Grenzbezeichnungen der angrenzenden Feldnachbaren, die in aufgeworfenen Mahlen bestehen, sind schon hinreichend als ein Sicherheits-Dokument. Es ist daher nur nöthig, diese Grenznachbaren zur Zeit der angesetzten Uebergabe des Gutes einzuladen, bei ihrem Grenzmahle zu erscheinen, und wenn diese noch völlig kennbar sind, von jedem Feldnachbar die Bescheinigung zu erhalten, daß die Grenze richtig sey. Sind aber die Grenzen zwar unstreitig, die vorhandenen Grenzmahle aber verfallen und unkennbar, so müssen diese Letztern, in Gegenwart der Grenznach-

baren, erneuert und von Neuem aufgeworfen, auch über diese Erneuerung der Grenze ein ordentliches Protokoll aufgenommen und von beiden Theilen unterschrieben werden. Erkennen die Grenznachbaren die Grenzen, wie sie dem Käufer angewiesen worden, nicht als richtig an, so findet entweder eine gütliche Ausgleichung zwischen Käufer und Verkäufer Statt, oder der Letztere muß dem Ersteren den Beweis dieserhalb führen. — 3) Was die Uebergabe der Gutspertinenzien oder des Zubehörs anbetrifft, worunter man Gegenstände versteht, die von dem Gute unzertrennlich sind (s. Pertinenzien, Th. 108, S. 756 u. f.), so ist hierin zuerst ein Unterschied zu machen, ob von dem verkauften Gute ein förmlicher Kaufanschlag angefertiget und solcher dem Käufer bei der Unterhandlung wegen des Gutsverkaufs vorgelegt, oder wenigstens die zu dem Gute gehörigen und mitgekauften Pertinenzien in dem Kaufcontrakte namentlich benannt oder ob keines von Beiden geschehen, sondern das Gut nur überhaupt, ohne specielle Benennung des Zubehörs im Pausch und Bogen verkauft worden, welches Letztere jedoch nur sehr selten geschieht, oder der Kauf müßte überaus vortheilhaft seyn. In dem ersten Falle macht man wieder einen Unterschied, ob nämlich der aufgenommene Kaufanschlag sich auf eine vorhergegangene Vermessung gründet, oder solcher nur bloß nach dem Augenscheine, der Zeugenaussage und den Wirthschaftsrechnungen abgefaßt worden. Gründet sich der Kaufanschlag auf eine geometrische Vermessung, so ist die Uebergabe der Pertinenzstücke nur leicht, indem weder ihre wirkliche Existenz, noch auch ihre Größe und ihr Umfang zweifelhaft seyn wird; es darf dann nur bloß untersucht werden, ob sie sich noch in demjenigen Zustande befinden, worin sie zur Zeit des angefertigten Anschlages gewesen sind, oder ob sie in der Zwischenzeit des ab-

geschlossenen Kaufes und der Uebergabe durch die Schuld des Verkäufers deteriorirt und in schlechtere Umstände gesetzt worden. Ist aber der angeführte Kaufanschlag nicht auf eine solche Vermessung gegründet, sondern die Anzeige der Pertinenzien bloß nach dem Augenscheine und dem Ertrage geschehen, so hat auch die Uebergabe des Gutes in diesen Stücken keine sichere Basis. Es wird hier aber immer vorausgesetzt, daß der Käufer sowohl in diesen, als in den übrigen schon oben erwähnten Fällen, sich vor dem Kaufe von der Existenz und Beschaffenheit der zu dem Gute gehörigeu Pertinenzien durch den Augenschein und mit Zeugen unterrichtet haben wird. Findet er nun solche noch in dem Zustande, worin er sie zur Zeit des abgeschlossenen Kaufes angetroffen hat, so muß er sie auch, wie er sie vorfindet, annehmen. Kann er aber auf eine rechtliche Art darthun und beweisen, daß sie in der Zwischenzeit durch die Schuld des Verkäufers in einen schlechten Zustand gerathen sind, so muß dieser ihm deshalb gerecht werden. Besser bleibt es jedoch immer, bei jedem Gutsverkaufe auf einem ordentlichen Kaufanschlage zu bestehen, worin die Pertinenzien gehörig verzeichnet worden, weil dann so leicht keine Streitigkeiten entstehen können, da die genaue Prüfung des Kaufanschlages dann von dem Käufer abhängt. — 4) Eine gleiche Bewandniß hat es mit dem Beilaße zu einem Gute, worunter man diejenigen Werkzeuge versteht, ohne welche ein Gut nicht bewirthschaftet werden kann, man pflegt sie nach der Verschiedenheit ihres Gebrauchs und ihrer Bestimmung in das Feld-, Vieh- und Acker-Inventarium und in den benöthigten Hausrath einzutheilen, ohne welche, wie oben bemerkt worden, keine Landwirthschaft betrieben und fortgesetzt werden kann. Auch von diesen Stücken muß dem Kaufcontrakte ein genaues Verzeichniß beigefügt werden. Ist ohne Verzeichniß

das Gut mit den zur Bewirthschaftung nöthigen Inventarienstücken verkauft worden, so muß der Verkäufer, wenn die wirklich vorhandenen dazu nicht hinreichend seyn sollten, dem Käufer auch das noch Fehlende ersetzen, und befinden sich unter den vorhandenen untaugliche Stücke, so braucht der Käufer sie nicht anzunehmen, und kann taugliche fordern. — Oft pflegt bei den Gütern, die zur Zeit des Verkaufes unter einer Zeitpacht stehen, der Käufer, wegen der Uebergabe des Beilasses, an den Pachter verwiesen zu werden. Hat nun der Käufer diese Bedingung im Kaufcontrakte angenommen, so kann er auch davon nicht abgehen; ihm müssen aber die Inventarienstücke von dem Pachter so überliefert werden, wie er sie nach dem im Pachtcontrakte beigefügten Verzeichnisse von dem Besitzer des Gutes empfangen hatte. Selbst wenn der Pachter weniger Beilaß, als er erhalten hat, zu hinterlassen befugt ist, so hat doch hiermit der Käufer des Gutes nichts zu thun, sondern der Verkäufer muß ihm das Fehlende ersetzen oder vergütigen. — Was die Realabgaben und Kommunallasten eines Gutes betrifft, die der Eigenthümer desselben theils zu leisten, theils zu fordern hat, so geht Alles erst dann an den Käufer über, wenn der Kaufcontrakt geschlossen, und das Gut nach demselben förmlich in Besitz genommen worden; denn so lange die Uebergabe eines Gutes noch nicht geschehen ist, können so wenig die Lasten, wie der Genuß der Einkünfte davon dem Käufer zuständig seyn; es müßten denn andere Bedingungen im Kaufcontrakte darüber sprechen; denn die allgemeine Regel: qui habet commoda, debet etiam habere incommoda, das heißt: Wer den Genuß einer Sache hat, muß auch die Lasten davon tragen, gilt auch hier. Bei der Naturaltradition muß daher 5) dieser beiden Punkte wegen, eine genaue Berechnung zwischen dem Käufer und Ver-

käufer angelegt werden, damit ein Jeder von demjenigen, was er zu erhalten oder zu entrichten hat, vergewissert sey. — Wenn unter Zeitpacht stehende Güter verkauft werden, und der Käufer will den Pachter noch fernerhin in der Pacht lassen, so muß die mit demselben anzulegende Berechnung auf eben den Fuß und nach gleichmäßigen Prinzipien angelegt werden, ehe die Prolongation der Pacht ihren Anfang nimmt. — 6) Müssen dem Käufer von dem Verkäufer sämmtliche zu dem Gute gehörende Urkunden und Briefe übergeben werden, und nicht, wie einige Rechtslehrer wollen, nur authentische und vidimirte Abschriften davon, sondern die Originalien oder Original-Dokumente; nur dann können solche nicht gefordert werden, wenn der Verkäufer sie zur Gewährleistung selber braucht; besonders aber, wenn die das verkaufte Gut angehende Urkunden zugleich über mehrere Güter, die der Verkäufer noch im Besitze behält, ausgefertigt worden sind; ist dieses aber nicht der Fall, so müssen sie dem Käufer ausgeliefert werden, und der Verkäufer kann sich davon Abschriften nehmen, wenn er sie zu irgend einem Zwecke produciren will. Auch der Vorwand, daß der Verkäufer die Originalien zur Vertretung des Käufers nöthig habe, ist deshalb unerheblich, weil in einem solchen Falle der kaufende Theil die Dokumente zu produciren jedesmal schuldig ist, und damit solches nicht abgeläugnet werden könne, darf nur ein Verzeichniß der überlieferten Dokumente von dem Verkäufer angefertiget und von dem Käufer unterschrieben, dem Ersteren zurückgelassen werden.

Die Hauptwirkung der Uebergabe besteht nun darin, daß der Käufer von dem Gute durch den Besitztitel völlig Herr und Eigenthümer wird, und damit ohne alle Einschränkungen nach seinem Gefallen schalten und walten kann. Dieses kann nicht eher geschehen, als bis der Verkäufer wegen des Kaufgeldes

befriediget worden, wenn ihm gleich der Besitz des Gutes schon eingeräumt wäre. Dieses geschieht nun durch die baare Auszahlung des Gutes oder bedingungsweise, wovon die Bedingungen nicht immer mit ausdrücklichen Worten im Kaufcontrakte stehen, aber aus den zwischen dem Käufer und Verkäufer Statt gehabten Handlungen gefolgert werden können. Hierher ist zu rechnen: wenn der Käufer dem Verkäufer auf das erkaufte Gut eine Hypothek wegen des rückständigen Kaufgeldes bestellt hat, und solche von dem Letztern angenommen worden; denn durch diese Annahme von dem Verkäufer wird der Käufer als wahrer Eigenthümer des Gutes anerkannt. Dann auch, wenn gewisse Zahlungstermine festgesetzt, oder dem Käufer wegen der Zahlung Nachsicht gegeben worden; auch in diesem Falle wird die Uebergabe des Gutes auf den Käufer übertragen. Ferner, wenn wegen der richtigen Bezahlung des Kaufgeldes Caution bestellt oder deshalb Bürgschaft geleistet, und solche von dem Verkäufer angenommen wird. Die hauptsächlichste Wirkung des durch die Tradition an den Käufer übergegangenen Eigenthumes besteht dann noch in dem freien und ungehinderten Genuß der Früchte. Man theilt diese Früchte in den Rechten in Fructus civiles, naturales und industriales. Zu den Ersteren gehören die jährlichen Zinsen und alle baaren Gefälle; zu den Zweiten diejenigen Früchte, welche ohne besondere Kultur gleichsam von selbst zuwachsen, wohin das Wiesenwachs, das Holz und verschiedenes Obst zu rechnen ist, und unter den Letztern versteht man alle Früchte, welche der menschliche Fleiß erzeugt, oder doch dabei wirksam ist, wozu die Feld- und Gartenfrüchte, die Viehzucht, Fischerey, Kalk- und Steinbrüche, Ziegelöfen, Glashütten, Kohlenbrennerey ꝛc. gehören. — Von diesen drei Arten von Früchten erhält der Käufer durch die Uebergabe den freien Ge-

brauch und die freie Nutzung von dem Tage an, da die Tradition des Gutes an ihn geschehen oder nach dem Kaufcontrakte geschehen soll; denn es ereignet sich nicht selten, daß gewisse Umstände die Uebergabe länger, als es im Contrakte bestimmt worden, hinausrücken oder verschieben. Hieran kann der Käufer, aber auch der Verkäufer Schuld seyn. Ist es der Letztere, so muß die Uebergabe des Gutes in allen Stücken nach dem Zustande geschehen, wie es zu der Zeit gewesen, da der Contrakt abgeschlossen worden ist. — Die gewöhnliche Uebergabe der Landgüter geschieht entweder auf den 25sten März (Marien), oder auf den 24sten Juny (Johannis). Der letzte Termin ist in den meisten Ländern der gebräuchlichste, da fast in allen Abnutzungsfällen, besonders aber in Ansehung der Feldfrüchte, mit diesem Termine das gewöhnliche Abnutzungsjahr aufhört, und wieder ein neues anfängt; es fällt daher die Absonderung desjenigen, was der Käufer bekommen, und was dem Verkäufer geblieben, weit leichter. Wo die Uebergabe des Gutes auf Marien Statt hat, da trifft man viele Gegenstände an, die entweder noch gar nicht abgenutzt sind, oder doch mitten unter der Abnutzung stehen. So sind z. B. die Scheunen noch voller Getreide, welches erst ausgedroschen werden muß; die Schafe haben noch ihre Wolle ꝛc.; Alles dieses erschwert die abzulegende Berechnung zwischen dem Käufer und Verkäufer gar sehr. Dann kommt noch in diesem Termine hinzu, wenn sich der Käufer nicht andere Bedingungen gestellt hat, daß er das Getreide zum Brodbacken, das Futterkorn ꝛc., was Alles bis zur Erndte erforderlich ist, aus eigenen Mitteln anschaffen muß, welches um so schwerer fällt, da noch mancherlei Ausgaben bei einem erkauften Gute vorfallen, wozu das noch ersparte oder aufgenommene Geld nöthig ist; daher ist der erste Termin, zu Johannis, für Käufer und Verkäufer, be-

sonders aber für den Ersteren vortheilhafter. Für den Verkäufer scheint die Uebergabe im März vortheilhafter zu seyn, weil er an Brodkorn und andern Wirthschaftsbedürfnissen fast ein ganzes Vierteljahr erspart; er verliert aber dann die ganze Wolle, und wo starke Kuhmelkereyen vorhanden sind, die reichliche Nutzung des Rindviehes; auch geräth er wegen Fortschaffung des vorräthigen Getreides, wozu die Fuhren jetzt nicht so gegeben werden können, in Verlegenheit. Uebrigens gehören von den Natural- und Industrialfrüchten die schon abgesonderten dem Verkäufer, die übrigen dem Käufer. Was die Fructus civiles betrifft, so müssen solche, in so fern sie nicht bloß als ein Antheil der Erndte angesehen werden können, zwischen dem Käufer und Verkäufer pro rata temporis eingetheilt werden, wobei jedoch der Termin, an welchem die Abrechnung geschehen soll, zu bestimmen ist. — Ueberhaupt gehört alles Getreide, und auch andere Feldfrüchte, die zur Zeit der Uebergabe noch auf dem Halme stehen, dem Käufer, das abgetragene Getreide aber, es mag noch ungedroschen in den Scheunen, oder schon in Körnen auf dem Boden liegen, verbleibt dem Verkäufer, wenn es nicht im Contrakte anders bestimmt worden. Das vorräthige Stroh, von dem schon abgebrachten Getreide, gehört eigentlich dem Käufer, da es zur Fortsetzung der Wirthschaft, besonders zur Düngung der Aecker nothwendig ist; es versteht sich übrigens, daß wenn der Verkäufer zum Vortheile seiner Aecker von anderwärts Stroh angekauft hat, und dieses noch in natura vorhanden ist, so gehört solches demselben zu, sollte es aber schon verfüttert oder zur Einstreu verwendet worden seyn, so kann der Verkäufer von dem Zuwachse nicht so viel zurückbehalten, als die Quantität dieses Strohes beträgt; denn von dem Strohe, das schon verbraucht worden, kann keine Vergütigung verlangt werden. Dasselbe findet auch Statt

mit der Ueberkehr, Spreu und andern zum Futter des Viehes bestimmten Getreideabgängen. Alles, was hiervon zur Zeit der Uebergabe vorräthig auf dem Gute zugewachsen ist, muß dem Käufer überliefert werden, da diese Abgänge keine zum Verkaufe bestimmte Waare sind, sondern zum Viehfutter dienen. — Was die Fortschaffung des dem Verkäufer bleibenden Getreides betrifft, so muß bei der Schließung des Kaufes dieser Umstand mit in Betrachtung gezogen, und im Vertrage darüber das Nöthige angemerkt werden, nämlich, daß der Käufer dem Verkäufer hierin auf eine billige Art zu Hülfe kommen wolle. Ist dieses aber nicht geschehen, so entsteht die Frage: ob und in wie weit der Käufer nach den Rechten dazu angehalten werden könne? Folgt der Uebergabe-Termin nicht zu schnell auf die Schließung des Kaufcontraktes, sondern es bleiben einige Wochen oder Monate dazwischen, so ist der Verkäufer schon von selbst für die Wegschaffung des Vorraths besorgt, ist aber der Kauf erst kurz vor der Uebergabe zu Stande gekommen, so geräth derselbe, besonders wenn die Uebergabe des Gutes schon auf Marien geschehen soll, in nicht geringe Verlegenheit, wie er sein Getreide, es sey in Stroh oder in Körnern, fortschaffen soll. Wenn das Getreide nicht ein von einigen Jahren aufgesammelter Vorrath, sondern nur von dem Einschnitte des gegenwärtigen übrig geblieben ist, so kann dasselbe wohl von dem eigenen Gespanne des Gutes oder durch die Dienstbauern, wo nämlich die Naturaldienste noch bestehen oder geleistet werden, geschehen; allein es wäre doch nicht eher zu fordern, als bis dazu eine bequeme Zeit sich herausstellt, damit in der Ackerbestellung nichts versäumt werde, da gerade in der zu den Güter-Traditionen bestimmten Zeit die nöthigste Feldarbeit vorfällt, und es kann daher dem Käufer dann wohl nicht zugemuthet werden, daß er

sein Gespann zu einem ihm eigentlich nicht zuständigen Getreidevorrathe wegzuschaffen, hergebe, und besonders, wenn der Verkäufer, um höhere Preise abzuwarten, den ganzen Ueberschuß von dem Jahreseinschnitte, oder doch einen großen Theil davon, unverkauft hat liegen lassen. In dem allgemeinen Preußischen Landrechte kommt hierüber nichts vor, und da nach dem Edikte vom Jahre 1807 wegen des freien Gebrauchs des Grundeigenthumes und der Aufhörung der Gutsunterthänigkeit, s. oben, S. 286 u. f., sich die Landguts-Angelegenheiten geändert haben, so möchten jetzt wohl wenige Käufer von Landgütern darauf eingehen, ihr Gespann zum Transporte der noch vorhandenen Vorräthe des Getreides vom Verkäufer herzugeben, wenn solches nicht, wie schon bemerkt, im Vertrage stipulirt worden.

Wegen des Aufbewahrens und Dreschens des noch im Strohe befindlichen Getreides, in so fern es dem Verkäufer verbleibt, muß gleichfalls eine Uebereinkunft mit dem Käufer geschlossen oder solches im Contrakte bemerkt werden. Geschieht die Gutsübergabe auf Johannis, so wird von dem unausgedroschenen Getreide wohl nicht mehr viel vorhanden seyn; geschieht sie aber auf Marien, so kann es leicht geschehen, daß dergleichen Getreide noch vorhanden ist, und hier wäre es dann wohl eine Unbilligkeit des Käufers, wenn man ihm dazu die Lohndrescher und den Platz versagen wollte, wenn solches auch nicht contraktlich stipulirt worden. Da nun der neue Besitzer des Gutes die vorräthigen Kornbehältnisse, sobald das neue Ausdreschen angeht, zu seinem eigenen Gebrauche nöthig hat, so muß auch dem Verkäufer zur Fortschaffung seines ihm verbleibenden Vorraths eine gewisse Zeit bestimmt werden. Nach wirthschaftlichen Prinzipien hat der Verkäufer dem Käufer die Kornbehältnisse wenigstens gegen Michael völlig zu räumen und leer zu machen;

denn wenn gleich schon vorher Saatkorn gedroschen wird, so geht doch das eigentliche Ausdreschen des Getreides erst nach Michaelis an, und das wenige Saatkorn, welches nebenher von Zeit zu Zeit verbraucht wird, findet immer seinen Platz. Indessen ohne eine Vertragsklausel lassen sich hierin dem Käufer keine Gesetze vorschreiben, der Verkäufer muß mit demjenigen Bodenplatze, den ihm dieser dazu überlassen will, zufrieden seyn, wenn er nur sonst dazu tauglich ist. In den Rechten und Gesetzen findet man auch hierüber nichts angeführt, und es beruhet demnach lediglich auf einem Uebereinkommen beider Theile, wie sie es hierin halten wollen, wenn der Vertrag nichts darüber enthält. — Was das Heu von den Wiesen betrifft, so gehört dasjenige, was noch auf dem Halme steht, dem Käufer, bei dem aber bereits abgebrachten und vorräthigen Heue findet nur der Unterschied Statt, ob es zum eigenen Wirthschaftsgebrauche nöthig ist, oder zum Verkaufe übrig sey. In dem ersteren Falle muß solches bei dem Gute verbleiben und dem Käufer zugeschlagen werden, im andern kommt es dem Verkäufer zu. Wie viel des vorräthigen Heues zum Wirthschaftsbedarfe nöthig ist, und wie viel davon zum Verkaufe noch übrig bleibt, läßt sich aus dem Viehstande durch tüchtige Oekonomen ermitteln. In einigen Gegenden, z. B. in Schlesien, wird das überflüssige Heu schon auf dem Halme vermiethet, gemeiniglich auf den Georgitag, welcher den 23sten April einfällt; es werden dann die zu vermiethen stehenden Wiesen einem Jeden, welcher sie verlangt, zugeschlagen und der Miethszins dafür sogleich erlegt. Geschieht nun die Uebergabe eines Gutes nach dem Tage Georgs, so behält der Verkäufer den schon erhobenen Miethszins. Von den nach der Uebergabe noch zu vermiethenden Wiesen, wenn z. B. die Uebergabe auf Marien geschehen, zieht der Käufer den Miethszins.

Geschieht die Uebergabe auf Johannis, so geschieht es öfters, daß von fetten und zweischnittigen Wiesen schon ein Theil des Grases gemähet ist. Das Heu davon kann zwar der Verkäufer aus den schon oben angeführten Ursachen nicht verlangen, jedoch ist hier die Frage zulässig: ob nicht der Käufer die darauf verwandten Kosten dem Verkäufer zu vergüten habe? und diese Frage ließe sich dahin beantworten, daß da, wo keine Dienstleute vorhanden sind, und das Heu von Fremden für baares Geld gemähet und gesammelt wird, eine Vergütung der Kosten Statt haben müsse, indem ihm das Heu, worein er baares Geld gesteckt, nicht zu Nutze kommt, wenn er aber, bei eigenen Dienstleuten, keine Kosten dabei gehabt hat, so fällt die Vergütung fort, um so mehr, da es schon des Verkäufers Schuldigkeit gewesen, in allen Stükken so zu wirthschaften, als es die Verfassung des Gutes verlangt. — Bei der Holz- und Waldnutzung verbleibt dasjenige Holz, was schon vor der Uebergabe des Gutes verkauft worden, dem Verkäufer, wenn auch gleich das verkaufte Holz noch nicht gefällt und gehauen, sondern bloß mit dem Waldhammer bezeichnet worden; denn die Bezeichnung der Stämme mit dem Waldhammer ist ein sicheres Merkmal, daß der Stamm nicht mehr seinem vorigen Besitzer zugehört, sondern dem Käufer. Es versteht sich hierbei, daß der Holzverkauf schon vor Schließung des Kaufcontraktes geschehen seyn muß; denn nach dem Abschlusse desselben kann kein Holz mehr von dem Verkäufer des Gutes verkauft werden. Und sollte in der Zwischenzeit des Contraktabschlusses und der Uebergabe noch Holz verkauft werden, so kann dasselbe auch gefällt und abgeholt werden, da der Gutsverkäufer vor der Uebergabe noch wahrer Eigenthümer gewesen, nur muß derselbe es dem Käufer des Gutes vergüten. Man findet hier noch Ausnahmen von der Regel,

z. B. in Schlesien, wo Elsen, Birken und andere Holzarten jährlich in gewisse Haue eingetheilt werden, welche Haue dann an die Liebhaber zu gewissen bestimmten Zeiten im Jahre verkauft werden, wenn nun eine solche Zeit zwischen dem getroffenen Kauf und der Tradition einfällt, so kann der Verkäufer dann auch dieses Holz verkaufen und das dafür gelöfete Geld behalten, da es zu den festgesetzten Gutseinkünften gehört. So findet man auch Gegenden, wo die ganze Waldung nach einem forstmäßigen Ueberschlage auf einen gewissen jährlichen Etat gesetzt worden, so daß jährlich aus derselben eine gewisse Summe Geldes gelöset wird. Bei einer solchen Einrichtung ist es nun natürlich, daß der Verkäufer ebenfalls, so lange die Tradition nicht geschehen, das etatsmäßige Quantum an Holz zu verkaufen berechtiget sey. Die Billigkeit erfordert es aber dabei, daß dieses Quantum nach dem Verhältnisse der Zeit zwischen Käufer und Verkäufer getheilt werde. — Was nun die Nutzung des Rind- und Schafviehes bei der Uebergabe betrifft, so kommt es beim Rindviehe darauf an, ob solches verpachtet ist, oder nicht. Ist das Erstere der Fall, so muß die zu entrichtende Pacht zwischen Käufer und Verkäufer nach dem Verhältnisse der Zeit getheilt werden. Die gewöhnliche Molkenpacht von den Kühen pflegt um Walpurgis oder den 1sten May ihren Anfang zu nehmen. So viel nun nach der verhältnißmäßigen Eintheilung vom 1sten May bis zu Johannis, als den gewöhnlichen Termin der Uebergabe, von dieser Pacht fällt, hat der Verkäufer für sich als sein Theil zu erheben, der andere Theil gebührt dem Käufer. Sind die melkenden Kühe nicht verpachtet, so gehören die bei der Uebergabe des Gutes noch vorräthigen Käse und die Butter dem Verkäufer. — Bei den Schafen besteht die größte Nutzung in der Wolle, von welcher die schon gewonnene dem Ver-

käufer, die auf den Schafen aber noch sitzende dem Käufer zugehört. Hierin macht die Zeit der Uebergabe des Landgutes einen Unterschied, ob nämlich solche auf Johannis oder schon auf Marien festgesetzt ist; denn da im ersten Falle die Schafe schon geschoren sind, so gewinnt auch der Verkäufer die Wolle, dagegen verbleibt sie im zweiten Falle dem Käufer, weil zu dieser Zeit die Schafe ihre Wolle noch tragen. Sollte die Wolle auf den Schafen schon vor Abschluß des Kaufcontraktes verkauft worden seyn, so gehört sie dem Verkäufer des Gutes, geschieht der Verkauf aber zwischen dem Abschlusse des Vertrages und der Uebergabe, von Marien ab, so muß die Einnahme dafür getheilt werden, wenn nichts Anderes im Vertrage bedungen worden. An den Orten, wo die tragenden Schafe gemelkt werden, und von den Schäfern eine gewisse Molkenpacht, entweder in natura, oder in baarem Gelde, entrichtet wird, da muß solche gleichfalls zwischen dem Verkäufer und dem Käufer, nach dem Verhältnisse der Zeit, getheilt werden. Nach dem Gebrauche geht die Zeit der Molkenpacht von Urbani an und währt bis Michael, indem die Böcke dann wieder zu den Schafen gelassen werden; dieses beträgt nun eine Zeit von ungefähr vier Monaten, woraus sich ergiebt, daß von dieser Pacht, wenn die Uebergabe um Johannis geschieht, dem Verkäufer ein Viertel, dem Käufer dagegen drei Viertel zukommen. Hat der Verkäufer, wie nicht selten geschieht, schon mehr als das ihm gebührende ein Viertel empfangen, so muß er den Ueberschuß dem Käufer vergüten. — Sowohl die Lämmer, als die Absetzkälber des Rindviehes sind als ein Zuwachs des Viehbeilasses anzusehen, daher hat auch der Verkäufer an solche, wenn sie gleich vor der Uebergabe jung geworden und abgesetzt sind, kein Recht, sie gehören dem Käufer. Dagegen gehören die zur Zucht untauglichen Kälber, ingleichen die

Spätlinge unter den Lämmern, die man gemeiniglich unter dem Namen von Säugern zum Schlachten auszusetzen pflegt, wenn sie gleich bei der Uebergabe noch vorhanden sind, dem Verkäufer. Auch hier kommen einige Ausnahmen vor. Auf Landgütern bei großen volkreichen Städten, z. B. bei Berlin, pflegen gar keine, oder doch nur sehr wenige Lämmer aufgezogen zu werden; denn der größte Theil derselben wird, wegen des hohen, daraus zu lösenden Preises, als Säuger zum Schlachten verkauft. Hier können nun die Lämmer nicht als Zuwachs des Viehstandes betrachtet, sondern sie müssen als eine zum Verkaufe bestimmte Waare angesehen werden. Hier würden also die noch zur Zeit der Uebergabe vorhandenen Lämmer nicht dem Käufer, sondern dem Verkäufer zugehören. Es versteht sich hier, daß die Säuger noch wirkliche Säuger seyn müssen, welches man leicht gewahrt, ob sie schon gehämmelt worden, oder nicht. — Es ist ferner in allen Schäfereyen gewöhnlich, daß man einige Zeit nach Johannis nicht allein die tauglichen und vollsetzigen Hammel aussetzt, sondern auch das alte zur Zucht untaugliche Schafvieh ausbraket, und beide bis gegen den Herbst zum Verkaufe oder zur Einschlachtung auf Fettweiden anmästet; hier pflegt es nun wohl zu geschehen, daß man dergleichen Hammel oder Brakvieh nicht loswerden kann, sondern solches noch ferner in der Fütterung behalten muß. Wenn nun dergleichen, schon im vorigen Jahre zum Verkaufe ausgesetztes, Vieh zur Zeit der Uebergabe noch vorhanden ist, so gehört solches dem Verkäufer. — Was die Fischerey anbetrifft, so gehören alle Fische, sie mögen Setzlinge oder zum Verkaufe brauchbar seyn, die zur Zeit der Uebergabe noch nicht eingefangen worden, dem Käufer; sind dagegen die Fische schon eingefangen, so daß sie bloß in den Hältern oder Fischkasten aufbewahrt werden, so verbleiben sie dem Ver-

käufer. Dieses versteht sich jedoch nur von solchen Fischen, welche man zum Verspeisen oder zum Verkaufe eingesetzt hat. An einigen Orten, wo Teichwirthschaft getrieben wird, müssen öfters, weil die Teiche zum Ueberwintern nicht Wasser genug haben, die sämmtlichen Fische im Herbste aus den Teichen ausgefischt, den Winter über in dazu bestimmten Hältern aufbehalten und dann im Frühjahre wieder in die gewöhnlichen Streck- oder Wachsteiche ausgesetzt werden. Von diesen Fischen ist hier nicht die Frage: sie gehören den Teichen an, und verbleiben dem Käufer. Wo wilde Fischereyen vorhanden und solche zu verpachten sind, da wird die festgesetzte Pacht zwischen dem Verkäufer und Käufer getheilt. Um aber dieses Zeitverhältniß gehörig auszumitteln, muß dabei auf den Terminum a quo der verpachteten Fischerey Rücksicht genommen werden. — Was die Brauereyen, Brennereyen und das damit in Verbindung stehende Mastvieh anbetrifft, so versteht es sich von selbst, daß wo eine starke Brauerey und Brennerey, und ein eigener Schank (Ausschank) dieser Getränke damit auf dem Landgute verbunden ist, und solche verpachtet sind, das Pachtgeld desjenigen Jahres, worin der Kauf geschehen, pro rata temporis zwischen dem Käufer und Verkäufer immer gleichmäßig getheilt werden muß. Wenn diese Nutzungs-Rubrik nicht verpachtet ist, sondern durch eigene Leute betrieben worden, so gehören ebenfalls bei der Uebergabe die Vorräthe an Bier und Branntwein dem Verkäufer. Da aber der Ausschank des Verkäufers mit dem Tage der Uebergabe aufhört, und die Wegschaffung, besonders des Bieres, wenn noch ein ansehnlicher Vorrath davon vorhanden ist, manchen Nachtheil für den Verkäufer hat, so thun die bei der Uebergabe mit hinzugezogenen Mittelspersonen wohl, wenn sie diese Angelegenheit dergestalt einzurichten suchen, daß der Käufer die-

sen Vorrath von Getränken gegen Bezahlung oder Vergütung gegen andere Stücke annimmt; auch werden ihm die Ueberlassung dieser Vorräthe, da er doch in Beziehung auf das Brauen und Brennen noch nicht eingerichtet ist, sehr bequem fallen. Es versteht sich, daß der Verkäufer die Preise der Vorräthe nicht nach der gewöhnlichen Taxe stellen kann, sondern er muß zufrieden seyn, wenn er das dazu verwandte Malz und Korn, die Kartoffeln ꝛc., nebst der Feuerung, und Brauer- und Brenner-Kosten vergütet erhält, von einem Darüber kann nicht die Rede seyn. Ueberhaupt werden die Vorräthe, besonders an Branntwein, nicht bedeutend seyn, da jeder Gutsbesitzer den Spiritus oder den sogenannten Korn, wenn er auch aus Kartoffeln (Kartoffelspiritus) gebrannt worden, je eher, je lieber, abzusetzen sucht, wozu ihm die Branntwein-Destillationen in den größern und großen Städten die Hand bieten, da jetzt die mehrsten Destillateure in den Städten nicht mehr selbst brennen, sondern den Spiritus wohlfeiler von den Landgutsbrennereyen erhalten. — Bei den Brau- und Brennereyen ist die Viehmastung eines der wichtigsten Nutzungsstücke. Das Mastvieh kann bei der Uebergabe nicht zu dem Vieh-Inventarium gerechnet werden; denn es gehört dem Verkäufer, und die Wegnehmung desjenigen Viehes, welches schon die volle Mastung hat, trägt kein Bedenken; auch wird solches sehr gut und bald verkauft. Nur bei denjenigen Stücken, die noch nicht fett genug sind, sondern erst die halbe Mast erhalten haben, leidet der Verkäufer, wenn er sie wegnehmen muß, und sie nicht gleich wieder in eine gleiche Mastung unterbringen kann, großen Schaden. Wollte er ihnen auch durch eine andere Fütterungsart ein Genüge thun, so ist doch aus der Erfahrung bekannt, daß bei allem auf Mastung stehenden Viehe dann die erste Mastung so gut als verloren ist, und solche wieder

von vorn angefangen werden muß. Da nun vorauszusehen ist, daß auch der Käufer diesen Zweig der Oekonomie nicht vernachlässigen, sondern eben so gut betreiben und fortsetzen wird, und sich also auch das zur Mastung aufzustellende Vieh, es bestehe in Schweinen oder Rindvieh, anschaffen muß, so wird bei der Uebergabe durch die Mittelspersonen wohl der Käufer veranlaßt werden können, das noch in der Mast stehende Vieh gegen eine mäßige Taxe zu behalten; und muß er gleich für dasselbe etwas mehr, als für mageres Vieh bezahlen, so hat er auch davon einen größeren Nutzen, weil bei allem Mastviehe die erste Hälfte der Mastung am schwersten hält, und die zweite weit leichter und eher zu bewirken steht; auch darf er sich dann nicht erst um anderweitiges zur Mastung tüchtiges Vieh, durch vieles Umherschicken, bemühen, und der Verkäufer wird dadurch auch aus der Verlegenheit, wo er mit diesem Mastviehe bleiben soll, gerissen. Besser ist es, wenn diese Gegenstände gleich vor dem Kaufcontrakte regulirt, und darin festgesetzt werden; denn oftmals verläßt sich der Verkäufer darauf, daß der Käufer ihm das Mastvieh bei der Uebergabe abnehmen werde, und versäumt darüber die nöthige Vorsicht, dasselbe anderweitig unterzubringen; denn hierdurch einen bessern Preis zu erlangen, als man im Contrakte stipulirt haben würde, beruhet auf Täuschung, die nachher nicht gut zu machen ist, wenn der Käufer schon anderes Vieh zur Mastung angeschafft hat. — Daß die Nutzung der Ziegelöfen bei der Uebergabe eben so zu betrachten ist, als es bei den schon angezeigten Gegenständen geschehen, ist natürlich, eben so die Kalköfen und Steinbrüche. Was die Ziegelöfen betrifft, so gehören die schon gebrannten und noch vorräthigen Steine bei der Uebergabe dem Verkäufer, nicht aber die ungebrannten, die gegrabene Ziegelerde, und das zum Brennen vorrä-

thige Holz, nur muß der Käufer das Graber- und Streicherlohn, und in Ansehung des Holzes, wenn es von dem erkauften Gute genommen worden, das Schlage- und Anfuhrgeld, in sofern es aber erkauftes Holz ist, das ganze Holz bezahlen. Die Vergütung für die gegrabene Erde und das Streichen der ungebrannten Ziegel ist um so leichter zu reguliren, als nach dem eingeführten Gebrauche der Ziegelmeister für das Graben, Streichen und Brennen auf jedes Tausend ohnedies schon etwas Gewisses bekommt. Der Käufer darf also dem Ziegelmeister für diejenigen Steine, die von der gegrabenen Erde und den rohen Steinen gebrannt werden, nur sein volles Lohn geben, so ist die Sache dadurch abgethan, ohne daß sich der Käufer und Verkäufer deshalb zu berechnen nöthig haben. Ist eine Ziegeley in Pacht gegeben worden, so findet dabei dasselbe Statt, was schon oben bei den verpachteten Wirthschafts-Gegenständen erinnert worden. Die Pacht wird nach dem Verhältnisse der Zeit, zwischen dem Pachter und Verpachter getheilt. — Mit den Kalköfen, wo dergleichen vorhanden sind, hat es dieselbe Bewandtniß, wie bei den Ziegelöfen. Der vorräthige wirklich gebrannte Kalk verbleibt dem Verkäufer, die ausgebrochenen Kalksteine ꝛc. aber dem Käufer; jedoch muß derselbe ebenfalls das Brecher- oder Graberlohn nebst der Anfuhre dem Verkäufer vergüten, und wenn der Kalkbrenner auf einen gewissen Lohn für jeden Brand gesetzt worden, ihm solchen, ohne Abrechnung des Graber- oder Brecherlohns, bezahlen. Was die Bruchsteine, die zum Bauen gebraucht werden, wohin auch der Marmor zu rechnen ist, betrifft, so gehört dem Verkäufer alles dasjenige, was schon ausgebrochen worden, und zum Verkaufe bei der Uebergabe vorräthig liegt. — Die Nutzung der Pechhütten und des Kohlenschwelens, wenn bei starken Waldungen das Pech- oder Theer-

brennen, ingleichen das Kohlenschwelen betrieben wird, ist gewöhnlich verpachtet. Diese Verpachtung der Pech- oder Theerhütten kann auf zweierlei Art geschehen. Die Theerschweler geben überhaupt jährlich einen gewissen Pachtzins, und ist dieses der Fall, so wird derselbe nach dem Verhältnisse der Zeit zwischen dem Käufer und Verkäufer getheilt; da sie aber auch an vielen Orten ein gewisses Geld für jeden Brand entrichten, und auch ein Bestimmtes von dem gewonnen Pech oder Theer, so kommen hier dem Verkäufer nur die Einkünfte von dem bereits gebrannten Pech oder Theer zu, dasjenige aber, was der Theerschweler von dem erst eingesetzten, aber noch nicht abgebrannten Ofen zu entrichten schuldig ist, kommt aber dem Käufer zu. Dasselbe gilt auch von dem Kohlenbrennen oder Schwelen. Die bereits gebrannten Kohlen verbleiben dem Verkäufer, diejenigen aber, die erst von der zur Zeit der Uebergabe eingesetzten Meilern gebrannt werden sollen, verbleiben dem Käufer; nur muß derselbe dem Verkäufer das Schlagerlohn des Holzes und die auf die Setzung der Meiler verwandten Kosten vergüten. — Alles, was bis jetzt bei der Uebergabe eines Landgutes angeführt worden, betrifft bloß die Natural- und Industrial-Früchte desselben, was nun die sogenannten fructus civiles angeht, so kommt auch hier manches vor, was sowohl den Verkäufer, wie den Käufer betrifft. Was man unter Civilfrüchten versteht, ist schon oben, S. 300, angeführt worden. Vor allen Dingen ist bei der vorzunehmenden Uebergabe in Bestimmung dieser Früchte, und was davon dem einen oder dem andern Theile zu Gute kommen soll, der errichtete Kaufcontrakt, nebst den darin enthaltenen Bedingungen zu Rathe zu ziehen, überhaupt zum Grunde zu legen; denn was dieser sagt, muß sich ein jeder von den Contrahenten gefallen lassen; auch wird

die Uebergabe des Gutes darnach eingerichtet. Es ist aber oftmals in demselben das Nöthige zu bestimmen und festzusetzen vergessen worden, deshalb hat man bei den Einkünften des Gutes, welche in den Rechten unter der Benennung fructus civiles bekannt sind, folgende Regeln zur Richtschnur genommen. — 1) Alles, was dem Gutsherren zugethane Personen in Ansehung der Erndte und der ihnen überlassenen Ackerfrüchte zu entrichten haben, gebührt eben so, wie die von dem Grund und Boden bereits abgesonderten Früchte, wovon solches ein Surrogat ist, dem Verkäufer. — 2) Alle andern Gefälle, deren Leistung auf einen gewissen Tag oder auf eine gewisse Zeit bestimmt ist, die aber keine Beziehung auf die Erndte haben, und daher nicht als ein Surrogat der Feldfrüchte betrachtet werden können, kommen demjenigen zu, in dessen Besitz diese bestimmte Zeit ꝛc. fällt. — 3) Alle Gefälle, sie mögen in baarem Gelde oder in natura entrichtet werden, welche weder eine Beziehung auf die Erndte und die ihnen zum Genuß überlassenen Acker- oder Feldfrüchte, noch auch eine gewisse zu ihrer Ableistung in den Gesetzen bestimmte Zeit haben, werden unter Käufer und Verkäufer nach dem Verhältnisse der Zeit vertheilt. In den Königl. Preußischen Landen sind durch die Separationen und Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse manche Abänderungen hierin entstanden, die man in den darüber erschienen Edikten, die oben, S. 286 u. f. angeführt worden, nachsehen kann, da es hier zu weitläuftig seyn würde, sie anzuführen. — Was wegen der Eintragung der Kaufcontrakte in die Land und Lagerbücher zu beobachten ist, so ist dabei Vorsicht zu empfehlen; denn es ist nichts gewöhnlicher, als daß der Käufer den Kaufcontrakt, sobald er nur abgeschlossen und unterschrieben worden, zur Eintragung präsentirt. Hat

nun sein Ansuchen ohne nähere Untersuchung Statt, so kann manche ungültige Handlung unterlaufen und mancher Mißbrauch des öffentlichen Credits, zu dessen Erhaltung die Land- und Lagerbücher eigentlich abzielen, geschehen. Es sollte daher kein Kaufcontrakt über ein Landgut eher eingetragen und darüber Recognition ertheilt werden, bis nicht theils die wirklich geschehene Uebergabe, und theils die erfolgte Bezahlung des Kaufgeldes, oder daß der Verkäufer das Kaufgeld, durch andere Mittel gedeckt, ganz oder zum Theil hat stehen lassen, zuverlässig nachgewiesen werden. In den Königl. Preußischen Landen wird bei der Eintragung solcher Kaufbriefe in die Land- und Lagerbücher die ausdrückliche Einwilligung des Verkäufers in die Eintragung verlangt.

Nach dem allg. Landrechte für die Preußischen Staaten (Th. 1, 2te Aufl., Tit. 11, §. 77 u. f., von Kaufs- und Verkaufsgeschäften) gehört zu der Erwerbung eines Landgutes durch Kauf, außer dem dazu nöthigen Titel, auch die wirkliche Uebergabe desselben, so wie der abgeschlossene Kauf den Käufer zur Zahlung des Kaufpreises verpflichtet. Das Gut muß vollständig mit allen dazu gehörenden Pertinenzstücken übergeben werden. Ist wegen der Letztern im Vertrage nichts verabredet worden, so treten die gesetzlichen Bestimmungen ein, nämlich, was man zu Pertinenzstücken rechnet, und welche Pertinenzien dazu als solche verbleiben müssen, die schon nach dem Th. 1, Tit. II, §. 42 u. f., des allgemeinen L. R. unter Pertinenzien, Th. 108, S. 756 u. f., der Encyklopädie angeführt worden. Ist ein Landgut, wie es steht und liegt, verkauft worden, d. h., in Pausch und Bogen, so wird unter dem Zubehör alles dasjenige begriffen, was zur Zeit des geschlossenen Kaufes in oder bei demselben vorhanden, und zum Nutzen oder zur Bequemlichkeit im

Betriebe der Wirthschaft erforderlich, oder dazu bisher im Gebrauche gewesen ist. Dahin gehören alle auf dem Gute vorhandenen Früchte und Vorräthe, sie mögen gesammelt, zugewachsen oder erkauft seyn; insbesondere alles geschlagene und noch unverkaufte Holz; dann auch alles auf dem Gute befindliche Zug-, Nutz- und Jungvieh, wenn es auch sonst, nach gesetzlichen Bestimmungen, zu den Inventarien-Stücken nicht zu rechnen wäre. Dagegen dürfen auch, wenn das nach gesetzlichen Bestimmungen erforderliche Zubehör nicht vorhanden ist, die fehlenden Stücke nicht ersetzt werden. Ist keine Zeit zur Uebergabe bestimmt, so kann der Käufer solche, gegen Erfüllung der seiner Seits übernommenen Verbindlichkeiten, sofort verlangen. Uebergabe des Gutes und Zahlung des Kaufpreises muß, wenn nicht ein Anderes verabredet worden, an demselben Orte geschehen. So lange der Verkäufer dem Käufer die Sache noch nicht übergeben hat, bleibt bei allen freiwilligen Verkäufen, wenn sie nicht in Pausch und Bogen geschlossen, oder sonst ein Anderes ausdrücklich verabredet worden, Gefahr und Schaden dem Verkäufer zur Last. Dieses findet auch Statt, wenn die Uebergabe durch einen bloßen Zufall verzögert worden. Wird die Uebergabe durch Schuld des Verkäufers aufgehalten, so haftet derselbe nicht nur für den entstandenen Schaden, sondern auch, wenn Vorsatz oder grobes Versehen von seiner Seite bei dem Verzuge zum Grunde liegt, für den dem Käufer entzogenen Vortheil. Hat aber der Käufer den Verzug der Uebergabe verschuldet, so haftet der Verkäufer nur für einen solchen Schaden, der durch seinen Vorsatz oder grobes Versehen entstanden ist. In allen Fällen, wo die Uebergabe ohne Schuld des Verkäufers aufgehalten wird, kann derselbe von aller

Verantwortung gegen den Käufer dadurch sich befreien, daß er die Sache zur gerichtlichen Aufsicht und Verwahrung übergiebt. Wenn die Uebergabe durch Schuld des Verkäufers aufgehalten worden; so haftet dieser dem Käufer zur Schadloshaltung nach Verhältniß des Grades seiner Verschuldung, und hat der Käufer durch seine Schuld die Uebernahme verzögert, so kann der Verkäufer Schadloshaltung fordern. Zu dieser Schadloshaltung gehört auch die Bezahlung des bedungenen Kaufpreises, sobald der Käufer, auch nur durch ein mäßiges Versehen, Schuld daran ist, daß das Gut nicht zu gehöriger Zeit von ihm übernommen worden. So lange übrigens der Verkäufer die Gefahr und Lasten zu tragen schuldig ist, so können demselben in der Regel auch die Nutzungen nicht benommen werden. Pachtzinsen werden zwischen dem Käufer und Verkäufer, nach Verhältniß der Besitzzeit, getheilt. Geldzinsen, Kornpächte, Zehnten, Dienstgelder, Abschoß und andere Hebungen dieser Art, gebühren dem Käufer, so weit sie nach der Uebergabe fällig sind. Was der Substanz der Sache, nach geschlossenem Vertrage, durch natürliche An- und Zuwüchse noch beitritt, und dann zur Zeit der Uebergabe, vermöge des gewöhnlichen Nutzungsrechtes noch nicht abgesondert ist, gehört dem Käufer, und muß ihm mit der Sache zugleich übergeben werden. — Keiner der Contrahenten kann, wider des andern Willen, Sache und Kaufgeld zugleich nützen. Hat also der Verkäufer das Kaufgeld ganz oder zum Theil empfangen, so muß er, wenn nicht ein Anderes verabredet worden, das Erhaltene bis zur Uebergabe und üblich verzinsen. Hat der Käufer die Uebernahme verzögert, so kann der Verkäufer, statt der Verzinsung zur Berechnung und Auslieferung der gezogenen Nutzungen sich erbieten, wo-

be der Verkäufer bloß für ein grobes Versehen haften darf; ist der Verkäufer Schuld an der verzögerten Uebergabe, so kann der Käufer von ihm den höchsten bei Personen seiner Klasse zulässigen Zinssatz fordern. Wenn Vorsatz oder grobes Versehen bei der Zögerung des Verkäufers zum Grunde liegt, so kann der Käufer, statt der Verzinsung, Rechnungslegung über die gezogene Nutzung fordern; auch haftet der Verkäufer für ein geringes Versehen. Wenn die Zahlung des Kaufgeldes ausdrücklich vor der Uebergabe bedungen oder freiwillig ohne Vorbehalt geleistet worden, so darf der Verkäufer, so lange die Uebergabe nicht durch seine Schuld verzögert wird, weder Zinsen zahlen, noch Nutzungen berechnen. Beim Pausch- und Bogen-Verkaufe übernimmt der Käufer, sgleich nach dem unterzeichneten Contrakte, nebst allen Nutzungen und Rechten, zugleich diejenigen Gefahren und Lasten, die ihn sonst erst nach der Uebergabe würden getroffen haben. Bleibt in einem solchen Falle der Verkäufer, nach unterzeichnetem Contrakte, bis zur Uebergabe im Besitze der Sache, so hat er sowohl in Ansehung der Nutzungen, als der Lasten und Gefahren, nur die Rechte und Pflichten eines Verwalters fremden Eigenthumes; wovon er sich jedoch, bei einem durch Zufall oder durch Schuld des Käufers entstehenden Verzuge der Uebergabe, durch Ausantwortung der Sache zur gerichtlichen Aufsicht und Verwaltung befreien kann. — Für die auf einem Grundstücke (Gut oder Haus) haftenden gemeinen Lasten darf der Verkäufer nur dann Vertretung leisten, wenn er solche in Abrede gestellt, oder die Vertretung ausdrücklich übernommen hat ist aber der Verkauf nach einem Anschlage geschehen, so muß der Verkäufer die darin nicht abgezogenen gemeinen Lasten vertreten; hat aber der Käufer nicht den

ganzen angeschlagenen Werth bezahlt, so kann er die Vergütung nur nach Verhältniß des Kaufpreises gegen den Anschlag fordern. Wenn, zwischen der Zeit des geschlossenen Kaufes und der erfolgten Uebergabe einem Grundstücke neue öffentliche fortwährende Lasten oder Abgaben aufgelegt werden, so kann der Käufer von dem Vertrage zurück treten; will er dieses nicht, so muß er die neue Last übernehmen, und kann dafür keinen Nachlaß vom Kaufpreise fordern. Kriegssteuern, Brandschatzungen und außerordentliche Lasten, welche erst nach geschlossenem Kaufe, oder erst erfolgter Uebergabe auf die einzelnen Grundstücke vertheilt werden, muß der Verkäufer tragen, in so fern die Verbindlichkeit zu der Entrichtung einer solchen besonderen Last oder Abgabe schon vor der Uebergabe vorhanden gewesen ist. Wenn z. B. der Feuerschaden, welcher durch Beiträge von den in die Feuerversicherungs-Gesellschaft eingeschriebenen Grundstücken vergütet werden muß, schon vor dem Verkaufe, oder vor der Uebergabe eines zu dieser Gesellschaft gehörenden Grundstücks sich ereignet hat, so muß der Verkäufer den auf dieses Grundstück fallenden Beitrag leisten, wenn auch derselbe erst nachher ausgeschrieben wird. Auch für alle Rückstände öffentlicher Abgaben und Lasten, welche in die Zeiten vor der Uebergabe treffen, muß der Verkäufer dem Käufer haften. Privatdienstbarkeiten, Lasten und Abgaben, welche nicht allen Grundstücken derselben Art in der Provinz gemein zu seyn pflegen, ist der Verkäufer dem Käufer bei der Kaufhandlung anzuzeigen oder zu vertreten schuldig. Die auf dem Gute haftenden Privatschulden und Verbindlichkeiten muß der Verkäufer allemal vertreten, wenn der Käufer solche nicht ausdrücklich übernommen hat. Auch dann, wenn der Kauf in Pausch und Bogen geschlossen worden, ist der Verkäufer von der Vertretung dieser Lasten nicht frei. — Was die

Formulare zu Kaufverträgen von Landgütern betrifft, so findet man solche unter Kauf, Th. 36 angeführt: nämlich: Formular einer Kaufpunktation über ein Rittergut, daselbst, S. 379 u. f. — Formular eines Kaufaufsatzes über ein Rittergut, das., S. 384 u. f. — Formular eines Nachsuchsschreibens um Bestätigung eines über ein Lehngut geschlossenen Kaufes oder Ueberlassungs-Contrakts, das., S. 395. — Formular eines commissorischen Grundanschlags des Rittergutes L., auch dessen sämmtlichen Zugehörungen ꝛc., das. S. 428 u. f.

Bei der Uebergabe eines Grundstückes, in Erwerbung durch den Kauf, bestehe dasselbe nun in einem Hause, oder in einem Acker, Garten ꝛc., findet dasselbe Statt, was oben S. 316 u. f. bei der Uebergabe eines Landgutes angeführt worden. Auch hier ist der Besitztitel bei der wirklichen Uebergabe desselben erforderlich. Der Regel nach erlangt der mit einem solchen Titel versehene neue Besitzer das Eigenthum durch die Uebergabe nur dann, wenn der vorige Besitzer, von welchem der Besitz auf ihn übertragen worden, selbst Eigenthümer gewesen ist. Wenn der Besitz des vorigen Eigenthumes, ohne dessen Einwilligung durch den Richter für erlediget erklärt worden, so muß auch die Uebergabe an den neuen Eigenthümer durch den Richter geschehen. Außer diesem Falle aber wird die gerichtliche Uebergabe zur Erlangung des Eigenthumes niemals erfordert. — Um die Ungewißheit des Eigenthumes der Grundstücke, und die daraus entstehenden Prozesse zu verhüten, ist jeder neue Erwerber eines Grundstückes schuldig, sein Besitzrecht in das Hypothekenbuch eintragen zu lassen, wozu er von Seiten des Richters, unter welchem die Sache liegt, von Amtswegen angehalten

werden kann. Auch hier müssen die dazu gehörigen Pertinenzstücke, nach Maaßgabe des Grundstückes, mit übergeben werden. Bei Grundstücken, die nach einem gewissen Inventarium verkauft werden, darf an Zubehör weder mehr, noch weniger, als in dem Inventarium enthalten ist, überliefert werden. Ist ein Haus, wie es steht und liegt, verkauft worden, so gebühren dem Käufer, noch außer dem gesetzlichen Zubehör, so weit dasselbe vorhanden ist, alle Möbel, welche zur Zeit des geschlossenen Kaufes in dem Hause befindlich und zur bequemen Wohnung erforderlich oder dienlich sind. Das Formular eines Kaufcontraktes über ein Haus, mit dem Wiederkaufs-Vertrage, s. Th. 36, unter Kauf, S. 392 u. f. — Was die Uebergabe von Handlungen, Fabriken und Manufakturen ꝛc. betrifft, so geschehen dergleichen Uebergaben nach abgeschlossenen Verträgen, denen ein Inventarium der Waaren, Geräthschaften ꝛc. angehängt worden. Im Uebrigen kommen die obigen Vorschriften (S. 316 u. f.) auch hier zum Theil in Anwendung. S. auch den Art. Uebernahme, weiter unten, und den Art. Kauf, Th. 36. — Bei einer Fabrik oder andern Werkstatt, wenn sie in Pausch und Bogen, oder wie Alles steht und liegt, verkauft wird, werden sowohl die vorhandenen als auch die in der Arbeit befindlichen Materialien, nicht aber die schon verfertigten Waaren, als Zubehör gerechnet. — Bei einem auch in Pausch und Bogen verkauften Kramladen, sind aber die Waarenvorräthe, im zweifelhaften Falle, nach dem Preußischen Allgemeinen Landrechte, nicht für mit erkauft anzusehen. Dagegen werden zu einer solchergestalt verkauften Bibliothek oder Naturaliensammlung, auch die Bildsäulen, Gemälde und andere Sachen, die bisher zur Ausziehrung der Bücherschränke und Naturalienbehältnisse gebraucht worden, mit gerechnet.

Die Uebergabe einer Festung geschieht durch Kapitulation, welches ein Vertrag ist, den der Kommandant einer belagerten Festung mit dem feindlichen Feldherren, der das Belagerungskorps leitet und kommandirt, abschließt, und in welchem Jener sich Diesem unter gewissen Bedingungen übergiebt. S. auch den Art. Kriegskapitulation, Th. 50, S. 77 u. f. — Die Bedingungen in den Kapitulationen werden in Frage und Antwort, oder in Antrag und Bewilligung gestellt, oder auch gleich die Artikel, nachdem der Feldherr des Belagerungskorps mit dem Kommandanten der Festung die Punkte des Entwurfs genehmiget haben, abgefaßt und so die Kapitulation abgeschlossen. Der Kommandant einer belagerten Festung ist verpflichtet, die Festung so lange zu vertheidigen, als es nur nach den vorhandenen Mitteln möglich ist, und es sich mit der Pflicht gegen seinen Fürsten, mit seiner Ehre, als Kommandant des ihm anvertrauten Gutes, mit dem Gesundheitszustande seiner Garnison, und mit der Lage der Bewohner des Platzes verträgt. Es ist in den Französisch-Deutschen Kriegen unter Napoleon vorgekommen, daß sich Festungen auf die Aufforderung des feindlichen Generals mit Vorspiegelung und unter Bewilligung einer mäßigen Kapitulation, die ihnen vorgeschrieben worden, sich gleich ergeben haben. Dergleichen Ereignisse sind jedoch selten in der Kriegsgeschichte; denn wo auch eine geschlagene Armee sich in einem solchen Zustande befindet, daß sie einer vollkommnen Auflösung nahe ist, so sind doch die Kommandanten der Festungen dieser Armee verpflichtet, jeden Antrag von Seiten des Feindes zur Uebergabe in Bezug auf den Zustand ihrer Armee von sich zu weisen, und ihre Schuldigkeit in Vertheidigung der Festungen so lange zu thun, als es möglich ist,

weil Alles hierin ihrer Einsicht überlassen worden, oder bis sie den Befehl von Seiten ihres Fürsten, oder des kommandirenden Generals der Armee, sich zu ergeben, erhalten haben. Beim Ausbruche des Bayerschen Erbfolgekrieges im Jahre 1778 äußerte zu Friedrich dem Großen der Generalmajor von Rossières, den er im Jahre 1773 zum Kommandanten von Silberberg ernannt hatte, manche Besorgnisse bei der Verwaltnng seines Postens. Der König schrieb ihm darauf: „Gütiger Gott! welche Beunruhigung. Stecket den Schlüssel Eurer Festung gut in Eure Tasche; dies ist Alles was jetzt zu thun ist. Ich glaube, Ihr würdet Euch noch vor dem Teufel fürchten, wenn Ihr anch schon im Paradiese zwischen Abraham, Isaak und Jakob säßet." — Diese Zeilen waren in Französischer Sprache geschrieben. — Eine Kapitulation wegen der Uebergabe einer Festung würde demnach lauten:

Antrag oder Frage: Die Festung — wird den Belagerungstruppen der —schen Armee mit der Artillerie, Munition, und den Magazinen und Lebensmitteln aller Art, die zum Kriegsbedürfnisse gehören und in dem Zustande, worin sie sich in dem Augenblicke der Kapitulation befindet, übergeben.

Bewilligung oder Antwort: Bewilliget, auch zugestanden, oder angenommen, mit dem Zusatze: daß auch alles öffentliche Eigenthum ohne Einschränkung dazu gehört.

Frage: Die Garnison wird mit allen Kriegsehren den 12. — des Morgens um neun Uhr mit klingendem Spiele, fliegenden Fahnen, Waffen und Bagage, Kanonen und brennenden Lunten ausmarschieren, und sich mit ihrer Armee, an dem Orte, wo diese steht, vereinigen.

Antwort: Bewilliget, mit dem Zusatze: daß sie vor dem Thore en Bataille aufmarschirt, ihre Waf-

fen niederlegt oder streckt, ihre Kanonen, Fahnen und Pferde übergiebt, und den Marsch als Kriegsgefangene nach dem noch näher zu bestimmenden Orte antritt; wovon jedoch die in der Festung verheiratheten und angesessenen Soldaten, oder auch im Umfange der Inspektion wohnhaften, ausgenommen sind; sie sollen bei ihren Familien bleiben, unter der Bedingung, daß sie vor der Auswechselung nicht dienen und keine militairische Kleidung tragen.

Frage: Die Offiziere sollen die Freiheit haben sich nach Hause, oder dahin, wo es ihnen gut dünkt, zu begeben, mit der Versicherung, nicht beunruhiget zu werden; sie erhalten Pässe und Reise-Anweisungen, damit ihnen die erforderlichen Lebensmittel und Fourage bis an den Ort ihrer Bestimmung gereicht werden; sie werden auch mit Wagen und Pferden, welche sie sowohl für ihre Personen, als für den Transport ihrer Effekten nöthig haben, versehen.

Antwort: Bewilliget; nur sind die Offiziere auf ihr Ehrenwort, Kriegsgefangene, und können weder gegen P —, noch dessen Alliirten bis zur völligen Auswechselung die Waffen tragen.

Frage: Die Kadetten, Portépee-Fähndriche, Feldwebel von der Infanterie und Wachtmeister von der Kavallerie, werden wie Offiziere angesehen und als solche behandelt.

Antwort: Zugestanden.

Frage: Man wird den Offizieren, die von der Erlaubniß, sich nach Hause zu begeben, keinen Gebrauch machen wollen, den Ort bestimmen, wo sie sich mit der Versicherung hinbegeben können, daß für ihre Subsistenz gesorgt worden.

Antwort: Es kann diesen Herren keine andere Bestimmung, als ihr Herd angewiesen werden, und die, welche hiervon keinen Gebrauch machen wollen, können der Garnison folgen, wo ihnen die nämliche

Behandlung, die für Kriegsgefangene üblich ist, zugesichert wird.

Frage: Die Auditeure, Feldprediger, Feldärzte und Chirurgen und Quartiermeister oder Rechnungsführer werden nicht als Kriegsgefangene angesehen.

Antwort: Zugestanden.

Frage: Die in der Festung sich befindende inkomplette Invaliden-Kompagnie kann in ihre alte Garnison zurückkehren, wo sie ihre gewöhnliche Löhnung und Pflege auf Kosten des Landes hat.

Antwort: Bewilliget, wenn sie ihre Waffen in der Festung abgelegt hat.

Frage: Wenn das Schicksal des Krieges es bestimmen sollte, daß einige Provinzen an andere Monarchen abgetreten werden sollten, so sollen die Offiziere, die dort in Garnison standen, ein Recht auf die ihrem Range angemessenen Pensionen erhalten, wenn sie Schwäche oder Alters halber nicht mehr dienen können.

Antwort: In keiner Kapitulation ist es einem General-Offizier erlaubt gewesen, einem Souverain Bedingungen vorzuschreiben. Wenn der vorliegende Fall eintreten sollte, so sind diese Herren der Güte ihres neuen Beherrschers empfohlen.

Frage: Die verwundeten und kranken Offiziere und Soldaten können in der Festung bleiben, bis sie wieder hergestellt sind, und wird für sie alle Sorgfalt getragen werden.

Antwort: Bewilliget; die Verpflegung geschieht auf Kosten der Stadt, auch sollen mehrere Ober-Chirurgen der Belagerten in der Festung bleiben, um jene Kranken zu besorgen. Sie werden während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes von der Stadt gleich den Ober-Chirurgen der Belagerer behandelt. Die Convalescenten folgen der Garnison in die Gefangenschaft.

Frage: Alle Offizier-Damen, und Andere, wie auch Civilpersonen, können ungehindert die Stadt verlassen, und erhalten die nöthigen Pässe.

Antwort: Bewilliget.

Frage: Die Personen, das Privat-Eigenthum der Einwohner, der Gottesdienst, und die religiösen Meinungen sollen geschützt werden.

Antwort: Zugestanden.

Frage: Es soll in der Administration und in den gegenwärtigen Einrichtungen des Landes nichts geändert werden. Die Magistrate, die daselbst eingesetzt sind, sollen in ihren Funktionen fortfahren und den nöthigen Schutz dabei erhalten.

Antwort: Bewilliget.

Frage: Es sollen von beiden Theilen Kommissarien ernannt werden, um Inventarien über die Uebergabe der Plane und Karten, Papiere, Archive, Artillerie, Kriegsmunition und Provision, was sich in dem Platze befindet, zu entwerfen.

Antwort: Zugestanden, mit dem Zusatze: auch von allem öffentlichen Eigenthume, von welcher Art es auch sey.

Frage: Die Uebergabe der Thore, der Forts und der Magazine soll nicht eher, als bis nach dem Ausmarsche der Besatzung Statt haben.

Antwort: Sobald die Kapitulation ausgewechselt ist soll der —sche Kommandant des Geniekorps mit den Kriegskommissarien die Freiheit haben, sich in die Stadt zu begeben. Durch die von dem Herrn Kommandanten der Festung zu ernennenden Kommissarien sollen ihnen die Magazine von jeder Art, die Pulvermühlen, und Alles, was das Material der Artillerie und des Genies betrifft, ausgeliefert werden. Das Thor, aus welchem die Besatzung ausmarschiren soll, eben so wie alle Forts, sollen

von den —schen Truppen den 12. — früh um neun Uhr besetzt werden.

Nachsatz. Art. 1. Es soll ein genaues Verzeichniß der Herren Offiziere, der Unteroffiziere und Soldaten der Garnison nach den Regimentern angefertiget und dem kommandirenden Feldherren des Belagerungskorps übergeben werden; so wie noch ein besonderes Verzeichniß des in den Hospitälern zurückgebliebenen Militairs.

Art. 2. Der Herr Kommandant der Festung soll die Erlaubniß haben, wenn er es für gut befindet, einen Offizier an seinen Hof abzusenden, um ihm Nachricht von dieser Kapitulation zu geben, welcher Offizier die nöthigen Pässe erhält. —

Art. 3. Alle Artikel der gegenwärtigen Kapitulation, aus welchen ein zweideutiger Sinn hervorgehen könnte, sollen zum Vortheil der Garnison ausgelegt werden.

Art. 4. Es sollen von beiden Theilen drei Geißeln von einem Grade, worüber man sich vereinigen wird, ausgehoben werden, um gegenseitig die Ausführung und Erfüllung der Kapitulation zu garantiren. Diese Geißeln sollen des Morgens am 12. — überliefert, und sollen gegenseitig nach der Besetzung des Platzes wieder ausgeliefert werden.

Geschehen in der Festung zu — am — 18 —

Ich habe die Kapitulation gesehen und billige ihre Ausführung.

Der Generalmajor von G— Kommandant.

Diese Kapitulation habe ich gesehen und billige ihre Ausführung.

Der Chef des Generalstabes des Belagerungskorps.

Unterzeichnet: Aug. B—.

H— den — ten — 18 —

Nach diesen entworfenen und von beiden Theilen

genehmigten Punktationen wird nun die Kapitulation in zwei gleichlautenden Exemplaren ausgefertiget, und gegenseitig unterzeichnet. — Zu den oben angeführten Hauptbedingungen bei der Uebergabe einer Festung, werden nun noch mancherlei Zusätze gemacht, welches auf den Zustand der Festung, auf die Besatzung, auf auswärtige Verhältnisse, das heißt, außer der Festung, z. B. auf den Ausgang einer Schlacht, von der die Festung im Falle des Gewinnes ihrer Armee Hülfe oder Ersatz erwartet, die Belagerer die Belagerung aufgeben müssen, wie es z. B. im siebenjährigen Kriege mit den Preußen in der verlorenen Schlacht bei Kollin der Fall war, wodurch sie die Belagerung von Prag aufgeben mußten; auf den Verkehr der Einwohner derselben, wenn sie z. B. am Meere liegt, und einen Hafen hat ꝛc. ꝛc., ankommt. So z. B. könnte noch folgender Artikel, darin enthalten seyn: „Gegenwärtige Kapitulation geht in Erfüllung, wenn die Garnison nicht bis zum — Sukkurs erhalten hat. Es versteht sich hierbei, daß von jetzt bis zu jenem Zeitpunkte die Garnison der Festung keinen Angriff auf die Belagerer macht, indem man den Fall annehme, daß die Letztern sich auswärts schlügen.“ — Wenn eine Garnison mit allen Kriegsehren freien Abzug bis zur ihrer Armee erhält, welches eine der günstigsten Bedingungen einer Kapitulation ist, so verpflichtet sie sich auch wohl in derselben innerhalb Jahresfrist, vom Tage der Kapitulation angerechnet, nicht gegen die feindliche Armee und deren Alliirten zu dienen. Der Kommandant und alle Offiziere verpflichten sich dann auf ihr Ehrenwort diese Bedingungen zu befolgen, und befolgen zu lassen. Liegt die Festung an einem See und hat einen Hafen, so werden von Seiten der Belagerer auch Schiffe bewilliget, welche die Bagage und Truppen fortbringen. Die Einschiffung geschieht dann unter Aufsicht eines

Offiziers der Belagerer. — Den Artikeln der Kapitulation voran stehen die Namen, Titel und Orden der die Kapitulation schließenden Feldherren, und der zum Abschließen mit ernannten Stabsoffiziere.

Bei der Uebergabe eines Armeekorps zu Kriegsgefangenen findet folgende Kapitulation Statt:

Art. 1. Die Truppen unter dem Befehle des Herren General von G— Excell., sowohl Infanterie und Kavallerie, als Artillerie, und die Detaschements, die unter seinem Befehle stehen, sollen Kriegsgefangene seyn.

Art. 2. Waffen, Pferde, Kanonen, und Munition aller Art, sollen auf der Stelle der — schen Armee überliefert werden.

Art. 3. Die Herren Offiziere von allen Graden und von allen Truppengattungen, auch vom Artillerietrain sollen ihre Waffen, Pferde und Bagage behalten; auch die Kadetten, Feldwebel und Wachtmeister mit inbegriffen, indem sie den Offizieren gleich geachtet werden. Die Unteroffiziere und Soldaten sollen ihre Torniſter und Mantelsäcke behalten.

Art. 4. Die Herren Offiziere ergeben sich als Kriegsgefangene auf Parole, und verpflichten sich, an den Ort sich hinzubegeben, den man ihnen vorschreiben wird.

Art. 5. Die Kriegskassen und alle Fonds, die Sr. — schen Majestät gehören, und die sich in der Gewalt des Generals von G— befinden, sollen der — schen Armee überliefert werden, indem man sich, was diesen Punkt betrifft, auf das Ehrenwort des Herren Generals von G— verläßt.

Art. 6. Der General von G— soll durch seinen General-Quartiermeister den Etat aller Korps und Detaschements, die unter seinem Oberbefehle stehen, einreichen lassen.

Art. 7. Das Armeekorps Sr. Excellenz des Hrn. General von G-- soll heute Mittag mit allen Kriegsehren, mit Waffen, Kanonen, fliegenden Fahnen und Standarten vor der —schen Armee vorbei defiliren. Nachdem es die linke Seite der —schen Armee passirt ist, legt das ganze Korps die Waffen nieder.

Ausgefertiget in zwei gleichlautenden Exemplaren.

H—, den — 18--.

Unterzeichnet: General v. G—.

Divisions-General v. S—.

Hier folgt nun der Etat des Armeekorps und der Detachements, die unter den Befehlen des Generals v. G— stehen.

Auf ähnliche Weise werden alle Kapitulationen der Uebergabe zu Gefangenen von einzelnen umgangenen und abgeschnittenen Kolonnen, Brigaden, Divisionen und Armeekorps angefertiget.

Uebergähren, über das gehörige Maaß gähren, zu viel gähren. Der Teig, das Bier hat sich übergohren. Der Wein hat zu stark gegohren. Bei allen Gährungen, das heißt, bei allen Produkten, bei welchen man die Gährung anwendet, müssen gewisse Grade beobachtet werden, wenn sie die beabsichtigte Wirkung hervorbringen sollen. Es ist daher nicht genug, die Gährung zu erregen, sondern man muß sie auch recht einrichten, das heißt, man muß sie zu mäßigen und dahin zu bringen wissen, daß sie ununterbrochen und gleichförmig ist. So ist es gut, wenn z. B. beim Weine die Gährung 10 Grad über den Gefrierpunkt oder die Null des Reaumür'schen Thermometers anfängt, während der Gährung zunimmt, und bis auf den 18ten Grad steigt. Je länger eine gelinde Gährung dauert, je besser ist sie. Man kann das Ende der ersten starken Gährung, z. B. beim Weine, daran erkennen, wenn der Geruch lieblicher, der Most zarter, dünner, der Geschmack schärfer wird; das Aufsteigen der Blasen,

das Zischen, das Getöse im Fasse ganz aufhört, und die Oberfläche des Weines ruhig und still wird. Nachdem nun diese starke Gährung vorüber ist, so muß Alles entfernt oder unterdrückt werden, was die Gährung noch ferner erregen, und also eine Uebergährung erzeugen könnte; der Wein muß ferner still und ruhig liegen, von seinen Hefen in ein gutes Faß gehörig abgelassen, in einen kälteren Keller gebracht, das Faß wohl verschlossen und voll gehalten werden. Würde dieses nun nicht nach dem Aufhören der ersten brausenden Gährung geschehen, so würde bei der immer noch fortdauernden schwachen Gährung zu viel kohlensaures Gas und Weingeist verfliegen, so daß das Gleichgewicht zwischen diesem und den sauren Theilen aufgehoben wird; der Sauerstoff bekommt nun die Oberhand, entwickelt sich, wodurch die saure Gährung erfolgt, welche den Wein in Essig verwandelt. S. unter Wein, in W. Dasselbe gilt auch von dem Biere; s. unter Bierbrauen, Th. 5, S. 173 u. f. Auch das Bier muß in den Bottichen erst eine gehörige Gährung überstehen, ehe es in Fässer gefüllt werden kann; allein es darf eben so wenig übergähren, als der Wein; denn läßt man es zu lange stehen, ohne es in Fässer zu füllen, so wird es schal und schwach. Es muß daher beim Gähren immer noch einen Theil seines Gährungsstoffes behalten, also die Gährung zu gehöriger Zeit unterbrochen werden, indem man das Bier dann gleich auf Fässer füllt. Eben so ist es mit dem Bouteillenbiere, welches auch noch in den Flaschen nachgährt, und dadurch einen angenehmen Geschmack erhält, läßt man aber den Pfropfen von der Flasche abspringen, so daß die Hefen ausstoßen und die äußere Luft hinzu kann, so wird es gleichfalls schal und verliert das Angenehme und Geistige.—Eine der vornehmsten Bedingungen bei der Gährung ist, daß man sie die gehörige Zeit ausdauern läßt, da sonst eine zu

große Menge gährungsfähiger Theile, wie z. B. im Weine, zurückbleiben, welche nachher bei irgend einer eintretenden Gelegenheit leicht zu einer neuen Gährung Veranlassung geben, den Wein auftrüben, halb brausend machen, und wohl auch zum Verderben und Sauerwerden desselben beitragen. — Bei dem Brode darf die Gährung des Teiges dazu auch nur nach gewissen Graden geschehen; denn eine Uebergährung hat gleichfalls Nachtheil auf die Backwaare, indem der Teig wieder zusammensinkt und die Waare klitschig wird, oder das Brod wird hohl oder abgebacken. Bei einem gelernten und aufmerksamen Bäcker wird so leicht keines von Beiden Statt finden, weil er den Grad der Gährung genau weiß, welcher nöthig ist, um das Brod in den Ofen zu schieben, und eine gute Backwaare zu erhalten. So wie es nun hier angeführt worden, geht es mit allen gährenden Stoffen, oder mit allen Produkten, die man einer Gährung unterwerfen kann. S. auch den Art. Gähren, Th. 15.

Uebergang, von dem Zeitworte übergehen. 1. Die Handlung des Uebergehens. Ueber einen Fluß vermittelst einer Schiff- oder anderen Brücke, über einen Berg ꝛc. gehen. Der Uebergang über den Fluß. Dem Feinde den Uebergang streitig machen. Dann auch die Begebung von einem Gegenstande zu dem andern. Der Uebergang zu einer andern Parthey, sowohl in der Politik, als in der Kirche. Zu einer andern Religion übergehen. Der schnelle Uebergang aus der Wärme in die Kälte ist schädlich. Der willkührliche Uebergang zu andern Grundsätzen und Meinungen. Er hat seine Meinung verlassen und ist zu der meinigen übergegangen. — 2. Dasjenige, vermittelst dessen man von einem Gegenstande zu dem andern übergeht, in den Wissenschaften und schönen Künsten, im Gegensatze des Sprunges.

In einer Rede ist der Uebergang derjenige Vortrag, vermittelst dessen man von einem Satze zu dem andern übergeht. Die meisten Stellen sind mehr Sprünge, als leidenschaftliche Uebergänge oder Steigerungen der Einbildungskraft. — In der Malerey heißen die verschiedenen Farbentinten, vermittelst derer man von den Schatten zu den Lichtern übergeht, Uebergänge, Fr. Passages. Die Uebergänge müssen unmerklich seyn, das heißt, sie müssen sich in einander verlieren. — 3. Eine bald vorübergehende Veränderung. Es ist nur ein Uebergang, sagt man von einem Regen, der nicht lange anhält; von einem Hagel- oder Schneegestöber, welches schnell vorüber geht. Eine bald vorübergehende Empfindung, Entschließung. Bei ihm ist Alles nur ein Uebergang. Heiterkeit und Trübsinn sind bei ihm nur Uebergänge. — In der Kriegskunst ist der Uebergang über einen Fluß, wenn man denselben selbst bewerkstelligen will, oder man verhindern will, daß der Feind ihn bewerkstellige. Es ist daher im letzteren Falle eine Vertheidigung des Ueberganges Im ersteren Falle bedarf man nur der Pontons, um über einen Fluß zu setzen, wenn keine Brücken und auch kein Feind vorhanden sind; hat aber der Feind das gegenseitige Ufer besetzt, so muß man ihn zu überfallen und seine Verschanzungen wegzunehmen suchen, damit unsere Armee den Uebergang machen kann. Dieses soll am ersten gelingen, wenn man nicht nahe am Flusse gestanden hat, der Feind also auch keinen Uebergang vermuthet, besonders wenn der Fluß breit ist, und er die gehörigen Vorsichtsmaaßregeln bei seinen Verschanzungen nicht angewendet hat. Die Annäherung geschieht dann in einem heimlichen Marsche in der Nacht, und das zum Angriffe bestimmte Detachement läßt man kurz vor Tagesanbruch auf Fahrzeugen über-

setzen, wenn sie auf dem Flusse zu haben sind; ist dies aber nicht der Fall, wie es zu vermuthen ist, da der Feind sie fortgenommen haben wird, so muß man die nöthigen Fahrzeuge auf Wagen herbeischaffen lassen, welches dann gleich hinter dem Detachement geschieht, da man sich schon vorher von dem Zustande des Flusses und des Feindes durch Kundschafter hat berichten lassen. Gelingt die Ueberfahrt durch Umgehung der Aufmerksamkeit des Feindes, so sucht das Detachement in aller Eile sich einer der vorzüglichsten Schanzen zu bemächtigen. Während dieses geschieht und die Armee heranrückt, wird eine Pontonbrücke zu schlagen angefangen, welches in einigen Stunden zu bewerkstelligen ist. Sind nun die nächsten Schanzen, wo die Brücke geschlagen wird, erobert und behauptet, besonders wenn es geschlossene Schanzen sind, so kann unsere Armee unter dem Schutze dieser, und im Angesichte des Feindes den Fluß passiren. Es giebt Fälle, wo man den Fluß von einem Truppenkorps durchwaten läßt; dann darf aber die Tiefe des Flusses nicht mehr als drittehalb Fuß betragen. Einzelne Detachements können ihn passiren, wenn er über drei Fuß tief ist, aber nicht ein Armeekorps. Es ist daher nöthig, die Flüsse, welche man zu passiren hat, und die vertheidiget werden, vorher untersuchen zu lassen, welches durch Hineinreiten oder mit einem Kahne geschieht. Nicht alle Flüsse, deren Grund man noch sehen kann, sind zu durchwaten; denn da, wo das Wasser über Kiesel und feinen Sand fließt, kann man den Grund, besonders beim Sonnenscheine, noch auf fünf und mehrere Fuß Tiefe sehen, dagegen kann man in Gewässern, die viele aufgelöfete erdige Theile mit sich führen, und deren Grund morastig ist, kaum bei zwei Fuß Tiefe den Grund sehen. Flüsse, die in Wäldern oder sonst in weichem Boden langsam fließen, und deren Wasser manchmal so dunkel erscheint, daß sich kaum die nahe

stehenden Bäume darin spiegeln, sind sehr tief, oft beinahe kaum zu ergründen; weniger tief sind die aus den Gebirgen mit starkem Fall herabströmenden Bäche, die nur da, wo ein dem Strome sich entgegen strecken= der Felsen ihn zu einer Krümmung zwingt, tiefe Stel= len haben. Flüsse, mit hohen Ufern, sind gewöhnlich plötzlichen Anschwellungen unterworfen, welches man daraus gewahrt, daß sich in der ganzen Länge ihres Bettes Steine zerstreuet finden, die nur durch starke Fluthen dahin gebracht werden konnten. Von der Höhe, bis zu der solche Flüsse anschwellen, geben die Ufer und die an denselben stehenden Bäume sichere Zeichen. Das Daseyn von Furthen in einem Flusse kann man vermuthen, wenn ein in einem schmalen Bette fließender Strom sich plötzlich ausbreitet, und zugleich schneller fließt; wenn Sandbänke sich in ei= nen von Natur breiten Fluß weit hinein erstrecken, und wenn endlich bei einem entstehenden starken Winde das Wasser nur kurze Wellen wirft, während es an andern Orten heftig wogt. Dieses Alles ist nun bei Uebergängen über dergleichen Gewässer zu berücksich= tigen, wenn keine Brücken vorhanden oder sie vom Feinde zerstört worden sind. Soll der Uebergang ei= nes Korps auf Brücken geschehen, welche erst geschla= gen werden müssen, so muß man die Entfernung des Feindes in Betrachtung ziehen; denn ist er in der Nähe, so kann er auch das Brückenschlagen stören; es ist dann nöthig, das gegenseitige Ufer zu beherrschen und das Brückenschlagen so schnell, als möglich, zu ver= richten. Um dieses nun zu können, müssen schnell De= tachements in Kähnen, wie schon oben bemerkt wor= den, übergesetzt werden, wenn der Feind noch nicht heran ist, um sich am Ufer zu befestigen, ist der Feind aber schon so nahe, daß man ihn sehen kann, so wähle man am diesseitigen Ufer solche Stellen, die höher, als das jenseitige, sind, um die feindliche Artillerie,

wenn sie vorrückt, durch das eigene Feuer zum Schweigen zu bringen. Daher sind Stellen zu wählen, wo das jenseitige Ufer weit übersehen werden kann, der Fluß nicht zu breit ist, und einen einwärts gekrümmten Bogen macht. Inseln, mit Gebüsch bewachsen, sind gleichfalls vortheilhaft, besonders bei breiten Strömen. Im ersten Falle kann man das Geschütz von dem diesseitigen Ufer aus mit gutem Erfolge gebrauchen, im letztern kann man auf der Insel eine Haubitzenbatterie anlegen, und durch Granaten den Feind in gehöriger Entfernung halten, damit er die Spitze der Brücke nicht beunruhige; sind Furthen in der Nähe der Brücke, so ist dieses für den Uebergang der Reiterey sehr vortheilhaft; denn dadurch wird das Brückenschlagen selbst begünstiget. Vor allen Dingen müssen aber einzelne Detachements oder die Avantgarde des Korps vor dem Anfange der Arbeit mit einigem Feldgeschütz übergesetzt worden seyn, die sich, wo möglich, gleich zu verschanzen suchen müssen. Ist man dem feindlichen Kanonenfeuer dennoch ausgesetzt, so geschieht das Uebersetzen der Avantgarde mit dem Einbruche der Nacht, um während derselben die Brücke bauen zu können. Sollten Nebel einfallen, so ist dieses eine Begünstigung der Arbeit, die man auch durch Rauchsäulen von nassem Stroh und Laubholz, wenn der Wind dem Feinde zugekehrt ist, verdecken kann. Das Stroh und Laubholz wird auf beiden Ufern und in Kähnen angezündet. Nach der Vollendung der Brücke muß sie sogleich jenseits durch Traversen gegen die feindlichen Schüsse gedeckt werden, welche besonders den Pontonbrücken sehr gefährlich sind, die aber weit geschwinder geschlagen werden können, als alle übrigen. Die Floßbrücken sind aber die vortheilhaftesten gegen das feindliche Feuer; und wenn sich Flösse auf dem Flusse befinden, so können sie eben so

schnell, als die Pontons, zu einer Brücke gebraucht werden. — Eine andere Art, im Angesichte des Feindes, an einem bestimmte Orte eine Brücke zu schlagen, ist die, wo man die ganze Schiff- oder Pontonbrücke bereits oberwärts an einer vom Feinde nicht beunruhigten Stelle des Flusses gliederweise fertig bauen läßt. Diese einzelnen Glieder, aus vier bis fünf Pontons oder aus drei bis vier Schiffen bestehend, nehmen die Avantgarde ein, und werden nun mit leichter Mühe den Strom herabgefahren; nachdem die Avantgarde auf dem gegenseitigen Ufer abgesetzt ist, um die Tête der Brücke zu decken, werden die Glieder unter sich verbunden. Jedes Glied von fünf Pontons wird durch acht bis zehn Pontonniers geführt; das erste und letzte Glied führt die nöthigen Materialien zu den Landbrücken mit sich. Auch dieses Manöver ist am besten des Nachts auszuführen. So geschah im Befreiungskriege 1813 und 14 der Uebergang des Hauptheeres der Verbündeten, 120,000 Mann stark, über den Rhein bei Basel, Laufenburg und Schaffhausen in der Nacht vom 20sten zum 21sten December 1813, und Blücher mit seinem Heere, 80 bis 85,000 Mann stark, welcher das Gerücht hatte verbreiten lassen, daß er den Winter hindurch in Frankfurt am Main rasten werde, um die Franzosen zu täuschen, bewerkstelligte den seinigen in der Nacht vom 31sten December auf den 1sten Januar 1814 bei Mannheim, Caub und Coblenz mit dem Schlage der Mitternacht, also mit der Scheidung des alten vom neuen Jahre. Die Franzosen verließen die Schanzen, da sie wahrscheinlich den Uebergang nicht vermuthet hatten, und zu schwach waren, sie zu behaupten. Auch der Reihe von Festungen an der Nordgrenze Frankreichs achteten die Verbündeten nicht, weil die Besatzung nur aus Rekruten bestand; denn die alten Soldaten hatte Napoleon zu seinen Feldzügen in Rußland und Deutschland heran-

gezogen und sie größtentheils verloren, mithin war hier nichts zu befürchten, sie wurden daher von Kosacken beobachtet, und von den nachrückenden Verstärkungen ablösungsweise berennt; und so blieben den verbündeten Armeen ihre Operationen nach Paris hin fortzusetzen frei. — Man gewahrt hieraus, wie hier Alles auf günstige Umstände ankommt, die der kommandirende Feldherr zu benutzen suchen muß, um seine Armee sicher über einen großen Fluß zu führen. Es ist hier um so mehr zu verwundern, daß ein so wachsamer Feldherr, wie Napoleon, bei seinem Rückzuge über den Rhein, nicht Alles aufgeboten hatte, die Linien desselben, wo der Uebergang vermuthet werden konnte, so zu befestigen und zu besetzen, um denselben, wo möglich, zu hindern, oder doch sehr zu erschweren. — Wenn ein Korps sich über einen Fluß zurückzieht, so sind entweder schon Brücken da, oder sie werden erst geschlagen; in beiden Fällen richtet man die Pontonbrücken so ein, daß sie entweder gliederweise abgebrochen oder ganz herumgeschwenkt werden können. Die Brücken selbst werden durch Schanzen gedeckt, und diese durch die Arrièregarde vertheidiget, bis die Brücken in Sicherheit sind. Die zu dem Rückzuge eines Korps dienenden Brückenschanzen müssen mit geräumigen Eingängen versehen seyn, und daher auch gut verbarrikadirt werden, damit der Feind nicht so leicht durchbrechen kann, welches in der Geschwindigkeit am besten durch Stroh und dürres Reisholz geschieht, welches man anzündet; ein Gleiches soll man auch in den Gräben der Schanzen thun. Hierdurch wird die Arrièregarde den Feind so lange aufhalten können, daß sie Zeit gewinnt, sich noch in die für sie bestimmten Fahrzeuge werfen zu können. Sollten Fuhrten in dem Flusse vorhanden seyn, so werden sie, zur Beschleunigung des Rückzuges, von der Kavallerie passirt; ihnen gegenüber müssen aber Kanonen aufgefah-

ren werden, um den etwa nachdringenden Feind mit Kartätschen zu empfangen. Bei allen Rückzügen über einen Fluß muß man mehrere Brücken, wenigstens zwei, in Bereitschaft haben, um jede Unordnung zu vermeiden. Kann man beide von Pontons herstellen, so müssen sie weit genug von einander stehen, um herumgeschwenkt zu werden. Einzelne nur schwache Detachements erhalten beim Uebergange über einen Fluß keine Brücken; sie müssen ihren Uebergang, wenn nicht Furthen vorhanden sind, durch Uebersetzen oder durch leichte Brücken bewerkstelligen, die sie sich selbst machen. Hierher gehören Floßbrücken, Tonnenbrükken ꝛc. Durch fliegende Brücken geschieht das Uebersetzen, wenn der Strom sehr schnell und dabei breit ist; durch Prahme und andere große Fahrzeuge, wenn das Wasser nur langsam fließt. — Wenn eine zu passirende Fuhrt unzugänglich gemacht worden, so müssen die Hindernisse vorher hinweggeräumt werden. Ist das Wasser durch einen Damm aufgestauet, so muß derselbe eingerissen werden; eingeschlagene Pfähle, hineingeworfene Räder, Eggen, Bäume ꝛc. lassen sich dadurch wegräumen, daß man z. B. die Bäume an starken Seilen oder mit Botshaken herauszieht; die Pfähle werden erst durch wiederholte Schläge an ihren Seiten locker gemacht, und dann mit den Händen oder vermittelst einer Wucht herausgezogen, und ist dieses hierdurch nicht zu bewerkstelligen möglich, so bedient man sich einer Schraubenmaschine, welche auf zwei Fahrzeugen ruht, womit man die stärksten Pfähle herausziehen kann. Dieses geht jedoch nur immer langsam von Statten, und es kostet nicht mehr Zeit eine Brücke zu schlagen. Fußangeln, und mehrere mitten in der Furth aufgeworfene Gräben können solche auf längere Zeit unbrauchbar machen. Die Ersteren sind nur durch eiserne Rechen herauszubringen. Durch Hürden oder mit Steinen beschwerte Faschinen kann

man sie am besten unschädlich machen, wenn man solche darauf wirft. Die in der Furth gezogenen Gräben füllt man mit Faschinen aus, oder legt Bretter darüber, die mit Steinen beschwert sind. Die Infanterie, die eine Furth passirt, soll immer dem Strome entgegen waten, um dadurch besser im Stande zu seyn, sich gegen den Stoß des Wassers zu halten. Soll die Reiterey durch einen Strom schwimmen, so muß sie darin geübt worden seyn, wenn nicht Menschen und Pferde verloren gehen sollen. Bei zugefrorenen Flüssen sind schon mehrere Vorsichtsmaaßregeln nöthig, um darüber zu setzen. Hier ist es gut, die Geschwindigkeit eines Flusses an verschiedenen Orten zu wissen; man hat dann diejenigen Stellen zu wählen, wo er langsamer fließt, weil diese fester gefroren sind. Die Stärke des Eises läßt sich durch eingehauene Löcher erkennen; bei drei Zoll Stärke soll man schon Pferde und leichte Wagen übergehen lassen können. Die Leute müssen einzeln und ohne Tritt marschiren, und das leichte Feldgeschütz muß durch untergelegte Bretter gesichert werden. Ueber ein sechs Zoll starkes Eis können schon die schwersten Fuhrwerke gehen, indem man die Spur der Räder durch untergelegte Bretter verstärkt. Wenn das Eis aber zu schwach seyn sollte, so ist es besser, eine Bahn zu hauen, und Alles auf Fahrzeugen überzufahren, oder auch eine Pontonbrücke zu schlagen, die aber sogleich wieder abgebrochen werden muß, um nicht in die Gefahr zu kommen, daß unerwartet Regen und Thauwetter entsteht, worauf die Pontons durch das Treibeis unwiederbringlich verloren seyn würden. — Man kann auch die Stärke des Eises dadurch vermehren, daß man es mit Stroh überstreuet, und fleißig Wasser darauf gießt, bis dadurch eine zweite Eisdecke entstanden ist. Fehlt es hierzu an Zeit, so wirft man grünes Reisholz auf das Eis, und bedeckt es mit quer über den Fluß gelegten

Brettern, auf denen die Kanonenräder gehen, und wodurch die Erschütterung vermindert wird; setzt man die Kanonen auf Schlitten, so wird die Erschütterung dadurch noch mehr beseitiget, jedoch immer vorausgesetzt, daß das Eis stark genug ist, die Last zu tragen. S. auch die Art. Ponton, Th. 115, S. 112 u. f., und Schiffbrücke, Th. 143, S. 433 u. f., wo man noch Mehreres darüber angeführt findet, besonders was den Uebergang über die geschlagenen Brükken betrifft.

Der Uebergang über einen Festungsgraben bei einer förmlichen Belagerung geschieht, nachdem vorher die Descente oder der Weg in den Graben gemacht worden ist. Wenn eine Festung gut vertheidiget wird, soll es Schwierigkeiten haben, ohne alle Bedeckung über den Graben nach einer Bresche zu gehen. Es ist daher hier nöthig, vom Durchbruche der Futtermauer der Contreskarpe an bis zu dem Fuße der gelegten Bresche einen durch eine Brustwehr gedeckten Gang anzulegen, welcher die Passage genannt wird. In einem trocknen Graben mit festem Erdreiche wird der Uebergang vermittelst der doppelten völligen Sappe bewerkstelliget. Bei einer Künette wird von Mauerböcken eine Brücke gemacht, und diese zu beiden Seiten durch gefüllte Schanzkörbe gedeckt. Hat der Grund des Grabens Sommerwasser, so wird die Passage durch über einander gestellte Schanzkörbe errichtet, die mit Sandsäcken gefüllt werden. Der Uebergang geht aber immer in einer schiefen Richtung, oder in einer krummen Linie, theils um dem Feinde das Einsehen von den Werken zu benehmen, theils um das Enfiliren zu behindern. Wenn durch dieses Alles der Uebergang noch nicht hinlänglich gesichert seyn sollte, so kann man auch nach Art der bedeckten Sappe eine Bedeckung veranstalten, die man durch aufgelegte Sandsäcke und frische Ochsen-

häute vor dem Anbrennen schützen muß. Die von der Hauptflanke abgewandte Brustwehr bedarf nur einer Reihe gefüllter Schanzkörbe, weil sie nur zur Sicherung des Rückens der Grabenpassage dient, im Falle die Besatzung einen Ausfall auf diese Arbeit wagen sollte. Die gewöhnliche Breite einer Passage gegen die Hauptwerke beträgt etwa 36 Fuß; gegen den halben Mond oder andere Außenwerke 24 Fuß. Eben so breit wird oben der Damm, den man anlegen muß, wenn die Passage über einen nassen Graben geschehen soll; unten muß er wenigstens 12 Fuß breiter seyn. Der Bau dieses Dammes muß noch in derselben Nacht angefangen werden, wo man die Futtermauer der Contreskarpe durchbrochen hat. Zuerst werden große Wasserfaschinen der Länge nach über den Schutthaufen in das Wasser gelegt, so daß sich das Ende unter dem Wasser in den Schutt einstemmt, das andere Ende dagegen in der Richtung gegen die Böschung des Schutthaufens zu liegen kommt. Diese Arbeit muß sehr genau gemacht werden, weil darauf nachher der ganze Damm ruhet, und durch den Gebrauch der Sappeurgabeln erleichtert wird. Ist der ganze Schutthaufen der Breite nach mit diesen Faschinen bedeckt, so wird eine zweite Schicht quer über die erste gelegt, beinahe bis an den Wasserspiegel hinauf, und hierauf eine dritte Schicht, mit der ersten völlig gleichlaufend. Durch dieses Verfahren erhalten alle nachfolgenden eingeworfenen Faschinenlagen eine schiefe Richtung, wobei der Damm weit mehr Festigkeit bekommt, als bei der horizontalen Lage der Faschinen. Nachdem die drei ersten Schichten eingelegt worden, tritt ein Sappeur hinauf, und schlägt die ihm zugereichten Piketpfähle in Gestalt eines Dreiecks ein; zwischen die hervorragenden Enden der Pikets werden so viele Sandsäcke gelegt, daß die Faschinen fest auf den Grund zu liegen kommen, und daß dadurch oben eine ebene

Fläche entsteht, worüber eine Lage Hürden zu liegen kommt. Ueber diesen fertigen Theil wird Erde geschüttet, und mit der Verlängerung des Dammes auf eben die Art fortgefahren. Ist man 12 bis 18 Fuß vorgerückt, so errichtet man auf beiden Seiten eine Brustwehr, entweder durch eine doppelte Reihe von Schanzkörben, oder durch bloße Sandsäcke. Im ersten Falle werden über die Schanzkörbe noch Faschinen gelegt, und diese noch zuletzt mit frischen Ochsenhäuten bedeckt, um das Anbrennen, wie schon oben bemerkt worden, zu verhüten. Sollte der Feind diese Arbeit, welche nur aus dem Logement unterstützt werden kann, mit Stein- und Granatwürfen beunruhigen, so muß man hierbei ähnliche Mittel, wie bei der trocknen Grabenpassage zur Deckung anwenden. In vier- und zwanzig Stunden kann man höchstens 24 Fuß mit diesem Damme vorrücken. — Bei einem fließenden natürlichen oder durch Schleusen und Wehre erregten Wassergraben, ist der Dammbau noch schwieriger; er muß dann aus Mauerböcken oder Fässern erbauet werden, welche den Durchfluß des Wassers zulassen. Besser ist es eine Floßbrücke zu errichten, welche schneller und sicherer hergestellt werden kann, wenn man nämlich die Schleusen und Wehre nicht durch Bomben einschlagen könnte. Am besten nimmt man zu dem Floßbaue kieferne Sparren von 6 bis 8 Zoll im Durchmesser, weil sie leichter, als die anderen Holzarten sind. Man schält die Rinde davon so ab, daß der darunter befindliche feine Bast bleibt, damit das Wasser weder durch Eindringen in die Rinde, noch durch Eindringen in das Holz, wenn der Bast herunter ist, die Sparren schwerer macht. Am besten ist es, der Floßbrücke eine schiefe Richtung zu geben, weil dadurch der Druck des Stromes vermindert wird. Vor ihrem Gebrauche werden die Sparren völlig zubereitet; sie werden auf die Erde gelegt, und so, wie die schräge Richtung ausfallen soll, und dann die nöthigen Löcher

gebohrt, durch welche sie mit Wieden verbunden werden sollen; dann wird auch noch ein großes Loch gebohrt, und darein starke Pflöcke getrieben, welche hernach die Wollsäcke und die zum Gewichte nöthigen Balken halten sollen. Alle zwölf Fuß werden viereckige Löcher zwischen zwei Sparren durchgeschnitten, und zwar auf der Seite, wo man die Schricken treibt, welche das Floß gegen den Strom festhalten. Diese Schricken sind 12 Zoll starke, völlig eben und rund gearbeitete Pfähle, welche in den Grund gerammt werden, und über den Wasserspiegel noch 6 bis 8 Fuß hervorstehen müssen. Sobald alle nöthigen Materialien zum Floßbau im Logement vorräthig sind, werden die ersten drei Sparren innerhalb der durchbrochenen Contreskarpe aneinander befestiget, dann auf Walzen in das Wasser geschoben, und hernach umgedrehet. Sie werden durch starke Taue an den Thürpfosten in der durchgebrochenen Mauer befestiget; hierauf werden die übrigen Sparren nachgezogen, und durch die gebohrten Löcher mit starken Wieden befestiget, welches auf eine sehr einfache Art geschieht, indem das eine Ende der Wiede zuerst durch das Loch gesteckt und dann sogleich durch einen eingetriebenen Keil befestiget wird, eben so wird das andere Ende der Wiede durch das Loch des daneben liegenden Balkens gesteckt, und mit einem Keile fest eingetrieben. Die Sparren des Flosses werden mit Brettern belegt, und solche darauf festgenagelt. Nachdem man 12 Fuß mit dem Floß vorgerückt ist, wird die Brustwehr durch Wollsäcke errichtet. Wird man vom Feinde nicht beunruhiget, so kann man sogleich das Floß bis an die gegenüberliegende Bresche führen, welches bei einem 70 Fuß breiten Graben in neun bis zehn Minuten durch geschickte Pontonniers geschehen kann. Wenn die Tragbarkeit des Flosses nicht groß genug seyn sollte, so kann man auch an beiden Seiten der Sparren große wohlverschlossene Tonnen anhängen, oder auch mehrere Lagen Bretter

auflegen. Sollte ein trockener Graben durch den Feind mit Wasser gefüllt werden können, wenn man eben mit dem Sappiren in demselben beschäftiget wäre, so muß der Feind durch einen Sturm auf die Bresche überrascht, oder durch List dahin gebracht werden, den Graben früher mit Wasser anzulassen. Es ereignen sich öfters Fälle, wo man sowohl die vorher bereitete Descente, als auch die Grabenpassage ersparen kann, wenn nämlich die Bresche nicht bloß ersteigbar, sondern auch die Hauptflanke demontirt, keine Minen unter der Bresche befindlich sind, da die Besatzung sich nur noch schwach vertheidiget. Die Mineurs schlagen dann in den bedeckten Weg ein, legen eine Mine, und sprengen die Mauer der Contreskarpe in dem Augenblicke, wo der Sturm beginnen soll. Der Uebergang über den nassen Graben wird dann durch eine Kastenbrücke bewerkstelliget, welche in einigen Minuten geschlagen ist. Oft kann man auch das Wasser eines Grabens ableiten, welches häufig bei einem Vorgraben angeht (Rumpf's allgemeines Kriegswörterbuch, Th. 2, S. 469 u. f.).

In der Malerey, wie schon oben, S. 334, bemerkt worden, ist der Uebergang ein Verschmelzen der Farbentinten ineinander oder eine Vereinigung verschiedener aufgesetzter Farbentinten, indem man sie so zu vertreiben sucht, daß man die Uebergänge kaum merkt. Auch der Punkt, welcher die Schatten von den Lichtern absondert. Das Licht muß gleichsam in dem Schatten erlöschen. Eine Tinte muß daher in dem Grade schwächer oder stärker werden, daß sie nur eine Fortsetzung der andern zu seyn scheint, welches vermittelst der Halbschatten bewirkt wird. Diese zarten Uebergänge sind besonders in der Färbung des Fleisches, vorzüglich des Gesichts beim Portrait, von großer Wichtigkeit, indem dadurch auch die Gesichtszüge, und mithin die Aehnlichkeit, sehr gehoben werde, wel-

ches nur durch Schatten und Licht, gehörig vertheilt, möglich ist. Auch bei Gewändern muß dieses geschehen, ob hier gleich stärkere Schatten und Lichter aufgesetzt werden können, um die Falten gehörig zu charakterisiren. So auch beim Haar, um dieses aus der Leinwand, oder vielmehr aus dem farbigen Hintergrunde hervortreten zu lassen.

In der Kupferstecherkunst, ist der Uebergang in der schwarzen Kunst oder dem Mezzotintostiche die Operation, wodurch das Kupfer zubereitet wird. Die Zubereitung des Kupfers geschieht hier nämlich nach drei Operationen, und wenn diese drei Operationen vollendet sind, so wird es Uebergang (un tour) genannt. Soll eine Platte recht schwarz, einförmig und gut zubereitet seyn, so muß man sie zwanzig mal übergangen haben, das heißt, man muß die ersten drei Operationen zwanzig mal wiederholen. S. den Artikel Kupferstecherkunst, Th. 56, S. 469 u. f.

Beim Jäger sind die Uebergänge, wenn ein Leithund aus zu großer Hitze und Begierde über die Spur und Fährte hinschießt, und solche nicht annimmt. Auch die wilden Sauen, wenn sie ein Jahr alt sind, werden übergangene Frischlinge genannt, da sie vorher nur schlechthin Frischlinge heißen.

Uebergangsform, Forma transitoria, in der Botanik, z. B. zwischen zwei Spielarten einer Art oder zwischen Organen zweier verschiedenen Bildungsstufen (zwischen Kelch und Blume, Blume und Staubgefäßen ꝛc.).

Uebergangsgebirge, werden diejenigen Ganggebirge genannt, welche für jünger gelten, als die Urgebirge, aber für älter, als die Flötzgebirge, denen sie meist zur Unterlage dienen. Sie enthalten schon zum Theil Versteinerungen, und unterscheiden sich dadurch von den Urgebirgen. Diejenigen, welche keine Versteine-

rungen führen, sind Plutonischen Ursprungs, wie die Urgebirge, sie lagern aber meist so, daß sie durch ein Versteinerungen führendes Glied von den Urgebirgen geschieden sind. Im Reichthume an Metallen, die sie auf Gängen und Lagern enthalten, stehen sie den Urgebirgen wenig nach. Man unterscheidet drei Hauptglieder: die Gebirge der Grauwacke, des Syenits und des Porphyrs. Das Grauwackengebirge, hat als Hauptfelsart die Grauwacke, s. unter Stein, Th. 171, S. 457 u. f., und unter Wacke in W. Es gehören aber noch zwei untergeordnete Glieder dazu, nämlich der Uebergangsthonschiefer und der Uebergangskalk, welche in dem Gebilde oft auch sehr mächtig auftreten. Besonders ist der Letztere durch seine zahlreichen und eigenthümlichen Versteinerungen ausgezeichnet; er enthält nicht nur die Trilobiten und Orthoceratiten, welche zwar auch schon in der Grauwacke und im Uebergangs-Thonschiefer vorkommen, vorzugsweise und in mannigfaltiger Zahl der Arten, weshalb er den Namen Orthoceratitenkalk erhalten hat, sondern auch viele eigenthümliche Terebratuliten und Korallen. Meist wechseln Grauwacke, Uebergangsthonschiefer mit Dach- und Zeichenschiefer, und der genannte Kalk in verschiedener Mächtigkeit mit einander ab; oft herrscht die eine oder die andere Felsart vor, oder tritt fast allein auf. Diese Gebirgsart enthält viele erzführende Gänge und Lager, besonders ist sie in manchen Gegenden sehr reich daran; sie führt darin Quarz, Kalk- und Schwerspat, Bleyglanz, Antimonglanz, Braunstein, Eisenspath, Roth- und Brauneisenstein, Kupfererz ꝛc. Als Lager kommen in ihr vor: Kieselschiefer, Alaunschiefer, Wetzschiefer, Zeichenschiefer, Kalk, Gyps, Feldspath und Feldstein, Quarz, Kupfererze, Bleyglanz, Roth- und Brauneisenstein, zuweilen auch Granit, Diorit und Serpentin. Das Grau-

wackengebirge bildet den größten Theil des Harzes, fast das ganze sogenannte Schiefergebirge am Rhein, den Westerwald, die Eifel und Ardennen; auch findet es sich am Hundsrücken und Taunus, in Thüringen, Sachsen, Böhmen, Schlesien, Mähren und in den Alpen, besonders in Steyermark und Krain. — Das Syenitgebirge ruht meist auf Grauwacke oder Uebergangskalk, und ist also jünger, als diese, enthält aber niemals Versteinerungen, weil die Felsart Plutonischen Ursprungs ist. Die mächtigsten Massen des Syenits sollen, wie man vermuthet, der Uebergangszeit angehören; allein es giebt auch Syenit, der ein Glied des Urgebirges ausmacht, und andern, der erst zur Zeit, wo die Flötzgebirge gebildet wurden, emporgestiegen ist. Diorit, Serpentin, Hornblendegestein, Hornblendeschiefer, auch bißweilen jüngeren Granit begleiten oft das Syenitgebirge und machen als untergeordnete Glieder einen Theil desselben aus. S. Syenit, unter Stein (Fels-), Th. 172, S. 18 u. f. Man trifft diese Gebirgsart auf dem Harze, im Thüringer Walde, in Sachsen (bei Meißen und im Plauenschen Grunde), in Schlesien und Böhmen, vorzuglich aber in Mähren und Ungarn an. Im mittleren Mähren ist das Syenitgebirge sehr mächtig und verbreitet, und hat in seinem Gefolge häufig Serpentinberge und mächtige Lager von Hornblendeschiefer. In Ungarn und Amerika ist es sehr reich an Metallen. In Norwegen tritt das Gebilde als Zirkonsyenit auf. — Das Haupt-Porphyrgebirge besteht aus Feldsteinporphyr, und bildet nicht bloß regelmäßige, weit fortsetzende Gebirge, sondern auch auf andern Gebirgen unregelmäßige Massen, Gräte und Kuppen, meist mit sehr steilen Felswänden, zuweilen findet man ihn auch ganze Berge zusammensetzend. Das Gebilde ruht theils auf dem Urgebirge, und diesen pflegt man Urporphyr zu nennen, theils auf

der Grauwacke und dem Uebergangsthonschiefer, welcher eigentlich diejenige Gebirgsart ist, die man Uebergangsporphyr nennt; dann aber auch auf verschiedenen älteren Flötzgebirgen, (der sogenannte Flötzporphyr). Diese verschiedenen Lagerungsverhältnisse rühren daher, weil der Porphyr eine Plutonische Felsart ist, die sich zu verschiedenen Zeiten aus der Tiefe nach oben den Weg gebahnt, und bald nur das Urgebirge, bald auch Glieder des Uebergangsgebirges, und endlich auch einige Flötzgebirge durchbrochen und überlagert hat. Bei seinem Emporbrechen scheint er aus der Tiefe zugleich eine Menge Trümmer älterer Felsarten mitgebracht, und durch Reibung an den Wänden der durchbrochenen Gebirge verschiedenen Reibungsconglomeraten den Ursprung gegeben zu haben. Diese Gebirgsbildung ist sehr verbreitet im Thüringer Walde und im Erzgebirge, in Schlesien und Böhmen, und in den Umgebungen von Botzen in Tyrol; auch bei Halle in Sachsen kommt diese Felsart vor, so auch im Schwarzwalde, wo er besonders auf den Höhen bei Triberg, Rippoldsau und Alpirsbach, bei Baden und in den Umgebungen des Höllenthals auftritt. Besonders häufig und mächtig findet sich der Porphyr in den Vogesen, in Schottland, Norwegen und Schweden. S. auch Porphyr, unter Stein (Feld-), Th. 172, S. 4 u. f.

Uebergangsgrünstein, Diorit, s. unter Stein (Fels-), Th. 172, S. 5 und S. 20.

Uebergangsgyps, wird der körnige Gyps genannt, wenn seine Lager oder Felsmassen im Uebergangsgebirge vorkommen. Er bildet bisweilen ganze, meist kegelförmige Berge, die aber nie eine beträchtliche Höhe und Ausdehnung haben, und auf Lagern und Nestern enthält er häufig Anhydrit, Steinsalz, Schwefel, Gypserde und kalkigen Mergel. Dieser körnige

Gyps, der auch Urgyps genannt wird, unterscheidet sich von den übrigen Gypsarten, nämlich von dem blättrigen Gypse oder Gypsspathe (Frauneis, Marienglas), Fasergypse, dichtem Gypse oder Alabaster, und von dem erdigen Gypse (Gypserde, Mehlgyps) durch ein körnig-blättriges Gefüge, und kommt von mancherlei Abänderungen der weißen, rothen und grauen Farbe vor, sogar bis ins Schwärzliche. Er ist wenig durchscheinend und geht häufig in den dichten Gyps über. Diese Gypsart kommt in älteren und jüngeren Gebirgen häufig vor. S. den Artikel Gyps, Th. 20, S. 412 u. f.

Uebergangsporphyr, s. unter Uebergangsgebirge.

Uebergangssandstein, eine Benennung der Grauwacke, s. unter Wacke, in W., und Uebergangsgebirge.

Uebergangsthonschiefer, diejenigen Arten des Thonschiefers, welche in Grauwacke übergehen oder Wechsellager mit der Grauwacke bilden. Sie enthalten schon einige Versteinerungen.

Uebergattern, in der Zeichenkunst, ein Stück, welches man kopiren will, in kleine Vierecke eintheilen, um die in jedem Vierecke enthaltenen Parthien in andere Vierecke von dem nämlichen Verhältnisse, so man auf Papier oder Leinwand gemacht hat, überzutragen; es sey nun, daß man sie größer oder kleiner, oder auch von dieser Größe machen will. Man thut dasselbe durch einen Florrahmen, oder noch leichter mit dem Storchschnabel. Verstattet es z. B. eine Zeichnung, daß darauf Bleystiftslinien gezogen werden können, so zeichne man auf sie, so weit sie geht, Quadrate, und beziffere solche an den dazu schicklichen Stellen. Man kann diese Quadrate auch mit einigem Vortheile zeichnen, welcher darin besteht, daß man nicht theilt, weil dieses mühsam ist, sondern die beliebig ange-

nommene eine Seite der Quadrate bloß hintereinander abträgt. Will man z. B. die Fig. 9306 nachzeichnen, so zeichne man die Linie a b und a c zu einem rechten Winkel, trage die beliebig angenommene eine Seite für die Quadrate auf der Linie a b, von a nach b, auf der Linie a c, aber von a nach c hin, ziehe die Linie c d rechtwinkelig auf die Linie a c, und so lang, als a b, nun die Linie b d. Dann trage man die Theile der Linie a b auf die Linie c d, so wie die Theile der Linie a c auf die Linie b d, und ziehe, wie nun geschehen kann, die zu Quadraten sich kreuzenden Linien. Ist nun das Netz für das Vorbild erhalten, so zeichne man es noch einmal für das Nachbild, und solches in gleicher Größe des Quadrates, wenn dieses mit jenem einerlei Größe haben soll. Verlangt man das Nachbild größer oder kleiner, als das Vorbild, so wähle man im ersteren Falle das Quadrat größer, im letzteren Falle kleiner, in beiden Fällen lasse man aber so viele Quadrate nach sich und querüber folgen, als man sie beim Vorbilde findet, und beobachte dieselbe Bezifferung, wie die beim Vorbilde. Betrachtet man nun in jedem Quadrate des Vorbildes genau, was sich von diesem in ihm befindet, und sucht dann das Quadrat von gleicher Ordnung in dem Netze für das Nachbild auf, welches Aufsuchen die Ziffern erleichtern, so kann man in dieses Quadrat dasjenige so viel, als möglich, genau einzeichnen, was sich im Quadrate des Vorbildes befindet, und kann dann weiter so verfahren, bis man das Nachbild erhalten hat. Durch die Quadrate des Vorbildes ist dieses in kleine Theile zertheilt. Es ist eine Erleichterung, daß man diese Theile nachzeichnet, und solches in die Quadrate gleicher Ordnung im Netze des Nachbildes. Wenn es die nachzubildende Zeichnung nicht gestattet, daß darauf Bleystiftslinien gezogen werden, so zeichne man ein solches in seinen Seiten gleich-

getheiltes Rechteck, wie das Fig. 9306 befindliche, auf die ebene Fläche eines Brettchens, lege innerhalb dieses Rechtecks die nachzubildende Zeichnung, hier die Landschaft, Fig. 9306, und überspanne diese nach der gemachten Eintheilung der Seite des Rechtecks so mit feinen Fäden, daß sich die Quadrate bilden, welche dann das Netz für das Vorbild ausmachen. Nun verfahre man aber, wie in dem eben erwähnten Falle, wo Linien mit dem Bleystifte auf das Vorbild gezogen werden können. Zu einem solchen Fadennetze kann auch ein besonderer Rahmen dienen, in welche Beschaffenheit ihn Fig. 9307 zeigt. Hier braucht man nur das Netz der vorgelegten Zeichnung aufzulegen. Auch kann ein solches Fadennetz für das Nachbild dienen, wenn man nämlich vermittelst eines Netzes oft etwas zu zeichnen hätte; man braucht es dann nicht jedesmal neu zu gestalten. Zur Bespannung wählt man gern Pferdehaare, und zwar in der Ordnung, daß auf drei weiße Haare jedesmal ein gefärbtes folgt. Sowohl die Zeichner, als auch die Maler, Kupferstecher, Lithographen ꝛc. bedienen sich dergleichen Gatter oder Netze, um Gemälde, Kupferstiche ꝛc. zu übertragen. S. auch den Artikel Netz, Th. 102, S. 472.

Uebergaukeln, durch Gaukeley überraschen, ein nur noch wenig gebräuchlicher Ausdruck.

Uebergeben, einen körperlichen Gegenstand in den Besitz eines Andern geben; daher Jemanden einen Brief, die Schlüssel, ein Pferd ꝛc. übergeben. Die Gefangenen übergeben. Dem Feinde die Stadt übergeben. Ein Gut übergeben, dem Käufer oder neuen Besitzer. — Jemanden eine Handlung oder ein kaufmännisches Geschäft, eine Fabrik, Manu-

faktur ꝛc. übergeben. S. oben, Uebergabe.— Sich übergeben, ein anständiger Ausdruck für das niedrige sich speyen, in einigen Gegenden sich brechen.

Uebergehen. 1) Ueber die Höhe eines andern Gegenstandes gehen, besonders von flüssigen Körpern, wofür überlaufen, überfließen üblicher ist. Die Kelter werden mit Most übergehen, Sprichw. 3, 10; besser der Most in der Kelter wird übergehen. Auch die Wortfügung mit der zweiten Endung ist im Hochdeutschen etwas ungewöhnlich: weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über, Matth. 12, 34. Am üblichsten ist dieses Zeitwort im Hochdeutschen in der Redensart: die Augen gehen ihm über, die Thränen treten ihm in die Augen, oder die Augen laufen ihm von Thränen über. Er hielt eine so rührende Rede, daß allen Zuhörern die Augen übergingen. Der Rauch macht, daß Einem die Augen übergehen. Uns allen sind die Augen übergegangen. Ueber den Rand eines Gegenstandes treten. Das Wasser geht über das Ufer; über den Rand des Topfes beim Kochen. Man muß den Firniß im Kochen bewahren, daß er nicht übergehe, das heißt, über den Rand des Kessels, wofür, wie schon bemerkt worden, überlaufen und überfließen üblicher sind. — 2) In die Gewalt, Herrschaft oder in den Besitz des Andern gehen. Zum Feinde übergehen, als Deserteur, wo dieses Zeitwort jedoch, nach Adelung, die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Ueberganges unentschieden läßt. Zu einer anderen Parthey, zu einer andern Religion übergehen. Die Stadt ist übergegangen, ist an den Feind übergeben worden. In die Fäulniß übergehen. Das Fleisch ist schon in Fäulniß übergegangen. Das Obst geht in Fäulniß

über, nämlich das frische, wenn es lange liegt, und nicht gehörig verwahrt wird. — 3) Vor etwas vorbeigehen. Er wird bald übergehen, der Schmerz, übergehen, vorbeigehen. — 2. Ueber etwas gehen, der ganze Oberfläche hingehen; daher a) ein Feld übergehen, es begehen, über der ganzen Oberfläche hingehen, um es zu besichtigen. Im Oberdeutschen ist der Uebergeher so viel als ein Aufseher geringer Art, ein Feldhüter, welcher das ihm zur Aufsicht übergebene Feld begehen muß. Bereitet er dasselbe, so heißt er ein Ueberreiter, im Hochdeutschen ein Bereiter, welcher aber von demjenigen getrennt werden muß, der ein Pferd nach der Schule zureitet. Im Oesterreichischen hat man Wegeübergeher, Pflasterübergeher, Holz-, Wald- und Forstübergeher, Lehnwägenübergeher, Bauübergeher ꝛc., niedere Bedienungen, die mit unseren Holz-, Wald-, Forst- und Bauaufsehern ꝛc. übereinkommen. — b) Figürlich gebraucht man dieses Zeitwort auch, um die Oberfläche eines Gegenstandes zu bearbeiten, wie dieses Künstler, Handwerker, ꝛc. thun, und wofür man lieber überziehen überfahren, gebraucht. So übergeht man Holz mit heißem Leimwasser, um es zu tränken, und dann zieht man Oelfarbe darüber, damit das Oel sich nicht in das Holz ziehe. So übergeht der Maler ein Gemälde, wenn er es nachsieht und verbessert, wofür der Kunstausdruck Retuschiren gebraucht wird; s. diesen Art. Th. 123, S. 168 u. f. — So übergeht man Kupferplatten in der schwarzen Kunst, damit sie recht schwarz werden. S. oben, Uebergang. — Eine Rechnung übergehen, sie durchsehen, ob sie richtig ist. Ein Conto übergehen, es nachsehen und überrechnen. — c) Ueber etwas hinausgehen, das Ziel über-

gehen, wofür man jetzt lieber überschreiten sagt. Folgende figürliche Bedeutungen kommen noch davon vor. Einen Befehl, ein Gesetz übergehen, wofür auch übertreten gebraucht wird, es nicht beachten, sondern dagegen sündigen, dagegen handeln. — d) Eine Sache übergehen, die gewöhnliche Zeit derselben verstreichen lassen. Das Aderlassen übergehen, es nicht, wie gewöhnlich, Statt finden lassen; so auch das Essen, den Schlaf übergehen. Eine Formalität oder einen Umstand übergehen, wenn man sie nicht beobachtet. Etwas im Lesen übergehen, es nicht mitlesen, es auslassen. In der Erzählung einen Umstand übergehen, ihn verschweigen. Etwas mit Stillschweigen übergehen, nichts davon melden oder erwähnen. — e) Ueber etwas weggehen, ohne es zu bemerken. So übergeht man etwas Verlorenes, wenn man darüber hinschreitet, ohne es zu bemerken. So übergeht der Leithund die Fährte, wenn er aus großer Hitze oder Nachlässigkeit darüber hinfährt oder schießt. — f) Sich übergehen, über seine Kräfte, über sein Vermögen gehen, mehr oder stärker gehen, als es unbeschadet der Kräfte geschehen kann.

Uebergeher, s. den vorhergehenden Artikel.

Uebergelegt, beim Stuhlmacher, die Leitung der Fäden im Aufzuge bei dem Beflechten der Rohrstühle, weil hier nicht der Faden verschlungen oder verflochten wird, sondern die Fäden nur bloß von einem Loche bis zum andern übergelegt und die Enden durchstochen werden.

Uebergewicht, beim Kaufmanne, oder im Handel, dasjenige Gewicht, welches auf ein gewisses Quantum der Waare, dem Gewichte nach, als Zugabe gegeben wird. Auf den Centner, giebt es 2 Pfund Uebergewicht, also 112 Pfund. Es wird auch der

Ausschlag genannt, das Mehrgewicht. Gutgewicht. Es ist nicht gleich, kommt auf die Waare an, und wird vom Grossirer oder Großhändler dem Kleinhändler oder Detaillisten als eine Entschädigung für den Ausschlag gegeben, den dieser beim Detailliren der Waaren geben muß, da sie nicht ganz einstehend gewogen werden können. Bei gewöhnlichen Waaren beträgt dieses Gewicht 1 Prozent, bei feinern ½ Prozent. Es versteht sich, daß hier nur von Material- oder Specereywaaren die Rede ist; denn von Ellen- oder Schnittwaaren findet kein Gutgewicht Statt, auch nicht von Quincaillerie-Waaren, wenn sie gleich gewogen werden sollten, wie Nadeln, Nägel ꝛc., weil sie im Detail gezählt werden. So erhält man auf Anis, Baumwolle, Rosinen, Corinthen, Feigen, Galläpfel, Ingwer, Kümmel, Zucker, Reis, Mandeln ꝛc. ꝛc. 1 Prozent; auf Kaffee, Indigo, Muskatennüsse, Pfeffer, Cardamom, Coloquinten, Thee ꝛc. ꝛc. ½ Prozent; auf Cochenille und andere feine Waaren nur ¼ Prozent. — Figürlich hat man ein Uebergewicht über etwas, wenn man darin eine größere Macht, einen größeren Nachdruck besitzt. So hat in den Kammern, in politischen Versammlungen ꝛc. diese oder jene Parthey das Uebergewicht, wenn sie nicht bloß stärker in der Zahl ist, sondern auch die besten Redner zählt, die ihr den Sieg über die Andern gewinnen macht. Man erhält dadurch ein Uebergewicht, wenn man etwas klar darstellen und mit solchen Gründen belegen kann, die keinen Umstoß erleiden; dann auch durch einen hinreißenden Redestrom, ohne hinlängliche Gründe und Beweisführung, nur durch das Feuer der Rede. Bei den Engländern zeichneten sich hierin aus: Bolingbroke, Lord Chatam (Pitt der Aeltere), Burke, Pitt der Jüngere, Fox, Grey, Sheridan, Erskine, Canning ꝛc.;

bei den Franzosen: Mirabeau, Barnave, Vergniaux, Isnard, Guadet, Sieyes, Benjamin Constant ꝛc.; bei den Deutschen haben sich nur in den Kammern der Staaten zweiten Ranges, z. B. in der Badenschen Kammer, einige Redner bemerkbar gemacht; da bis jetzt noch keine Gelegenheit in den großen Deutschen Staaten, Oesterreich und Preußen, vorhanden war, um sich hierin auszuzeichnen, indem die Elemente zu einer solchen Auszeichnung, das constitutionelle System, also die Kammern, hier fehlen. — So kann man ein Uebergewicht in allen Lebensverhältnissen durch sein Talent oder sein Genie, oder auch durch sein Geld erhalten. So erhält in Partheyenkämpfen in revolutionairen Staaten diejenige Parthey das Uebergewicht, wozu die meisten Partheygänger durch Geld gewonnen oder geworben werden können, weil hier Geld der Hebel ist, der das untere Volk in Bewegung bringt; wozu bestochene Emissaire die Kanäle sind, durch welche diese Wirkung erzeugt wird; dann auch durch besoldete Schriftsteller, welche die Tagesliteratur leiten; durch feine Verführer des Volkes, welche die Kunst verstehen, sich überall in Gesellschaften besonders bei Damen beliebt zu machen, und dadurch Geltung und Anhänger für ihre Parthey, oder für die Parthey, in deren Diensten sie stehen, zu gewinnen. — So kann man ein Uebergewicht in den Wissenschaften und Künsten durch sein Talent, sein Genie erlangen, indem man in den Fächern, worin man sich auszeichnet, gleichsam als Repräsentant angesehen wird. So werden in der neueren Zeit bei den Deutschen Kant, Fichte, Hegel, Schleiermacher ꝛc. als Repräsentanten in der Philosophie; Wieland, Göthe, Lessing, Schiller ꝛc. ꝛc., als solche in den schönen Wissenschaften; die beiden Schadow (Vater und Sohn), Rauch, Dannecker, Schwanthaler; R. Mengs,

Tischbein, Rösel, Cornelius, Begas, Hummel, Völker, Lessing, Bendemann; Chodowiecky, Romberg, Bollinger, Buchhorn, Bolt, Eichens; Unger, Gubitz, Unzelmann; Schinkel, Klenze; Gluck, Mozart, Bethoven, Händel, Bach, Graun. M. v. Weber, Meyerbeer, Mendelssohn Bartholdy ꝛc. ꝛc. als solche in den schönen Künsten: Bildhauerey, Malerey, Kupferstecher-, Holzschneide- und Baukunst und in der Musik, angesehen; und so in allen andern Wissenschaften und Künsten. — So erhält man ein Uebergewicht in Gesellschaften durch die Gabe der Unterhaltung, durch mancherlei Kunstfertigkeiten und Belustigungen ꝛc.

Uebergießen, auf der ganzen Oberfläche begießen. So übergießt man Früchte mit Zucker, um sie zu überzuckern; so Formen mit einer flüssigen Materie, z. B. mit Gyps, um sie darin abzudrucken ꝛc., s. Ueberguß.

Uebergießung, s. Ueberguß.

Uebergolden, mit dünn geschlagenem Golde, Blättchen oder Goldblättchen, überziehen, wofür vergolden üblicher ist, s. diesen Artikel.

Uebergriff, in den Rechten, wenn ein Unterrichter weiter gegangen ist, als sich seine Gerichtsbarkeit erstreckt, und dem Obergerichte eingegriffen hat. — Dann auch jede Anmaßung eines Rechtes, wozu die Befugniß fehlt. Wenn z. B. Brauherde, Backöfen und andere Feuerstätten an des Nachbars Mauer so nahe angelegt werden, daß diese Mauer dadurch Schaden leidet, oder der Rauch in des Nachbars Haus kommen kann, da der Bauende wenigstens 1 Fuß breit von solcher Mauer abbleiben muß. Oder wenn Jemand eine Cloake bei dem Nachbar so nahe anlegt, daß die Unreinigkeiten dessen Mauer oder Wand durchdringen, oder der Regen solche in des Nachbars Grund oder Keller spülen

kann, da eine solche Cloake wenigstens 3 Fuß breit von des Nachbars Grund und Boden entfernt bleiben muß ꝛc. ꝛc. Alles dieses sind nun Uebergriffe oder Eingriffe in des Andern Recht, wenn solches geschieht.

Uebergroß, mehr als groß, oder außerordentlich groß, welches nur im gemeinen Leben vorkommt, z. B. übergroße Kälte, Hitze, Theuerung, Pracht, Furcht ꝛc. ꝛc.

Uebergurt, beim Reitzeuge, ein Gurt, der zuweilen noch über den Sattel und den ordentlichen Bauchgurt gezogen und geschnallt wird, damit der Sattel um so besser halte, sich nicht verrücke.

Ueberguß, Uebergießung, die mit irgend einer Masse übergossene Oberfläche eines Gegenstandes. Der Ueberguß eines Kuchens, beim Kuchenbäcker und Conditor, mit Zucker. Man zerstoßt feinen Zucker, stäubt ihn durch ein feines Sieb, rührt ihn dann unter zu Schaum geschlagenes Eyweiß, wozu man noch etwas Orangenblüt- und Rosenwasser setzen kann, so daß es eine dickliche Masse wird, und gießt dieselbe über die Oberfläche des gebackenen Kuchens, z. B. einer Torte, so daß es sich an allen Stellen ausbreitet, welches man noch vermittelst eines Pinsels befördern kann, so erhält man einen weißen Ueberguß. Man läßt ihn in der Wärme trocknen. — Man kann Zuckerbrod auch bloß mit zerriebenem Zucker, der mit Orangenblüt- oder Rosewasser angemacht worden, übergießen, diesen Ueberguß mit einem Pinsel darauf gehörig verbreiten, und ihn in der Wärme trocknen lassen. — Auch Marzipan erhält auf die vorherbeschriebene Weise mit geschlagenem Eyweiß und zerstoßenem Zucker einen weißen Ueberguß. Man kann dergleichen Uebergüsse auch färben, indem man eine unschädliche Pflanzenfarbe, die vorher ausgepreßt und der Saft in ein porzellanenes Näpfchen

gelassen worden, hinzumischt. Man nimmt z. B. Violen, stößt sie klein, preßt sie aus, und hebt den ausgepreßten Saft davon in einem Porzellangeschirre auf. Diesen Saft kann man nun der Zukkermasse zusetzen, um sie zu färben, und so macht man es auch mit anderen Farbensäften und Tinkturen, z. B. aus den Kornblumen, dem Safran, Sandel ꝛc. ꝛc. Man kann den Ueberguß auch statt des Pinsels mit einem hölzernen Spatel gleichmäßig über den Kuchen vertheilen.

In der Koch- und Einmachekunst werden Früchte mit einem Ueberguße von Zucker versehen, indem man den raffinirten zerstückten Zucker in einem Kessel über Feuer zergehen, und so heiß werden läßt, daß man einen Finger darin leiden kann; man nimmt auf 1 Pfund Zucker ¼ Quart Wasser. Man thut nun die Früchte in breite Geschirre, und so, daß keine Frucht die andere berührt, gießt den Zucker darüber, und läßt es vier und zwanzig Stunden stehen; dann das Geschirr aufs Feuer gesetzt, damit es etwas warm werde, und sich der Zucker löse; hierauf auf ein reines Küchenbrett umgekehrt, damit die Früchte herausfallen, mit einem Messer von einander gelöset, und in einem Siebe vollends getrocknet. Man kann auch die Früchte in den heißen Zucker zweimal nach einander tauchen, wenn sie gut candirt seyn sollen, sie dann in ein Sieb legen, und in der Wärme trocknen lassen. Die Früchte können in Pflaumen, Pfirsichen, Abrikosen, Kirschen ꝛc. bestehen, kurz in solchen Früchten, die man in Zucker erhalten will.

Ein brauner Ueberguß zu Rindszungen, Kalbsköpfen, Enten ꝛc. Man macht gutes braunes Mehl, und thut etwas Zucker dazu, damit es eine hochbraune Farbe bekommt. Wenn es mit demselben gut abgerührt worden, thut man klein gehackte

Zwiebeln, kleine Rosinen, zerstoßene Gewürznelken, Lorbeerblätter, in feine längliche Striemen geschnittene Mandeln, auch in Stücken zerschnittene und einmal aufgekochte Citronenschalen mit etwas Fleischbrühe oder in Ermangelung derselben, mit halb Wasser, halb Wein darein, und läßt es damit zu einer seimigen Sauce kochen, wobei man es fleißig umrührt, damit es nicht anbrennt. Man thut nun noch Weinessig, Zucker, Citrone, auch würflich zerschnittene Succade, etwas Salz, wenn man es für nöthig findet, daran, und läßt es noch ein wenig durchkochen. Soll dieser Ueberguß zu einem Kalbskopfe kommen, so kann man auch in Würfel zerschnittenen Speck zuletzt daran thun, und wenn der Kalbskopf angerichtet worden, auch würflich zerschnittenes und geröstetes Weißbrod darüber streuen.

Der Ueberguß zu einer Schwefelform aus Gyps. Die Schwefelform wird mit einem Rande von starkem Papiere (Cartonpapier) fest umzogen, mit Baum-, Nuß- oder Mohnöl, auch mit Butter, wenn man kein Oel bei der Hand hat, überstrichen; der fein gepülverte Gyps mit Wasser angemacht, damit er eine dickliche Flüssigkeit wird, und diese über die Form innerhalb des Papierkreises oder Randes gegossen. Man läßt es nun so lange stehen, bis der Gyps trocken geworden ist, nimmt den Papierrand fort, und hebt den Abguß von der Form. — Auf eine ähnliche Art macht man alle Uebergüsse über Formen. — Ein Ueberguß im Bade, wenn man Sturzbäder erhält, das Wasser Einem über den Kopf gegossen wird. Diese Uebergießungen geschehen auch, indem man in einem Waschfasse nackt steht und sich das kalte Wasser in Eymern über den Kopf und den ganzen nackten Körper gießen läßt, wie es z. B. in der Prießnitzer Wasserheilanstalt in Gräfenberg vorkommt. Bei den Russen sind dergleichen Uebergießungen bei Nervenfiebern und bei der Verzögerung aus-

brechender hitziger Hautausschläge gebräuchlich, und sollen in den genannten Krankheiten von großer Wirkung seyn. Indessen erfordert dieser Ueberguß doch alle Vorsicht, und ist nicht ohne ärztliche Verordnung zu unternehmen, da die Constitution des Kranken berücksichtiget werden muß. Der Arzt selbst, der sie verordnet, hat hier mit seinem Gewissen zu Rathe zu gehen, da er hier mit dem besten Willen in große Verantwortung kommen kann. Die Uebergießung erfordert nachher eine ganz warme Bekleidung. — Der Ueberguß der Gewächse in der Gärtnerey, welches mit einer Gießkanne geschieht, indem man vermittelst derselben das Wasser über die Gewächse oder Pflanzen gießt, nicht bloß, um sie zu tränken, sondern auch, um den Staub von den Blättern abzuspülen, damit diese auch das Wasser auffangen können, und die Pflanzen an heißen Tagen dadurch gestärkt werden, wenn solches in den Nachmittagsstunden von 4 bis 6 Uhr geschieht.

Ueberguß, im Bade, s. oben, S. 362.

—, beim Conditor und Kuchenbäcker, s. daselbst, S. 360.

—, in der Einmachekunst, s. das., S. 361.

—, im Formen, s. das., S. 362.

—, der Gewächse, s. oben.

—, in der Kochkunst, s. daselbst, S. 361.

—, beim Kuchenbäcker, s. das., S. 360.

Uebergypsen, mit Gyps überziehen, wie z. B. mit dem Gypsmarmor, s. den Artikel Gyps, Th. 20, S. 449 u. f.

Ueberhand, ein Nebenwort, welches so stark, mächtig oder viel bedeutet, daß man demselben nicht mehr Einhalt thun kann. Wenn die Gerechten überhand haben, so geht's sehr fein zu, Sprichw. 28, 12; wenn sie der herrschende, größte oder mächtigste Theil sind. Der Feind hat die Ueberhand gewon-

nen, uns durch sein geschicktes Manöver überflügelt, nicht durch seine Mehrzahl; wenn er aber überhand nimmt, so heißt es an Stärke, an Macht. Daher überhand nehmen, an Zahl, Stärke oder Menge auf eine überlegene Art zunehmen. So nimmt das Unkraut in den Gärten und auf den Feldern überhand, wenn es an Menge so zunimmt, daß es schwer auszurotten ist. Die Theuerung nimmt überhand, wenn die Lebensmittel zu den täglichen Bedürfnissen so theuer werden, daß sie der gemeine Mann kaum anschaffen und sich mit seiner Familie davon sättigen oder nähren kann. Das Wasser nimmt überhand, wenn es über seine Ufer tritt und die ganze Gegend überschwemmt; auch die Grundwasser im Frühjahre so steigen oder anschwellen, daß sie die Keller und Kellerwohnungen in den Gebäuden füllen. Das Feuer nimmt überhand, wenn es so sehr um sich greift, daß man Mühe hat, es zu löschen. So nehmen die Hitze, die Kälte, die Krankheiten, das Laster, der schlechte Geschmack ꝛc. überhand, wenn sie über den gewohnten Grad, über die gewohnte Weise hinaussteigen. Es wird am häufigsten von Dingen gebraucht, die man als ein Uebel betrachtet; seltener im entgegengesetzten Falle: des Herren Wort nimmt überhand, Apost. 18, 20. Das Hauptwort die Oberhand, in den Redensarten die Oberhand haben, bekommen, gewinnen, und dieses überhand gehören genau zusammen, und das Letzte hält Adelung für aus dem Ersten gebildet. Beide bedeuten entweder überlegene Macht, indem Hand auch zuweilen figürlich für Macht gebraucht wird; auch bedeutet überhand, so wie die Oberhand, hier eigentlich die Stelle zur rechten Hand, und figürlich überlegene Anzahl und Macht.

Ueberhang, wenn ein Gegenstand über etwas hinüberhängt. So heißen Aeste und Früchte eines Baumes, welche über eine Befriedigung, einen Zaun, auf des Nachbars Bezirk hangen, der Ueberhang. In den Rechten kann der Nachbar gemahnt werden, die Aeste seines Baumes, die in das fremde Gebiet hinübergehen, und hier hindern, abhauen zu lassen, und wenn er solches nach mehrmaliger Anmahnung unterläßt, so steht es dem Andern frei, sie abhauen zu lassen. Nur mit Bewilligung desjenigen, den sie eigentlich hindern, können sie stehen bleiben. Nur die Wurzeln, welche von des Nachbars Boden in den andern treiben, dürfen, sobald sie nicht hindern, nicht zerstört werden; nur in dem Falle, wenn der Besitzer da, wo diese Wurzeln liegen, etwas aufführen lassen will, wozu er den Boden gebraucht. Wenn Einer eine Weinrebe von des Nachbars Stock auf seinen Boden zieht, so kann der Andere sie abschneiden. Die Früchte, welche aus einem Garten in den andern überhangen, gehören, nach dem Sachsenrechte, dem, wo sie hinhangen. — Auch der überhangende Theil eines Gebäudes oder eines anderen Gegenstandes wird der Ueberhang genannt, wie z. B. ein Erker in einem oberen Stocke, welcher über den untern hervorragt. Dann eine Decke, ein Stück Zeug, welches über etwas hängt oder gehängt wird, wofür in einigen Fällen auch Vorhang üblich ist. — Beim Frauenzimmerputz wird ein Umschlagetuch, auch ein leichter Sommermantel, ein Ueberhang genannt, eben so führten ehemals auch die Pudermäntel diesen Namen, weil sie leicht übergeworfen wurden.

Ueberhangen und überhängen, über etwas hangen, so daß es über eines andern Dinges Grundfläche herausshängt. So hängt das Haus über, wenn es oben über der Grundfläche hervorragt. So hängen die Zweige der Bäume über einen Zaun;

der Schleier über das Gesicht. Ein Tuch über den Kopf hängen. — Ueberhangende Gänge, in der Kriegsbaukunst, kleine Gänge auf der Höhe des Umfanges der Redouten, welche hervorspringen, von harten Steinplatten oder Ziegelsteinen gemacht sind, und auf Kragsteinen ruhen, um die Redouten darin zu vertheidigen.

Ueberharschen, auf der Oberfläche mit einer festen Rinde überzogen werden. Es kommt nur bei Wunden und beim Wasser vor. Eine Wunde überharscht, wenn sie eine Rinde erhält, oder sich darüber eine Rinde bildet, worunter sie zuheilt, und sobald dieses geschehen ist, davon die Rinde abtrocknet oder abgeht, weil sie keinen Zufluß an Feuchtigkeit mehr erhält. Das Wasser fängt an zu überharschen, wenn es auf der Oberfläche zu frieren anfängt, eine leichte Eisrinde erhält. S. auch unter Harsch, Th. 22, S. 39.

Ueberhäufen, im Ueberflusse mit Etwas versehen. Jemanden mit Wohlthaten, mit Vorwürfen, mit Schimpfwörtern, mit Geschäften ꝛc. überhäufen, ihn damit im Ueberflusse versehen, auch damit überladen; daher auch die Ueberhäufung. — Ein Maaß mit Früchten überhäufen, es weit über das Maaß vollfüllen. Die Metze ist überhäuft mit Aepfeln gemessen worden, noch über den gewöhnlichen Haufen hinaus, wie das Messen dieser Früchte gewöhnlich geschieht, indem sie mit einem Haufen gemessen werden, und nicht gestrichen, so auch das Messen anderer Früchte.

Ueberhaupt, ein Nebenwort, welches dem insonderheit entgegensteht. 1) In Allem, Alles zusammen genommen. Eine Waare überhaupt kaufen, ohne Unterschied der dazu gehörigen Individuorum, also in Pausch und Bogen. Es waren ihrer überhaupt Fünfe, in Allem. Ueberhaupt ist es

schwer, die Sache so genau zu bestimmen, Alles zusammen genommen, Alles erwogen. Jemanden verschiedene Dinge überhaupt empfehlen, eines aber insonderheit. — 2) Ueberhaupt davon zu reden, in allgemeinen Ausdrücken. Etwas nur überhaupt erzählen, ohne Berührung der besonderen Umstände.

Ueberheben, sich überheben. 1) Sich über die Gebühr erheben, eine höhere Meinung von sich haben, als sich gebührt, oder als man an den Tag, der Bescheidenheit wegen, legen soll. Die Sache, worauf man diese hohe Meinung gründet, bekommt im gemeinen Leben das Vorwort wegen, im Oberdeutschen und in der höheren Schreibart die zweite Endung. Auf daß ich mich nicht der hohen Offenbahrung überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch, 2 Cor. 12, 7. Ueberhebe dich deiner Gewalt nicht, 2 Macc. 7, 34. Er überhebt sich wegen seines Wissens, seiner Kenntnisse, seines Verstandes, seiner Talente, seines Genies ꝛc. — Er überhebt sich wegen seiner Stellung, die er im bürgerlichen Leben einnimmt, z. B. als Präsident, Rath ꝛc. Sich über seinen Rang erheben, sich mehr deuchten, als man ist. Wenn die Ueberhebung in diesem Sinne sich nur figürlich, aber nicht thätig erweiset, so thut sie keinen Schaden, und fällt auf den zurück, von dem sie ausgeht oder sich bemerkbar macht; erweiset sie sich aber thätig, sobald noch eine gewisse Macht, ein gewisses unumschränktes Handeln in dem Wirkungskreise, worin das Individuum sich bewegt, hinzukommt, so kann sie Untergebenen, auch Andern nachtheilig werden; indem mit derselben eine gewisse Herrschsucht und ein versteckter Stolz verbunden ist, und beide zur Eigenmächtigkeit führen. — 2) Je-

manden einer Sache überheben, auch mit der zweiten Endung der Sache, ihn mit einer unangenehmen Sache verschonen, machen, daß er sich derselben nicht unterziehen dürfe. Damit der König der Mühe überhoben wäre (Dan. 6, 2). Man sollte uns dieses Leidens und Schadens überhoben haben (Apost. 27, 21). Ueberhebe mich dieses Kelches (Marc. 14, 36). Wie vieler Unruhen und Martern überhebt uns nicht die Demuth (Gell.). So auch die Ueberhebung.

Ueberhelfen, über etwas helfen, mit Verschweigung dieses etwas. Ich kann nicht über den Bach, helfen Sie mir über. Ich habe ihm übergeholfen. — 2) Figürlich hilft man Einem über, wenn man ihn entschuldiget oder mit Worten vertheidiget, seine Parthey mit Worten nimmt, am häufigsten in einer unrechten Sache. Wenn ein Reicher nicht recht gethan hat, so sind Viele, die ihm überhelfen (Sir. 13, 26). Die Mütter pflegen den Söhnen gern überzuhelfen, und die Väter den Töchtern. Einer hilft dem Andern über. — Man verbindet dieses Wort oft mit der vierten Endung; allein mit Unrecht, nach Adelung, weil es ein Neutrum ist; denn wäre es ein Activum, so müßte es den Ton nicht auf dem Vor-, sondern auf dem Zeitworte haben.

Ueberher, Nebenwort, welches im Hochdeutschen wenig gebraucht wird. Mit der Hand überher fahren, darüber, darüber her. Du gabest ihr (der Erde) das bodenlose Meer zum Mantel um; und sein Schaum ging überher (Opitz Ps. 104), über die Erde.

Ueberhin, Nebenwort. 1) Vorüber, vorbei; ein Wetter, das überhin geht (Sprüchw. 10, 25).

Laß es überhin, laß es seyn, berühre es nicht, bekümmere dich nicht darum. — 2) Ueber dieß, eine mehr im Oberdeutschen, als im Hochdeutschen übliche Bedeutung. — 3) Ueber etwas hin, auf der Oberfläche desselben hin; auch nur im Oberdeutschen. Bücke dich, daß wir überhin gehen, und lege deinen Rücken zur Erde, daß man überhin laufe (Es. 51, 23), für darüber hin. Er härtet die Wellen und geht mit trocknen Füßen überhin (Opitz). Im Hochdeutschen gebraucht man es noch 4) figürlich für obenhin. Etwas nur überhin thun, obenhin, nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit und Anstrengung. Ein Buch nur überhin lesen, ohne gehörige Aufmerksamkeit und Fleiß.

Ueber Hirn und über Zwerg, bei den Holzarbeitern, nennt man das Holz, wenn es der Quere durch beschnitten oder behauen wird, und man den Faden des Holzes und seine Lagen (Jahrringe) durchschneidet; im Gegensatze, wenn man das Holz nach dem Faden oder der Länge nach spaltet und schneidet, oder bearbeitet.

Ueberhobeln, ein Brett auf der ganzen Oberfläche behobeln, es völlig glatt hobeln.

Ueberhoch, Bei- und Nebenwort, über die Maaße hoch, höher, als es nöthig ist.

Ueberholen, einholen, an Geschwindigkeit übertreffen. Augenblicke überholen. Gedanken in ihrem Fluge (Dusch). Auch wird überholen für übertreffen gebraucht, jedoch nur im Oberdeutschen. Damit sollst du den Ruhm und Lohn der tapfern Ahnen überholen (Günther). So auch die Ueberholung.

Ueberhöhen der Festungswerke, in der Kriegsbaukunst, gegen einander, soll eine gleichzeitige Vertheidigung mehrerer hinter einander liegender Werke

gewähren, weil die hinteren, höheren, über die vorderen wegschießen können. Dieses wäre nun bei einem gewaltsamen Angriffe von wirklichem Nutzen, bei einer förmlichen Belagerung aber schädlich, da der Feind dann alle diese Werke auf einmal zerstören kann.

Ueberholz, s. Oberholz, Th. 103, S. 143.

Ueberhören. 1) Aus Mangel der Aufmerksamkeit nicht hören. Ich habe Ihr Gespräch überhört. Eine Warnung überhören, nicht darauf merken; auch thun, als wenn man sie nicht höre, wenn man sie gleich gehört hat. Figürlich wurde es ehemals auch für ungehorsam seyn, und überhörig für ungehorsam gebraucht. — 2) Einen überhören, Einem etwas überhören, ihn etwas Erlerntes hersagen lassen, um zu hören, ob er es wirklich auswendig kann. Sich etwas überhören, es hersagen, um zu erfahren, ob man es auswendig kann. Sie sind aus Ihrem Concepte gekommen; ich dächte sie thäten wohl, wenn sie sich noch einmal überhörten. (Hermes.) Einem seine Lection überhören, hören ob er sie auswendig kann; daher auch die Ueberhörung. — Das Ueberhören geschieht sowohl von einer andern Person, als durch sich selbst. Von einer anderen Person, von dem Lehrer in Schulen, um die auswendig gelernten Aufgaben in verschiedenen Zweigen des Wissens zu prüfen, ob sie der Schüler auswendig gelernt und gehörig behalten hat; sie also, nach dem Erlernen, entweder Wort für Wort hersagen kann, wie bei den Sprachen, Gedichten ꝛc., oder dem Sinne nach, wie in der Geschichte, Religion ꝛc. Bei dem Ueberhören macht der Lehrer zugleich seine Amerkungen über das Erlernte. Bei der Erlernung fremder Sprachen bleibt das Erlernen oder Memoriren der Anfangsgründe bei Anfängern, besonders in den Veränderungen der flexibeln Redetheile, der Deklination und Conjugation,

immer sehr wichtig, wenn es aber von Nutzen seyn soll, so darf man nicht versäumen, das Deutsche beständig hinzuzusetzen, sonst hat es für's richtige Uebersetzen keinen Nutzen. Der Schüler darf also nicht bloß sagen Gerundium: audiendus, audienda, audiendum, sondern immer dabei: audiendus, Einer, der gehört werden muß, audienda, Eine ꝛc., und so in allen Sprachen. Doppelt übend ist es, wenn man bei jungen Leuten, die mehrere Sprachen, z. B. Lateinisch und Französisch, zugleich lernen, dergleichen Uebungen mit einander verbindet: z. B. der Schüler muß gleich sagen oder schreiben, um Fertigkeit und Sicherheit zu bekommen: Ich schweige, taceo — je me tais; du schweigest taces — tu te tais ꝛc. ꝛc. Denn durch das Auswendiglernen bekommt man eine Sprache viel früher in seine Gewalt. Ein zweckmäßiges Ueberhören ist daher, um eine Sprache zu erlernen, von Wichtigkeit, nur muß Alles mit Umsicht betrieben werden, um keinen Widerwillen dagegen einzuflößen, welches auch nicht geschieht, wenn man beim Aufsagenlassen des Erlernten immer zweckmäßige Bemerkungen über die Sprache mit einfließen läßt. — So ist es auch gut beim Uebersetzen aus einer Sprache in die andere, manche Stellen, welche die Schüler verstehen gelernt, auswendig lernen zu lassen, und sie zu überhören; sie bekommen dadurch weit früher die Sprache in ihre Gewalt. Auch mache man zeitige Versuche im Sprechen, wenn man selbst Fertigkeit darin besitzt. Man darf nur dabei von dem Erlernten ausgehen, und dieses wiederholen, so daß der Schüler alle Worte von selbst findet, und sie nur anders biegen und stellen darf; die Fehler verbessert man bloß dadurch, daß man das richtig sagt, was sie falsch sagten. — Beim Ueberhören von Gedichten, muß man die Schüler auf die Deklamation, das Deklamiren, aufmerksam machen; indem man

ihnen zeigt, wie sie den Vortrag durch Stimme, Mienen und Geberden zu beleben suchen müssen, und solches nach den Vorschriften der Natur, des inneren Dranges im Wiedergeben des beim Lesen Empfundenen; man zeigt ihnen dieses durch eigene Deklamation, läßt die Stellen mehrere Male durchgehen, wo Empfindungen ausgedruckt werden sollen, sowohl in der Abwechselung des Tones der Stimme, als auch durch Mienen nnd Bewegungen mit den Händen. Es ist hier besonders nöthig, sie aufmerksam zu machen, daß sie keine Bewegung mechanisch, ohne Empfindung, machen; daher ist es auch gut, ihnen ein Gedicht vorzulesen, und sie dabei auf dasjenige aufmerksam zu machen, was besonders durch verschiedene Empfindungen herausgehoben werden, und dann wieder, wo man bei dem ruhigen Erzählungstone bleiben muß. Man zergliedere ihnen nicht nur das Gedicht, sondern erkläre ihnen auch die verschiedenen Stellen darin, in welchen der Dichter seine Empfindungen besonders laut werden läßt, und die eigentlich der Gegenstand des Gedichtes sind. Dieses zusammen wird auf das junge Gemüth leicht die Wirkungen hervorbringen, die man beim Ueberhören von Gedichten beabsichtiget, daß sie nämlich mit Empfindung gesprochen oder deklamirt werden. — Beim Ueberhören in der Geschichte, in der Religion, giebt es eben so gut Gelegenheit, sich über Vortrag und Haltung auszulassen; auch hier ist Deklamation nöthig, da aber die Gegenstände mehr aus der Wirklichkeit genommen sind, wie z. B. in der Geschichte, so ist auch die Darstellungsart des Redners hier anders, wie beim Deklamiren von Gedichten, welche mehr die Phantasie, als den Verstand beschäftigen, und auf das Gefühl berechnet sind, wohin auch die ungebundene Rede wirken soll; aber auf eine andere Art, weil sie zugleich den Verstand beschäftiget. Wenn daher der Lehrer die Beredsamkeit bei dem Schüler anregen will, so muß z. B. das Erlernte der Geschichte in ei-

nem freien Vortrage geschehen, und hieraus sich entwickeln, wie sich der Schüler den Theil der Geschichte, der ihm zum Memoriren aufgegeben worden, zu eigen gemacht hat, um ihn in einem erzählenden Tone wieder zu geben; indem der Ueberhörer hier diejenigen Fragen einmischt, die ihm dann Veranlassung geben, Dieses oder Jenes darin zu erläutern, und so auch den Unterricht von dieser Seite nützlich zu machen. Das Ueberhören reizt den Schüler an, sich in dem Erlernten hervorzuthun, das heißt, es gut vorzutragen; und den Lehrer, die nöthigen Anweisungen dazu zu geben. — Sich selbst überhören thut man, wenn man sowohl Gedichte vor sich deklamirt, als auch eben so Reden vor sich hält, und dabei die Empfindungen eben so laut werden läßt, als vor Andern, wobei man sich prüft, ob man eine zu haltende Rede oder einen Dialog richtig aufgefaßt und memorirt hat, und öffentlich zu halten sich getraut. Dieses Selbstüberhören ist für schon fungirende Geistliche, politische Redner, Schauspieler, Deklamatoren ꝛc.; aber nicht für die sich erst zu diesen Fächern bildenden jungen Leute; denn diese können leicht, durch Eigenliebe verleitet, einen ganz falschen Weg betreten, und sich für etwas halten, was sie lange noch nicht sind, ja nie werden, wovon uns die Erfahrung Beweise genug gegeben hat und giebt. — Ein Schriftsteller sagt (Iffland's Almanach fürs Theater, 1812, S. 12): „Die, welche sich dem Theater widmen wollen, wenn von ihnen verlangt wird, daß sie zur Prüfung etwas sagen möchten, wobei ihnen die Auswahl gelassen wird, wählen zu diesem Zwecke selten eine Scene, woraus man ihre Menschenkenntniß, oder ihren Humor, oder die Fähigkeit, sich schnell aus einer Gemüthsstimmung in die andere zu versetzen, bemessen könnte. Gewöhnlich leisten sie einen sehr langen Monolog, den sie mit aller Bedächtigkeit, Auswahl des Steigens und Fallens der Töne, und in vollkommen ruhiger Fassung

vom Anbeginn bis zum Ende hersagen. Da sie hierin sich gefallen, und es für das Höchste erachten, sind sie verwundert, wenn man eine Scene verlangt, die doch, ihrer Meinung nach, nur ein Gespräch ist, und also etwas sehr Gewöhnliches. Was sie von einem poetischen Gemüthe gehört haben, dünkt ihnen in einem langen Monologe sehr vornehm zu Tage gelegt. Alles übrige Erforderniß scheint ihnen so gemeiner Art zu seyn, daß sie es kaum beachten zu müssen glauben. Ein so unheilbringender Mißverstand kann nicht anders, als der Sache der Kunst sehr schädlich werden." — Dem ist so, und dieses rührt von dem Vertrauen her, welches man zu sich, zu seinem Talente beim Selbstüberhören gewonnen hat. Man glaubt in dem rechten Feuer der Rede zu seyn, glaubt mit Empfindung zu sprechen, und spricht doch nur mechanisch die Worte des Dichters nach, ohne zu fühlen, was dieser beim Niederschreiben derselben fühlte; daher ist es nöthig eine Rolle aus einem Schauspiele, ein Gedicht, eine fremde Rede, förmlich zu studieren, sie mehrere Male erst zu überlesen, und solches kritisch, um zu wissen, ob man auch den Sinn und alle Eigenthümlichkeiten, die darin verborgen sind, gefaßt hat, ehe man sie memorirt, und vor sich selbst überhört, und dann ist es immer noch besser, einen Fremden, das heißt, einen Freund oder Bekannten, der es aufrichtig mit Einem meint, und Kenntnisse besitzt, hinzu zu ziehen, um sein Urtheil zu hören; ja es ist um so besser, wenn es vor mehreren Freunden und Bekannten geschieht, weil man dann ein gewisses Vertrauen zu sich selbst erhält, öffentlich mit demjenigen hervorzutreten, was man für sich allein geübt, und es sich oftmals überhört hat. Denn die Oeffentlichkeit giebt uns erst Sicherheit, daß wir uns in dem rechten Geleise befinden, und deshalb dient auch das Ueberhören von einem Andern, daß man in Gegenwart des Andern beim Hersagen des Erlernten nicht außer Fas-

sung kommt, ängstlich wird, und so, wenn nicht ganz ins Stocken, doch auf eine unsichere Bahn geräth. So geht es vielen jungen Geistlichen, denen die Gabe fehlt, das, was sie recht gut denken, und vernünftig sagen, mit eben der edlen Freiheit von der Kanzel herab an den Mann zu bringen, so daß es eine allgemeine beifällige Aufnahme erhält, und auf die Zuhörer die beabsichtigte Wirkung thut; eben so geht es mit dem politischen Redner und mit dem Schauspieler. — Der alte brave Theater-Direktor Eckhof, Eckhof der größte Schauspieler seiner Zeit, sagte zu einem Kunstjünger, der sich mit Leidenschaftlichkeit dem Theater widmen wollte: „Die Schauspielkunst, mein junger Freund, ist nichts anderes, als ein steter Wechsel von angenehmer Gewißheit über sich und sein Thun, mit beunruhigenden Zweifeln über jede Ausführung. Hierin liegt der Inbegriff des Künstlerlebens. Sie sind nichts, wenn diese Qual Sie nicht ergreift, und Sie werden nichts, wenn Sie nicht den Zustand und die Gründe dieser Qual beachten. Sie können mit aller Empfindung ein guter Zuschauer seyn; allein es ist die Frage: ob Sie je diese Empfindung werden selbst wiedergeben können. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich dieses sogar einigermaßen bezweifle; denn Ihre Sprache und der Ausdruck Ihres Gesichts ist ein Widerspruch mit allen Ihren übrigen Bewegungen.“ — Eckhof ließ dem jungen Manne hierauf eine Rolle aus dem „Kaufmann von London“ die des jungen Barnevell, die er ihm zu studieren aufgegeben hatte, hersagen, und fand beim Ueberhören derselben sein früheres Urtheil bestätiget; denn er sagte zu ihm: „Junger Mann, es verhält sich mit Ihnen, wie ich anfangs gesagt: Zweierlei ist Ihr Wesen, wie Eins und stark auch Ihr Gefühl ist.

Ihre Bewegungen gehen nicht mit den Worten, sind leer, bezeichnen nichts, sind unangenehm und ermüden, weil sie nichts ausdrücken. Es giebt Leute, die viel Sinn und Gefühl für Musik, und doch kein Gehör für den Selbstausdruck haben. Sie sehen sich nicht, junger Mann! Ich will damit sagen, daß Sie nicht wissen, wie Sie aussehen, wenn Sie gehen, stehen und sich bewegen. Ich besorge ebenfalls, Sie hören sich nicht; das heißt, Ihr eigner Ton, dessen Härte oder Weichheit, dessen Wohlklang oder Rauheit, schlägt nicht an Ihr Ohr. So ist es, sonst müßte Ihr eigener Ton, der Anklang an die Grundmelodie, welche jedes starke Gefühl hat, und ausspricht — er müßte Sie gerührt, erwärmt, und mich mit Ihnen steigend belebt haben. — Das ist nicht geschehen, Sie sind in gleichem Maaße laut und heftig geblieben, und nur immer stürmischer geworden, wo Sie hätten inniger werden sollen. Sie, der Sie so leicht und herzlich weinen — haben nicht einen Ton innerer Bewegung aus der Brust hervorgehen lassen. Wo die Rede von Rührung seyn sollte, haben Sie einen zitternden, nichts sagenden, unächten Ton angenommen. Diesen falschen Ton haben Sie dreist ergriffen, und mit anhaltender Lauheit beibehalten. — Ich betrachte Sie wie ein falsch besaitetes Instrument. Sie mögen durch Jahre, Fleiß und Beobachtung einigermaßen Zusammenhang in Ihr Wesen bringen können, aber niemals werden Sie ein überredendes, hinreißendes Ganzes leisten, und am wenigsten ein angenehmes Ganzes, deshalb bitte ich Sie, geben Sie den Gedanken auf, Schauspieler zu werden. — So mancher Dummkopf, der nur ein sicheres Gehör, ein gefälligeres Geplauder, einen biegsameren Körpergebrauch vor Ihnen voraus hat, wird Sie niederschwatzen;

er wird oft Ihre Einsicht nützlich für sich gebrauchen; Sie werden ihn übersehen, manchmal belächeln, aber er wird gelten, wo Sie leer ausgehen, weil Sie seine Schicklichkeit sich nicht eigen machen können, lassen Sie daher ab, von der Schauspielkunst." — Das Urtheil Eckhofs, wie der angehende junge Schauspieler nachher selbst erzählt hat, ist richtig eingetroffen; denn die Versuche, die er auf einem andern Theater, nicht auf dem Eckhofschen in Hamburg, gemacht hat, sind mißglückt, ja er ist in den Rollen, worin er Talent, oder wofür er Beruf zu haben glaubte, gänzlich durchgefallen, und gerade waren es die Fehler, die Eckhof an ihm gerügt hatte. Man kann daher Talent für etwas zu haben glauben, es aber nicht besitzen. Man kann sich im Selbstüberhören seiner Rolle gefallen, aber durchfallen, sobald man sich öffentlich darin zeigt und redet.

Ueberhosen, Fr. Culotte de dessus, Hosen oder Beinkleider, welche man über andere zieht, um diese zu schonen, besonders auf Reisen. Es sind große, weite Pantalons, im Sommer von Leinwand, im Winter von grobem Tuche verfertiget. Auch nennt man Ueberhosen die guten Beinkleider, die man über die Unterbeinkleider von Parchent ꝛc. zieht.

Ueberhüpfen, über etwas hüpfen, es gleichsam hüpfend übergehen; z. B. im Lesen, Erzählen, Hersagen ꝛc. vorbei lassen, es nicht ausdrucken, es geschehe nun mit Fleiß, oder aus einem Versehen, wie übergehen. Eine Stelle im Lesen, einen Umstand im Erzählen, eine Note im Singen überhüpfen; sie gleichsam hüpfend übergehen.

Ueberhüten, in der Landwirthschaft, über die Saat hüten, wenn sie zu fett steht, die Schafe flüchtig darüber treiben, damit sie einen Theil davon wegfressen. Man thut dieses, damit das Getreide nicht Lager werde. Es geschieht aber im Gange oder Treiben der

Schafe, wobei sich der Schäfer nicht lange aufhalten darf, damit die Saat nicht zu tief weggefressen werde. Auch soll das Ueberhüten nur des Vormittages geschehen; denn wenn die Saat anfängt aufzuthauen, müssen die Schafe schon wieder fern davon seyn, da sie sonst die Stöcke zu Grunde treten und die Saat verderben.

Ueberirdisch, über der Erde befindlich, im Gegensatze des irdisch und unterirdisch; auch himmlisch. — In der Lehre von den Geistern sind die Ueberirdischen eine Art Luftgeister; in einem andern Verstande die Engel im Himmel, die als Auserwählte von dieser Welt zu dieser Würde erkoren worden.

Ueberjagdbar, bei den Jägern, ein überjagdbarer Hirsch, welcher über acht Jahre alt ist, und auch altjagdbar, so auch ein Haupt- oder Kapital-Hirsch heißt.

Ueberjagen, in der Reit- und Fahrkunst, heftig, über die Gebühr, die Pferde jagen; sie überjagen; also schneller reiten und fahren, als die Pferde aushalten können. Das Ueberjagen eines Pferdes ist demselben höchst schädlich, da es sich dabei übermäßig erhitzt, und schnelle Erkältung bei den geöffneten Schweißlöchern, und der sehr empfindlichen Haut des Thieres kann mancherlei schwere Krankheiten verursachen. Es ist daher nöthig, wenn Pferde überjagt werden, sie eine zu große Anstrengung erleiden, daß man sie zuerst langsam herumführt, ehe man sie in den Stall bringt, damit sie sich abkühlen; und bei großer Transpiration im Sommer, werfe man wollene Decken über ihren Rücken, damit sie sich nicht erkälten, indem man sie an Oerter hinführt, wo Zugluft herrscht; denn die Pferde sind dafür eben so empfindlich, als der Mensch. Die Reitpferde müssen nicht gleich abgesattelt werden, wenn man auch den Sattel durch das Loslassen der Gurte etwas lüftet; eben so

führt man auch die Wagenpferde im Geschirre herum, bis sie sich abgekühlt haben, und dann ausgeschirrt werden können. Wenn die Abkühlung von Beiden, Reit- und Wagenpferden, erfolgt ist, so werden sie mit Strohwischen abgerieben, mit einer Decke behängt, und in den Stall geführt, ihnen hier ein gutes Futter gegeben und dabei getränkt. Dann gebe man ihnen Streue und lasse sie ruhen. Von dem Ueberjagen rühren Entzündungen, Steifigkeit der Glieder und andere Uebel her. — Ueberjagen, durch Geschwindigkeit einholen, ist eine im Hochdeutschen unbekannte Bedeutung.

Ueberjahrt, mehr als die gewöhnliche Anzahl Jahre alt, ein im Hochdeutschen wenig gebräuchliches Wort. Was überjahret ist, das ist nahe bei seinem Ende. Ebr. 8, 13. — Ueberjähriges Holz, im Forstwesen, abgestandenes Holz, das schon wieder in der Abnahme ist.

Ueberkappen, beim Kürschner, wenn zwei Stücke eines Felles zum Ueberzuge einer Muffe mit einer überwendlichen Nath zusammengenähet werden, und ein Stück ist dabei rauher, als das andere, so hilft man diesem Fehler dadurch ab, daß man das eine Stück in der Nath auf das andere etwas umgelegt annähet; s. unter Kürschner, Th. 57, S. 52.

Ueberkaufen, zu theuer kaufen; auch mehr kaufen, als man bequem bezahlen kann, das heißt, als es sich mit der Kasse oder der Einnahme verträgt. — Ein Spekulant überkauft sich auch, wenn er Produkte ankauft, z. B. Getreide, um sie so lange liegen zu lassen, bis die Preise derselben steigen; wenn nämlich eine Theuerung in den angekauften Artikeln zu vermuthen ist; er steckt also sein disponibles Kapital hinein, und behindert sich dadurch in jedem andern Unternehmen. — Ein Kaufmann überkauft sich in Waaren, wenn er von einigen Waaren mehr ankauft, als er abzusetzen

vermag, sie ihm in der Niederlage oder auf dem Lager liegen bleiben, und er sie mit Verlust wieder verkaufen muß. Dieses ist besonders beim Schnitt- und Galanteriewaarenhändler der Fall, da bei ihnen die meisten Artikel der Mode unterworfen sind.

Ueberkehr, in der Landwirthschaft, die zerschlagenen Aehren, Sturzeln ꝛc., welche von dem gedroschenen und abgerechten Getreide aller Art mit einem an einen Stock gebundenen Fleberwische abgekehrt werden; in einigen Gegenden auch Riesing, Ueberkehrig, Rest, Kort (das Kurze) ꝛc. genannt. Diese Ueberkehr ist eine kräftige Nahrung für die Zugochsen, wegen der darin zurückgebliebenen Körner. Man soll es bei den Ochsen in ihrem Zunehmen in weniger Zeit merken, wenn sie anstatt der Spreu, Ueberkehr zum Anmengsel bekommen. Selbst die Ackerpferde befinden sich sehr wohl dabei, und können damit, wenn es nicht für die Ochsen gebraucht wird, bei mäßiger Arbeit den ganzen Winter hindurch in gutem Stande erhalten werden. Es muß aber mit der Ueberkehrfütterung erst alsdann angefangen werden, wenn den Zugochsen die Sammlung der meisten Kräfte nöthig ist, wobei sich jedoch ein jeder Landwirth nach dem vorhandenen Vorrathe dieser Fütterungsart richten muß, damit solche nicht zu frühzeitig zu Ende gehe. Wo aber kein Mangel daran ist, thut man wohl, wenn man schon, wie bei der Heufütterung, einige Wochen vor eintretender Pflugarbeit den Anfang damit macht. Die Ueberkehr von Weizen, ist ebenfalls, wie bei der Spreu bemerkt worden, unter allen die beste; auch hier ist es gut, wenn dieses Futter bis zuletzt und zu der schon wirklich angegangenen Pflugarbeit ersparrt wird.

Ueberkehren, in der Landwirthschaft, das Getreide auf der Oberfläche mit einem Fleberwische

reinigen; s. den vorhergehenden Artikel. Auch das Unterste zu oberst kehren.

Ueberkinger Sauerbrunnen, oder Säuerling in einem Thale des Dorfes Ueberkingen in der Nähe von Ulm. Vetter erwähnt dieser Heilquelle in seinem „Handbuche der Heilquellenlehre," Th. 2, (Berlin und Wien, 1838), S. 178, nur ganz kurz, und bestimmt nur die Lage des Ortes 1368′ über dem Meere. Indessen hat man ältere Beschreibungen von dieser Mineralquelle, z. B. Dr. Joh. Georg Haßfurths „neue Beschreibung des berühmten Ueberkinger Sauerbrunnen" (Ulm 1750), die aber keine genaue Analyse des Wassers geben. Der Brunnen ist hiernach gehörig eingefaßt und bedeckt, und wurde damals alle Jahre ausgeschöpft und gereiniget. Das Wasser quillt aus der Tiefe dick hervor. Der Grund der Quelle ist ein grauer Kies, unter welchem eine rothe weiche Erde liegt. Sowohl in den Röhren und Kanälen, als auch in den Flaschen, setzt dieses Wasser viel Ocher (Eisenoxyd) ab. Es schmeckt geistig und brauset stark mit mineralischen Säuren. Eine Auflösung des salzsauren Natrums (Kochsalz) verändert es nicht, von der Alaunsolution geräth es in Wallung, wird trübe und milchfarbig, und giebt weiße Flocken, welche sich an die Seiten anhängen und auf dem Boden des Glases setzen. Die Sublimatsolution schlägt ein weißes, leichtes Pulver nieder. Die Silbersolution und das Weinsteinöl machen in diesem Wasser weiße Niederschläge. Die Galläpfel färben es dunkelbraun, und der Veilchensaft wird grün. Vier und ein halbes Quart Wasser hinterlassen nach der Abdampfung 1 Quentchen und 40 Gran Rückstand, der meistens alkalisch ist. An der ausgelaugten Erde hängen Eisentheile. Man gebraucht das Wasser zum Trinken und Baden.

Es dient nervenschwachen oder von der Cacherie, Hypochondrie, den Hämorrhoiden, dem Rheumatismus, dem Skorbute ꝛc. geplagten Personen, und viele Kranke sollen durch dieses mineralische Wasser ihre Gesundheit wieder erhalten haben. Schon Chontaigne gedenkt des Ueberkinger Bades in der Beschreibung seiner Reise, die er 1580 durch Schwaben und Bayern nach Italien gemacht hat, als eines alten und berühmten Bades. Vom Jahre 1566 an bis 1693 wurde es von vielen vornehmen Personen, Fürsten und Grafen besucht. Ambrosius Blaurer schrieb im Jahre 1531 von Geißlingen an den Bürgermeister in Ulm Bernhard von Besserer, daß man statt des alten Pfarrers, einen neuen nach Ueberkingen berufen möchte, weil an diesem Orte, der vielen fremden und vornehmen Badegäste wegen, mehr gelegen sey, als an andern unbedeutenden Orten. Nach neuern Berichten in diesem Jahrhunderte wird das Wasser aus der 7 Fuß tiefen, mit Backsteinen ausgemauerten Quelle, worüber sich ein Thürmchen mit einer eisernen Thüre befindet, durch einen kupfernen, dann hölzernen 100 Fuß langen Kanal in das im Badehause befindliche 5 Fuß tiefe Bassin geleitet, und hieraus in diejenigen Kessel geschöpft, in welchen es zum Baden erhitzt wird. Wenn der Brunnen ausgeschöpft worden, welches alle Jahre, wie schon oben bemerkt worden, zwischen Ostern und Pfingsten, ehe sich die Kurgäste einfinden, geschieht, füllt er sich in 9 Viertelstunden wieder an. Wenn gleich der Röthelbach, der in den benachbarten Türkheimer Bergen entspringt, zu gewissen Zeiten, vornehmlich im Frühjahr, wenn Schnee und Eis schmelzen, zu einer beträchtlichen Höhe anschwillt, und sich dann dicht an die Mauer andrängt, in deren Nähe sich die Mineralquelle befindet, so ist doch auch kein Bei-

spiel vorhanden, daß diese weder von dem Wasser des Röthelbaches, noch von einem anderen wilden Wasser wäre geschwächt oder getrübt worden. Das Wasser der Quelle ist zu allen Zeiten und bei jeder Witterung unvermischt gleich scharf wie Tinte, und gleich krystallhell und kräftig geblieben. Aus der Quelle werden jährlich eine große Anzahl Krüge gefüllt. Das Badehaus ist sehr bequem für die Badegäste eingerichtet, hat schöne Zimmer und Kammern, und einen Bademeister der die Kurgäste um einen sehr mäßigen Preis bedient, so daß es nicht leicht möglich seyn soll, in einem andern Badeorte wohlfeiler leben zu können. Der Magistrat von Ulm hat auch im Jahre 1794 einen geräumigen und schönen Salon mit vielen Kosten erbauen lassen, der auch noch jetzt gut erhalten sich zeigt. Die Umgegend ist sehr anziehend, und dient den Badegästen zu angenehmen Spaziergängen. Eine kleine Stunde seitwärts von Geißlingen gegen Wiesensteig, liegt ein malerisches Thal, das an Getreide aller Art, Gras und Obst von gutem Geschmacke fruchtbar ist. Gegen Altenstatt und Geißlingen hin ist das Thal offen, enger aber gegen Wiesensteig hin. Auf beiden Seiten sind an den Anhöhen die schönsten Buchenwälder, aus welchen hier und da schroffe Felsen ihre Häupter majestätisch erheben, die hin und wieder noch eine hohe Buche tragen. Südostwärts blickt die schöne Kirche und ein Theil des Dorfes Türkheim in das Thal hinab. Einer der Felsen bei Ueberkingen, der Kahlenfelsen genannt, der einen etwas steilen Aufgang hat, lohnt die Beschwerlichkeit des Steigens durch eine reizende Aussicht von seiner Höhe. In den Höhlungen desselben findet man Sinter und schöne Stahlaktiten. Das Tropfwasser, welches über einen, weit gegenüber stehenden Felsen herabtröpfelt, bildet Incru-

state von besonderer Sauberkeit, und an seinem Fuße, in dem sogenannten Tiefenthale, so auch in dem Authale einer überaus Gras- und Obstreichen Gegend, bricht man Tuffstein und verbraucht ihn bearbeitet als Bausteine, die bald mehr, bald weniger porös sind, und oft sehr schöne Blätterabdrücke enthalten. Dichten Kalkstein von bunter Farbe, der bald mehr, bald weniger Politur annimmt, findet man in der Pfaffenhalde, und oben auf der Polersteige, dem eigentlichen Fahrwege auf die Alpen, an. Auf den Aeckern findet man häufig Ammoniten, Asteriten, Belemniten, Conchiten, Pektiniten, Trochiten, Echiniten, und andere Versteinerungen an. Die Filo, die im Wiesensteigschen entspringt, dicht an Ueberkingen auf der Abendseite vorbeifließt, daselbst zwei ansehnliche Mühlenwerke treibt, sich dann durch fette Wiesen nach Altenstatt, und weiter hinab in das Thal schlängelt, und endlich bei Blochingen vom Neckar aufgenommen wird, ist reich an Forellen, Kruppen, Gründlingen, Neunaugen, Aeschen und Krebsen. An ihren Ufern findet man dichte thonartige Eisenstein- und Bohnerze in Menge. Auch der Botaniker und Entomologe finden hier so gut ihre Erndte, wie der Mineraloge. Hier trägt man sich im Volke auch mit einer Legende herum, die steif und fest geglaubt und auch Fremden erzählt wird; nämlich auf der Spitze des bergigen Waldes, die Burghalde genannt, an der mittägigen Seite des Dorfes, stand vor Alters ein Schloß oder die adeliche Burg Büringen, die in dem in der Geschichte bekannten Bauernaufstande 1525, wie so viele andere Burgen, von den Bauern zerstört und späterhin durch die Witterung vollends aufgerieben worden, so daß jetzt nur noch eine geringe Spur davon vorhanden ist. In diesen Ruinen habe sich nun Maria, die Gemahlin Ludwigs, Königs

von Ungarn und Böhmen, eine eifrige Anhängerin Luthers, und dieserhalb von ihrem Gemahle verstoßen, eine Zeit lang aufgehalten; sey oft zu Fuße von ihrer Felsenburg herab nach Ueberkingen zur Kirche gegangen, und endlich auch in dieser Kirche neben dem Altare begraben worden.

Ueberkippeln, s. den folgenden Artikel.

Ueberkippen, so kippen, daß es vorn überhängt, auch überschlägt. Es kommt nur bei Geräthschaften, Materialien, Waarenbehältnissen ꝛc. vor. Der Tisch, der Schrank kippt über, wenn er nach vorn hin überschlägt, das heißt, beim Daraufflegen oder beim Rücken die Neigung nach vornhin zum Fallen erhält. So kippt man ein Faß über, wenn man einen Waarenrest herauslangen will, z. B. Salz, Salpeter, Alaun ꝛc.; so eine Schirmlampe, um den Docht mit Oel zu tränken, wenn er schon so weit abgebrannt ist, daß ihn das Oel in dem Kasten nicht mehr erreichen kann. So kippt man ein aufrecht stehendes Werkstück, einen Stein über, damit er flach zu liegen kommt. Das Ueberkippen geschieht daher immer bei aufrechtstehenden Sachen, die so gestaltet sind, daß sie ein Ueberkippen zulassen, geschehe dieses Ueberkippen nun zufällig oder absichtlich. Im gemeinen Leben überkippeln, überköpeln, womit man jedoch auch den Begriff des Ueberschlagens verbindet. So sagt man von den Wendetauben, daß sie sich überköpeln, überschlagen, und nennt sie daher auch Ueberköpler, Köpler. So sagt man sich überkippeln oder überköpeln, wenn man sich überschlägt, wie es auch die Equilibristen in einer gewissen Höhe in der Luft thun, Kobold schießen oder einen Burzelbaum machen. So überköpelt man sich auch, wenn man Rad schlägt.

Ueberkläftrig, im Forstwesen, ein Baum, der mehr als eine Klafter Brennholz giebt: ein überkläftriger Baum.

Ueberkleben, einen Gegenstand vermittelst einer klebrigen Masse über etwas heften oder ziehen. So überklebt man ein Kästchen mit Papier, wenn man farbiges Papier, nachdem es in Stücke oder Streifen, nach der Form des Kästchens, geschnitten worden, auf der Rückseite mit Kleister bestreicht und es damit beklebt. So überklebt man Wände mit Papier, wenn man sie mit Papier vermittelst des Kleisters, der mit Leimwasser angerührt worden, damit er gut bindet, überzieht, um dieses Papier dann mit einer Farbe zu überstreichen, oder eine Tapete darüber zu kleben. Im erstern Falle muß es gutes Conceptpapier seyn, im letztern Packpapier. Auch mit aufgelöfetem Gummi Arabikum kann man Papier, feines Leinen, Taffent, Wachstaffent ꝛc., nach Formen geschnitten, überstreichen und damit Gegenstände überkleben. So überklebt der Buchbinder die Bücherdeckel (Pappdeckel) mit buntem Papiere, auch mit Leinwand. So überklebt man auch eine Wunde mit einem Pflaster, indem das Pflaster schon den Klebestoff enthält. S. auch die Art. Ueberkleiben, Ueberkleiden und Ueberkleistern, weiter unten.

Ueberkleiben, mit einer klebrigen Masse überziehen. Eine Wand überkleiben, sie ganz mit Lehm bekleiben oder überziehen. S. unter Lehm, Th. 70, S. 51 u. f. — Auch das Ueberkleistern kann hierher gerechnet werden, sobald man eine Wand mit Papier überzieht, das mit Kleister bestrichen worden.

Ueberkleid, Ueberrock, Fr. Surtout, ein Kleid oder Rock, welches man im Winter oder bei schlechtem Wetter über die gewöhnliche Kleidung zieht, damit man sich vor der Kälte oder der bösen Witterung schütze. Nach der Mode hat dasselbe verschiedene Formen und Benennungen erhalten, z. B. Ueberrock, Ueberzieher, Makingtosche, Palletot ꝛc. S. auch un-

ter Kleid, Th. 40, S. 3, und Ueberrock, weiter unten.

Ueberkleiden, mit Kleidungsstücken versehen, Kleidungsstücke über den Körper ziehen, wofür bekleiden üblicher ist. So auch die Ueberkleidung. — In einem anderen Sinne oder Verstande heißt es auch einen Gegenstand überkleiden, ihn mit etwas überziehen. So überkleidet man eine Wand mit Gyps, wenn man sie mit Gyps überzieht; auch eine Wand mit Papier, wenn man sie mit Papier, welches mit Leimkleister überstrichen worden, überklebt oder beklebt. S. Ueberkleben.

Ueberkleistern, mit einem Kleister oder vermittelst desselben überziehen. S. den Art. Ueberkleben.

Ueberklug, mehr Klugheit an den Tag legend, als es der Vernunft oder dem gesellschaftlichen Anstande gemäß ist. Wer die praktische Urtheilskraft, mit Witz vereint, so weit walten läßt, daß sie die Grenzen der gegenseitigen Mittheilungen, des Austausches der Ideen, nicht überschreitet, ist klug; wer sie aber überschreitet, nur seine Ansichten und Meinungen für die umfaßreichsten und unumstößlichsten hält, in allen Staats- und Lebensverhältnissen die tiefsten Einsichten zu besitzen wähnt, ist überklug, und da er in seinem Urtheile nicht Mäßigung, sondern nur Uebertreibung kennt, und die Lebensklugheit aus den Augen läßt, so wird er lästig in Gesellschaften, überhaupt an den Orten, wo er seine Stimme erhebt. Ferner ist überklug, superklug, auch naseweis, vorlaut, vorwitzig; s. Naseweis, Th. 101, S. 385.

Ueberkochen, übersieden, im Kochen überlaufen. Das Wasser kocht über, wenn es über den Rand des Gefäßes, worin es kocht, läuft; eben so der Firniß über den Rand des Kessels; so jede Sache, welche vermittelst des Feuers ins Kochen gebracht wird, und im starken Sieden in die Höhe steigt und überläuft.

Die Suppe, der Kaffee ꝛc. kocht über. S. Ueberlaufen.

Ueberkollern, sich überwälzen, wird nur von Equilibristen gesagt, wenn sie sich gleich einer Kugel auf der Erde herum rollen oder übereinander rollen.

Ueberkommen, über etwas kommen, das heißt, hinüber oder herüber. Der Fluß ist zu breit, ich kann nicht überkommen, hinüber. Mit Jemanden überkommen, sich mit ihm vergleichen, einig mit ihm werden, eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, wofür man jetzt übereinkommen gebraucht; s. dieses Wort. Im Oberdeutschen ist Ueberkommniß so viel als Vergleich, Vertrag, Uebereinkunft. Ueberkommen, für bekommen, ist nicht mehr recht gebräuchlich, obgleich es noch vorkommt. Eine große Macht überkommen. Er hat das Amt überkommen. Jemanden überkommen, ihn überführen, überweisen, ist eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung.

Ueberköpeln, s. Ueberkippen.

Ueberköthen, in der Thierheilkunst, bei Pferden, Verrenkungen des Fesselgelenkes oder des Schienbeines mit dem Fesselbeine, sowohl der vordern, als der hintern Extremitäten; man sagt: das Pferd hat übergeköthet, über's Koth- oder Köthengelenk geschossen. Dieses Uebel besteht nach Dieterichs (s. dessen Handbuch der Veterinair-Chirurgie, 5te Aufl., Berlin, 1841, S. 533 u. f.) mehrentheils in einer sehr starken Dehnung des Streckers des Hufbeines und der Seitenbänder des Schien- und Fesselbeingelenkes, und dann ist es eine bloße Verstauchung; oder es ist in einer Zerreißung dieser Bänder begründet, und dann ist es eine vollkommene Verrenkung. Bei einer bloßen Dehnung der genannten Theile durch irgend heftige Anstrengungen, durch Treten und Steckenbleiben in einem Loche oder im Lehm-

boden, knickt das Pferd bei jedem Fortschreiten mit dem sonst zurückstehenden Fesselgelenke nach vorne, besonders aber, wenn es über einen erhabenen Gegenstand schreitet, immer wieder über; es geleitet besonders das untere Gelenk des Schienbeines nach vorn aus, und bildet hier eine runde Beule; in solcher Stellung ruht sich auch das Pferd auf dem Fuße, und es geleitet nur dann und wann die Gelenkfläche des untern Schienbeines in ihre gehörige Lage. Bei der einfachen Verstauchung, dem Ueberköthen, zeigt das Pferd außerdem noch bedeutende Schmerzen, oder tritt gar nicht auf. — Das gewöhnliche Ueberköthen wird öfters gänzlich und auch gut geheilt, wenn das Uebel noch neu und nicht in einem zu hohen Grade gegenwärtig ist; wird aber das Uebel versäumt oder unzweckmäßig behandelt, oder es ist eine wirkliche Verrenkung entstanden, so bekommt das Pferd einen Stelzfuß, in der Art, daß es noch zum Dienste, wobei es langsam geht, gebraucht werden kann. — Bei der Heilung sehe man nach, ob das Pferd noch beschlagen und zwar mit solchen Hufeisen ist, an welchen sich hohe Stollen befinden; ist dieses der Fall, so müssen diese Eisen sogleich abgenommen werden, und es muß bis zur Heilung ohne Hufeisen oder doch mit solchen stehen, welche dem krankhaften Zustande angemessen sind. Bei der Entzündung wendet man die Kälte in ihrem ganzen Umfange an, das heißt, kalte Wasserumschläge, bis der Zustand eine andere Wendung nimmt. Auch kann man Küchensalz (Natrum muriaticum) und Glaubersalz zu gleichen Theilen in kaltem Wasser lösen, und Essig hinzusetzen, um die kalten Umschläge mit besserem Erfolge anzuwenden; dabei ist dem Pferde Ruhe zu gestatten. Man kann dem Pferde auch während der Behandlung ein Hufeisen aufschlagen und anschnallen, welches an seinem Zehentheile sehr stark, oder mit einem Griffe, oder mit

einem vorstehenden Schnabel versehen ist; an diesem Hufeisen soll sich auch eine flache Stange befinden können, welche, der Stellung der gesunden Extremitäten nach, gebogen ist, und die bis über die Mitte des Schienbeins hinaufreicht, und mittelst Riemen an dasselbe, wenn es vorher mit Werg umwickelt worden ist, angeschnallt wird. An der Stelle der Stange, wo das Gelenk nach vorn knickt, wird eine Wulst von Werg (Pelotte) angebracht, welche das Vorbeugen gewissermaßen hindert. Wenn die Entzündung schon vorüber ist, und die Behandlung des Ueberköthens tritt dann ein, so soll es das Beste seyn, dem Pferde ebenfalls einen Stand zu verschaffen, bei welchem die Zehe des Hufes höher steht, als die Trachten; dann soll man das ganze Gelenk mit Spanisch-Fliegentinktur oder Terpentinöl ꝛc. einreiben, und erst dadurch eine Entzündung zu bewirken suchen, und wenn diese stark eingetreten ist, solche mit kaltem Wasser und Essig behandeln. Auch soll man, statt der reizenden Einreibungen, das Strichfeuer anwenden, dem Pferde Ruhe gestatten, und ferner sowohl die Spannkraft der erschlafften Theile, als die ganze Heilung von der Zeit erwarten. Man vergleiche mit diesem Artikel den Art. Köthe, Th. 46, S. 410 u. f.

Ueberkranz, im Deichbaue, Wasserbaue, der obere Kranz oder Rand eines Deiches oder Dammes nach dem Wasser zu, welcher etwas erhabener ist, als der innerhalb des Landes.

Ueberkunft, die Ankunft über ein Wasser oder einen Zwischenraum. Vor seiner Ueberkunft. S. auch Ueberkommen.

Ueberkutten, im Bergbaue, s. unter Kutten, Th. 57, S. 613, 614.

Ueberlackiren, mit einem Lack oder Firniß überziehen. So wird das Leder überlackirt. So werden Wagen, Schnupftabaksdosen, Lichtschirme, Kaffeebretter, Zuk-

kerdosen ꝛc. von Papiermaché, Blech ꝛc. überlackirt, das heißt, mit einem feuerfesten Lack überzogen. S. den Art. Lackieren und Lackierkunst, Th. 58, S. 522 u. f. Auch lackirte man vor mehr denn funfzig Jahren Holzarbeiten, wie Tische, Stühle, Schreibspinden ꝛc., die jetzt polirt werden. Der Herr Doctor Wagenmann theilt im „Bülletin des Neuesten und Wissenswürdigsten aus der Naturwissenschaft, so wie den Künsten, Manufakturen, technischen Gewerben, der Landwirthschaft ꝛc., herausgegeben von S. Fr. Hermbstädt (Bd. 5, Heft 4)" Folgendes über die zum Ueberlackiren nöthigen Firnisse mit, welches man hier als einen Nachtrag zu dem oben angeführten Artikel betrachten kann. „Die trocknenden fetten Oele, z. B. Leinöl, Mohnöl, Nußöl, welche man durch Kochen mit Bleyoxiden noch leichter zum Trocknen bringt, geben das Auflösungsmittel der Harze für die fetten Lackfirnisse ab. Diese trocknenden Oele lassen nach dem Eintrocknen eine sehr zähe und harte Substanz zurück, welche nur sehr schwer vollkommen trocken und hart wird; wenn dieses aber erfolgt ist, den Einwirkungen chemischer und mechanischer Agentien sehr gut widersteht, weshalb solche auch schon an und für sich als Firniß gebraucht werden können. Man kann sich des bloßen Leinölfirnisses bedienen, wenn man bloß Farben auf andere Gegenstände auf eine dauerhafte Art befestigen will, und wenn diese Farben eine bedeutende Menge Bleyoxide enthalten, oder doch eine Beimischung von Bleyweiß, Bleyzukker ꝛc. vertragen. Soll aber der Firniß allein, oder in Verbindung mit Farben, welche das Austrocknen des Oels nicht befördern oder sogar erschweren, angewendet werden, so ist es nicht rathsam, sich des bloßen Leinölfirnisses zu bedienen, indem derselbe sonst Jahre lang klebend und weich zu bleiben pflegt, besonders wenn man die überfirnißten Gegenstände nicht der Ein-

wirkung der Sonne und der trocknen Luft aussetzen kann. Die Ofenhitze verträgt der Leinölfirniß nicht gut, indem er dadurch spröde, rissig und zum Abspringen geneigt wird, und dessen ungeachtet sehr langsam trocknet. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat man den Leinölfirniß mit festen Harzen verbunden, welche eine größere Neigung zum Austrocknen besitzen, dem Firnisse nach dem Trocknen mehr Härte ertheilen, und das Trocknen im Ofen gut ertragen, indem sie in der Hitze weich und geschmeidig werden. Unter allen bekannten Harzen giebt es nur drei, welche von Natur eine bedeutende Härte und Zähigkeit besitzen, welches sind: der Bernstein, der Kopal und das Gummilack; allein diese sind es auch, die sich nicht mit den Oelen verbinden lassen. Man hat aber gefunden, daß der Bernstein und Kopal, wenn sie geschmolzen werden, Harze zurücklassen, welche in Oelen, so wie auch in Weingeist, auflöslich sind, und dabei dennoch eine bedeutende Härte besitzen. Diese Harze wendete man nun zur Bereitung des fetten Bernstein- und Kopalfirnisses an, und erhielt, besonders aus dem Erstern, einen sehr festen Firniß. Diese Firnisse nehmen, wenn sie zuerst an der Luft und nachher in einem Ofen bei einer Wärme von ungefähr 50 bis 60 Grad Reaum. getrocknet werden, eine große Festigkeit und Härte an, haften sehr stark an glatten Körpern, als Glas, Metall ꝛc., lassen sich schleifen, und nehmen eine schöne Politur an; deshalb bedient man sich derselben auch in den Lackirfabriken, um Blech, Zinn, Papiermaché, Leder, Holz ꝛc. zu lackiren. Dann gebraucht man sie auch, wie schon oben angeführt worden, zum Lackiren der Wagen, der Dachrinnen, blechernen Dächer und anderer Gegenstände, welche entweder dem Einflusse der Witterung, oder einem häufigen Gebrauche und dadurch veranlaßtem Reiben, wie bei Möbeln, ausgesetzt sind. In den Lackirfabriken werden die Firnisse

gemeiniglich mit verschiedenen Farben aufgetragen, und wenn diese dunkel sind, so erhalten sie nur wenig Veränderung durch die braune Farbe, welche der fette Bernstein- und Kopalfirniß gewöhnlich haben; eben so wenig schadet die Farbe des Firnisses bei dem Gebrauche der Möbel von Holz, welche schon an und für sich mehr eine braune Farbe haben. Bei dem Gebrauche heller und leicht zu verändernder Farben, bei Malereyen auf Dosen, Kaffeebrettern ꝛc. liegt oft viel daran, einen wenig gefärbten Firniß zu haben. Von Mons Vorschlag, den Kopal durch die Dämpfe des siedenden Terpentinöls zu schmelzen, ist nicht praktisch; der Zusatz von Leinöl vor dem Schmelzen hat gar keinen Nutzen. Der Vorschlag, diese Harze ganz zu schmelzen, und sie vom Feuer zu nehmen, wenn ein bedeutender Antheil davon geschmolzen ist, wäre wohl anzunehmen, wenn dadurch nicht doppelte Mühe und ein bedeutender Verlust veranlaßt würde. Tingrys Vorschlag scheint der beste zu seyn. Er besteht darin, den Bernstein oder Kopal in gröbliche, etwa erbsengroße Stücke zu zerschlagen, und diese in einen länglichen Korb von Messingdraht zu schütten, dessen Maschen enge genug sind, die Stücken nicht durchfallen zu lassen. Diesen Korb soll man in einem abgekürzten Kegel von Kupferblech so aufhängen, daß er ringsum einen Zoll weit davon absteht, und auf dem obern weitern Theil dieses Kegels einen kupfernen Helm befestigen. Der Kegel, nebst der Vorrichtung, wird in einen besonders dazu eingerichteten Windofen so eingemauert, daß seine obere Hälfte, in welcher der Korb enthalten ist, mit Feuer umgeben werden kann, und daß das geschmolzene Harz, welches unten abtropft, in einem Gefäße aufgefangen wird. Man kann auch aus dem Kopale einen sehr schönen hellgelben Firniß erhalten, wenn man ihn mit dem dritten Theile seines Gewichtes Kopaivabalsam schmelzt, und zu der

heißen geschmolzenen Masse die Hälfte des angewendeten Kopals siedend heißen weißen Leinölfirniß zusetzt, und den Firniß nach dem Erkalten mit Terpentinöl verdünnt. Was die quantitativen Verhältnisse zur Zusammensetzung dieser Firnisse betrifft, so richten sich diese nach dem Gebrauche, welchen man von denselben machen will. Soll der Firniß zum Ueberlackiren von Blechwaaren gebraucht werden, welche man im Feuer trocknet, so nimmt man auf 1 Pfund Bernstein 1 bis $1\frac{1}{2}$ Pfund starken Leinölfirniß, ohne oder mit sehr wenigem Terpentinöl. Soll er aber zum Lackiren von Möbeln ꝛc. dienen, welche an der Luft getrocknet und angewendet werden, so nimmt man auf 1 Pfund Bernstein oder Kopal $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Pfund Leinölfirniß und $\frac{3}{4}$ bis 1 Pfund Terpentinöl. Dieser erstere Firniß ist fest genug, um der Wirkung des siedenden Wassers zu widerstehen. Wegen des wohlfeilern Preises bedient man sich zu schlechteren Arbeiten zuweilen des Kolophoniums zur Anfertigung fetter Firnisse; diese haben aber niemals Härte und sind dem Rissigwerden und Abspringen unterworfen. Eben so ist auch, wenn es auf Dauerhaftigkeit ankommt, der Bernstein dem Kopale vorzuziehen. Das Schmelzen des Bernsteins geschieht gewöhnlich in irdenen Töpfen; wenn nun diese der unmittelbaren Wirkung des Feuers ausgesetzt werden, so wird bei der ungleichen Erhitzung immer ein Antheil des Harzes mehr oder weniger zersetzt, welches noch mehr der Fall ist, wenn man, wie man es in vielen Lackirfabriken antrifft, kupferne Schmelzgeräthe anwendet. Dann wird auch bei der gewöhnlichen Methode, den Bernstein zu schmelzen, die Gewinnung der Bernsteinsäure und des Bernsteinsöls vernachlässiget, welche mit Vortheil verkauft werden können. Die vortheilhafteste Manier ist aber, die Schmelzung in einer gläsernen Retorte vorzunehmen, welche man ins Sandbad setzt, und so lange bei et-

was starkem Feuer erhitzt, bis keine Dämpfe mehr zum Vorschein kommen, und der Bernstein ganz ruhig fließt. Das Salz und Oel wird in einer ohne Kitt vorgelegten Vorlage aufgefangen. Wenn die Retorte etwas erkaltet ist, so bringt man durch eine blecherne Röhre den heißen Leinölfirniß hinzu, worauf man die Retorte in Bewegung setzt, bis die Vereinigung erfolgt ist. Nach dem Erkalten kommt erst das Terpentinöl hinzu". Nach dem Französischen Chemiker Tingry*), der sich besonders mit Untersuchung und Bereitung der Lackfirnisse beschäftiget hat, macht man einen Weingeist-Kopalfirniß zum Lackiren der, der Reibung unterworfenen Gegenstände auf folgende Weise: Man nehme 6 Loth flüssigen Kopal, 12 Loth Sandarak- oder Sandarachharz, 6 Loth Mastixharz, 8 Loth zerstoßenes Glas, 5 Loth Venetianischen Terpentin und 64 Loth Alkohol oder sehr starken Weingeist (Spiritus vini rectific.). Um den flüssigen Kopal zu bereiten, läßt man ihn bei sehr gelinder Hitze schmelzen, und gießt ihn dann auf Wasser aus, wodurch sein öliges Wesen verflüchtiget und seine Löslichkeit im Alkohol begünstiget wird. Man stoße die Harze zu Pulver, setze denselben das zerstoßene Glas hinzu, thue das Gemenge in einen gläsernen Kolben, setze dann den Alkohol und Kopal hinzu, thue den Kolben mit seiner Kugel in einen Kessel mit siedendem Wasser, und erhalte dasselbe ein bis zwei Stunden lang im Wallen, während welcher Zeit die Masse beständig mit einem hölzernen Stäbchen, und zwar so lange umgerührt werden muß, bis die Auflösung der Harztheile erfolgt ist. Der Terpentin wird vorher in einem andern Gefäße bis zum Flüssigwerden erwärmt, dann der übrigen Masse zugesetzt, und das Ganze noch eine halbe Stunde hindurch in heißem Wasser er-

*) Handbuch für Lackirer, übersetzt von Eschenbach.

halten. Dann wird der Kolben aus dem Kessel genommen, die Mischung anhaltend umgerührt, bis sie zu erkalten anfängt. Den Tag darauf wird die Auflösung durch Baumwolle filtrirt und in einer Flasche zum Gebrauche aufgehoben. Dieser Firniß besitzt viel Glanz und Consistenz, darf aber nicht mehr Terpentin enthalten, weil er sonst pechartig wird.

Das Ueberlackiren der eben angeführten Gegenstände geschieht nun nach Maviez*), wie folgt. Um eine schöne Lackirung herzustellen, sind neun Hauptarbeiten erforderlich, nur wenn man die Arbeit weniger kostspielig machen will, so kann man einige Arbeiten modificiren oder ganz weglassen; dann erreicht aber die Ueberlackirung nicht die Vollendung und den Glanz, als wenn man das ganze hier folgende Verfahren anwendet. Die erste Arbeit besteht im Grundiren. Der Grundanstrich besteht aus neun Theilen Bleyweiß und einem Theile guter Bleyglätte mit Leinöl fein abgerieben. Man macht nun diese geriebene weiße Farbe mit Leinöl an, setzt demselben $\frac{1}{5}$ wesentliches Terpentinöl zu, und streicht damit den Gegenstand an, der rein, neu und frei von Feuchtigkeit, und dessen Oberfläche gut zugerichtet, eben und abgeschliffen seyn muß. Wenn der zu lackirende Gegenstand ein sehr poröser Körper ist, wie z. B. Gyps, Stein, Tannenholz ꝛc., so muß man das Bleyweiß mit reinem Leinöle reiben. Bei steinernen und Gypswänden in Palläſten, müssen diese vor der Grundirung mit Leinöl getränkt werden. — Die zweite Arbeit besteht in dem Ausfüllen aller Lücken, welches mit einem Kitt aus

*) Vollständiges Handbuch der Zimmer-, Decorations- und Staffirmalerei ꝛc.; von R. Maviez, Staffirmalerei-Unternehmer in Paris; deutsch bearbeitet von Dr. Chr. Heinr. Schmidt. Quedlinburg und Leipzig, 1837, S. 181 u. f.

Oel und Bleyweiß geschieht. — Die dritte Arbeit ist der Anstrich mit Massicot oder gelbem Bleyoxide. Er wird mit gekochtem Leinöl (Leinölfirniß) abgerieben, welches zur Hälfte mit wesentlichem Terpentinöl versetzt ist, und man macht ihn auch mit derselben Flüssigkeit an. Die damit zu lackirenden Gegenstände: Gyps- oder Steinwände, Kutschen ꝛc., bekommen dann sechs, neun oder zwölf Anstriche mit Massicot. Die Zahl der Anstriche muß immer mit zwei oder drei theilbar seyn, damit man die zwei, drei oder vier ersten Anstriche mit reinem Massicot ausführt, die zwei, drei oder vier folgenden Anstriche mit Massicot, welchem $\frac{1}{10}$ Mennige zugesetzt worden, und die zwei, drei oder vier letzten Anstriche wieder mit reinem Massicot. Jeder Anstrich mit Massicot muß nicht bloß in Hinsicht der Dicke, sondern auch in Hinsicht der Quantität Oel, Terpentinessenz und Massicot ganz gleich seyn. Damit diese drei Substanzen immer dasselbe Verhältniß behalten, muß man von Zeit zu Zeit etwas wesentliches Terpentinöl und sehr wenig Oel hinzusetzen, um dasjenige wieder zu ersetzen, was sich davon verdunstet haben kann. Man muß zwischen jedem Anstriche so viel Zeit verstreichen lassen, damit er vollständig trocken werde. Vor jedem Anstriche schleift man erst mit Bimsstein oder Glaspapier die Oberfläche des Gegenstandes ganz leicht, um die größten Unebenheiten zu beseitigen, und wenn man einige Fehler oder kleine Löcher gewahr wird, so müssen sie verdeckt oder mit einem Oelkitt ausgefüllt oder ausgestrichen werden. Man kann auch die Massicotanstriche mit Massicot ausführen, der mit wesentlichem Terpentinöl abgerieben und mit einem fetten, gut trocknenden Firnisse angemacht ist. — Die vierte Arbeit besteht in dem Schleifen mit Bimsstein. Angenommen, man habe neun Massicotanstriche aufgetragen, so schleift man die Oberfläche des Gegenstandes, wenn

sie ganz hart geworden, mit Bimsstein ganz eben, und nimmt dazu ganz feines Glaspapier. Durch dieses Schleifen werden die drei letzten Massicotanstriche weggenommen, was leicht geschieht, indem man nur so lange zu schleifen braucht, bis man den durch Zusatz von Mennige gefärbten Massicot entdeckt. — Die fünfte Arbeit ist das Poliren der Massicotanstriche. Wenn nämlich der Bimsstein und das Glaspapier den Gegenstand auf diese Weise geebnet und die drei letzten Massicotschichten weggenommen haben, so geschieht das Poliren. Man macht einen Ballen aus einem Stücke Sarsche, taucht ihn in einen Eymer Wasser, in welchen man pulverisirten und durch ein seidenes Sieb geschlagenen Bimsstein gethan hat, und reibt mit diesem Ballen, an welchen sich der Bimsstein setzt, alle Theile des Gegenstandes, jedoch immer mit der Rücksicht, eine Stelle nicht mehr als eine andere anzugreifen. Daß man gehörig polirt hat, geht daraus hervor, wenn man die drei Massicotanstriche, welche mit Mennige gefärbt waren, fortnimmt. — Die sechste Arbeit besteht in dem Farbenanstriche. Wenn nun der zu lackirende Gegenstand so geschliffen und polirt worden, so mischt man mit Oel abgeriebene und mit wesentlichem Terpentinöl angerührte Farbe, schlägt die Masse durch ein feines Metallsieb, und trägt dann drei oder vier sehr dünne gleichartige Anstriche auf, die gut vertrieben werden müssen. Zu diesen Anstrichen nimmt man feine Lyoner Borstenpinsel, die weiche Borsten besitzen. Man muß dann noch dazu haben: 1) zweierlei breite Pinsel, um die ebenen Theile anzustreichen; 2) gewöhnliche Pinsel von zwei oder drei Dimensionen, und 3) zwei breite sogenannte Fischpinsel aus Iltis- oder Dachshaaren. Diese Pinsel dienen bloß dazu, den Anstrich zu vertreiben, das heißt, zu ebnen und zu glätten, der bereits mit breiten Pinseln aufgetragen worden, wie bei der Oelmalerey. 4) Ge-

wöhnliche Pinsel aus Iltishaaren für denselben Zweck, wie die vorigen, um die kleinern Theile zu ebnen und zu glätten. Wenn die Massicotanstriche mit fettem Firnisse ausgeführt worden, so kann man zu den nun folgenden Anstrichen Farben nehmen, die mit wesentlichem Terpentinöle abgerieben und mit schönem fetten Firnisse angemacht worden sind, und dieses ist der wirkliche Firnißfarben-Anstrich. — Die siebente Arbeit besteht in dem Lackfirniß-Anstriche. Nachdem die Farbenanstriche trocken geworden sind, werden fünf bis acht dünne Lagen Lackfirniß von ganz gleicher Stärke aufgetragen. Man nimmt dazu die oben angeführten fetten Firnisse oder den Weingeist-Kopalfirniß, da die andern Firnisse sich nicht gut schleifen lassen und nach dem Schleifen keinen Glanz annehmen. Jeder Anstrich muß ganz leicht polirt und dazu ein Ballen aus feinem Tuche angewendet werden, auf welchen sehr fein gepülverter Bimsstein aufgetragen worden. — Die achte Arbeit besteht im Glätten und Poliren der Lackfirniß-Anstriche. Der Lackfirniß läßt sich eben so gut wie die Massicotanstriche poliren; man nimmt dazu noch feinern Bimsstein und einen Ballen aus feinem Tuche. Diese Arbeit ist langwierig, da man die ganze lackirte Oberfläche mit dem Ballen ganz gleichartig bearbeiten muß, wobei man immer ganz leicht in die Rundung reibt, damit man die lackirte Oberfläche mit dem Bimsstein nicht rissig macht. Von Zeit zu Zeit wäscht man mit einem feinen und weichen Schwamme nach, damit man sehen kann, ob man hinlänglich polirt habe. Zuletzt wäscht man die polirte Oberfläche mit reichlichem Wasser ab, und trocknet sie mit weichen, reinen und trocknen Tüchern nach. Der Bimsstein macht die lackirte Oberfläche ganz eben und glatt, giebt ihr aber keinen Glanz. Um den Letztern hervorzubringen, verfährt man fast ganz so, wie vorher, wendet aber einen Bal-

len aus weißem Tuche an, der mit Olivenöl und Englischem, ganz fein gepülvertem Tripel getränkt ist. Man polirt immer nur kleine Stellen, bis der Lackfirniß einen weit höheren Glanz erreicht hat, als er vor dem Schleifen mit Bimsstein besaß. Hat man zum Lackiren keinen schönen fetten Firniß oder reinen Weingeist-Kopalfirniß angewendet, so darf man nicht mit Bimsstein poliren, da ein solcher Lack nicht die hierzu erforderliche Härte haben würde. Zweifelt man an der Qualität des Firnisses, wenn man ihn nämlich nicht selbst bereitet, sondern gekauft hat, so muß man das Poliren mittelst eines in Wasser getauchten Tuchballens und mit Tripel vornehmen; dann polirt man mit einem Tuche, welches man, wie schon oben angeführt worden, mit Olivenöl und mit Tripel getränkt hat. Man gebrauche überhaupt die Vorsicht, ehe man die großen Flächen zu poliren beginnt, erst einen kleinen Theil zu poliren, um zu erfahren, ob der Lackfirniß diese Behandlung auch verträgt. — Die neunte Arbeit besteht im Glanzgeben der polirten Oberfläche. Die polirten Lackfirniß-Anstriche trocknet man ab, und reibt sie ganz leicht mit weichen Tüchern, um die letzten Spuren des Olivenöls wegzunehmen. Ist solches geschehen, so wird der Glanz des Lackfirnisses auf diese Weise wieder hergestellt, daß man die Oberfläche des Gegenstandes mit Stärkemehl reibt; hierauf reibt man mit dem Ballen der Hand oder mit einem Stücke ganz geschmeidigen Leders so lange, bis der Lackfirniß warm wird und den größten Glanz annimmt. — Dieses ist nun die vollständige Ausführung des lackirten und polirten Oelfarben-Anstriches. Im Sommer kann man einen solchen Anstrich nicht unter sechs Wochen, und im Winter nicht unter zwei Monaten vollkommen gut herstellen. Wenn diese Ueberlackirung beschädiget worden, und eine frische nothwendig wird, so beseitige man die Firnißlagen durch

Waschen mit sehr starker Potaschenlauge; streiche dann den Gegenstand in kleinen Stellen mit dieser Potaschenlauge an, und ehe dieselbe trocken geworden, schleift man mit Bimsstein die Farbenanstriche ab, bis man auf den Massicot gekommen ist. Dann wäscht man mit reichlichem Wasser, um alle Potaschenlauge zu beseitigen. Sind die Massicotanstriche nicht beschädiget, so kann man den lackirten und polirten Oelfarben-Anstrich schon mittelst der vier letzten Arbeiten wieder herstellen. Wenn der zu lackirende Gegenstand auch ausgefüllt werden muß, so muß man zuerst einen Massicotanstrich auftragen, dann ausfüllen, dann nochmals einen Massicotanstrich geben, und mit Bimsstein schleifen, und wenn diese Arbeit erst vollendet ist, trägt man die Farbe auf.

Ueberladen, mehr laden, oder mehr Last auflegen, als ein Thier, oder ein Mensch, auch ein Schiff, ein Wagen ꝛc. tragen kann. Einen Wagen überladen, so voll laden, daß er brechen möchte. Einen Wagen mit Holz, Wolle, Heu, Steinen ꝛc. überladen. Ein Packpferd überladen, ihm zu viele Sachen aufladen oder auflegen, die es nicht fortbringen oder tragen kann. So überladet man auch andere Thiere, z. B. Esel, Kameele, Elephanten ꝛc., wenn man sie so stark mit Waaren oder anderen Gegenständen belastet, daß sie nicht fortkommen können, oder doch zuletzt der Last erliegen. Bei jedem Thiere, welches man als Lastthier gebrauchen will, muß man erst dessen Leibesconstitution und Kräfte untersuchen, sie prüfen, welches am besten nach den eigenen Kräften geschieht; denn auch hier dient der Mensch als Vorbild, was er bei jugendlichen Kräften und guter Gesundheit im Tragen von Lasten auf eine gewisse Strecke zu leisten vermag, wozu natürlich Uebung und Gewohnheit das Meiste beitragen; denn wer mit einer seinen Kräften angemessenen Last nicht das erste Mal

recht fort kann, wird es schon beim zweiten Male besser können, und so fort, bis sich der Körper zu der Last gestählt hat, die er trägt oder auf seinem Rücken fortbringt; er wird sie bei wiederholter Uebung weit leichter finden und gemächlicher fortbringen. Dieses wende man nun auch auf die Thiere an, so wird man in Auflegung der Lasten bei denselben nicht so leicht fehlen, auch junge Thiere dazu erziehen können. Dann giebt es auch die Erfahrung an die Hand, mit wie viel Waaren man dieses oder jenes Thier belasten kann, da die genannten Lastthiere schon in den frühesten Zeiten dazu gebraucht worden. S. auch die Art. Pferd, Esel, Kameel, Elephant ꝛc., in der Encyklopädie, und Ueberfrachten. — Die Ueberladung des Feuergewehrs rührt daher, daß man mehr Pulver nimmt, als zu einem Schusse erforderlich ist, oder als zur Ladung des Gewehres, um die Kugel herauszuwerfen, gehört; nicht bloß, daß durch eine zu starke Ladung das Rohr springen kann, sondern daß beim Anlegen und Feuern der Kolben einen zu starken Rückstoß giebt. Zur Festsetzung der Ladung ist es bei den Büchsenmachern eine gewöhnliche Regel, für eine Pflasterkugel so viel Pulver zu nehmen, als ein Lademaaß faßt, welches den Durchmesser der Seele hat, und zu seiner Höhe das Doppelte dieses Durchmessers, oder dreimal so viel Pulver zu nehmen, als die Kugelform faßt. Dieses kann aber für eine richtige und genaue Pulverform durchaus nicht als Maaßstab dienen, höchstens nur als Aushülfe in gewissen Nothfällen. Ueberhaupt hängt die Bestimmung der Ladung von der Güte des Pulvers, Länge des Rohrs, und Schwere der Kugel, und dann auch davon ab, ob die Kugel eine Pflasterkugel ist, oder nicht. Die beste Ermittelung der Pulverladung für ein Gewehr sind Versuche. Der sicherste Maaßstab der Pulverladung bei einem Infanterie-Gewehre ist, daß der Rückstoß beim Abschießen

kaum fühlbar wird, je mehr dieser aber fühlbar ist, um so mehr ist in der Ladung gefehlt, ist diese unrichtig. Für das Preußische Infanterie-Gewehr ist die Ladung von $\frac{3}{4}$ Loth F Pulver die zweckmäßigste; die von $\frac{2}{3}$ Loth setzt einen bedeutend höheren Grad der Güte des Pulvers voraus. Da eine Büchse gewöhnlich mit Pflasterkugeln geladen wird, so kann auch von der Pulverkraft nichts entweichen, da hier kein innerer Spielraum vorhanden ist, indem die eingepreßte, mit einem Talglappen oder Pflaster umgebene Kugel dieses verhindert. Auch sind hier die Zündlöcher enger, als bei dem Infanterie-Gewehre, mithin darf auch die Ladung nicht so stark genommen werden, als bei dem Gewehre, indem sie sonst einen sehr unangenehmen Rückstoß verursachen würde. Auch bei der Büchse wird durch Versuche die Ladung ermittelt, und ist sie einmal genau erforscht worden, so bleibt sie unverändert, wenn das Pulver von gleicher Beschaffenheit ist. Für die Preußischen Büchsen der Jäger und Schützen ist $\frac{1}{2}$ Loth Pirschpulver bestimmt, wobei aber das Pulver zum Aufschütten auf die Pfanne, so wie für unvorhergesehene Fälle, mitgerechnet ist; denn die gewöhnliche Ladung dieser Büchsen beträgt nur zwischen $\frac{1}{5}$ bis $\frac{3}{7}$ Loth Pirschpulver. — Ueber die Pulverladung des Karabiners und der Pistole ist man nicht einig; in den Armeen einiger Staaten erhalten sie gleiche Ladung, in denen anderer Staaten werden die Pistolen-Patronen mit wenigerem Pulver geladen; erhält z. B. der Karabiner $\frac{5}{8}$ Loth, so giebt man der Pistole nur $\frac{3}{8}$ Loth, welches nach der Einrichtung der Waffen und dem zweckmäßigen Gebrauche derselben auch besser ist. Im Allgemeinen giebt man für Karabiner und Pistolen $\frac{1}{2}$ oder $\frac{2}{3}$ kugelschwere Ladung; in der Preußischen Armee für die Letzteren gewöhnlich $\frac{1}{2}$ Loth F Pulver; ist das Pulver jedoch schlechter, so erhöhet man die Ladung auf $\frac{5}{8}$ Loth. Alles, was nun

über diese angeführten durch Versuche erprobten Pulverladungen hinaus geht, ist eine Ueberladung. Wenn bei einer zu starken Pulverladung oder Ueberladung das Rohr des Gewehrs springt, so liegt dieses nicht immer an der zu starken Pulverladung, sondern oft in dem Rohre selbst, wenn das Ende desselben, woran das Zündloch ausgebohrt wird, zu dünn gemacht worden; denn man hat Beispiele, daß man Büchsen ganz mit Pulver überladen und losgeschossen hat, ohne daß das Rohr gesprungen ist. Indessen sind dergleichen Versuche nicht anzurathen; s. auch den Art. Gewehr, Th. 18, S. 114 u. f. — Die Ueberladung der Kanonen, s. unter Kanone, Th. 34; die Ueberladung der Minen, s. Minirkunst, Th. 91.

Das Ueberladen oder die Ueberladung in den schönen Wissenschaften und Künsten, das zu Viel im Ausschmücken derselben. So überladet man in der Baukunst Palläste und Häuser durch zu viele Bildsäulen, Stukkaturarbeiten ꝛc., so daß diese Gegenstände auf den Beschauer drücken, und ihn im Beschauen der Außenseite des Gebäudes stören, wenn diese sonst eine schöne Symmetrie und Eurythmie in allen ihren Theilen besitzt. So findet man Gebäude, die nur vier Fenster in der Breite haben, mit einem Frontispice von Wandsäulen getragen, der oben das ganze Gebäude bedeckt oder schließt, so daß dasselbe einem Theatervorhange gleicht. Durch diese Ueberladung, bei einem schmalen Gebäude, wird dasselbe zur Dekoration, und verliert die bürgerliche Zierde, die Einfachheit oder das Einfache, aber doch Ansprechende. — In der Malerey wird ein Gemälde (Portrait) überladen, wenn man die Kleidung so verziert und brillant macht, daß der Eindruck, den sonst der Kopf zu machen im Stande wäre, dadurch verloren geht. Besonders ist dieses auch beim weib-

lichen Kopfputze und Schmucke zu beachten nöthig; denn jede Ueberladung stört hier nicht nur den Haupteindruck, den doch das Gesicht machen soll, sondern sie macht auch das Bild zu früh alt, da auffallende Moden schnell wechseln, schnell mit andern, oft nicht weniger auffallenden, vertauscht werden. Erhält aber die Draperie eine solche Form, die dem Wechsel der Mode nicht so leicht unterworfen ist, überhaupt anspricht, so hat das Gemälde einen dauernden Werth, und kommt nicht so leicht von den Erben auf die Bodenkammer oder Polterkammer, oder in sonst einen Winkel der Wohnung. Beim Portrait ist das Gesicht die Hauptsache, die sprechende Aehnlichkeit, und daher muß der Maler darauf hinarbeiten, daß diese auch hervortritt, und Alles entfernen, was diese hervorzutreten hindert, also auch jede Ueberladung in der Bekleidung. Auch jede übermäßig bezeichneten Züge eines Bildnisses. — Bei historischen Bildern, die viele Figuren enthalten, tritt eine Ueberladung ein, wenn man viele nichtsbesagende Nebenfiguren anbringt, die störend auf die Hauptfiguren wirken. — Bei Landschaften tritt eine Ueberladung ein, wenn der Vor-, Mittel- und Hintergrund seine Einheit durch unzweckmäßig angebrachte Gegenstände in einer der drei Gruppen verliert, so daß nur diese hervortreten und störend auf das Ganze wirken, wohin auch eine zu reiche Staffage gehört, und dann auch die zu naturgemäße Ausschmückung des Vorgrundes, das heißt, das zu ängstliche Ausmalen der Pflanzen, der Figuren ꝛc.; denn das zu getreue Ausmalen einzelner Gegenstände im Vorgrunde hält den Beschauer fest, und so geht die Wirkung des ganzen Bildes auf ihn verloren, die doch die Landschaft in ihrer Einheit machen soll; denn wenn auch der Vorgrund Alles bis auf die Pflanzen charakteristisch darstellen soll, so dürfen diese Gegenstände doch nur mit flüchtigen Umrissen entworfen wer-

den, um die Wahrheit des Ganzen zu bestimmen; allein eine genauere Ausmalung desselben wirkt, wie schon gesagt, störend auf den Beschauer in Bezug auf den Mittel- und Hintergrund. — So wirkt bei den Fruchtstücken ein ungefälliges Ordnen der Früchte, eine Ueberzahl, ohne Geschmack durcheinander geworfen, unangenehm auf den Beschauer; und so überall die Ueberladung in der Zeichenkunst, Malerey, Kupferstecherkunst ꝛc. — Eben so wirkt auch die Ueberladung in der Musik- oder Tonkunst nachtheilig auf den Hörer, auf seine Empfindung und sein Gefühl, wenn der Komponist das Bedeutende und Ausdrucksvolle mit Lärm und Getöse, das Tiefe und Edle mit künstlicher Arbeit und gesuchter Modulation giebt, sich also von dem Einfachen und Wahren, dem wirklich Erhabenen und Schönen in der Tonkunst, das zum Herzen spricht, entfernt, und nur nach einem augenblicklichen Effekte jagt, ohne das Poetisch-Gehaltvolle festzuhalten, welches der Hörer mitnimmt, ihm im Gemüth verbleibt, nachdem längst die Instrumente, die Saiten verstummt sind. Bei der überladenen geräuschvollen Musik nimmt er nichts mit, als den verhallenden Klang. Ein Schriftsteller sagt: „Oftmals habe ich bei einer Kirchenmusik beobachtet, daß sich schnell eine feierliche Aufmerksamkeit unter den Zuhörern verbreitete, und sich oft in ihren Gesichtern die sichtbarste Rührung des Herzens entdeckte, wenn in die Kirchenmusik ein Vers aus einem bekannten geistlichen Liede mit eingeschaltet war, und dieser, nach seiner gewöhnlichen Melodie, in Begleitung der Instrumentalmusik, langsam und deutlich abgesungen wurde, und auch die Zuhörer mit sangen. Eben dieses habe ich bei dem gewöhnlichen Absingen des: „Herr Gott! Dich loben wir," unter der Direktion eines musikalischen Chors, und einer mit Flöten, Bassons und gedämpften Trompeten besetzten Instrumentalmusik

vielmals, dann aber selten wahrgenommen, wenn der schmetternde Klang der aus vollen Leibeskräften geblasenen Trompeten, oder das überlaut schallende Geschnarr der Posaunen, und wohl noch dazu das Geraßel der Pauken das ganze Gotteshaus mit einem betäubenden Getöse erfüllte." — So machen in der Tanzkunst alle Ueberladungen von Touren, z. B. in der Quadrille ꝛc., einen üblen Effekt auf den Beschauer. — Eben so wirkt auch die Ueberladung in der Verskunst und in Prosa auf das Gemüth des Lesenden und Hörenden. Ein Gedicht wird schleppend, wenn es viele Pleonasmen und Wiederholungen enthält; auch an einer Ueberfüllung romantischer Bei- oder Eigenschaftswörter leidet, wie rosenfarben, engelmild, himmlischschön ꝛc. ꝛc., und diese Wörter oft wiederkehren. Eben so ist es auch mit der Prosa oder ungebundenen Rede, wenn diese schwülstig ist. So überladet man eine Rede mit nutzlosem Wortprunk, der die Klarheit derselben verdunkelt. Der Ober-Consistorialrath Fr. Theremin sagt hierüber in seinem Werke: „Die Beredsamkeit eine Tugend oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik" (Berlin, 1814), S. 162 u. f. „Der Redner muß sich nie in Ausdrücken, Wendungen und Bildern über die Sprache des gebildeten Umganges erheben, selbst nicht vor einem solchen Auditorium, welches einem höheren Schwunge folgen und exquisirten Redensarten verstehen würde. Ich muß dies wegen derjenigen erinnern, welche durch poetischen Schmuck, durch Worte, die sie aus dem Staube vergangener Jahrhunderte hervorsuchen, und durch Konstruktionen, die der reinen Prosa fremd sind, ihren Vorträgen eine besondere Würde und Kraft zu geben glauben. Dieses ist aber immer nur ein kalter Punkt ohne Kraft, wenn Kraft nämlich, wie ich behaupte, nichts anders bedeuten kann, als die Wirksamkeit der

Rede zur Erregung des Affektes. Im Drange des thätigen Lebens, in herzzerreißenden Unglücksfällen, in den stillen Stunden der Betrachtung, hat da etwa der Zuhörer sich und Anderen seine Gedanken und Gefühle in einer bilderreichen Sprache, und in unbekannten Wendungen vorgetragen? Gewiß nicht. Der Ausdruck, der sich von selbst zu den stillen Regungen unseres Gemüthes gesellt, wenn sie vor das Bewußtseyn treten, ist immer eben so edel, als einfach; will der Redner also in unser inneres Leben eindringen, und die Spuren vergessener Gedanken und Empfindungen wieder erneuen, will er uns wirklich ansprechen, so muß er sich eben der bekannten und gebräuchlichen Worte bedienen, worin wir mit uns selbst zu reden gewohnt sind. Jeder fremde Ausdruck, ja jede ungewöhnliche Wendung reißt uns aus uns selbst heraus, anstatt uns in uns selbst zurückzuführen, und der vielleicht schon zum Fließen gebrachte Strom der innern Harmonien bricht sich plötzlich, und zerstiebt an solchem unerwarteten Hinderniß. Auch gesellt sich zu dieser Störung der Unwille gegen einen Mann, der sich mit einem Schmucke tönender Redensarten, die am Ende doch nicht so schwer zusammen zu bringen sind, umgiebt, anstatt zu seinem, wie zu meinem wahren Vortheile, eine gewöhnliche Sprache mit mir zu sprechen. Diejenigen sehr seltnen Fälle, wo man für einen ungewöhnlichen Gedanken, auch einen ungewöhnlichen Ausdruck wählt, sind hier natürlich ausgenommen, aber ohne eine ganz besondere Absicht, sich auch nur die geringste Entfernung von der gebräuchlichen Sprache zu erlauben, scheint mir etwas Unangemessenes, Zweckwidriges, worauf nach meiner Ansicht ein sittlicher Tadel fallen muß."

— Die Ueberladung in der Bekleidung, sowohl beim männlichen, als beim weiblichen

Geschlechte, besonders aber bei dem Letztern, wirkt nachtheilig auf die Körperform, und auf das Gesicht, als den Spiegel der Seele. Ein mit Verstand und Geschmack gewählter Anzug, selbst nach der herrschenden Mode, hebt nicht nur die natürlichen Reize des weiblichen Körpers, sondern läßt auch zugleich auf Reinheit, Ordnungsliebe, Bescheidenheit und Sittsamkeit der ihn belebenden Seele schließen. Daher ist eine Ueberladung im Putze nicht nur der Natur des weiblichen Wesens entgegen, sondern es entstellt auch das schöne Ebenmaaß des Körpers, unterbricht die Harmonie seiner Theile, und hemmet das freie Spiel seiner Glieder. Die Gewänder sollen die Körperform wo möglich noch erhöhen, wenn diese nichts Ausgezeichnetes hat, nicht von der Natur begünstiget ist; daher kann immer eine kleine Nachhülfe in der Bekleidung vorkommen, um die Natur da, wo sie etwas versagte, zu unterstützen; allein nie darf eine Ueberladung Statt finden, sondern man folge auch im Nachbilden der Natur und gehe nicht darüber hinaus; selbst die Farben der Bekleidung müssen dem Teint entsprechend gewählt werden. Der gute Geschmack huldiget nicht jeder Mode, ändert nicht täglich, sondern wählt das Beste heraus, und sucht es harmonisch mit dem Vergangenen und Gegenwärtigen zu verbinden. Schwere oder feste Stoffe verbieten der Schwere oder Unförmlichkeit wegen, die Weite, die Menge und die Ueberladung der Falten: je leichter und feiner aber der Stoff ist, je häufiger dürfen auch diese erscheinen, da sie nicht die Figur verdrängen, sondern durch ihren angemessenen Wurf die Darstellung derselben trefflich erheben. — Ein Schriftsteller sagt (Das goldne A B C für Herren und Damen in und außer der Ehe; zweite Auflage, Berlin, 1813, Seite 329 und folgende):

Putzen drückt eigentlich die niedern Grade der Verschönerung durch Bekleidung, schmücken die höhern Grade derselben durch Glanz und Kostbarkeit aus. Der wahrhaft schöne Putz und Schmuck soll nicht bloß die äußern natürlichen Reize einer Dame verlieblichen, er soll uns auch zugleich Achtung für ächtes Schönheitsgefühl, für veredelten Kunstsinn abnöthigen. Es ist daher kein geringer Grad von Zartgefühl und Geschmacksbildung bei der Toilette erforderlich, wenn das Gepräge des glänzenden Schmuckes die natürlichen Reize der Person begünstigen, erhöhen, und auf keine Weise beeinträchtigen, und wenn der Zauber des Charakters über allen geborgten Schimmer siegen soll. Die Kunst des Schmuckes muß ihr Augenmerk nur auf einzelne Theile richten; der geschmackvolle Kopfputz muß z. B. nie mit einem übel gewählten Gewande kontrastiren; sie muß es stets aufs Ganze in Form und Farben richten, wenn der Ausdruck, den sie bewirken will, harmonisch seyn, und es nicht den Schein haben soll, als wenn die verschiedenen Theile des Schmukkes zusammengewürfelt und gesucht worden wären. Das Kostüm muß dem Charakter, dem Alter der Person, dem Zwecke ihrer Erscheinung, die Farben müssen dem Teint angemessen und unter sich harmonisch seyn, und selbst von den äußern Umgebungen begünstiget werden. Der Glanz des Putzes muß nicht an das auffallend Imposante, das Ueberladene grenzen; er muß in edler Einfachheit gemäßiget und ungezwungen, ohne Prahlerey und Flitterstaat, erscheinen, wenn wir vor demselben gern verweilen, und schöne Natur mit edler Kunst verbunden, wahrnehmen sollen." — Die größte Ueberladung geschieht oft da, wo sie nicht geschehen sollte, beim Kopfputz; denn durch einen gut geordneten Kopfputz tritt erst das Gesicht schön hervor, durch eine Ueberladung desselben in den Hintergrund; Beweise von dem Letztern giebt uns der weib-

liche Kopfputz nach Französischen Mustern aus dem verwichenen Jahrhunderte, wo das Haar noch gesalbt und gepudert wurde, und man Schiffe mit aufgespannten Segeln auf dem Kopfe erblickte, worunter das Gesicht ganz verloren ging, oder es erschien noch länger, als es schon war, das heißt, bei einem länglichen Gesichte, wenn das Haar oberhalb der Stirn über eine Wulst aufgethürmt war, oder zugespitzt in die Höhe ging, wie unter Kopfputz, Th. 44, S. 70 u. f., beschrieben worden, und die Abbildungen dazu zeigen. Aber auch der gegenwärtige Kopfputz mit eigenem Haare oder auch mit Perrücken, Touren, falschen Locken ꝛc., der sonst, schön geordnet, dem Gesichte so vortheilhaft steht, kann überladen werden, wenn man zu viele Haarflechten und Locken anbringt, die das Gesicht beschatten, gleichsam verdunkeln (s. Tour von Haaren, Th. 186, S. 486 u. f., und die Abbildungen dazu). Bei einem jungen blühenden Gesichte bedarf es keiner Ueberladung im Kopfputze, wohl bei einem älteren, dem Verblühen nahen Gesichte, wo die falschen oder erborgten Haare, wenn sie gelockt über die Stirn und zu den Wangen herabhängen, das Gesicht in Schatten treten lassen, wodurch das Alter verrückt oder hinausgeschoben wird, so daß das Gesicht bei dieser Täuschung gewinnt, da es hingegen bei einem jugendlichen verliert. — Die Griechinnen und Römerinnen, wie man an den Antiken wahrnimmt, benutzten zum Hauptschmucke nur ihr natürliches Haar, welches so schön geordnet ist, daß das Gesicht vortheilhaft hervortritt; aber auch in jetziger Zeit wissen Frauen und Jungfrauen ihr Haar vortheilhaft zu ordnen, um dadurch dem Gesichte mehr Leben und Ausdruck zu geben, und solches nur durch Einfachheit, indem sie es natürlich lassen, und die Flechten, Locken ꝛc. nur mit Haarnadeln befestigen, oder es durch Kämme, Bänder, Blumen, Schleier, Diademe, gut geordnet, noch

erhöhen. Der andere Kopfputz: Hauben, Kopfzeuge, Hüte ꝛc., muß stets das Gesicht frei lassen, nie weit über das Gesicht hinausgehen, und es gleichsam bedecken, und der Schmuck darauf: Federn, Blumen, Bänder, darf nur verloren angebracht seyn, damit er nicht die Hülle niederdrückt, und das Gesicht verdunkelt. Jede Ueberladung im Nebenschmucke stört, und wirft ein falsches Licht auf das Gesicht, daher darf dasjenige, was in und auf die Haare gesteckt wird, wie Blumen, Bänder ꝛc., nie eine Ueberladung zeigen, sondern wie natürlich hingeworfen erscheinen; eben so Ohrringe, Halsschmuck ꝛc. Auch die Bekleidung des Körpers beim weiblichen Geschlechte muß so viel, als es angeht, die Körperform hervortreten lassen, und nicht, wie es im verwichenen Jahrhunderte geschah, sie, nach Französischer Mode, ganz verdecken, ja mißgestaltet hervorgehen lassen, wie es z. B. bei den großen Reifröcken der Fall war, die einem Hühnerkorbe glichen, um die Glucke mit ihren Küchlein darunter zu bewahren, und welcher Tracht man wieder in jetziger Zeit in etwas zu huldigen anfängt, durch die Wülste um den Leib, den Cul de Paris, wodurch die Röcke in Form einer Feuertiene abstehen, und dadurch den Körper unförmlich erscheinen lassen, da der Obertheil des Körpers, die Taille, wieder so eingeengt ist, daß die ganze Gestalt einer Klapperpuppe gleicht, und um so mehr, wenn diese sich nicht von Natur schon vortheilhaft zeigt, der Körper ein schönes Ebenmaaß hat. — Die Männertracht hat in neuerer Zeit nichts Ueberladenes mehr, wohl aber in dem verwichenen Jahrhunderte, als die Kopffrisur: Locken, Zopf, Haarbeutel, Perrücken ꝛc., Mode war, und der Hut alle Formen annahm; auch Beinkleider, Westen und Röcke mannigfach abwechselten, erblickte man wohl Manches, welches einer Ueberladung glich, besonders in Hinsicht des Kopfputzes; allein hierauf ist eine solche

Entladung gefolgt, eine solche Einfachheit, daß man eher diese im zu weit Gehen anklagen möchte, wie dieses die kurzen Röcke von einfacher Farbe ꝛc. beweisen. — Das Ueberladen mit Geschäften, wenn man so viele Geschäfte, sowohl schriftliche, als andere Arbeiten, zu verrichten hat, daß man sich nicht zu lassen weiß, nicht weiß, wie man damit fertig werden soll. Die Geschäftsüberladung kommt in Staatsschreibestuben oder Büreaux vor, z. B. in den Gerichten, auf der Post, im Finanzfache, Polizeyfache ꝛc., also auch bei Staatsdienern oder Beamten in ihren Wohnungen; dann auch in vielen Komptoiren, Privatschreibestuben ꝛc., z. B. bei Kaufleuten, Banquiers, Fabrikanten, Justizkommissarien und Notarien ꝛc., auf den Eisenbahnen, Zeitungskomptoiren, und dann bei den Arbeiten in vielen Werkstätten, Officinen ꝛc., in welchen sich die Arbeiten häufen und drängen; dann auch bei der Landwirthschaft ꝛc. ꝛc. Wie überhäufte Arbeiten zu beseitigen sind, dazu gehören Geschäftskenntnisse, Umsicht und Routine, Fertigkeit im Arbeiten, eine gute Gesundheit, heiteres Gemüth, und die nöthige Zeit, um eine Arbeit zu vollenden; wo solches im Vereine sich findet, werden viele Geschäfte beseitiget werden können. — Das Ueberladen des Magens mit Speisen; s. unter Uebereſſen, oben, S. 220, und unter Verdauung. — Figürlich gebraucht man es auch: z. B. ein Herz, welches mit Bosheit überladen ist ꝛc.; so auch die Ueberladung.

Ueberladen, in der Baukunst, s. oben, S. 404.

—, in der Bekleidung, s. daselbst, S. 408 u. f.

—, der Feuergewehre, der Musketen, Flinten, Büchsen, Karabiner und Pistolen, s. daselbst, S. 402 u. f.

—, der Gewehre, s. den vorhergehenden Artikel.

—, in Geschäften, s. oben.

—, der Kanonen, s. das., S. 404.

Ueberladen, i. d. Künsten (schönen), s. o., S. 404.
—, des Magens, s. das., S. 413.
—, in der Malerey, s. das., S. 404.
—, der Minen, s. daselbst.
—, in der Musik oder Tonkunst, s. das., S. 406.
—, in der Redekunst oder Rhetorik, s. das., S. 407.
—, der Schiffe, s. das., S. 401.
—, in der Tanzkunst, s. das., S. 407.
—, der Thiere, s. das., S. 401 u. f.
—, in der Tonkunst, siehe Ueberladen, in der Musik.
—, in der Verskunst, s. das., S. 407.
—, der Wagen, s. das., S. 401.

Ueberladung, s. Ueberladen.

Ueberlage, Ueberlagen, in den Salzwerken, starke Eisen, welche in den Salzkothen statt der Kappen zu mehrerer Haltung über die Thüren gelegt werden. Ferner alle andere Gegenstände, welche über etwas gelegt werden, um dieses zu befestigen, dauerhafter in der Lage zu machen.

Ueberlangen, über etwas langen oder reichen; über einen Tisch langen oder reichen; über eine Mauer, einen Zaun, Trauben langen ꝛc.

Ueberlassen, durch einen Kauf oder Tausch in den Besitz eines Andern kommen lassen. Einem ein Haus, ein Pferd überlassen, es an ihn verkaufen. Er hat mir seinen Garten überlassen, hat ihn mir verkauft. So überläßt eine Armee ein Land, eine Stadt dem Feinde, wenn sie sich zurückzieht, und ihn selbige ohne Hinderniß in Besitz nehmen läßt, sowohl, um eine bessere Stellung zu gewinnen, als auch, weil das Land oder die Stadt erschöpft ist, und nicht mehr für den Bedarf des Armeekorps etwas liefern kann. So überläßt der Kommandant eine Festung den Belagerern, wenn er sich nicht mehr darin halten oder vertheidigen kann. Man überläßt Je-

manden seinem Schicksale, wenn man ihn nicht weiter unterstützt, ihm nicht mehr mit Rath und That an die Hand geht. Sich einer Leidenschaft: sich dem Grame, der Freude, dem Vergnügen ꝛc. überlassen, sich ohne Widerstand von ihr beherrschen lassen. Sich Einem ganz überlassen, sich seiner Leitung, seinem Rathe überlassen. Ueberlassen sie mir dies zu thun, zu verrichten, dafür zu sorgen. So auch die Ueberlassung, besonders für Verkauf oder Abtritt des Besitzes. Die Ueberlassung eines Gutes, s. Uebergabe und Uebernahme. — Der Ueberlaß, in einigen Gegenden, was man übrig läßt, oder was übrig bleibt.

Ueberlassungs-Contrakt, bei Lehengütern, siehe Th. 36, S. 395 u. f.

Ueberlasser, bei den Holzflößen auf der Elbe, derjenige Flößer oder Fährmann, welcher das Holz aus dem Schutze heraus und in den andern hereinflößt.

Ueberlasiren, beim Maler, mit einer durchsichtigen Farbe überziehen, so daß die darunter liegende Farbe durchscheint, wozu man Saftfarben, überhaupt leicht durchschimmernde Farben, welche chemisch zusammengesetzt worden, nimmt. Die Grundfarben, oder die untergelegten Farben sind Körper- oder Erdfarben. So lasirte Titian seine nackten Figuren, um das Fleisch natürlich hervortreten zu lassen, mit einem durchsichtigen Weiß. Er legte nämlich das Fleisch mit einem schönen Zinnoberroth an, und überzog es mit einer dünnen weißen Farbe, so daß das Roth durchschimmerte. S. den Artikel Laßiren, Th. 65, S. 176 u. f.

Ueberlast, dasjenige, was über die bestimmte oder gehörige Last ist. Die Ueberlast oder Ueberlastung der Wagen und der Schiffe, was über die gewöhnliche Belastung derselben an Waaren hinausgeht. S. Ueberfracht, oben, S. 273.

Figürlich ist Ueberlast, eine unbillige Beschwerde, eine Beschwerlichkeit, Bedrückung. Einem Ueberlast thun, ihn ungebührlich beschweren oder drücken.

Ueberlasten, mehr Last auflegen, stärker beladen, als ein Gegenstand tragen kann. Einen Wagen, ein Schiff, ein Pferd überlasten.

Ueberläſtig, zu sehr belastet oder beladen. Ein Schiff ist überläſtig, wenn es entweder zu sehr beladen, oder zu stark von Holz ist, so daß es zu tief im Wasser geht. — Dann ist überläſtig, Beschwerde verursachend, beschwerlich. Jemanden überläſtig seyn, beschwerlich. Ein überläſtiger Besuch, ein beschwerlicher; daher die Ueberläſtigkeit, da ein Gegenstand überläſtig oder beschwerlich wird. Ueberläſtig wird derjenige, der sich aufdrängt oder in Familien eindringt, ohne besondere Einladungen oder ein- für allemal dazu die Erlaubniß erhalten zu haben. Läſtig ist nur derjenige, der zur Unzeit oder nicht zur rechten Zeit kommt und stört; überläſtig aber derjenige, der zu allen Zeiten erscheint, und sich durch die feinen Anspielungen auf sein öfteres Erscheinen oder Kommen nicht abweisen läßt.

Ueberlauf, beim Schiffsbaue, das oberste Verdeck auf den Schiffen, auch der Oberlauf genannt, entweder weil er sich längs der Oberfläche des Schiffes erstreckt, oder auch, weil man auf demselben über das ganze Schiff hingehen kann. Bei einer Galeere ist der Ueberlauf der mittlere Weg auf dem obern Verdeck zwischen den Ruderbänken. Es werden nämlich auf das Verdeck zwei starke eichene Bäume so von einander gelegt, daß sie, nebst ihrem Zwischenraume, zusammen $3\frac{2}{3}$ Palmen (s. diese, Th. 106, S. 242) in die Breite haben, und gleichsam eine lange Lade oder einen Kasten

bilden, indem die Höhe oder die innere Tiefe, ohne die Decke, 4 Palmen beträgt. Darin kann nicht nur der Mast und andere Geräthschaften verwahrt und aus dem Wege geräumt werden, sondern dieses giebt auch, wie schon oben bemerkt worden, wenn man einen starken eichenen Deckel darüber legt, einen Gang, auf welchem man durch die ganze Galeere, ohne Hinderung der Arbeiter, gehen und handthieren kann. Zur Nachtzeit werden die Schildwachen darauf postirt, damit keine Unordnungen darauf begangen werden können. — Im Deichbaue, ist der Ueberlauf eine flache niedrige Stelle im Deiche, worüber das Wasser, um Luft zu erhalten, ohne Beschädigung hinlaufen muß. Auch sind es von Holz zu diesem Zwecke angelegte und bekleidete Verbindungen. — Von der Redensart: Jemanden überlaufen, ist der Ueberlauf, ohne Mehrzahl, und nur im gemeinen Leben, der Zustand, daß man von Andern überlaufen, das heißt, auf eine lästige Art von Vielen besucht oder verlangt wird.

Ueberlaufen, von flüssigen Körpern, über das gesetzte Ziel der Höhe laufen, so viel wie überfließen. Der Strom läuft über. Der Brunnen läuft über. Das Glas ist zu voll, es wird überlaufen. Das Wasser läuft im Kochen über den Rand des Gefäßes, worin es zum Kochen über Feuer gebracht wird. Die Suppe läuft über. Die Galle läuft über, tritt ihm zu häufig in den Magen, wenn Jemand gereizt wird. Die Augen laufen ihm über, oder gehen ihm über, bei dieser Marter, das heißt, sie werden mit Thränen angefüllt. — Zum Feinde, zu einer andern Parthey, zu einer andern Religion überlaufen, böslich zu einem Andern übergehen,

wobei der gehässige Nebenbegriff durch das Laufen ausgedrückt wird, da sonst übergehen gebraucht wird. Von der diesseitigen Armee laufen viele Soldaten zu dem Feinde über. — Im Laufen über den Haufen rennen. Ein Kind überlaufen, durch schnelles Laufen, ohne sich gleich halten zu können, ein Kind umwerfen, und darüber hinauslaufen. — Ungestüm auf etwas zulaufen. Jemanden mit dem Degen überlaufen, mit demselben auf ihn zulaufen, um ihn anzufallen. Figürlich überläuft man Jemanden, wenn man ihm durch oft und vieles Kommen beschwerlich wird. Man wird an den Landstraßen von Bettlern überlaufen. Jemanden mit Bitten und vielen Fragen überlaufen. Der Regent wird mit Bittschriften, der Arzt wird von Patienten überlaufen. Der Maecen wird von Schmeichlern überlaufen. Auf der ganzen Oberfläche hinlaufen, jedoch nur in figürlichen Redensarten. Es überläuft mich ein Schauer, ein Angstschweiß. In einem andern Falle sagt man auch im gewöhnlichen Leben, eine Rechnung überlaufen, sie schnell und flüchtig durchsehen, auch einen Brief, einen Aufsatz ꝛc. überlaufen, schnell durchsehen. — Im Laufen an Geschwindigkeit übertreffen; so überläuft der Hund den Hasen.

Ueberläufer, Deserteur, Ausreißer, im Kriege, derjenige Soldat, der seine Fahne verläßt, und zu dem Feinde übergeht. Ueberhaupt beim Militair, derjenige, der sein Regiment, Bataillon ꝛc. böslich verläßt, sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten. Deserteur, Ausreißer, wird schlechtweg derjenige genannt, der sein Regiment böslich verläßt; der Soldat aber, der im Kriege zu dem Feinde übergeht, wird Ueberläufer genannt, und wenn er

ertappt wird, mit dem Tode bestraft; der Erstere erhält andere Strafen; s. unter Kriegs- oder militärische Verbrechen und Strafen, Th. 52, S. 387 u. f. Nach der neuern Einrichtung der Preußischen Armee, und der den jetzigen Zeitumständen gemäßen Umarbeitung der Kriegsartikel, heißt es über die Desertion der Soldaten: Beim Marsch und Kommando muß der Soldat auf dem ihm angewiesenen Platze bleiben, und sich bei Strafe eines vierzehntägigen strengen Arrestes nicht davon entfernen. Wenn er seinen Platz verläßt, und in der Entfernung einer Viertelstunde davon, ohne Urlaub oder andere zu beweisende Entschuldigungsgründe betroffen wird, ist er als Deserteur zu bestrafen. Der Soldat, der vor dem Feinde, bei welcher Gelegenheit es auch sey, zuerst die Flucht boshafterweise nimmt, kann ohne Umstände erschossen werden, auch trifft ihn eine gleiche Strafe, wenn solches nicht gleich auf frischer That geschehen seyn sollte; und wer aus einer Schlacht oder einem Gefechte sich wegschleicht, beim Verfolgen des Feindes nachlässig zurückbleibt, oder beim Zurückzuge sein Gewehr wegwirft, wird mit Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes und mit zwei bis dreijähriger Festungsstrafe bestraft. Hierbei soll auf den Vorwand des Soldaten, daß er marode oder entkräftet gewesen sey, keine Rücksicht genommen werden, da eine solche verstellte oder eingebildete Entkräftung nur zu oft als Deckmantel der Feigheit benutzt wird. Der Soldat, der vor dem Feinde steht, findet nur in einer ernsten schweren Krankheit oder gänzlicher Entkräftung Entschuldigung, welche auf vorherige, seinem Vorgesetzten davon gemachte Anzeige, von dem Regiments- oder Bataillons-Chirurgus sogleich als ein kräftiges Hin-

derniß, ihn vom Dienste zu entfernen, anerkannt wird. Wer zum Feinde übergeht, und demnächst mit dem Gewehre in der Hand gegen die Truppen seines Landesherren betroffen wird, soll mit Todtschießen bestraft werden. Wer im Kriege oder aus einer belagerten Festung von seinem Posten desertirt, hat den Strang verwirkt, außer diesem Falle aber wird Desertion zu Kriegszeiten mit Versetzung in diejenige Klasse des Soldatenstandes, bei welcher körperliche Züchtigung Statt findet, und mit sechs bis zehnjähriger Festungsstrafe bestraft. In Friedenszeiten wird der Deserteur zum ersten Male mit einjähriger Festungsstrafe und mit Versetzung in die oben erwähnte Klasse, zum zweiten Male mit dreijähriger Festungsstrafe, zum dritten Male mit Ausstoßung aus dem Soldatenstande und mit lebenslänglicher Festungsstrafe bestraft, und ist übrigens für einen Deserteur jeder Soldat zu halten, welcher, in der Absicht zu entweichen, außerhalb den Mauern oder dem Bezirke seiner Garnison ergriffen oder befunden wird. Der Anführer eines aus drei oder mehreren Personen bestehenden Desertionskomplotts wird, wenn die Desertion, wie oben angeführt, erfolgt ist, im Kriege mit dem Strange, in Friedenszeiten mit Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes, und mit zehnjähriger Festungsstrafe bestraft. Wer einen Andern sonst zur Desertion verleitet, soll doppelt so hart, als der Verleitete, bestraft werden. Wer ein Desertionsvorhaben erfährt, und es seinem Vorgesetzten nicht anzeigt, wird nach Bewandtniß der Umstände mit sechswöchentlichem strengen Arreste bis zur sechsmonatlichen Festungsstrafe bestraft. Außer diesen Strafen der Desertion wird die Dienstzeit des desertirten Soldaten, je nachdem derselbe zum ersten oder zweiten Male desertirt ist, auf vier bis

zehn Jahre verlängert, auch verliert er das National-Militair-Abzeichen, welches ihm nur auf die nachherige beglaubigte Besserung wieder beigelegt werden kann. Läßt sich ein Deserteur wieder anwerben, und giebt sich dabei einen falschen Namen, so wird seine durch die Desertion verwirkte Strafe durch Verlängerung geschärft. Die Namen derjenigen Deserteure, deren man nicht habhaft werden kann, werden an den Galgen geheftet, und ihr Vermögen wird zum Besten der General-Invaliden-Kasse konfiscirt. — Kommen bei Tage bei den Vorposten mehrere Deserteure an, so meldet dieses ein Mann, noch ehe sie herankommen; der Andere ruft dann auf hundert Schritte: Halt! Stehen sie bei zweimaligem Haltrufen nicht, so giebt er Feuer. Stehen sie aber, so ruft er: Ein Mann vor, die Andern kehrt! Nachdem der Examinirtrupp von der Feldwache angekommen ist, werden die Angekommenen nach Umständen abgewiesen, oder nach der Feldwache gebracht. Die feindlichen Deserteure werden erst zum Offizier der Feldwache gebracht, doch müssen sie schon die Waffen ablegen, sobald ihnen von dem Posten das erste Halt! zugerufen worden, der sie dann genau im Auge behält. Wie sehr die Vorposten auf die feindlichen Deserteure aufmerksam seyn müssen, geht aus dem Ueberfalle bei Hochkirchen im siebenjährigen Kriege durch die Oesterreicher hervor; indem ganze Haufen auserwählter Soldaten bei den Preußischen Vorposten ankamen, und sich als Ueberläufer meldeten; ihre Anzahl wuchs so schnell und so stark, daß sie bald Vorposten und Feldwachen überwältigen konnten, welches dann auch geschah, indem die Oesterreichische Armee, in verschiedene Korps getheilt, der Avantgarde auf dem Fuße nachfolgte, und so rückten die starken Abtheilungen

Kolonnenweise von allen Seiten in das Preußische Lager, und so mußte dieser Ueberfall gelingen. — Daß es im Kriege an Deserteuren nicht fehlt, die bald von der einen zur andern Armee übergehen, und besonders zu den Siegern von der besiegten Armee, wenn diese aus verschiedenen fremden Truppentheilen zusammengesetzt worden, davon giebt uns die Geschichte aller Kriege, sowohl in der alten, als neueren Zeit, Beweise. So liefen im dreißigjährigen Kriege die in der Schlacht zwischen dem Könige Christian dem Vierten von Dänemark und dem Ligistischen Feldherren Tilly bei dem Dorfe Lutter am Barrenberge, von dem Letztern, der die Schlacht gewonnen, zu Gefangenen gemachten Soldaten des Dänischen Heeres, nachdem sie von Tilly unter sein Heer gesteckt worden, wieder zu den Dänen über, wo sie es nur konnten. So gingen im siebenjährigen Kriege von der bei Pirna von den Preußen gefangen genommenen Sächsischen Armee, nach Archenholtz (Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland, Bd. 1), ganze Bataillone mit Entschlossenheit und Ordnung davon, sogar mit allen militairischen Ehrenzeichen, nachdem sie ihre Befehlshaber entweder verjagt, oder erschossen hatten, und nahmen die Brod- und Munitionswagen, die Regimentskasse, kurz alles zum Trosse Gehörige mit. In manchen Gefechten gingen ganze Kompagnien Sachsen, selbst auf dem Kampfplatze, zu den Oesterreichern über, und richteten sogleich ihre Waffen gegen die Preußen. Dagegen gingen nach der Schlacht von Leuthen von den Oesterreichern 6000 Deserteure zu den Preußen über, und so wechselte es in diesem Kriege zwischen den sich gegenüberstehenden Armeen mit den Deserteuren. Im Befreiungskriege Deutschlands von 1813 — 1815 gingen, in Absicht der guten Sache, zu den Alliirten in der Völkerschlacht bei Leipzig von der Französi-

schen Armee über: zwei Würtembergische Kavallerie-Regimenter, zwei Sächsische Kavallerie-Regimenter, und sieben Sächsische Füsilier-Bataillone mit vier Batterien von 26 Kanonen; dann acht Polnische Infanterie-Regimenter, ein Badensches Infanterie-Regiment ꝛc. ꝛc. — Was hier für die gute Sache geschah, geschieht in anderen Kriegen, bei wirklichen Desertionen, aus Eigennutz, und besonders geschah dieses in früheren Zeiten, wo die Hälfte der Armeen aus angeworbenen fremden Leuten bestand, denen das Schicksal ihres Oberherren, in dessen Dienste sie traten, oft sehr gleichgültig war, indem sie sich nur immer dahin zu begeben suchten, wo sie Beute machen konnten, also immer dem Sieger halfen; daher mußte auch mit der größten Strenge gegen diese Deserteure, wenn man sie wiederbekam, verfahren werden, da Einzelne auch oft als Spione dienten, den Zustand der Armee, in die sie getreten waren, zu erforschen suchten, und dann bei der ersten und besten Gelegenheit sich wieder davon machten, um den Feind von Allem zu unterrichten.

Ueberlauschen, ein nur seltenes Wort für belauschen und überfallen. Die Neigungen und Wünsche der Menschen überlauschen. Ich habe seine Absichten überlauscht; ich bin hinter dieselben gekommen.

Ueberlaut, so laut, daß es von Jedermann gehört werden kann, sehr laut; daher überlaut rufen, schreien, lachen. Ein überlautes Gelächter. In dieser Schenke ist man überlaut, so sehr laut, daß es draußen auf der Straße gehört werden kann. Ueberlaut ist eine verstärkte Bedeutung des laut, ein höherer Grad von Lautseyn, ohne zu schreien. Eine Gesellschaft ist bei den Gläsern überlaut, wenn sie durch den Genuß der geistigen Flüssigkeit ihre Reden verstärkt. Die Stimmen sich in einem höheren Grade, als gewöhnlich, vernehmen lassen. —

Ueberlauten, als Zeitwort, stärker lauten, als ein anderer Gegenstand, ist ungewöhnlich.

Ueberleben, länger leben, als ein anderer Gegenstand, oder ein Anderer. Wird er diesen Bau wohl überleben? Wohl so lange leben, bis er beendiget ist. Wird der Kranke wohl die Krisis überleben? So lange leben, bis sie vorüber ist, um dann der Genesung entgegen zu sehen. Jemanden überleben, länger leben, als er. Alle die Seinigen überleben. Ich werde ihn nicht lange überleben. Ich werde den Schmerz gewiß nicht überleben. Wie hast Du diese Trennung überleben können? Wie diesen Gram? Viele Jahre überleben, zurücklegen. Der Kranke wird kaum diesen Tag überleben. Er hat seine Schicksale überlebt.

Ueberlegebaum, beim Weber, derjenige Baum, der über dem Weberstuhle liegt, und woran die Kolben mit den Räderchen hängen, worauf die Schäfte mit den Schnüren auf- und niedergezogen werden.

Ueberlegen, über einen anderen Gegenstand legen, um ihn zu bedecken. Ein Pflaster überlegen, über eine Wunde, um diese damit zu bedecken, und gleich heilsam darauf zu wirken, durch die Eigenschaft des Pflasters. — Jemanden überlegen, um ihn zu bestrafen. So wird ein strafbares Kind übergelegt, um es zu züchtigen, wenn man es nämlich über den Stuhl oder die Bank legt, und Streiche auf den Hintern giebt. So werden Verbrecher übergelegt und mit Röhrchen, oder mit einer Peitsche, Zuchtruthe, mit so und so viel Hieben, als es aufgegeben worden, gezüchtiget. — So überlegt man, in einem anderen Sinne, ein Haus mit Einquartierung; die Unterthanen mit Abgaben ꝛc. Sich eine Sache figürlich vorstellen, um sein Verhalten darnach einzurichten, ist überlegen, im figürlichen Verstande, so viel

als erwägen. Ich habe die Sache reiflich überlegt. Man muß es erst überlegen, ehe man handelt. Seine Umstände überlegen. — Ueberlegen, als Bei- und Nebenwort, mehr Kräfte, Macht und Fähigkeiten, als ein Anderer haben. Ein Volk ist dem andern überlegen. Jemanden an Tapferkeit, Macht, Stärke und Anzahl überlegen seyn. Es soll hier, nach Adelung, das Mittelwort des veralteten Zeitwortes überliegen seyn, auf oder über einem Andern liegen. Es soll eine von dem Kämpfen oder Ringen entlehnte Figur seyn, da der Stärkere oder Geschicktere über den Ueberwundenen zu liegen kommt. — Im Wasserbaue ist das Ueberlegen, die Verbesserung einer Schlenge, wenn statt des obersten veralteten oder ausgerissenen Busches eine neue Lage desselben aufgebracht wird, die man dann eine neue Ueberlage nennt. — Die Ueberlegenheit, der Zustand, da man einem Andern überlegen ist; daher die Ueberlegenheit des Feindes nicht immer in der Uebermacht, wohl aber in der Klugheit und Tapferkeit, oder in der Erfahrung besteht; denn hiervon hängt sehr oft der Ausgang einer Schlacht, eines Treffens ꝛc. ab. In der klugen Disposition, geschickten Taktik, liegt die Stärke der Armee, nicht in der Ueberzahl an Truppen, daher hat ein Feldherr oft mit geringen Streitkräften eine Armee mit großer Truppenzahl geschlagen, wie dieses aus der Kriegsgeschichte bekannt ist. — Eben so besitzt in der Politik ein Minister eine Ueberlegenheit im Unterhandeln, wenn er die Unterhandlung mit einem fremden Staate zum Vortheile seines Staates zu drehen weiß, sie so geschickt führt, daß der eigene Staat einen Gewinn davon hat; wenn sich gleich dieser Vortheil nicht anfangs dabei zeigt, und nur erst eine Folge der geschickten Unterhandlung ist. — Eben so zeigt ein Redner in der Deputirtenkammer, oder im Parlamente, eine

Ueberlegenheit, wenn er durch seine Rede, die in Vorschlag gebrachte Sache geschickt gegen die Opposition hindurch bringt, seine Gründe dafür siegen. — So zeigt Jemand Ueberlegenheit in Geschäften, wenn er sie vor Anderen mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit zu führen weiß. So auch eine Ueberlegenheit in jeder Handthierung, wenn er sie vor Anderen mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit durchzuführen weiß. So auch eine Ueberlegenheit in jeder Handlung, wenn er sie mit Einsicht und Klugheit durchführt. — Das Bei- und Nebenwort überlegt kommt im Gegensatze des unüberlegt vor. Ein überlegter Entschluß. Sehr überlegt handeln. — Das Hauptwort, die Ueberlegung, sich nämlich eine Sache in ihrem ganzen Zusammenhange überdenken, um darnach sein Verhalten einzurichten, kommt bei allen Handlungen vor, indem man erst nach reiflicher Ueberlegung einen Entschluß fassen kann und soll, um Dieses oder Jenes auszuführen. Ohne Ueberlegung handeln. Sie handeln einmal wieder ohne Ueberlegung, ohne zu bedenken, was Sie thun.

Ueberlernen, dasjenige wiederholen, was man schon erlernt hat, um es dem Gedächtnisse besser einzuverleiben, fester einzuprägen; die Wiederholung des Erlernten, die Repetition. S. Repetent, Th. 122, S. 673.

Ueberlesen, noch einmal durchlesen, es noch einmal flüchtig überlesen oder durchgehen. So überliest man noch einmal einen geschriebenen Brief, oder einen geschriebenen Aufsatz, um noch Manches darin zu verbessern, was man im Schreiben übergangen hat. Es ist gut, Briefe, Eingaben, kurz alles Geschriebene, was man an fremde Personen überschickt, noch einmal nach einiger Ruhe, ehe man es abschickt, wieder durchzulesen, weil man oft Manches, beson-

ders wenn man in Aufregung geschrieben hat, darin findet, was man nicht gern geschrieben hätte, und also jetzt durch ein anderes Schreiben wieder rückgängig machen kann. Bei Geschäftsbriefen kann man beim Ueberlesen, wenn man etwas vergessen haben sollte, leicht in einer Nachschrift (Postscript) das Vergessene anbringen. Eben so läßt sich dadurch die Interpunktion vervollständigen, die beim flüchtigen Schreiben oft nur obenhin berücksichtiget wird. So überliest man ein zum Drucke bestimmtes Manuscript, um die etwaigen Fehler darin noch zu verbessern.

Ueberliefern, einen Gegenstand, eine Person, in den Besitz eines Andern liefern oder übergeben. So überliefert man einen Brief, eine Eingabe, wenn man sie einem Andern, einer Behörde übergiebt. So überliefert man den Gefangenen der Wache, einen Dieb der Polizey. So überliefert der Richter vermittelst des Urtheils den Delinquenten oder Uebelthäter dem Nachrichter. So überliefert der Fabrikant oder Manufakturist dem Arbeiter die Wolle, Baumwolle, Seide, das Garn ꝛc., um es für ihn zu verarbeiten, und dieser liefert ihm die Arbeit wieder ab (abliefern). So der Kaufmann die Waaren, der Landmann das Getreide in die Magazine des Staats, der Handwerker die verfertigte Arbeit an seine Kunden. So überliefert man Jemanden ein anvertrauetes Gut, ein Pferd, Dokument ꝛc. So auch die Ueberlieferung oder die Handlung des Ueberlieferns. S. auch Uebergeben und Uebergabe. — Die Ueberlieferung, Tradition, s. Th. 186, S. 556 u. f. Adelung unterscheidet die Ueberlieferung noch von der Sage, nach ihm ist die Erstere eine von älteren Zeiten von dem Vater auf den Sohn ꝛc. fortgepflanzte Nachricht von einer geschehenen Sache, im Gegensatze einer schrift-

lich aufbehaltenen Begebenheit, und durch die Fortpflanzung von alten Zeiten her, unterscheidet sich die Ueberlieferung von der Sage (Th. 130, S. 440 u. f.), welche unter zugleich lebenden Personen mündlich fortgepflanzt wird.

Ueberlingen, Quelle zu, die am Obersee, an dem nördlichen Ende des Bodensees, zunächst der Molasse, entspringt. Sie ist eine als Bad und Getränk ziemlich fleißig benutzte Chalybokrene oder kalte eisenhaltige Quelle, mit einem geringen Antheile an Natroncarbonat und, dem Scheine nach, sehr wechselnden Bestandtheilen; aber besonders reich an Eisen und Kieselsäure. Sauter (Beschreibung der Mineralquelle zu Ueberlingen ꝛc. Konstanz, 1836) hat eine Analyse dieses Mineralwassers, welches er selbst 1805 untersucht hat, mitgetheilt, die aber von einer andern, durch Herberger nach Tschappe 1831 mitgetheilten, sehr verschieden ist; denn sie giebt nicht, gleich jener, Natroncarbonat als Bestandtheil an. Die Analyse enthält: Natronsulphat 0,39; Chlornatron 0,30; Chlortalk 0,20; Talkcarbonat 0,51; Kalkcarbonat 0,89; Eisencarbonat 0,43; Mangancarbonat 0,04; Thonerde 0,06; Kieselsäure 0,32; Azothalt. Stoff 0,34; — zusammen 3,61; nebst 2,666 Kubikzoll Kohlensäure, und 0,433 Stickgas; Wärmegrad 13° 75 — 15°; specifisches Gewicht 1,002; der Ort liegt über dem Meere 1225′. — Man benutzt diese Quelle, wie die Stahlquellen, vorzugsweise bei atonischen und Erschlaffungszuständen; neuerlich ist sie bei Lithiasis sehr gerühmt worden. Nach Kölreuter soll sie eine, in ihrem Laufe erkaltete oder mit anderem Wasser vermischte Quelle seyn. Die Anstalt ist jetzt verbessert und für Bäder am Bodensee eingerichtet. Die Lage des Ortes, drei Meilen von Schafhausen entfernt, ist angenehm für Badegäste. (Theoretisch-praktisches

Handbuch der Heilquellenlehre ꝛc, von Dr. Aug. Vetter, Th. 2 (Berlin und Wien, 1838), S. 167.) — Zückert hat diesen Gesundbrunnen in seiner: „Systematischen Beschreibung aller Gesundbrunnen und Bäder Deutschlands" nicht angeführt, wohl aber steht er in der „Systematischen Beschreibung aller Gesundbrunnen und Bäder der bekannten Länder, vorzüglich Deutschlands (Jena und Leipzig, 1798)." — Die Badegäste finden in der schönen Umgegend am Bodensee ihre Erholung; auch Ueberlingen selbst, diese ehemalige alte Reichsstadt, bietet manches Angenehme. — Ueberlingen liegt an einem Busen des Bodensees, welcher auch der Ueberlingersee genannt wird, eine Meile von Mörsburg und eben so weit von Slamansweil, in einer mit Obstbäumen und Weinbergen umgebenen Gegend. Der Grund, auf welcher die Stadt steht, ist ein Felsen, der schöne, zum Bauen brauchbare, Steine liefert. Man nimmt oder bricht sie aus den Stadtgräben, wodurch diese sich ansehnlich vertiefen und zu größerer Befestigung der Stadt beitragen, indem sie sich um die ganze Stadt herumziehen. Die Stadt wird in drei Theile getheilt: in die untere Stadt, obere Stadt, und in den Gallenberg, der mit Wein besetzt ist. Sie hat sieben Thore, 3000 Einwohner, ein Kollegiatstift, vier Kirchen: das Münster, die Hospitalpfarrkirche, die Jodokuskirche und die Benefiziatkirche, ein Zeughaus, mehrere Klöster, ein reiches Hospital, ein Kornmagazin, eine Stadtbibliothek, ein Archiv ꝛc. Ehemals war diese Stadt befestiget und wurde als eine Vormauer des Deutschen Reiches angesehen; auch im vorigen Jahrhunderte öfters belagert und erobert. Da sie aber wegen ihrer Lage nicht zur Festung taugt, so ließ man die Befestigungen eingehen. Sie gehört

jetzt zum Seekreise des Großherzogthums Baden. Der oberste Theil der Stadt ist der Gallenberg, welcher sich am westlichen Ende der Stadt hinaufzieht; er ist von der untern und oberen Stadt durch Felsen getrennt und befestiget. Seinen Namen soll er von dem Nonnenkloster St. Gallen führen, welches ehemals hier stand, dann aber unten am Berge aufgerichtet wurde. Die Straßen der untern Stadt sind gegen den See hin eben und ziemlich breit. Gegen Morgen zieht sich ein Theil eine steile Anhöhe hinan, auf deren Spitze mehrere Gebäude stehen. Zwischen dieser Anhöhe und dem Gallenberge liegt auf einem etwas abhängigen Grunde die sogenannte Neustadt, mit der St. Jodokuskirche, die vom Kollegiatstifte aus versehen wird; sie macht den zweiten Theil der Stadt aus, ist kaum zur Hälfte bebauet, und größtentheils von Weinbauern bewohnt. Die Kollegiatstiftskirche, die 1353 von dem Baumeister, der das Münster in Ulm gebauet hat, zu bauen angefangen worden, ist das merkwürdigste Gebäude der Stadt; denn es hat 728 Fuß im Umfange, und besteht aus fünf Gewölben, die auf 28 Säulen und 18 Pfeilern ruhen. Zwischen den Pfeilern sind auf beiden Seiten zwölf Kapellen und vier Portale. An dem einen Ende der Kirche ist das größte Portal. Der Thurm ist viereckig, hat 120 Fuß im Umfange, und ist 300 Fuß hoch. Die Glocke des daneben stehenden Thurmes ist 177 Centner schwer, und 1446 gegossen worden. Die untere Stadt enthält das Rathhaus mit der Stadtbibliothek und dem Archive; die Benefiziatkirche mit einem Garten und Weinberge; das Zeughaus, ein großes Getreidemagazin, und das Hospital mit einer Kirche und Amthaus; es zieht die Einkünfte von funfzehn Dörfern und mehreren Höfen, die ihm alle gehören; dann ist hier auch eine 1529 gebauete künstliche Roßmühle. Die Stadt hat, außer einer

Lateinischen Schule für den höheren Unterricht, mehrere Knaben- und Mädchenschulen. — Außer dem Weine, der hier wächst, und eine der vorzüglichsten Nahrungsquellen der Einwohner ist, und den verschiedenen Steinbrüchen, ist auch das eben angeführte Mineralwasser ein Erwerbsquell für die Einwohner; wozu auch noch das von dem Ursprunge dieses Wassers 270 Fuß gegen den See quellende Wasser gehört, welches die Warzen heilen soll, und der wöchentliche Getreidemarkt, der von Getreidekäufern aus der Schweiz und den angrenzenden Orten des Sees besucht wird, und hierin besteht auch ihr vorzüglicher Handel auf dem Bodensee. Zur Sicherheit der Schifffahrt sind Anlanden und Dämme gebauet worden. Kaiser Karl der Fünfte ertheilte der Stadt 1537, wegen wichtiger, dem Reiche erwiesener Dienste, ein ausschließendes Privilegium, kraft dessen auf zwei Meilen Weges um die Stadt herum kein neuer Getreidehandel, noch Salzhandel aufgerichtet werden durfte, welches aber nach der jetzigen Verfassung des Deutschen Reiches und unter Badenscher Hoheit aufgehört hat. Außer dem Fruchtmarkte hat Ueberlingen noch eine starke Waarenniederlage, die Waaren werden von den Niederlanden nach Italien spedirt; die aber jetzt auch nicht mehr bedeutend ist. Die Stadt hat besonders im dreißigjährigen Kriege, und dann in den Französisch-Deutschen Kriegen viel gelitten, und dann auch einigemal bedeutende Wasserschäden gehabt. Das Wappen ist ein silberner Löwe, in einem rothen Schildchen, welches an einem schwarzen Adler ist, der in einem goldenen Felde steht. Auf dem Helme ist ein Löwe mit bloßem Schwerte.

Ueberlisten, an List übertreffen, einen Listigen durch List hintergehen, eine noch größere List besitzen, als

er; in weiterem Verstande Jemanden durch List überraschen, berücken. Daher die Ueberlistung.

Ueberlustig, mehr als lustig, einen größeren Grad des Lustigseyns entwickeln, als sonst gewöhnlich sich bei einem Individuum zeigt. Ein überlustiger Mensch, der an Aufgeräumtheit es Allen zuvorthut. Ueberlustig seyn, übermäßig aufgeräumt.

Uebermaaß, dasjenige, was über das bestimmte Maaß ist, sowohl reel, als imaginair. Reel ist das Uebermaaß, wenn z. B. eine Ohm 80 Maaß halten sollte und sie hält deren 86, so sind sechs Maaß darüber, also 6 Quart Uebermaaß; oder wenn ein Stück Leinwand 60 Ellen enthalten soll, und es hält 65 Ellen, so sind fünf Ellen Uebermaaß. Imaginair ist das Uebermaaß, wenn Landleute, Höker ꝛc. beim Messen von Obst, Kartoffeln, Rüben ꝛc., das Maaß häufen, oder mit einem Haufen versehen; da aber dieses Häufen der Metze, halben Metze ꝛc. mit den Händen nur locker geschieht, so ist auch diese Art von Zugabe nur eine eingebildete, die beim Rütteln des Maaßes in das richtige Maaß zusammenfällt oder sinkt, oder wohl gar noch darunter, wie es oft bei geübten Händen der Fall ist. So auch bei einer anderen Bestimmung des Maaßes findet Uebermaaß Statt, wenn das festgesetzte Maaß überschritten wird. So wird eine Größe zum Dienste beim Militair auf 5 Fuß 4 bis 6 Zoll gesetzt, was darüber ist, ist Uebermaaß. — Das Uebermaaß im Essen und Trinken, die Ueberschreitung des geforderten Bedürfnisses von der Natur in dieser Beziehung; s. Ueberessen. — Figürlich, ein mehr als gewöhnliches Maaß. Das Uebermaaß ihrer Güte gegen mich. Ich glaube dadurch Alles im Uebermaaß erfüllt zu haben, im Oberdeutschen für im Ueberfluß, überflüssig. Das Uebermaaß ihrer Leiden und Schmerzen, hat ihren Geist überwältiget. Das Ueber-

maaß ihrer Liebe gegen einen Treulosen verdient Bewunderung. Er hat sein Leben im Uebermaaße genossen, so, daß er jetzt die Früchte davon in einem siechen Körper trägt. Wenn Jemand sich allen Ausschweifungen im Essen und Trinken, in der Liebe, im Spiele ꝛc., so hingegeben hat, daß sein Körper davon das Uebermaaß zeigt. — Adelung macht zwischen Uebermaaß und Uebermaaße einen Unterschied, und sagt: beide wären so verschieden, wie das Maaß und die Maaße, indem das Letztere dasjenige Verhältniß anzeige: da der gehörige oder gewöhnliche Grad der innern Stärke gegen die Natur der Sache sehr weit überschritten werde, sowohl im guten als im nachtheiligen Verstande. In solcher Uebermaaße wird die Liebe zum Leben Leidenschaft. Indessen fügt er auch hinzu: daß beide Wörter häufig mit einander verwechselt würden, und dieses ist auch der Fall, weil die Feinheit in der Unterscheidung so groß ist, daß sie Niemand beachtet. — Das Bei- und Nebenwort übermäßig, Uebermaaß enthaltend, das heißt, das gehörige oder gewöhnliche Maaß weit überschreitend, kommt oft vor. Eine übermäßige Größe; übermäßig reich seyn; übermäßig zu thun haben oder übermäßige Geschäfte haben. Uebermäßig Essen und Trinken; eine übermäßige Freude; ein übermäßiger Schmerz, Kummer; übermäßige Sorgen. Sich übermäßig freuen. Unmäßig zeigt einen noch höheren Grad an, wo gar kein Verhältniß Statt findet.

Uebermachen, welches in verschiedenen Bedeutungen vorkommt. 1) Auf der Oberfläche bearbeiten, jedoch nur im gemeinen Leben, wo es auch zuweilen für überkleiden, übertünchen ꝛc. gebraucht wird. — 2) Einem etwas übermachen, es ihm übersenden, über-

schicken. Jemanden Waaren auf der Post übermachen. Geld an Jemanden übermachen. Man gebraucht es gewöhnlich von Gegenständen von einiger Größe. So wird man einen Brief nicht leicht übermachen, sondern überschicken, und so auch andere kleine Gegenstände; wohl aber übermacht man Jemanden eine Estafette oder Stafette. — 3) Bei den Jägern ist ein übermachtes Zwingen, diejenige Art der Fährte, wenn der Hirsch mit dem hinteren Fuße genau in den vorderen eintritt. — 4) In der Bibel, für übertreiben, eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung. Sie habens übermacht, darum müssen sie zu Boden gehen; Jer. 48, 36. Und verderbte das ganze Land ohne Barmherzigkeit, die es mit Sünden übermacht hatten; Sir. 16, 10. So auch die Uebermachung.

Uebermacht, die überlegene Macht, oder ein großer Grad von Macht. Es kommt in allen den Beziehungen vor, wo Macht (Th. 82, S. 138 u. f.) in einem geringeren Grade gebraucht wird. So kann Rußland eine übergroße Landmacht (mit der Reserve in Friedenszeiten 870,000 Mann, 155,756 Pferde und 1200 Kanonen) und England eine übergroße Seemacht (557 Kriegsschiffe, nämlich: 22 Linienschiffe von 100 Kanonen und darüber, 99 von 74 Kanonen und darüber, 104 von 42 Kanonen und darüber, 22 Dampfschiffe und 310 andere Schiffe von 10 — 30 Kanonen; die Zahl der Matrosen beträgt 17,500, die der Seesoldaten 9000, die der Schiffsjungen 1000) aufstellen. So hatte Napoleon mit seinen Verbündete neine übergroße Macht, womit er seine Siege errang, indem er sie geschickt benutzte und die Truppen anführte. Die Kriegsvölker, die er nach Rußland 1812 führte betrugen über 600,000 Mann, nebst 130,000 Pfer-

den, und 1372 Stück Geschütze; und mit einer übergroßen Macht oder Uebermacht der Verbündeten wurde er auch bei Leipzig 1813 geschlagen, nachdem die Verbündeten dabei seine eigene Taktik befolgten. Eine Uebermacht kann nur durch eine gleiche Uebermacht in Schranken gehalten werden, sobald auch Kräfte und Geist in gleichen Verhältnissen stehen, ist dieses aber nicht der Fall, kommt zu dem Letzteren noch die Liebe zum Vaterlande und ein hoher Enthusiasmus für die Sache, welche die Waffen nothwendig macht, so kann auch eine geringere Macht der Uebermacht Schranken setzen. — Sich vor Jemandes Übermacht fürchten, im gewöhnlichen Leben, vor dessen Ansehen, um zu schaden. — Der Uebermacht weichen, sich vor derselben zurückziehen. Im Oberdeutschen die Obermacht, welches aber, nach Adelung, von Uebermacht noch unterschieden werden muß, indem es hier die höhere Macht bezeichnet.

Uebermalen, Franz. Repeindre, ein Gemälde von Neuem mit Farben überziehen oder übergehen; auch neue Farben auf die fehlerhaften Stellen eines Gemäldes auftragen. Bei einem neuen oder frischen Gemälde (Portrait) beginnt man die Uebermalung der Fleischpartien oder Carnation sogleich, nachdem die Untermalung geschehen, und beschabt und abgewaschen worden ist. Man fängt bei der Stirn an, setzt die Lichter zuerst auf, und verfährt wie bei der Untermalung, indem man immer die folgenden sich abstufenden Tinten, die denen des Originals entsprechen müssen, aufträgt, und sie gehörig in einander vertreibt oder verschmelzt, welches mit einem Vertreiber geschieht, damit keine Härte im Kolorit bemerkbar bleibt. Man behandelt auch zugleich die Haarpartien und alle diejenigen Gegenstände, welche unmittelbar die Fleischpartien begrenzen und berüh-

ren. Den Halbtinten giebt man den im Originale vorherrschenden grünlichen, bläulichen oder röthlichen Ton; denn wenn ein Kopf schon durch die Hauptschatten seine Rundung erhält, so erhält er sie noch mehr durch die zwischen den Letztern und den Lichtern liegenden gebrochenen Tinten. Das Verschmelzen der Farben muß hier mit noch größerer Aufmerksamkeit geschehen, als beim Untermalen, und solches durch die nöthigen Abstufungen der Farben, wie sie im Kolorit vorkommen. Man muß sie nicht gewaltsam vermittelst des Vertreibers in einander bringen, sondern durch ein sanftes Tüpfen und ein nachheriges Vertreiben, wodurch die Farben ihren Glanz behalten, und kein unreines Ansehen bekommen, welches durch das starke Zusammentreiben der Tinten geschehen würde. Man darf auch die Farben nicht zu dick auftragen, indem solches verhindert, die dem Originale nicht entsprechenden Töne zu verbessern. Man hätte z. B., da man mit der Stirn anfängt, die Lokalfarbe derselben zu roth, oder zu gelb, oder zu braun gehalten, so kann man solches verbessern, wenn die Farben mäßig dick aufgetragen worden, im entgegensetzten Falle muß man das ganze Kolorit darnach einrichten, wenn man nicht die Harmonie desselben stören will; denn den Hauptton des Gesichtes muß man beibehalten; er kann nur durch Schatten und Licht erhöhet und vertieft, und in seiner Tinte gemäßiget werden. Deshalb ist es auch von Wichtigkeit, daß man die zuerst aufzutragende Tinte gehörig prüft, sie mit dem Originale genau vergleicht, und sie zum Maaßstabe für die übrigen aufzutragenden Farben macht. Uebrigens muß man beim Auftragen der Farben die Gesichtsbildung gehörig berücksichtigen damit hierin nicht gefehlt werde, das heißt, gegen den Ausdruck und die Aehnlichkeit. Man muß daher beim Malen

die Zeichnung nicht vernachlässigen, sondern während des Malens mit dem Pinsel zeichnen. Raphael Mengs sagt: „Man muß beim Zeichnen immer ans Malen, und beim Malen immer ans Zeichnen denken;“ denn sehr oft verändert man beim Malen die Zeichnung, und beeinträchtiget die Richtigkeit, aber auch umgekehrt giebt man mit dem Pinsel im Malen oft erst die Richtigkeit, indem man das mit Farben heraushebt, was der Zeichner mit dem Stifte oder der Kreide nicht gut geben konnte, wenn gleich die Zeichnung, Wahrheit, also Aehnlichkeit enthält. — Wenn man auf der Palette verschiedene Abstufungen von einer Tinte zubereitet hat, so fällt es nicht schwer, diese aufgetragenen Farben mit einander zu verschmelzen, im entgegengesetzten Falle entstehen Härten, welche dem Bilde etwas Unangenehmes geben. Wenn es beim Untermalen nicht so darauf ankommt, wenn hin und wieder Fehler begangen worden, da sich diese beim Uebermalen verbessern lassen; so fällt dieses hier weg, wenigstens ist eine Verbesserung der zuletzt aufgetragenen Tinten weit schwieriger, wenn man nicht die Arbeit durch das Auftragen zu vieler Farben ungleich und schmutzig machen will. — Eine gute und tadelfreie Untermalung könnte, sollte man glauben, der Uebermalung entbehren, und es giebt auch Künstler, welche im Stande sind ihre Gemälde mit einem Male (all primo) zu vollenden; allein durch jene Arbeit gewinnt man große Vortheile, welche durch das letzte Verfahren (all primo) nie erreicht werden können. Man ist nämlich durch das Uebereinanderlegen verschiedener Farben nicht allein im Stande eine andere Farbe zu schaffen, sondern man nähert sich hierdurch gleichsam der Natur, indem man durch dieses Verfahren gewisse Nüanzen, Tiefen und das Durchscheinen gewisser Farben

täuschend nachzuahmen vermag, die sonst auf keine andere Weise hervorzubringen sind. So kann z. B. eine Tiefe, welche bei der Untermalung violett ist, bläulich werden, sobald sie bei der Uebermalung mit einer lokalen Fleischfarbe, in welcher nur sehr wenig, auch gar kein Blau vorhanden ist, leicht übergangen wird. Auf diese Weise haben Künstler die Adern und die mit ihnen verbundenen bläulichen Töne nachgeahmt, und solches mit einer Wahrheit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Auch giebt die Natur hierzu die Anleitung, man darf nur die Gesichter und das Fleisch mit seinen Adern genau beobachten, um sich hier von den verschiedenen Tinten und Halbtinten, die durch die Haut hindurch schimmern, und bald bläulich, grünlich, röthlich, bald violett erscheinen, zu überzeugen, und hiernach zu malen. Auch kommt hier die Gesichsfarbe in Anspruch, ob blond, oder brünett, oder gemischt, welches durch das Haupthaar entschieden wird; denn hiernach richten sich die Farbentöne im Malen, also die Unter- und Uebermalung, wozu auch das Lasiren gehört. Wenn man nun diese Tinten hervorbringen will, so muß man beim Untermalen wenig oder gar keine bläuliche Tinten anbringen, indem man diese durch die Lasur zu erhalten sucht, daher müssen alle Töne, welche bläulich, grünlich, aschfarbig oder röthlich werden sollen, bei der Untermalung durch die schon oben angeführte violette oder weinfarbige Tinte, nach dem Verhältnisse der Durchsichtigkeit der Haut, stärker oder geringer angedeutet werden. Uebrigens ist es nöthig, daß man ihnen anfangs mehr Kraft verleihe, als man sonst diesem bläulichen Tone geben würde, indem ihnen die weißlichen nur halbdurchsichtigen Tinten die Stärke wieder benehmen und die blaue Farbe mildern. — Die Mischungen der in der Natur vorkommenden gebrochenen

Töne können hier weiter nicht angegeben werden, weil dieses dem Künstler überlassen bleibt, wie er sie herausmischen will. Nur so viel mag hier stehen, daß wenn eine Halbtinte grünlich erscheint, so muß man unter die weiße Tinte, ein wenig Grün mischen, welches mehr oder weniger bläulich oder gelblich seyn kann, und aus lichtem Ocher und Kobaltblau gemischt wird; erscheint die Halbtinte sehr bläulich, so muß man die weiße Tinte mit etwas Blau vermischen ꝛc. ꝛc. — Um sich beim Anfange im Portraitiren die gehörige Uebung zu verschaffen, sind vielfache Versuche nothwendig, und um solche anzustellen, bediene man sich eines hierzu bestimmten Stücks Leinwand, oder auch eines geölten und gegründeten Brettes, damit, im Fall des Mißlingens, das Portrait nicht darunter leidet. Die Untermalung muß aber ganz trocken seyn, weil sonst die Farben sich verändern und einen andern Ton annehmen. Was hier in Bezug auf die Adern gesagt worden ist, kann ebenfalls auch auf die reinen Schatten angewendet werden, in sofern in diesen keine Reflexe sichtbar sind, denn durch die Lasuren erhalten die Schatten die ganze Tiefe, Durchsichtigkeit, und Klarheit, welche sie von den wirklichen schwer unterscheiden lassen. — Die Wiederscheine oder Reflexe müssen etwas stärker, als die Schatten impastirt werden, aber nie so stark, als die Lichter. Die Tinten, welche man dazu anwendet, müssen so wenig weiß enthalten, als es nur möglich ist; man bedient sich daher lieber statt der weißen Farbe des Neaplergelbs, welches jedoch, der Natur der Reflexe angemessen, mit dieser oder jener Farbe gebrochen werden muß. Eine besondere Berücksichtigung verdienen beim Uebermalen und Lasiren die Augen. Beim Untermalen derselben nimmt man bloß auf den Lokalton Rücksicht und verspart das

Uebrige bis zur Uebermalung. Hier muß man nun beim Portraitiren das Original genau betrachten, und besonders die um das Auge herum sich bemerkbar machenden zarten Töne berücksichtigen, welche der hier befindlichen feineren Haut ihr Entstehen verdanken, und ins Bläuliche, Grünliche oder Violette spielen, besonders bei Frauenzimmern, wo die Parthie unter den Augen besonders durch eine Bläuliche oder Violette Tinte hervortritt. Hier ist die Lasirung besonders nothwendig. Auch der Stern und die Pupille dürfen nicht pastös, sondern mehr lasirend behandelt werden, als wenn man tuschte, damit die Klarheit und Durchsichtigkeit des Auges herausgebracht wird. Die Lichter werden wie gewöhnlich behandelt, nur mit größerem Fleiße. Ebenso müssen auch die Augenbraunen behandelt werden, wenn sie gleich keiner so großen Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen, und man es mit einem saftigen, kräftigen Striche abzumachen glaubt. Auch sie müssen in Hinsichts des Schattens und Lichtes und auch einzelner hervorstehender Haare gut behandelt werden, damit sie nicht flach erscheinen. Dasselbe gilt auch von den Augenwimpern, die bei einer Dreiviertels-Kopfwendung gleichsam zusammen geschoben erscheinen, also auch in Masse dargestellt werden müssen, nur wo sie Auslaufen müssen einige Haare sichtbar werden. Da die Stirn und ein Theil der Nase, wenn das Licht von oben auf die zu malende Person fällt, am meisten beleuchtet sind, so befinden sich auch hier die höchsten Lichter, die man beim Uebermalen besonders zu berücksichtigen hat. Dann auch die Parthie um den Mund und das Kinn, so wie der Mund selbst, weil hier beim männlichen Gesichte durch den rasirten Bart, besonders beim jugendlichen Gesichte, verschiedene Tinten hervortreten, vorzüglich bei einem schwarzen Barte, ein bläulicher Ton, und bei einem blonden, ein mehr

grünlicher, die man vornehmlich durchs Lasiren hervorbringt; dann müssen auch die Schatten ums Kinn gut behandelt werden, damit dieses schön gewölbt hervortritt, welches man durch ein gutes Uebermalen bewirkt. Die Wangen dürfen nicht mit einem zu eintönigen Roth überlegt werden, man ahme hier die Natur nach, und hebe das einzelne hervorschimmernde Roth durch das Uebermalen und Lasiren gehörig heraus, wobei man zugleich auf die sanfte Wölbung des Einschnittes von der Nase nach dem Mundwinkel bei jugendlichen Gesichtern, und auch bei älteren und alten, wo die Einschnitte markirter oder schärfer sind, Rücksicht nehmen muß, indem sie bei den Ersteren sanft verschmolzen werden müssen. Bei Personen, deren Wangen wie mit einer allgemeinen rothen Farbe überlegt zu seyn scheinen, muß man dieses im Bilde zu mildern suchen, weil ein solches Roth keinen guten Effekt auf den Beschauer macht, obgleich es behandelt werden muß, der Aehnlichkeit wegen, die ein solches Portrait giebt. Auch muß man das unmerkliche Licht, welches in der Nähe des Kinnes beim Lächeln entsteht, nicht vergessen nachzuahmen, weil sonst diese Parthie, besonders bei weiblichen Gesichtern, keine Rundung erhält. — Die Kopfhaare behandelt man im Ganzen, und nach der Farbe der Haare setzt man auch die Lichter auf, jedoch müssen einzelne Parthien, sowohl beim lockigen, als beim herabhängenden Haare, besonders an der Stirn und zu den Seiten des Kopfes bei den Ohren, ausgedrückt werden, wodurch der Charakter des Gesichtes besser hervortritt. Auch den Backenbart, wo er vorhanden ist, behandle man leicht. Die Ohren behandle man nicht nachlässig, obgleich man sie zum Theil durch die Haare zu verdecken sucht. Die Grenzen des Gesichts oder auch jedes andern Theils des Körpers müssen mit den Parthien, von welchen sie umgeben sind, sanft ver-

schmolzen werden, ohne daß dabei die Richtigkeit des Umrisses leidet. Wenn man diese Vorsicht beim Uebermalen nicht gehörig beobachtet, so wird man nie etwas Rundes hervorbringen, sondern das Gemälde erhält das Ansehen, als steckte es in der Leinwand, da es doch daraus hervortreten soll. Beim Verschmelzen der Umrisse des Gesichtes, um sie vom Hintergrunde zu lösen, nimmt man beim Uebermalen entweder einen kleinen Fischpinsel, oder einen Lyoner Borstenpinsel, und überzieht damit die Grenzen so lange, bis die Farben durch den Vertreiber gehörig in einander geschmolzen sind. Mischt sich zu viel vom Hintergrunde in die Fleischpartien, so muß man mit einem andern Pinsel nachzuhelfen suchen; auch neue Farben mit Vorsicht aufsetzen. Man thut wohl, das Verschmelzen erst dann vorzunehmen, wenn das Bild einige Stunden gestanden hat, und die Farben etwas zäher werden. Der Hals eines Frauenszimmers, wenn er auch blendend weiß seyn sollte, darf im Bilde nie so hell gehalten werden, als die hellsten Parthien im Gesichte, und solches aus dem Grunde, weil der Hals, vermöge der senkrechten Stellung, nie das Licht so stark aufzufassen vermag, sondern dasselbe mehr darüber hinweggleitet (es versteht sich, daß hier auch angenommen wird, daß das Licht von oben auf die zu malende Person fällt), dann durch den Kopf etwas beschattet wird, und auch vom Auge des Beschauers entfernter, als das Gesicht ist. Wenn übrigens der Hals im Originale sehr weiß ist, so darf er nicht beim Uebermalen mit bräunlichen oder röthlichen Tinten schattirt werden, sondern man bedient sich dazu der schon oben, S. 438, angeführten bläulichen, grünlichen ꝛc. Tinten, je nachdem dieselben im Originale vorherrschend sind, und lasirt damit das Weiß. Zur Brust und dem Busen wähle man die hellsten Fleischtinten. Alle Halbtinten, welche zur Rundung und Schattirung des Busens, nebst der Brust

bestimmt sind, müssen sehr rein, frisch, und da, wo sie mit der Lokaltinte verschmolzen werden, kaum bemerkbar seyn, so daß sie auch da, wo sie in die Hauptschatten übergehen, durchaus keine Härte verursachen. Alle große Parthien übermale man mit einem nicht zu schwachen Fischhaarpinsel, so, daß man Alles als einen reinen Guß betrachten kann, das heißt, daß eine Farbe in die andere übergeht und sich mit derselben verschmelzt. — Um die Hauptfarbe einer Draperie in eine gewisse Harmonie zu bringen, muß man bei der letzten Uebermalung solche mit einer allgemeinen Lasur übergehen, und solches mit einer Farbe, welche der des Lokaltons genau entspricht, in sofern man nicht durch die Lasur eine andere Farbe hervorzubringen beabsichtiget. — Wie bei der Untermalung, muß man sich auch beim Uebermalen so einrichten, daß man, besonders im Sommer, wo die Farben schnell trocknen, einen Kopf in einem Tage vollendet; denn man würde am andern Tage die Tinten wegen der zu steif gewordenen Farbe nicht mehr vereinigen können. Man kann hier, nach Bouvier, folgendermaßen verfahren: Ist die Jahreszeit kühl und feucht, so bewahre man das Gemälde an einem kühlen schattigen Orte, z. B. in einem Keller, auf, wo man dann am andern Tage, ohne befürchten zu müssen, daß die Farben zu steif oder gar trocken geworden sind, mit der Arbeit fortfahren kann. Wenn der Keller zu trocken seyn sollte, so kann man ein mit Wasser gefülltes Gefäß hineinsetzen, über welches man das Gemälde, jedoch nur mit den vier Ecken auflegt, wo dasselbe, vermöge der ausdünstenden Feuchtigkeit, naß und frisch erhalten wird. Arbeitet man an den Fleischparthien, so darf man nie in der Mitte, das heißt, in den lichten Theilen derselben, aufhören. Arbeitet man z. B. an der Wange, so muß man entweder an den Schläfen, bei den Augenbraunen, oder an der Nasenwurzel aufhö-

ren, wo man die Farben dergestalt verdünnt, daß dadurch kein schroffer Absatz sichtbar bleibt, damit man am folgenden Tage die Arbeit, nachdem man diese Stelle mit ein wenig Oel vorsichtig befeuchtet hat, wieder fortsetzen kann. Am andern Tage male man die Einfassungen der Augen, ohne an den Augapfeln selbst zu arbeiten, welches immer später geschehen muß. Drängt die Zeit, oder man wird durch irgend einen andern Umstand genöthiget, die begonnene Arbeit bei Seite zu setzen, so kann man in den Schattenparthien, oder auch da, wo die Halbtinten ihren Anfang nehmen, oder da, wo Kopf und Hals zusammentreffen, aufhören, indem man die Farben gehörig verdünnt. Auf dieselbe Weise, nur mit Ausnahme der höchsten Lichter und stärksten Schatten, deren Bearbeitung man bis zum folgenden Tage verspart, verfährt man mit der Stirn und ihrer Umgebung, mit den Haarwurzeln und Allem, was zur Carnation gehört. Am dritten Tage arbeitet man an den Ohren, an den Augen und an den schattigen Parthien. Bei gehöriger Fertigkeit im Uebermalen kann man dieses Alles in einem Tage vollenden. Die Farben, welche beim Portraitiren in der Zwischenzeit, daß man an einer andern Stelle arbeitet, trocknen und beschlagen sollten, so daß man, wenn man die Arbeit bei ihnen wieder anfangen oder aufnehmen will, ihren Charakter nicht deutlich erkennen kann, darf man nur, um den Ton der Farben wieder zu treffen, erst ganz trocken werden lassen, sie dann mit ein wenig Oel, welches man mit dem Finger sehr vorsichtig einreibt, befeuchten, und sie werden dann in ihrer völligen Klarheit wieder sichtbar. — Eben so macht man es auch bei den Gemälden, die man einen oder mehrere Tage hat stehen lassen, ohne daran zu arbeiten, indem man diejenige Stelle, wo man wieder beginnen will, mit Oel einreibt, damit sie wieder hervortritt. Das Anfeuchten der Grenzen mit

Oel ist bei den Tinten, zu welchen man Trockenfirniß nimmt, unnöthig, weil solche nicht einschlagen; allein die Farbe muß an den Grenzen gehörig verdünnt werden, damit von dem dicken Oele keine Ränder oder Krusten entstehen. S. auch den Art. Malerey, Th. 82, S. 596 u. f. — Um neue Farben auf die mangelhaften Stellen eines alten Gemäldes aufzutragen, ist nicht so leicht, wie es den Anschein hat; denn bei einer schadhaften Stelle ist die Farbe eingeschlagen oder hat sich verändert, wenn man sie nun mit einer neuen Farbe übermalt, so läßt diese oft Flecken zurück, welche die neuen Stellen bezeichnen. Man ist daher genöthiget, die neue Farbe in demselben Tone, das heißt, schmutzig zu halten, wie die alte; denn das Oel, welches man dazu gebraucht, dunkelt nach, und verursacht diese Flecken. Die Wachsfarben sollen sich weit besser, als die Oelfarben, zur Ausbesserung der alten Gemälde gebrauchen lassen; denn die Proben, die damit gemacht worden, haben bewiesen, daß die schadhaften Stellen, wenn sie mit der mit Wachs zubereiteten Farbe übermalt worden, fast gar nicht zu finden sind; auch trocknen die Farben bald und werden im Trocknen matt. Man überzieht verbesserte Stellen nachher mit einem Mastixfirniß, und solches mehrere Male. Sie nehmen dann ihren ersten Ton wieder an. Man kann auch über diesen Firniß malen, wenn es erforderlich seyn sollte, und dann das Ganze damit überziehen. Dergleichen ausgebesserte Gemälde verändern sich gar nicht, nur muß bemerkt werden, daß wenn man die Farben über den aufgetragenen Firniß setzen will, um den rechten Ton zu finden, man die lichten Farben etwas heller malen muß, als der Ton des Gemäldes ist; im Dunkeln oder im Schatten behalte man den Ton im Gemälde bei. Wer die Verbesserungen mit Oelfarben vornimmt, der gebrauche dazu ein nicht zu weißes Oel, und halte die Tinten

sowohl in den Lichtern, als Schatten, heller, damit diese erneuerten Stellen beim Trocknen den rechten Ton annehmen, das heißt, wie die alte Stelle, welche aufgefrischt oder erneuert werden soll.

Uebermannen, durch überlegene Kraft oder Macht überwinden. Jemanden übermannen, durch seine Kraft Herr über ihn werden, beim Ringen ihn zu Boden werfen. Das Uebermannen liegt nicht immer in einer überlegenen Kraft, sondern oft in der Geschicklichkeit des Angreifenden, wie er seinen Gegner zu fassen und zu werfen versteht. Auch nicht einmal das Niederwerfen entscheidet nach der Ringkunst, sondern das Festhalten des Unterliegenden; denn sobald sich dieser geschickt wenden und den Werfer zum Unterliegen bringen und festhalten kann, so hat dieser den Rung gewonnen. Denn wer zuerst den Andern geschickt faßt, kann ihn oft mit weniger Mühe zu Boden werfen, aber ihn dort festzuhalten, so daß er wirklich übermannt oder überwunden ist, dies zeigt überwiegende Kraft. S. auch den Art. Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 495, und S. 744 u. f. — Figürlich sagt man auch: sich von einer Leidenschaft übermannen lassen; daher die Uebermannung. Adelung leitet das Wort von Mann, ein starker, tapferer Mann, oder von einem veralteten Zeitworte mannen, stark, mächtig seyn, her.

Uebermäßig, s. Uebermaaß.

Uebermauern, mit einer Mauer bekleiden. So übermauert man einen Kanal, wenn man ihn mit Back- oder Mauersteinen, Ziegelsteinen und Kalk überwölbt, ihn mit einem geschlagenen Bogen von Holzmodellen übermauert, so daß das Wasser darunter fortfließen kann. So übermauert oder verblendet man das Holzwerk eines Hauses, wenn man es mit Blendsteinen vor dem Wetter zu sichern sucht; auch um das Holz-

werk dem Gesichte zu entziehen, und den Theil des Gebäudes als massiv darzustellen ꝛc.

Uebermeistern, Jemanden in einer Sache überlegen seyn, überlegene Fähigkeiten darin besitzen. So kann man zwar Meister in einer Sache seyn, sie nach dem, wie man sie erlernt hat, betreiben, aber im Erfinden und Verschönern der Arbeit noch zurückstehen, und solches einem Andern einräumen müssen, der hierin die Meisterschaft erringt, und also über den gewöhnlichen Meister hinausgeht. Jener ist daher ein Gewerksmeister und dieser ein Kunstmeister, weil er das Gewerbe, welches Beiden gemein ist, nach den Regeln der Kunst genialisch betreibt. Jemanden übermeistern, sein Meister in einer Sache seyn.

Uebermenschlich, Bei- und Nebenwort, was aus den bekannten menschlichen Kräften nicht erklärt werden kann, dieselben übersteigt. So hält man viele Kunststücke aus der Magie, Equilibristik ꝛc., wenn man deren Zusammenhang, Uebung ꝛc. nicht kennt, für übermenschlich. So haben Philadelphia, Pinetti, von Eckartshausen ꝛc. übermenschliche Zauberstücke gezeigt, und der Letztere sie auch in seinen „Aufschlüssen zur Magie" erklärt; und so zeigen Bosko, Döbler, Becker ꝛc. noch dergleichen Manchem unerklärliche, also übermenschliche, Metamorphosen. So haben Andere übermenschliche Kräfte im Tragen von Lasten, Zerbrechen von Eisenstangen und Hufeisen ꝛc. gezeigt. Nur in diesem Sinne figurirt eigentlich dieses Wort in der Literatur. In Beziehung auf Geistererscheinungen und andere unerklärliche Dinge in der Natur findet es seltener Anwendung, dafür gebraucht man übernatürlich. Figürlich gebraucht man es auch, um einen hohen Grad der Schnelligkeit anzuzeigen. Uebermenschlich laufen können, unglaublich geschwinde ꝛc.

Uebermessen, das Maaß eines Dinges nur ungefähr

oder obenhin zu erforschen suchen; daher einen Haufen Getreide übermessen. Ein Feld, einen Garten, ein Haus ꝛc. übermessen; der Himmel ist nicht zu übermessen. Man kann das Weltmeer, den Ocean nicht übermessen; so auch die Uebermessung. S. Messen, Th. 89, S. 224 und 225.

Uebermetzen, beim Müller, wenn derselbe die Mahlgäste übermetzt, das heißt, wenn er mehr metzt, als ihm erlaubt ist, mehr von dem Getreide nimmt, als seine bestimmte Metze ausmacht.

Uebermögen, durch überlegenes Vermögen überwinden. Ein Zeitwort, welches in der Bibel vorkommt, aber im Hochdeutschen ungewöhnlich ist. Der Mann sahe, daß er den Jakob nicht übermogte, 1. Mos. 32, 5. Siehe zu, womit wir ihn (den Simson) übermögen, Richt. 16, 5. Sprichw. Wer den Andern übermag, der steckt ihn in den Sack. Doch bald von Amorn übermocht (Wieland).

Uebermorgen, der dritte Tag von heute an; also der Tag, der zunächst auf den folgenden oder morgenden kommt.

Uebermuth, der, welcher nach den verschiedenen Bedeutungen des Wortes Muth, auch in verschiedenen Fällen vorkommt. 1) Ein übertriebener oder an dem unrechten Orte angebrachter Grad des Muths; eine veraltete Bedeutung, welche noch bei den Oberdeutschen Schriftstellern vorkommt, wo Uebermuth, nach Adelung, Hartnäckigkeit, Widerspänstigkeit bedeutet. — 2) Der Mißbrauch der übertriebenen Vorstellung von seinen Vorzügen zum Nachtheile seiner oder Anderer. Sein Uebermuth hat ihn ins Unglück gestürzt. Er ist voll Uebermuth in seinen Handlungen, er begeht sie, indem er sich über Alles hinwegsetzt. Jemandes Uebermuth demüthigen; Uebermuth gränzt hier mit Hochmuth zusammen; denn der

Uebermüthige ist hochmüthig, stolz. Die biblische Redensart Uebermuth treiben (Ps. 10, 2) für übermüthig seyn, ist im Hochdeutschen veraltet. — 3) In so fern Muth, auch Munterkeit des Gemüths, Lustigkeit bedeutet, ist Uebermuth übertriebene Lustigkeit, die in Muthwillen ausartet, wofür man häufiger das Bei- und Nebenwort übermüthig gebraucht, obgleich auch das Hauptwort hierin vorkommt. Der Uebermuth dieser jungen Leute kennt keine Grenzen; wenn sie eine Menge Narrenstreiche begehen, Andern zum Schaden; z. B. Fenster einwerfen, Schilder vertauschen, Klinken mit Koth beschmieren, Leute durch Unterlagen, Stricke ꝛc. zum Fallen bringen, kurz alle dergleichen muthwillige Streiche begehen. Gewöhnlich rührt dieser Uebermuth aus dem Genusse des Ueberflusses her. Sprichwort: Gut macht Muth, Muth macht Uebermuth, Uebermuth thut selten gut. — Das schon erwähnte Bei- und Nebenwort übermüthig kommt in den beiden letzten Bedeutungen des Hauptwortes vor. Ein übermüthiger Mensch, übermüthig seyn. Ein übermüthiges Betragen. Eine übermüthige Antwort ꝛc.

Uebernachten, die Nacht an einem andern Orte zubringen, über Nacht an einem andern Orte bleiben. Auf freiem Felde, in einem Wirthshause übernachten. Bei einem Verwandten, Bekannten oder Freunde übernachten. Auf der Reise muß man sich mit Legitimationsscheinen, Pässen ꝛc. versehen, damit man, wenn man z. B. auf dem Felde oder in einem Wirthshause übernachtet, und von einem Gensdarme oder von der Behörde, wo man übernachtet, über seine Person und sein Verhalten zur Rechenschaft gezogen wird, man sich mit dergleichen Papieren ausweisen kann, daß man die fragliche Person ist. — Das Bei- und Nebenwort über-

nächtig, was nur eine Nacht währt; auch was die Nacht über stehen bleibt. — So riechen und blühen mehrere Blumen nur in der Nacht, dauern nur eine Nacht über, wie die Königin der Nacht (Cactus grandiflorus), die Nachtviole (Hesperis tristis), welche nur die Nacht hindurch ihren Geruch spendet. Uebernächtiges Bier, was die Nacht über außer dem Keller gestanden hat, und also nicht mehr trinkbar, schal, ist. Ein übernächtiges Pfand, welches über Nacht gestanden hat.

Uebernähen, mit weiten Stichen zusammenfügen; beim Schneider oder Kleidermacher und der Näherin, heften, das heißt, mit leichten und weiten Stichen und Heftzwirn (grauem Zwirn) die Theile, die man bei einem Bekleidungsstücke zusammen zu nähen beabsichtiget, an einander fügen, damit sie, ohne zu verrücken, an einander genähet oder gestoßen werden können, wie man es mit einem Kunstausdrucke bezeichnet.

Uebernahme, Besitznahme, die Handlung, da man etwas übernimmt. Die Uebernahme eines Landgutes, eines Hauses, einer Handlung, einer Fabrik und Manufaktur, eines Postens, eines Kapitals, einer Lieferung ꝛc. Die Uebernahme, Besitznahme eines Gutes (Landgutes) in Kauf und Pacht geschieht nach dem Kauf- oder Pachtanschlage, nach dem Inventarium der Pertinenzien und des Beilasses. Was man bei einer solchen Uebernahme eines erkauften Gutes schon vor dem Abschlusse des Kaufes zu berücksichtigen hat, findet man unter Landgut, Th. 59, S. 619 u. f., und unter Anschlag, Th. 2, S. 207 u. f., angeführt; und so unter Kauf, Th. 36, S. 379 u. f., 384 u. f., und 388 u. f., die Formulare zu einer Kaufpunktation, eines Kaufaufsatzes, und eines Kaufcontraktes über ein Rittergut. Auch ein Formu-

lar eines Nachsuchungs-Schreibens um Bestätigung eines über ein Landgut geschlossenen Kaufes oder Ueberlassungs-Contraktes findet man daselbst, S. 395 u. f. Daß in neuester Zeit in den Preußischen Staaten beim Güterverkaufe keine Einschränkung mehr Statt findet, wie früher, ist schon unter Uebergabe, oben, S. 286 u. f., angeführt worden, auch daselbst diejenigen Beschränkungen, die wegen eines gesetzlichen Vorkaufs- und Näherrechtes noch Statt finden. Jeder Verkauf und jede Uebernahme eines Landgutes, von welcher Art sie auch seyn mögen, müssen aber der vorgesetzten Behörde angezeigt werden. — Was die Uebernahme einer Pachtung betrifft, so sehe man das Nöthige darüber unter Pacht, Th. 105, Pachtanschlag, Th. 106, S. 1 u. f., und Pachtcontrakt, daselbst, S. 50 u. f., nach. — Die Uebernahme oder Besitznahme, Besitzergreifung eines Hauses geschieht vermittelst eines Vertrages, den man mit dem Verkäufer abgeschlossen hat, und nach welchem man das Haus in der in dem Vertrage bestimmten Zeit übernimmt. Nach der ehemaligen symbolischen Besitzergreifung geschah die Uebernahme eines Hauses durch Aushauung eines Spanes, Uebergebung der Schlüssel, Auf- und Zuschließung der Hausthür, Rückung der Stühle und Tische, Anzündung eines Feuers auf dem Herde ꝛc. ꝛc. — So übernimmt man eine Handlung, eine Fabrik, Manufaktur ꝛc., nach der Uebereinkunft oder dem Vertrage mit dem zeitigen Besitzer, der sie käuflich überlassen will, nach der Inventur, die von den Vorräthen gemacht worden, und nach der Regulirung der Handlungsbücher, wenn man die Activa und Passiva mit übernimmt. Nachdem nämlich der Besitzer, z. B. einer Handlung, den Bestand der Waaren aufgenommen und verrechnet, und die Handlungsbücher nach dem Debet und Credit

in Richtigkeit gebracht hat, wird von Allem ein Verzeichniß angefertiget, und diese Verzeichnisse dem abgeschlossenen Vertrage, wegen des Verkaufes der Handlung, angehängt, und hiernach übernimmt der Käufer die Handlung, wenn ihm das Ganze genehm ist, und er sich nach der Uebereinkunft und dem eingegangenen Vertrage dazu verpflichtet hat. Ein deshalb angefertigter Vertrag lautet:

Zwischen dem Kaufmanne Herren Friedrich Becker, als Verkäufer, und dem Kaufmanne Herren Wilhelm Heinrich Schmidt, als Käufer, hierselbst, ist nachstehender Kaufcontrakt verabredet und geschlossen worden.

Es verkauft der Kaufmann Herr Friedrich Bekker an den Kaufmann Herren Wilhelm Heinrich Schmidt seine Material-Waaren-Handlung in seinem Hause, Friedrichsstraße Nr. 180., mit sämmtlichen Waarenbeständen und Handlungs-Utensilien, mit der Activa und Passiva, wie es nach der mündlichen und schriftlich-brieflichen Uebereinkunft abgemacht worden, für Funfzehn Tausend Thaler Preuß. klingend Courant in ein Thaler-, ein Drittel-, ein Sechstel- oder ein Zwölftel-Thaler-Stücken.

Der Käufer übernimmt die gedachte Handlung für seine Rechnung vom 1. April d. J. an, an welchem Tage die Inventur geschehen, das Inventarium der Utensilien aufgenommen, und die Activa und Passiva in den Büchern regulirt worden, unter seiner Firma, jedoch mit dem Zusatze der alten Firma (ehemals Friedrich Becker), und verspricht die Kaufsumme in folgenden zwei Fristen, nämlich: a) am 1. April d. J. zehntausend Thaler, und b) am 1. April 1841 den Rest mit fünftausend Thalern in der oben gedachten Münze zu bezahlen.

Sowohl das Inventur-Verzeichniß sämmtlicher

Waaren, nebst deren Preisen, und das Inventarium der Handlungs-Utensilien, als auch die Berechnung der Activa und Passiva, sind diesem Contrakte angehängt worden. — Ueber die Vermiethung der Wohnung auf zehn hinter einander folgende Jahre spricht der besondere Miethsvertrag.

Zur Urkund dessen ist gegenwärtiger Contrakt in zwei gleichlautenden Exemplaren abgefaßt, und von den Theilhabern, nach vorgängigem Durchsehen, eigenhändig unterschrieben und besiegelt, auch Jedem ein Exemplar davon eingehändiget worden.

Berlin, den 20. März 1840.

(L. S.) Friedrich Becker, Kaufmann.

(L. S.) Wilh. Heinr. Schmidt, Kaufm.

Nach dem Preußischen allgemeinen Landrechte, Th. 1, 2te Aufl., Tit. II., §. 215 u. f., muß der Käufer, wenn der Verkäufer bereit ist, die Sache vertragsmäßig zu übergeben, solche sofort übernehmen. Was den Verkäufer wegen verzögerter Uebergabe entschuldiget, das kommt auch dem Käufer in Rücksicht der Uebernahme zu Statten. Wegen der Folgen einer durch die Schuld des Käufers entstandenen Zögerung und wegen der Befugniß des Verkäufers, die Sache dann der gerichtlichen Verwahrung und Verwaltung zu übergeben, ist schon das Nöthige oben, unter Uebergabe, S. 319, angeführt worden.

Was die Uebernahme einer Lieferung für die ganze Armee oder für besondere Truppentheile anbetrifft, s. unter Uebernehmer, weiter unten. — Die Uebernahme eines Kapitals auf Kündigung zu gewissen Zeiten und gegen Zinsen, um es zu gewissen Zwecken anzuwenden, z. B. in einer Handlung, oder zum Ankaufe eines Landgutes, Hauses, Gartens, zur Anlegung oder Erweiterung einer Fabrik oder Manufaktur ꝛc. ꝛc., erfordert die

Sicherstellung desselben, geschehe diese nun durch tüchtige Bürgen, durch Hypotheken, Obligationen, oder auf sonst eine den Creditor befriedigende Weise. Sie geschieht mit Zuziehung eines Advokaten oder Justizkommissarius, der das Instrument darüber aufsetzt, oder auch ohne denselben, welches auf den Creditor ankommt, auf welche Weise er mit der Sicherstellung seines Debitors zufrieden ist. — Die Uebernahme eines Amtes oder Postens bei der Regierung geschieht durch eine förmliche Bestallung von Seiten der Regierung. Eine solche Bestallung lautet:

Nachdem der entlassene freiwillige Jäger Johann Friedrich Löwe, mit Genehmigung des Herren Finanz-Ministers, Excellenz, bei der unterzeichneten Abgaben-Direktion als Supernumerarius angenommen ist, wird derselbe in dieser Eigenschaft bestätiget. — Von den Vorstehern der verschiedenen Dienstzweige, in welchen der Supernumerarius J. F. Löwe nach und nach beschäftiget werden soll, wird er zu seinen besonderen Dienstverrichtungen nähere Anleitung erhalten, und ihm daher, mit Hinweisung auf den geleisteten Diensteid und das ihm zugestellte Disciplin-Edikt vom 16. Oktober 1783 hier nur im Allgemeinen noch anempfohlen: den ihm von seinen Vorgesetzten ertheilten Anweisungen auf's Pünktlichste zu genügen, ihnen überall willige Folge zu leisten, sich von seinen Pflichten durch keine Geschenke oder sonstige Vortheile abwendig machen zu lassen, vielmehr den Nutzen des Königlichen Interesse nach seinen Kräften zu befördern, Schaden und Nachtheil aber, so viel an ihm ist, abzuwenden, und überhaupt sowohl im Dienste, als außer demselben, sich dergestalt zu betragen, wie es die Würde eines Königlichen Beamten erfordert. Für seine geleisteten treuen Dienste soll derselbe, nach dem Maaße seiner Fähigkeiten und Kräfte, wenn die Reihe zur Versorgung ihn treffen wird, zu

einem Posten mit einem festen Gehalte befördert werden.

Berlin, den 10. Oktober 1820.

(L. S.)
Königl. Regierung.

Bestallung für den Supernumerarius
Joh. Friedr. Löwe.

Eine andere Bestallung für den Wilhelm Heinrich Liebich als Steuer-Controlleur.

Nachdem der bisherige Supernumerarius Wilhelm Heinrich Liebich zum Steuer-Controlleur allhier ernannt worden ist, wird derselbe in dieser Eigenschaft hierdurch förmlich bestätiget, und ihm das mit dem verliehenen Posten verbundene etatsmäßige Jahrgehalt von 250 Rthlrn., schreibe zweihundert und funfzig Thaler, vom 1. April 1820 ab aus der hiesigen Regierungs-Hauptkasse zahlbar, unter der Bedingung zugesichert, daß er nicht nur in diesem Posten, so wie bei Ausrichtung der ihm etwa besonders zukommenden, mit seinem eigentlichen Amte nicht unmittelbar verbundenen Aufträge, seine Dienstpflichten, dem geleisteten Eide und der ihm ertheilten besonderen Instruktion gemäß, pünklich erfüllen und fleißig, gehorsam und verschwiegen seyn, sondern auch außer dem Dienste einen gesitteten, anständigen und überhaupt solchen Lebenwandel führen werde, wie es die Würde eines jeden Königlichen Officianten erfordert.

Erfüllt der Wilhelm Heinrich Liebich diese Bedingungen, dann kann derselbe auf den Schutz des Staats, und auch, nach dem Maaße seiner Brauchbarkeit und Verdienstlichkeit, auf Weiterbeförderung zu höheren Dienststellen rechnen; im Gegentheile hat er aber eben so gewiß zu gewärtigen, daß ihn bei Vernachlässigung oder Verletzung seiner Amtspflichten die ge-

setzliche Strafe nach dem Grade seines Vergehens unausbleiblich treffen werde.

Berlin, den 13sten März 1820.

(L. S.)

Königliche Regierung.

Uebernatürlich, dasjenige, was zwar in der Natur geschieht, aber nach den ordentlichen und allgemeinen Gesetzen der Natur und der natürlichen Bewegung nicht erklärt werden kann. Hierher gehören die Träume, ob man sie gleich aus der fortwirkenden Thätigkeit des Geistes auch während der Ruhe des Körpers oder des Schlafes erklären kann, so sind doch die Vorgänge oder Bilder der Phantasie, die den Schlafenden beschäftigen, oder den Körper scheinbar in Bewegung setzen, wie das Fliegen im Traume, so daß es eine wirkliche behagliche Empfindung erweckt, die man beim plötzlichen Erwachen im Fliegen noch fühlt, so Vorstellungen von Gegenständen und Begebenheiten, die Einem im wachenden Zustande nie vorgekommen, und also ganz unbekannt sind, sind nicht zu erklären. S. den Art. Traum, Th. 187, S. 257 u. f. Dann die Mondsüchtigen oder Nachtwandler, bei welchen der Körper sich wirklich thätig zeigt, und die Verrichtungen des Wachenden begeht, ja was noch mehr ist, welche Handlungen begehen, die sie im wachenden Zustande nicht verrichten können, wie das Gehen auf dem Dache, ohne herabzufallen, das Klettern an steilen Mauern in die Höhe ꝛc. S. Nachtwandrer, Th. 100, S. 370 u. f. Die Somnambulen; s. unter Somnambulismus, Th. 155, S. 521 u. f. — Ferner die Phantasm oder Erscheinungen von Geistern, von Verstorbenen ꝛc. s. Phantasm, Th. 112, S. 497 u. f.; auch von Dingen, die sich dem Gehöre, auch dem Gefühle mittheilen, und sich auf einem natürlichen Wege nicht er-

klären lassen, z. B. wenn sich ein starker Knall, oder ein lauter Klang, als wenn Jemand mit einem Messer an ein Wein- oder Bierglas schlägt, im Zimmer, worin man sich befindet, hören läßt, oder ein Aechzen, Wimmern, ohne daß sich beim Untersuchen der Möbel, überhaupt des Zimmers etwas entdecken läßt, was dazu Veranlassung gegeben. Daß man beim Ersteigen einer Treppe am Abende gleichsam heraufgetragen wird, indem man nicht weiß, wie man solche bei ganz gesunden Sinnen hinauf gekommen ist ꝛc. Alle diese Erscheinungen, die nicht in das Gebiet des Aberglaubens, der Täuschung gehören, da sie von Gespensterfurcht und Aberglauben freien Menschen begegnet sind, gehören nun zu dem Uebernatürlichen, da sie sich auf keine Weise erklären lassen. Sie sind in Mißkredit gekommen durch den Aberglauben und die Betriegereyen, die sie schuldlos veranlaßten; besonders die Letzteren, indem Diebe und Verliebten oder Liebende sie zum Deckmantel ihrer Thaten und Zusammenkünfte gebrauchten; auch Geistliche und Religionsschwärmer sich ihrer bedienten, um auf Leichtgläubige zu wirken. Kurz Alles vereinigte sich zu einer Zeit durch Uebertreibung das Uebernatürliche zu nähren, besonders in den unteren Klassen des Volkes, es diesen gleichsam aufzuimpfen, so daß die Furchtsamen darin, dasjenige, was sie aus der Natur oder einem natürlichen Zusammenhange nicht zu deuten wußten, für Erscheinungen hielten, und so war das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert reich an dergleichen Erscheinungen, welche nur die Täuschung gebar, nicht aber das Unerklärliche, Unerforschliche im Weltall. Es war natürlich, daß bei der steigenden Aufklärung, und dem Verbannen des Aberglaubens, selbst durch die aufgedeckte Magie, durch alle täuschende Zauberkünste, Citirung von Geistern ꝛc., auch die wirklichen Erscheinungen in das Reich der Fabel verwiesen wurden,

und daß derjenige, dem dergleichen wirklich begegnet waren und begegneten, sie nun weislich verschwieg, um nicht als ein Abergläubiger zu erscheinen, mithin kommen dergleichen übernatürliche Erscheinungen nicht mehr zur Kenntniß des Publikums, ja die Aufmerksamkeit darauf ist sogar geschwunden, und nur durch diese sind dergleichen Erscheinungen zu entdecken, wenn sie sich zeigen. S. auch den Art. Gespenst, Th. 17, S. 715 u. f. Täuschung und Wirklichkeit findet man in folgenden Schriften: Visionen, vorzüglich neuerer und neuester Zeit, Altenburg, 1781. — Fr. Stahmann, Seherblicke in die Geisterwelt, oder Weissagungen, prophetische Träume, Ahnungen, Geistererscheinungen, Erscheinungen des zweiten Gesichts, Todtenvorschau ꝛc. ꝛc. Neuhaldensleben, 1839.

Uebernehmen, welches in folgenden Beziehungen vorkommt. 1) In Empfang nehmen, sowohl für sich oder für einen Andern. So übernimmt man ein Gut, wenn man dasselbe mit Allem, was dazu gehört, nach dem Inventarium, in seinen Besitz oder in seinen Gewahrsam nimmt. Man nimmt es in Besitz entweder als Eigenthümer, indem man es gekauft hat, oder als Pachter, indem man es auf gewisse Jahre, nach einem Pachtcontrakte, zu bewirthschaften übernommen hat. So übernimmt man ein Kapital, entweder als Erbe desselben, oder als Hypothek auf ein Gut, Haus, Garten ꝛc., oder um es in dem Handel, in einer Fabrik oder Manufaktur anzuwenden. So übernimmt man Waaren in Kommission, um sie für einen Andern gegen gewisse Prozente zu verkaufen ꝛc. — 2) Auf oder über sich nehmen, sich zu etwas freiwillig anheischig machen. Eine Lieferung, ein Amt, eine Arbeit übernehmen. So übernimmt man eine Lieferung für die Armee, bestehe sie nun in Getreide, Fleisch, Branntwein, oder in Tuch, Leinwand, Leder, in Pferden ꝛc.; so übernimmt man einen Bau, das

Anstreichen und Malen in einem neuen Pallaste, Hause ꝛc.; so übernimmt man die Präsidentur, das Richteramt, das Amt eines Schiedsmannes ꝛc. Figürlich eine Last freiwillig übernehmen, wenn Jemand ein beschwerliches Geschäft freiwillig übernimmt, sich demselben unterzieht, ohne dazu aufgefordert oder berufen worden zu seyn. — 3) Sich übernehmen, zu viel auf sich oder in sich nehmen. Sich mit Essen und Trinken übernehmen, zu viel davon zu sich nehmen. Sich mit Arbeit übernehmen, zu viel übernehmen, als man auszuführen im Stande ist. — 4) Jemanden übernehmen, zu viel von ihm nehmen oder fordern, am häufigsten im gemeinen Leben. Die Unterthanen mit Abgaben übernehmen. Der Verkäufer übernimmt seine Kunden, wenn er sie übertheuert, zu viel für seine Waaren von ihnen fordert oder nimmt. — 5) Jemanden eines Dinges übernehmen, ihn dessen überzeugen. — 6) Sich einer Sache übernehmen, sich derselben überheben, zu stolz darauf seyn. — 7) Ueberwältigen, übermannen. Sich den Zorn oder von dem Zorne übernehmen lassen. Der Trunk, der Schlaf hat ihn übernommen. So auch die Uebernehmung und Uebernahme, s. oben.

Uebernehmer, Unternehmer, Fr. Entrepreneur, in den oben unter Uebernahme und Uebernehmen angeführten Bedeutungen, derjenige, welcher etwas über- oder unternimmt, sowohl zu seinem eigenen Nutzen, um Vortheil und Gewinn daraus zu ziehen, als auch in Verpflichtung für Andere, jedoch nicht ohne Vortheil und Gewinn für sich selbst, der oft bedeutend werden kann, wenn sich günstige Conjunkturen bei der Entreprise zeigen. S. auch den Art. Entrepreneur, Th. 11, S. 75. — Hier erscheint nun der Uebernehmer mehr als Kaufmann,

der ein Geschäft, oder eine Lieferung für ein Regiment, oder ein bestimmtes Truppenkorps, oder für eine ganze Armee übernimmt und ausführt, z. B. die Lieferung von Getreide, Fleisch, (Schlachtvieh), Getränken, Leinwand, Tuch, Leder, Montirungsstücken, Pferden ꝛc. Es bieten sich hierzu Personen an, die nach ihrer Beschäftigung einer solchen Lieferung gewachsen sind, z. B. Getreidehändler, Fleischer oder Viehhändler, Leinwandhändler oder Schnitthändler, Tuchhändler, Lederhändler ꝛc. Diese Personen kennen vermöge ihres Geschäftes und Handels die Wege, in oder auf welchen der verlangte Vorrath theilweise sich ankaufen und herbeiführen läßt besser, als die Staatsbehörden, oder die Vorgesetzten derselben, selbst auch als die Privatleute, die oft dergleichen Artikel bedürfen. Wenn man auf eine Concurrenz solcher Personen rechnet, so ruft man sie durch öffentliche Blätter zur Theilnahme zusammen, und bei dem Gebote, wofür die Lieferung übernommen werden soll, wird sie dem Mindestfordernden zugeschlagen. Nach Büsch räth oft die Sicherheit der Erfüllung solcher Contrakte eine solche Concurrenz nicht zu erregen oder zu benutzen, sondern mit einzelnen, bereits als zuverlässig bekannten Personen zu schließen, von Zeit zu Zeit sie zu erneuern, und den Preis und andere Bedingungen den Umständen nach zu ändern. So blieb Friedrich der Große beständig bei eben denselben Lieferanten, da dann für diese, der dem Könige sehr wohl bekannte Gewinn von ihren Lieferungscontrakten so sicher, als die Einkünfte eines Rittergutes waren. Allein die Zuverlässigkeit in diesen Contrakten durch das sich mehrende Geldvermögen der Lieferanten, und die Aussicht, daß er vielleicht selbst in die Lage kommen möchte, da er die Bezahlung nicht zur rechten Zeit leisten könnte, und sie ihm dann auch

noch zuverläſſig bleiben müßten, veranlaßten den König, ſeiner ſonſt gewohnten Sparſamkeit in dieſem Falle zu entſagen. — Der Lieferant, der in ſolchen Fällen die Lieferung übernimmt, kann nun wieder mit Andern Lieferungscontrakte eingehen, und dazu die beſte Zeit wahrnehmen. Dieſes Verhältniß mit den Lieferanten, dauerte auch noch unter dem Nachfolger Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelm dem Zweiten, fort, wo einige Juden auch die Pferdelieferungen aus der Ukraine ꝛc. für die Remonte der Reiterey hatten. S. auch die Art. Lieferant, Lieferung und Lieferungsvertrag, Th. 78, S. 595, u. f., 599 u. f., und 605 u. f. — Gewöhnlich treten Mehrere zur Uebernahme einer Lieferung zuſammen, wenn gleich die Regierung ſich nur an Einen hält, den als ein ſolider und bemittelter Mann bekannt iſt, welcher für das Ganze, was herbeizuſchaffen den Auftrag gegeben worden, ſteht, und einen Vertrag abſchließt, dagegen ſchließt er wieder mit den Uebrigen, die ſich mit ihm verbunden haben, Separatverträge ab, um auch hier geſichert zu ſeyn, da Jeder zur Anſchaffung eines Theiles der Lieferung ſich verbindlich gemacht hat. Die Hauptſache iſt bei einer Lieferung, die für die Regierung geleiſtet werden ſoll, die Güte der Waare, die Billigkeit des Preiſes, und die Zeit der Lieferung, da es hierauf beſonders bei Lieferungen für die Armee ankommt, daß Nahrungsmittel zur gehörigen Zeit eintreffen, ſo auch die Magazine damit verſorgt werden, und hierin keine Störungen entſtehen, die nachtheilig auf die Truppen wirken können, die im Lager oder Bivouak liegen, wie dieſes ſelbſt in neuern Kriegen der Fall geweſen iſt, wo es Truppen an Brod überhaupt dem Nöthigen gefehlt hat. Uebernehmer von Lieferungen zu beſtimmten Prei-

sen, und bestimmter Quantität haben nöthig, sehr vorsichtig zu seyn, um nicht durch eine falsche Spekulation, besonders bei einer großen Unternehmung, sich zu ruiniren, wie es auch schon manchem Unternehmer gegangen ist, der statt eines gehofften Gewinnes, sich selbst und auch Andere ins Unglück gestürzt hat. Daher ist es nöthig, daß ein Entrepreneur sich mit Andern, mit gleichen Geschäftskenntnissen und Fonds ausgerüstet, verbindet, wie schon oben angeführt worden; oder wenn er selbst hinlängliche Fonds besitzt, sich Kommissionaire und Mäkler in den Waaren, die verlangt werden, oder worin die Lieferungen bestehen, hält, um sowohl die Vorräthe davon, als auch die Preise an verschiedenen Orten im Lande zu erfahren; auch mit Oekonomen, Getreidehändlern, Viehhändlern ꝛc. muß er verkehren, um von Allem genau unterrichtet zu seyn, was zu einem Lieferungsgeschäfte für eine Armee gehört. — Ein Separatvertrag über eine Getreide-Lieferung würde nun lauten:

Zwischen dem Herren Ober-Amtmann Schröder in N., und dem Kaufmann Herren Philipp Buchwald in Berlin, ist wegen einer von dem Ersten an Letztern zu leistenden Kornlieferung nachstehender Kauf- und Handels-Vertrag wohlbedächtig verabredet und geschlossen worden.

Es verspricht nämlich der Herr Ober-Amtmann Schröder an den Kaufmann Herrn Buchwald 24 Wpl., schreibe vier und zwanzig Wispel Roggen von guter untadelhafter Beschaffenheit, nach der vorgezeigten, und von dem Hrn. Buchwald aufzubewahrenden Probe, zu liefern. Mit dieser Lieferung wird in der Michaeliswoche dieses Jahres mit 2 Wispeln der Anfang gemacht, und damit in der Art fortgefahren, daß alle Woche an einem übri-

gens unbestimmten Tage zwei Wispel unfehlbar nachgeliefert werden, so, daß bis in der Weihnachtswoche die letzten zwei Wispel werden abgeliefert seyn, wofür sich der Verkäufer für jeden Wispel acht und vierzig Thaler Preuß. Courant bedingt, so daß auf die ganze Lieferung der Werth eines Wispels vorausbezahlt, dann bei jeder Ablieferung die abzuliefernden vollen zwei Wispel bezahlt und bei der Ablieferung der letzten beiden Wispel der vorausbezahlte eine Wispel abgerechnet wird.

Mit dieser Erklärung ist der Herr Käufer vollkommen zufrieden, und nimmt demnach dieses Versprechen mit der Gegenerklärung an, daß er sich den Preis und die Art der Ablieferung und Bezahlung des Roggens vollkommen gefallen lasse, und mit der bedungenen Vorausbezahlung heute den Anfang machen wolle. Auch übernimmt derselbe die Entrichtung der Umschüttegelder beim Eingange im Thore, wie solche ohnehin, der Königl. Verordnung nach, den Käufern zur Last fallen. Dagegegen trägt der Herr Verkäufer die sämmtlichen Kosten und Lasten des Transports bis in die Niederlage oder auf den Boden des Herren Käufers.

An diesen Vertrag wollen beide Theile fest und unwiderruflich gebunden seyn, und begeben sich daher aller Ausflüchte und etwanigen Rechtswohlthaten, die ihnen dagegen zu Statten kommen möchten; auch wollen sie zu beiderseitigen Sicherheit hiermit festsetzen, daß derjenige, so etwa von diesem Vertrage abginge, und seine Verbindlichkeiten bräche, dem Andern den hierin ausbedungenen Werth eines Wispels Roggen zur Schadloshaltung sogleich baar und ohne Weigerung auszahlen solle.

Da übrigens der Herr Käufer die ausbedungene Vorausbezahlung von 1 Wispel wirklich ge-

leistet hat, so quittirt der Herr Verkäufer hiermit den richtigen Empfang der acht und vierzig Thaler. So geschehen

Berlin, den 20sten März 1846.

Philipp Buchwald.
Friedrich Schröder.

Nach diesem Kauf- und Handelsvertrage werden nun andere Separat-Verträge mit Schlächtern, Leinwandshändlern und Fabrikanten von Leinwand, Tuch, Leder ꝛc. abgeschlossen. — So giebt es auch Uebernehmer von mehreren andern öffentlichen und Privatlieferungen, sowohl in rohen, als Kunstprodukten, auch in Anfertigung von neuen Waaren nach Zeichnungen und Mustern.

Ueberniedten, das Ende eines Bolzens oder Nagels platt schlagen und verbreiten, daß er sich durch einen umgelegten Kopf, eine Scheibe oder Platte nicht zurückziehen kann.

Ueberoxidirte Salzsäure, s. unter Uebersalzsäure.

Ueberoxidirte Säuren, s. das.

Ueberpacken, nicht bloß einen Gegenstand, z. B. ein Pferd, einen Wagen, zu sehr beladen, sondern auch von einem Gegenstande zu einem andern etwas übereinanderlegen oder packen; wenn man z. B. die Sachen von einem Wagen auf den andern packt oder ladet, oder von einem Pferde auf das andere.

Ueberpfeffern, in der Kochkunst, eine Speise zu sehr mit Pfeffer überstreuen, im gemeinen Leben: sie zu sehr pfeffern. Eine Sauce überpfeffern; ein Gericht überpfeffern, es zu sehr mit Pfeffer bestreuen.

Ueberpflügen, s. Ueberackern, oben, S. 170. Das Ueberpflügen der Grenzen giebt oft zu Grenzstreitigkeiten Veranlassung. Man nimmt häufig wahr,

daß die Nachbarn auf die Grenzmahl nicht so genau zu achten pflegen, sondern oft in des Andern Feld eine ganze Ecke hineinpflügen und säen, welches, besonders wenn die aneinander stoßenden nachbarlichen Felder nicht zu gleicher Zeit Saatfelder sind, sondern das eine nur besäet ist, das andere aber brach liegt, nicht immer so genau genommen werden. Kommt es nun zur Renovirung solcher Grenzen, so ist es nicht ungewöhnlich, daß diejenigen, welche dies Ueberpflügen einige Jahre hintereinander ausgeübt haben, vorgeben, daß die Grenze so weit, als sie des Andern Acker mit ihrem Pfluge übergangen haben, ihnen zugehöre, deshalb ist es nöthig, um dergleichen Grenzstreitigkeiten zu vermeiden, daß die Grenzen eines jeden Gebietes gehörig abgesteckt und bezeichnet werden.

Ueberpichen, mit Pech überziehen, welches über die Propfen oder Korke der mit Wein gefüllten Flaschen geschieht. Man nimmt weißes Pech, so viel, als man glaubt die Korke von einer Anzahl Weinflaschen zu verpichen oder pechen, thut es in eine tiefe eiserne Pfanne, gießt etwas Terpentinöl darauf, und läßt es über einem gelinden Kohlenfeuer schmelzen. Wenn es geschmolzen ist, thut man etwas Zinnober, mit Englischem Roth vermischt, hinzu, und rührt es mit einem Span oder auch mit einem hölzernen oder eisernen Spatel tüchtig durch einander, so daß das Ganze eine rothe Farbe annimmt. Man hält nun die Pfanne mit dem geschmolzenen Peche über die Kohlenglut, damit es warm bleibe, und nicht fest werde, und taucht dann den gut eingeschlagenen Kork einer jeden Flasche mit einem Theile des Flaschenhalses in das Pech, zieht es gleich wieder heraus, und läßt es kalt werden, so hat sich das rothgefärbte Pech um den Propfen und Hals der

Flasche gelegt und bildet einen festen Ueberzug, der nichts Geistiges durchläßt. Das Eintauchen der Korke in das geschmolzene Pech muß schnell hintereinander geschehen, damit das Pech nicht zu steif werde, und sich dann nicht gut anlegt.

Ueberpinseln, mit einem Pinsel überstreichen, überfahren oder überziehen. In der Mauerey und Malerey, überpinselt man eine Wand, wenn man sie mit dem in aufgelöseten Kalk oder in aufgelösete Schlemmkreide oder Farbe getauchten großen Borsten- oder Anstreichepinsel überstreicht oder überzieht, um sie zu weißen oder ihr einen Farbenanstrich zu geben. — Beim Weißen, Ueberweißen, welches vom Maurer mit Kalk oder geschlemmter Kreide geschieht, hat der Pinsel einen langen Stock, um ihn besser zu handthieren, und da hier auch nicht so sehr auf die Ebenheit und Schönheit des Anstriches gesehen wird, sobald er nur als Grund oder Unterlage des darauf kommenden Farbenanstriches dient, sondern nur glatt ist, das heißt, keine Kalkklümpchen oder sonst etwas Unaufgelöstes enthält, so sind auch die Borsten nicht so eben und gleichförmig gebunden, als bei dem Malerpinsel mit einem kurzen Stiele, der zum Auftragen der Farbe dient, die ein Zimmer erhalten soll; denn da diese eben und schön gestrichen werden muß, so muß auch der zwar starke, aber doch mehr kurz gefaßte Borstenpinsel sehr gleichförmig gebunden seyn, um einen gleichförmigen Strich zu führen, das heißt, nachdem der Pinsel voll Farbe genommen worden, wobei die Farbe jedesmal erst umgerührt werden muß, damit sie gleich gesättiget bleibt, wird er mit der Hand über dem Einbande fest beim Stiele gefaßt, und so die Farbe damit auf die Wand getragen.

Ueberpoliren, beim Tischler und Möbelpolirer, Möbel mit einer Politur überziehen, damit sie Glanz erhalten. Die Politur besteht aus Weingeistfirnissen,

besonders aus Schellackfirniß oder Gummilackfirniß; auch aus Kopalfirniß, wozu noch einige andere Harze, z. B. Sandarak, Mastix ꝛc. genommen werden. S. den Art. Tischler und Tischlerey, Th. 185, S. 289 u. f. — Das Ueberpoliren der Metalle, s. unter Poliren, Th. 114, S. 116 u. f.

Ueberpolstern, mit Polstern überdecken, überziehen. Einen Sopha überpolstern, ihn mit Pferdehaaren, Seegras ꝛc. ausstopfen. S. den Art. Polster, Th. 114, S. 604 u. f.

Ueberquer, s. Ueberzwerg.

Ueberragen, über etwas empor oder hinweg ragen. Durch seine Größe ragt er über Alle hinweg. So ragt das Thor über die Häuser, der Thurm über die Stadt, der Baum über die Mauer hinweg.

Ueberragender Gewölbebogen, in der Baukunst, eine Art eines Gewölbes, welches an dem äußersten Bogen einer steinernen Brücke gemacht wird, um den Eingang derselben zu erweitern. — Auch die sich auswärts erweiternden Bogen, wie man sie öfters bei den Schießscharten in Mauern anwendet, nennt man überragende Gewölbe.

Ueberrappen, bei den Maurern, eine Wand oder Mauer, die er mit Mörtel oder Kalk beworfen hat, berappen, das heißt, gleichreiben.

Ueberraschen, durch Raschheit oder Geschwindigkeit über Jemanden kommen, auch ihn dadurch in Verlegenheit setzen, für das niedrigere überrumpeln. So überrascht man seinen Freund im Bette; seinen Feind, ohne daß er es vermuthet. Einen Dieb überraschen, da er eben mit dem Entwenden von Sachen beschäftiget ist. Eine Frau wird mit ihrem Liebhaber in flagranti delicto überrascht, und so ihres Verbrechens überführt. Sich von einer Leidenschaft, vom Zorne

überraschen lassen. Der Schlaf überrascht ihn, ehe er sich desselben erwehren kann. Man wird überrascht, auch wenn man übereilt zu einem Entschlusse bewogen wird, ehe man Zeit gehabt hat, denselben gehörig zu überlegen. — S. auch die Ueberraschung.

Ueberraspeln, auf der ganzen Oberfläche beraspeln. Ein Stück Holz mit der Raspel noch einmal übergehen, es überraspeln, damit es eben und glatt werde. Da die Raspel beim Tischler nur gebraucht wird, um Gegenstände, denen man mit dem Hobel nicht beikommen kann, auszuschweifen, und glatt zu machen, so wurde sie eine Zeitlang nur wenig gebraucht, weil die geschweiften Arbeiten nicht Mode waren, da aber jetzt die Roccocosachen wieder aufgekommen sind, die in mancherlei Schweifungen und Höhlungen bestehen, so werden auch die verschiedenen Raspeln wieder häufig angewendet, und daher das Ueberraspeln oder Glattmachen des Holzes in den Höhlungen und Ausschweifungen.

Ueberrechen, mit einem Rechen überfahren. So überrecht man ein Stück Land im Garten, indem man es mit dem Rechen auf der ganzen Oberfläche ebenet, damit der Same weder an der einen Stelle zu tief, noch an der andern zu seicht eingerecht oder geharkt werde. Auch kann man beim Ueberrechen des frisch umgegrabenen Gartenlandes mit dem großen Rechen, auch zugleich das Land damit fein machen, und die überfahrenen ausgegrabenen Unkrautwurzeln herausziehen, weil sonst die Oberfläche des Beetes aus groben Klößen bestehen, und von den darin gebliebenen, wieder ausschlagenden Unkrautwurzeln bald grün überwachsen seyn würde.

Ueberrechnen, eine Zahl nach allen ihren Theilen durchrechnen. Ein Conto überrechnen, es seinen Zahlen nach übergehen, um zu sehen, ob die einzelnen

Posten richtig gerechnet und die Summe des ganzen Contos richtig summirt worden. Das Ueberrechnen geschieht hauptsächlich in der Handlung, wenn gegenseitig geführte Bücher nicht stimmen wollen, wenn ein Mehr oder Wenig in dem Abschlusse der Rechnung bemerkbar wird. So überrechnet man die Kosten einer Unternehmung, indem man einen Ueberschlag davon macht, und so die Kosten der einzelnen Zweige derselben berechnet; denn erst nach der Berechnung der einzelnen Zweige einer Unternehmung kann man das Ganze überrechnen. So überrechnet man den Werth einer Sache, wenn man sie mit einer andern von höherem oder geringerem Werthe vergleicht, und so die Anwendung aus der Vergleichung auf den Preis findet, wenn sie nämlich in ähnlichem Werthe steht. So überrechnet man seine Einnahmen, seine Schulden, wenn man einen Ueberschlag macht, die Aufzeichnung von beiden durchgeht, um zu sehen, was man eingenommen, und was man zu bezahlen hat.

Ueberrecht, überflüssig recht, welches nur im gemeinen Leben vorkommt. Er glaubt überrecht zu haben, er habe noch Recht übrig, nach Adelungs Auslegung dieses Nebenwortes. Es scheint aber wohl in der Bedeutung was mehr als Recht ist, nämlich was man thun kann, was noch über das Recht hinausgeht, ohne dieses zu verletzen, es gleichsam in der Billigkeit zu ergänzen.

Ueberreden, durch Worte oder Reden zu etwas bestimmen, in welchem Sinne es in der Bibel oft vorkommt. Hütet euch, daß sich euer Herz nicht überreden lasse, daß ihr ꝛc. 5 Mos., 11, 16. Wenn dich dein Bruder überreden würde heimlich, und sagen: laß uns gehen ꝛc. Kap. 13, 6. Ueberrede deinen Mann, daß er uns sagt das Räthsel, Richt. 14, 13. Sie überredete

ihn mit vielen Worten, und gewann ihn mit ihrem glatten Munde, Sprichw. 7, 21. Es fehlt nicht viel, du überredest mich, daß ich ein Christ würde, Apost. 26, 18. Er ist nicht zu überreden, nicht für die Sache zu gewinnen. Das Zeitwort überreden gebraucht man auch mit der zweiten Endung der Sache. Jemanden einer Sache überreden, ihn durch Worte bewegen, sie zu glauben. Ich kann mich dessen nicht überreden. Was man gerne will, dessen überredet man sich leicht. Im Hochdeutschen auch mit der vierten Endung der Sache. Ich konnte ihn das nicht überreden, welche Wortfügung aber Adelung nicht für die beste hält., wie sie es in der That auch nicht ist. In engerer Bedeutung überredet man Jemanden, wenn man ihn durch bloße wahrscheinliche Gründe zum Beifall oder auch zu einer Handlung bewegt, wodurch es sich von überführen, überweisen und überzeugen unterscheidet, obgleich es ehemals auch dafür gebraucht wurde. So findet man in einer Urkunde vom Jahre 1280: wird er des mit Recht überredet, rechtlich überführt, So auch die Ueberredung.

Die eigentliche Ueberredung zu einem wohlthätigen Zwecke besteht in dem warmen Gefühle Jemanden für seine Ueberzeugung zu gewinnen; es ihm so klar, als möglich, an das Herz zu legen, von welchen Absichten man für das Wohl des Einzelnen, wie des Ganzen durchdrungen ist, und die man gern zum Besten des Ganzen verbreitet zu sehen wünscht. Man sucht durch eine lichtvolle Darstellung zu überzeugen, daß man wahr rede, daß die Absicht nicht dahin gehe zu täuschen, indem man auf alle Fälle eingeht, die sich bei der Ausführung seines Planes hemmend entgegen stellen könnten, sucht sie aber zu bekämpfen, indem man die Mittel angiebt, wodurch es geschehen

kann. Im Ueberreden muß man selbst von dem Gegenstande lebhaft angegriffen seyn, man muß fühlen, wofür man spricht oder redet, ohne sich von der Aufwallung des Gefühls, von dem Enthusiasmus hinreißen, und aus dem Geleise des ruhigen würdevollen Vortrages auf Abwege bringen zu lassen, wie es oft politischen Rednern ergangen ist. Eine jede Rede zu irgend einem Zwecke gehalten, geschehe sie nun von der Kanzel, oder von dem politischen Katheder, soll auf den Zuhörer wirken, sie soll das Herz in Anspruch nehmen, es ergreifen, und hier gleichsam die Ueberredung bewirken durch das Gefühl: er hat's getroffen, ja es ist so und nicht anders. — Die Kaiserin Maria Theresia hielt in jeder Woche zwei- bis dreimal öffentliche Audienz, zu welcher ein Jeder Zutritt hatte, ohne Rücksicht auf den Stand der Person. Hier konnte nun der Bedrängte und Verlassene sein Herz vor der Monarchin ausschütten, und Hülfe gewärtig seyn. Unglückliche Wittwen empfingen hier die Belohnungen für die Dienste ihres verstorbenen Gatten; hier stellte die Kaiserin elternlose Kinder, nach ihrem Stande, bald im Theresium, bald bei Regimentern, bald bei Hofstellen an; hier erhielten Mädchen Aussteuern und Versorgungen für ihre künftigen Männer, oder auch nach ihrer Neigung Stellen in Klöstern ꝛc. Wie aber Alles seine Neider findet, so auch diese Audienzen. Man stellte] der Kaiserin vor, daß so lange Gehöre ihrer Gesundheit schaden könnten, unbescheidenen Klagen würden dadurch Thür und Thor geöffnet; selbst auf ihre obersten Staatsdiener könnte der Verdacht fallen, als wenn sie die Befehle der Monarchin nicht genug erfüllten ꝛc. Die Kaiserin ließ sich dadurch triegen, und stellte das öffentliche Gehör eine Zeitlang ein. Darüber entstanden Klagen. Die Bürger glaubten, das Herz ihrer Regentin habe sich ihnen verschlossen. Leute, welche sich ohne Verdienst

dieser Gelegenheit bedienten, der Kaiserin zu entlocken, war ihren Wünschen gemäß war, erhoben ein Geschrei über das andere. Man wandte sich daher an den Geistlichen, welcher versprach: diese Klage vor den Thron zu bringen. Er sandte, dem Herkommen gemäß, seine Predigt, welche er einige Tage nachher hielt, an die Kaiserin. Sie, von der Redlichkeit und Vorsichtigkeit des Redners überzeugt, sandte sie ihm mit ihrem eigenen Federzuge wieder zurück. Die Predigt handelte nur von den Pflichten der Regenten gegen ihre Unterthanen, und folgende Stelle war darin, welche der Redner vorzüglich heraushob: „Wie können Fürsten erfahren, was ihre Völker drückt, wenn sie sich Aller Augen entziehen und hinter unzugängliche Mauern verbergen — Könige der Erde! sind die Väter der Armen, der Wittwen und Waisen! hört ihre Klagen, und helft ihnen! ꝛc.“ Diese Worte mit Nachdruck gesprochen, machten einen tiefen Eindruck auf die Versammlung, den tiefsten aber auf das gute Herz der Kaiserin. Sie ließ ihre Thränen fließen, und sagte beim Herausgehen: „Alle Thüren meines Pallastes sollen den Unglücklichen offen stehen, ich will sie von nun an wieder selbst anhören.“ — Hier gewahrt man nun die Wirkungen einer zweckmäßig gehaltenen Rede auf das Herz, und darin die eigene Ueberredung, daß es so sey. — Franz Theremin sagt in seinem Werke „Die Beredsamkeit eine Tugend,“ S. 120: „Fragt man, worin nun eigentlich das Geschäft des Redners bestehe, im Ueberzeugen oder im Ueberreden, so gestehe ich, daß ich mich weder für das Eine, noch für das Andere bestimmt entscheiden kann, und daß es mir scheint, als sollte die Frage lieber gar nicht aufgeworfen werden, weil sie sich auf eine falsche Ansicht der Beredsamkeit gründet. Was das Ueberzeugen betrifft, so ist das bei weitem nicht hinlänglich, wenn

man darunter den Beweis versteht, daß die Ideen des Redners in der Idee des Zuhörers enthalten sey. Dies ist aber wohl schwerlich die Bedeutung, die man dem Worte giebt; man denkt sich vielmehr dabei eine Demonstration, wodurch der ganze philosophische Zusammenhang der Vorstellungen des Redners dem Zuhörer eingeprägt wird, damit so eine einzelne That entstehen könne. Ein solches Ueberzeugen scheint mir unmöglich, und ich glaube es ist dem besten Dialektiker noch nicht gelungen einen Andern ganz auf seinen Standpunkt herüberzuziehen. Wäre es aber möglich, so würde ich es für unnütz ansehen, von den höchsten Prinzipien alles Wissens und Wollens anzuheben, da man sich ganz unmittelbar und sicher an die ethischen Ideen halten kann. Auch wäre es höchst traurig, wenn man, um Jemand zu einer guten That zu bewegen, erst einen philosophischen Kursus mit ihm durchmachen müßte. — Das Ueberreden kann ich eben so wenig billigen, wenn man sich ein Verdrehen und Verdunkeln der Vorstellungen, und ein Erregen der Leidenschaften dabei denkt; zu diesem niedrigen Hülfsmittel wird kein tüchtiger Redner seine Zuflucht nehmen, und wir haben gezeigt, daß er es nicht bedarf. Kann aber Ueberzeugen das Erzeugen der Idee, und Ueberreden ihre Steigerung zum Affekt bedeuten (was aber, wie ich glaube, der Sprachgebrauch nicht gestattet), so würde ich auf die obige Frage antworten: Daß das Geschäft des Redners weder im Ueberzeugen, noch im Ueberreden allein bestehe, sondern das sein Ueberzeugen überredend, und sein Ueberreden überzeugend sein solle." — Das Ueberreden kam durch die Französische Revolution im Mißkredit, indem man hier das Volk zu überreden suchte, in seinem Rechte zu seyn, zu handeln, während es sich auf Abwegen befand, von welchen es nachher schwer wieder zurückzubringen war. Man überredete

nämlich dasselbe, daß es nur die Nation, mithin die höchste Gewalt im Staate ausmache, und jede andere unter ihm stehe, und in diesem Sinne handelte dann auch das Volk, indem es den Behörden nicht mehr folgte, und selbst die gegebenen Gesetze der Volksfreunde, Volksmänner, durch sein Betragen vernichtete, und späterhin begleitete es jubelnd diese Volksmänner beim Sturze der Jakobiner aufs Schaffot. — Daß das Reden und die Ueberredung, um edle und heilsame Zwecke dadurch zu erzielen, nicht immer die gehofften Wirkungen thun, findet man schon bei den ältesten Völkern, selbst Christus giebt davon einen Beweis; denn er spricht zu den Juden (Johannes VIII, 38, 45, nach der Uebersetzung des Herren van Eß): „Ich thue, was ich bei meinem Vater gesehen habe; ihr hingegen thut, was ihr bei eurem Vater gesehen habt. Abraham meint ihr, sey eurer Vater? Nein! Wäret ihr Abrahams wahre Nachkommen, so thätet ihr Abrahams Werke; nun aber trachtet ihr mir nach dem Leben, mir, der ich euch Wahrheit lehre, die ich von Gott gehört habe; so etwas that Abraham nicht! Wäre Gott euer Vater, so würdet ihr mich wohl lieben, da ich von Gott ausging und herkomme; denn ich komme nicht von mir selbst, sondern er hat mich gesandt. Der Teufel ist euer Vater, und die Wünsche eures Vaters möchtet ihr gern vollziehen. Von Anfang war er ein Menschenmörder, und bestand nicht in der Wahrheit; denn in ihm ist keine Wahrheit. Wenn er lügt, so spricht er was ihm eigen ist; denn er ist ein Lügner und Vater des Lügners. Ich hingegen, eben weil ich Wahrheit rede, finde keinen Glauben bei euch.“ — Dieses aus dem religiösen Standpunkte betrachtete Urtheil, findet auch in der Politik bei den Alten Statt. So redet Demosthenes zu den Athe-

nienſern.*) „Oder wollt ihr lieber auf dem Markte einhergehen und fragen: was man Neues erzählt? Was kann es wohl Neueres geben, als daß ein Macedonier Athenäer bekriegt, und unter Griechen den Herren ſpielt? Iſt Philippos geſtorben? — Leider noch nicht. — Aber krank iſt er doch? Was hilft euch das? Denn ſollte auch dieſer ſterben, ſo würdet ihr euch bald einen zweiten Philippos ſchaffen, wenn ihr eure Angelegenheiten, ſo wie bisher betreibt.“ — So auch die Ueberredung zu freundſchaftlichen Zwecken, die aber in ſo fern verſchieden von dem oben Angeführten iſt, daß hier ein anderes Verhältniß zwiſchen dem Ueberredner und den Perſonen, die man zu überreden ſucht, Statt hat, als bei einer Ueberredung zu öffentlichen Zwecken, um ein großes Publikum zu gewinnen; denn bei dieſer darf man ſich keiner Kunſtgriffe bedienen; man hält den Zweck nach ſeiner Ueberzeugung feſt, für den man das Publikum gewinnen will oder zu gewinnen ſucht, und bleibt hier bei der erkannten Wahrheit der Sache, der man durch die Ueberredung Eingang zu verſchaffen wünſcht, ſtehen, und kann auch nicht davon abgehen, weil ſich hieran oft wichtige Folgen knüpfen, die man nur durch das überzeugende Recht im Handeln bei jedem Ausgange, glücklich oder unglücklich, darlegen kann. Bei jener läßt die Freundſchaft manche Hinterthür offen, die man geſchickt benutzen kann, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, der auch beim Nichtgelingen, nichts Nachtheiliges für ſeine Freunde hat, als daß ſie vielleicht ein Opfer gebracht haben, daß ſie unter allen Umſtänden leicht verſchmerzen können. Hier kann man ſich nun, wenn man die Charak-

*) Demoſthenes Staatsreden, überſetzt von Jacobs. Erſte Rede gegen den Philipp, S. 127.

tere derjenigen kennt, auf die man durch Ueberredung zu gewissen Zwecken wirken will, eher derjenigen Darstellungsart in der Ueberredung bedienen, durch welche man leichter zum Zwecke gelangt. Man kann hier schon mehr künstlich, und bei dem zweiten Geschlechte einschmeichelnd verfahren, ohne die Wahrheit zu verletzen.

Ueberredung, s. den vorhergehenden Artikel.

Ueberredungskunst, die Kunst, durch eine wohlgestellte Rede die Zuhörer zu gewissen Absichten oder gewissen Zwecken zu gewinnen. Der Redner hat demnach, nach den verschiedenen Verhältnissen, worin er sich befindet, und nach den verschiedenen Zwekken, die er sich vorgesetzt hat, auch mancherlei Mittel nöthig, die nur durch Studium und Uebung erworben werden können; dasjenige aber, was bestimmt: wo, wie, und in welchem Maaße ein jedes der vorhandenen Mittel angewendet werden soll, das ist das ethische Gesetz, dem jede Beurtheilung unserer Verhältnisse, unserer Zwecke und unseres geselligen Wirkens anheim fallen muß. So daß hier das moralische Gesetz, nach Theremin, nicht etwa bloß den Moment anzeigt, wo gehandelt werden soll, die Leitung aber einem andern Prinzipe überläßt, wie es bei der Ausübung einer jeden Kunst der Fall seyn würde; sondern die Beredsamkeit in allen ihren verschiedenen Formen ist nichts weiter, als die Entwickelung des ethischen Triebes selbst. — Wenn nun die Ueberredungskunst nach gewissen Regeln erlernt werden kann, wozu auch die rhethorischen und Sachfiguren gehören, wie Trope, Metapher, Parabel, Allegorie, Hyperbel ꝛc., so muß doch das angeborne Talent des Ueberredens vorhanden seyn, weil sonst eine künstlich gebildete Rede, nur sehr trocken ausfallen würde, dagegen eine durchdachte und aus dem Gefühle sich entwickelnde,

ergreifende Rede, die mit keinen, oder doch nur sehr wenigen Blumen der Redekunst geschmückt ist, ihre Wirkung gewiß nicht verfehlen wird. In der Ueberredungskunst steckt die Klugheit, die Gemüther für eine Sache zu entflammen und zu lenken. Wer sie daher so zu benutzen versteht, daß sich die eigenen Empfindungen beim Ueberreden auf die Zuhörer übertragen, daß diese den Zweck, wofür gesprochen wird, ganz empfinden, und sich dafür durch die Aeußerungen des Beifalls erklären, so hat man den Sieg davon getragen. Die Bemerkung Theremins: daß die Menschen, einzeln genommen, wohl voll von kleinlichen Leidenschaften seyn könnten; allein diese sich verlören, sobald sie in großer Masse versammelt seyen, indem hier nur das rein Menschliche vorwalte, welches immer gut sey, ist wohl richtig, um hiernach auf sie zu wirken, da hier das Interesse jedes Einzelnen mit dem aller Uebrigen zusammenschmilzt, sobald der Redner dieses Interesse, wozu sie versammelt worden, zu wecken und festzuhalten versteht, ist dieses aber nicht der Fall, zeigt sich ihm eine bedeutende Opposition, so ist er verloren. Auch die Bemerkung: daß jeder Zuhörer von Natur argwöhnisch ist, sobald er gewahrt, daß man Ansprüche macht, sein Gemüth zu bearbeiten, ihn für diese oder jene Sache zu gewinnen, und daß er sich hier nur dem redlichen Manne hingeben mag, ist gleichfalls wahr, sobald er sich mit dem Nachdenken wenig beschäftiget und das Vertrauen zu demjenigen hat, der ihn für sein Interesse, oder für die Sache, die er zu verfechten sucht, gewinnen will. „Nichts ist so schwer, sagt Theremin, als den ehrlichen Mann zu spielen, und man wird weit leichter dafür gehalten, wenn man es ist; denn das Bewußtseyn einer guten Sache giebt dem Style eine Farbe, dem Tone einen Nachdruck, den ein schlechtes Bewußtseyn nur zum Theil, und nie gänzlich erkünsteln kann, und das mo-

ralische Schlechte, welches durchblickt, wird immer dem Zuhörer einen Argwohn einflößen, der seine Empfänglichkeit vermindert." — An einer andern Stelle seines Werkes sagt dieser Schriftsteller: „Selbst der Betrug, welcher so häufig von Volksrednern getrieben worden, beweiset, daß die Menschen nur durch sittliche Ideen gelenkt werden können; denn wodurch gelang es ihnen? Wahrlich nicht dadurch, daß sie sich unmittelbar an Habsucht und an Rache gewendet, und diese Leidenschaften zu entflammen gesucht haben; denn dadurch hat noch Niemand eine große Masse fortreißen können. Die Kunst der Volksverführer hat vielmehr von jeher darin bestanden, dem, was ihre besonderen Leidenschaften begehrten, den Schein zu geben, als sey es eine Forderung allgemeiner sittlicher Ideen. So haben die Demagogen in der Französischen Revolution nur dadurch so große Wirkungen hervorgebracht, daß sie ihre eigennützigen Absichten unter Recht, Staatswohl, das heißt, unter sittlichen Ideen verbargen, und sie mußten siegen" — Aber auch unterliegen, als das Volk zur Vernunft zurückkehrte, als sich die Aufwallung von Freiheit und Gleichheit gelegt hatte, und es klar einsah, daß es betrogen worden, indem es bei der Freiheit und Gleichheit sich des Hungers nicht erwehren konnte. — So suchte Robespierre durch die Macht der Ueberredung seine tyrannischen Handlungen in den Augen des Volkes von Seiten der Tugend darzustellen. Er sagt in einer Rede, die er kurz vor seinem Sturze im Jakobiner-Clubb hielt: „Die Freiheit ist verloren, und mit ihr jeder Bürger, der nur seinen Muth und seine Tugend für sich hat. Von allen Seiten sehe ich mich verläumdet, meine unschuldigsten Handlungen werden für Tyranneyen ausgerufen. Meine Vertheidigung liegt in meinem Gewissen; ich bedarf der Lobeserhebungen eben so wenig, als der Anhänger.

Von welcher Beschaffenheit kann das Verfahren der Freunde der Freiheit seyn, wenn sie sich in dem unseligen Wechselfall befinden, entweder das Vaterland zu verrathen, oder für Tyrannen, Unterdrücker und Blutmenschen ausgeschrien zu werden, wenn sie den Muth haben ihre Pflichten zu erfüllen, und die unterdrückte Unschuld einer fluchwürdigen Horde von Bösewichtern vorzuziehen, welche gegen die Freiheit conspiriren? Verrathet das Vaterland auf eine geschickte Weise, und alle Freunde des Volkes werden auf eure Seite treten. Vertheidiget die Sache der Gerechtigkeit, und ihr werdet kein Wort hervorbringen können, ohne für einen Tyrannen und Despoten ausgeschrien zu werden. Ruft die öffentliche Meinung an, und man wird euch für einen Diktator ausgeben. Meine Lage ist um so schrecklicher, da selbst meine Kollegen kein Bedenken tragen, dergleichen Verleumdungen zu verbreiten. Doch mögen sie thun was sie immer wollen, ich werde mir gleich bleiben, und die Freiheit und Gleichheit bis auf den letzten Augenblick vertheidigen." — Wer würde in dieser Rede, obgleich sie die Heftigkeit eines ergriffenen unruhigen Gemüths anzeigt, nicht die Rechtfertigung eines nach Pflicht Handelnden erblicken, und dennoch ist sie nach seinen Handlungen, die so offen gegen den Redner sprechen, nur Täuschung.

Ueberreiben, mit einem Lappen, einer Bürste, mit Bimsstein, Fischhaut, Schachtelhalm ꝛc., über einen Gegenstand fahren, um ihn glatt und eben zu machen. So überreibt der Bohner, Fr. Frotteur, hölzerne Möbel, Fußböden ꝛc., mit besonders dazu bestimmten Wachs- oder Bohnlappen (s. unter Bohnen, Th. 6, S. 142 u. f.); der Schuhmacher die Stiefel mit einer Bürste, um die darauf gebrachte Wichse zu vertheilen, zu verreiben, und den Stiefeln dadurch Glanz zu geben (s. unter Wichse und Wichsen). Ehe-

mals, als man noch die mit Wachswichse polirten Stiefel über die Beinkleider trug, besonders die sogenannten Kanonen oder Reiterstiefel, wurden solche, um die Wachswichse zu vertreiben, mit einem Polierholze überrieben, indem man die Stiefel über einen hölzernen Block (Stiefelblock) zog, und zuletzt wurden sie mit einer Bürste überfahren oder überrieben. So werden die Pferde mit Lappen, einer Kardätsche ꝛc. überfahren oder überrieben, um sie vom Schmutze und Staube zu reinigen; so überfährt der Tischler die rohen Möbel ꝛc. mit Schachtelhalm, Fischhaut, Bimsstein, um das Holz glatt und eben zu machen; es wird damit überrieben; s. auch den Art. Tischler und Tischlerey, Th. 185, S. 254.

Ueberreichen, über etwas reichen, im gemeinen Leben über etwas langen. Die Stange ist zu kurz, sie reicht nicht über. Die Platte reicht nicht über das Fußgestell. Die Stange oder Stütze reicht nicht über das Dach, geht nicht über das Dach hinaus. Etwas überreichen, es in Jemandes Hände reichen oder geben, wo es, nach Adelung, mehr Feierlichkeit voraussetzt, als übergeben, aber nicht immer den eigenthümlichen Besitz mit einschließt. So überreicht man Jemanden ein Gedicht, welches man auf ihn verfertiget, ein Buch, welches man ihm zugeeignet hat. Bei diesen Ueberreichungen geschieht der Akt der Ueberreichung immer auf eine feierliche Weise, und die Gegenstände werden auf das Zierlichste ausgestattet, z. B. wird das Gedicht mit schönen Lettern auf feines Velinpapier mit goldenem Schnitte gedruckt, oder auf farbiges Papier und bloß oder mit Einband. Das Buch mit einem zierlichen Einbande und mit goldenem Schnitte. So überreicht man einem Jubilar einen silbernen Pokal, ist es ein Staatsbeamter, dem seine Kollegen einen solchen Pokal oder einen andern werthvollen Gegen-

stand überreichen, so geschieht solches vermittelst einer Deputation aus seinen Kollegen, wobei Einer derselben eine Anrede an den Jubilar bei Ueberreichung des Pokals oder Bechers hält. So wird ihm ein Orden oder Ehrenzeichen von Seiten seines Fürsten für seine Verdienste durch einen dazu erwählten höheren Beamten überreicht. So überreicht man dem Landesherren eine Bittschrift, wenn man sie ihm ehrfurchtsvoll einhändiget. Jemanden einen Teller bei Tische, ein Glas Wein überreichen, wenn es auf eine wohlanständige Weise geschieht, und so auch die Ueberreichung. — Wenn man eine Eingabe oder eine Bittschrift dem Landesfürsten persönlich überreicht, so wird das Schreiben, wozu man einen Foliobogen nimmt, im Preußischen einen Stempelbogen, wie das Promemoria, nicht versiegelt, sondern nur zusammengelegt, und auf der Außenseite wird, statt der Aufschrift, bloß der Gegenstand der Eingabe und der Name des Eingebers oder Ueberreichers bemerkt; überreicht man aber die Eingabe nicht selbst, so wird sie in dem Formate, wie das Promemoria, versiegelt, das heißt, der Bogen, worauf die Eingabe oder Bittschrift geschrieben ist, wird, wie beim Selbstüberreichen, in Octav zusammengelegt, und zwar so, daß er von oben nach unten erst in Quart, und dann in Octav gebogen, und mit einem Umschlage, der ein längliches Viereck bildet, versehen und versiegelt wird. Besteht die Eingabe aus mehreren Bogen, die sich nicht gut in Octav zusammenlegen lassen, so werden die sämmtlichen Bogen, so wie sie in der Mitte gebrochen sind, nur einmal in die Länge zusammengelegt, und zu dem Umschlage wird ein ganzer Bogen genommen, dessen oberster und unterster Zipfel, weil sie nicht zusammenstoßen, jeder besonders gesiegelt werden.

Ueberreichung, s. den vorhergehenden Artikel.

Ueberreif, allzureif, mehr reif, als es nöthig oder dienlich ist. Es kommt beim Obste und bei den Feldfrüchten vor. Ueberreifes Obst, welches nicht mehr die gehörige Härte besitzt, sondern schon weich und geschmacklos zu werden anfängt, also eine Ueberreife hat. S. unter Obst, Th. 103, S. 443. — Bei den Feldfrüchten zeigt sich die Ueberreife auf gleiche Weise; man gebraucht hierbei auch die Wörter überständig und überzeitig. So auch die Ueberreife.

Ueberreiten, über Etwas reiten. Der Steg, die Brücke ist zu schmal, ich kann nicht überreiten. Einen Menschen, ein Thier überreiten, sie über den Haufen reiten, mit dem Pferde niederwerfen oder niederstoßen, welches aus Unvorsichtigkeit geschieht, auch durch die Ungeschicklichkeit des Reiters, auch wohl durch die Unvorsichtigkeit desjenigen selbst, der über- oder umgeritten wird, wenn er nämlich schnell vorläuft, oder dem Pferde vorüber läuft, so daß es der Reiter nicht mehr zurückhalten kann, wie es oftmals bei Kindern geschieht. Bei dergleichen Unglücksfällen wird immer der Reiter bestraft, weil es hier schwer zu ermitteln ist, durch wessen Schuld das Unglück geschehen ist, ob durch den Reiter, oder den Uebergerittenen; auch immer mehr die Schuld auf den Ersteren fällt, da er dem Vorübergehenden zurufen muß, wenn er nicht selbst mit dem Pferde ausbiegen oder halten kann. Auch muß derselbe, sobald er bemittelt, und derjenige, den das Unglück betroffen hat, arm ist, die Kurkosten bei Verwundungen, so auch die Zehrung bezahlen, und wenn dadurch der Tod herbeigeführt wird, so auch die Beerdigungskosten. Nach den Polizey-Gesetzen darf Niemand in den Städten auf den Straßen und öffentlichen Plätzen schneller, als im Trabe reiten. Beim Ausreiten aus den Thor-

wegen, auf den Brücken, in engen Gassen, beim Einbiegen in andere Straßen und Gassen, und überall, wo durch einen Zusammenfluß von Menschen der Weg verengt wird, ist es verboten, schneller, als im Schritte zu reiten. Bei der Beobachtung dieser Vorschriften wird so leicht kein Unglück durch Ueberreiten geschehen. — Von dem Feinde überritten werden: wenn die Kavallerie des Feindes schnell und unerwartet einen Angriff auf unsere Infanterie unternimmt, und sie mit den Pferden über- oder niederrennt, ehe sie sich in den Vertheidigungsstand setzen kann, und so umgekehrt, wenn man selbst diesen Chok durch seine Reiterei ausführen läßt. Ein solcher Angriff, der Alles über den Haufen wirft, kann nur unvermuthet geschehen, indem man auf dem Punkte keine Reiterei vermuthet, oder sie durch Absitzen von der Infanterie maskirt wird, sonst ist die Infanterie immer bereit sie zu empfangen. — So reitet man Jemanden über, wenn man ihm im Reiten zuvorkommt. Er überreitet den besten Reiter. — Ein Pferd überreiten, es im Reiten zu sehr angreifen. — Im Oberdeutschen sagt man auch: die Wege, einen Wald, ein Feld ꝛc. überreiten, zu Pferde die Aufsicht darüber führen, sie zu Pferde besichtigen, wofür im Hochdeutschen bereiten üblich ist. Daher sind daselbst die Ueberreiter solche vereidigte berittene Personen, welche über gewisse Gegenstände die Aufsicht führen, und im Hochdeutschen Bereiter heißen; versehen sie den Dienst bloß zu Fuße, so heißen sie daselbst Uebergeher. So hat man im Oesterreichischen Salzüberreiter und Salzübergeher, Wegeüberreiter, Wegebereiter, Wald- und Forstüberreiter ꝛc. In Wien werden gewisse Rumorwächter zu Pferde gleichfalls Ueberreiter genannt.

Ueberreiter, s. den vorhergehenden Artikel.

Ueberrennen, über den Haufen rennen. Ein Kind, ein Thier überrennen; s. auch Ueberlaufen. Das Rennen bezeichnet hier eine viel schnellere Bewegung, als das Laufen, mithin ist auch der Stoß heftiger, der auf einen Andern geschieht, wodurch er umgeworfen wird. — Jemanden überrennen, es ihm im Rennen zuvor thun.

Ueberrest, dasjenige, was von einem Gegenstande übrig bleibt, und welches man auch nur den Rest zu nennen pflegt. Der Ueberrest der Speisen bei der Mahlzeit. Der Ueberrest des Weines, der noch in der Flasche bleibt. Der Ueberrest einer Waare, was noch davon übrig ist. Der Ueberrest der Leinwand. Der Ueberrest eines Bauwerkes, die Ruine. Der Ueberrest von den Früchten, welche der Hagel abgeschlagen hat, die noch am Baume sitzen gebliebenen Früchte. S. auch den Art. Rest, Th. 123, S. 119. — Auch wird dieses Wort häufig von den Ueberbleibseln oder überbleibenden Theilen menschlicher todter Körper gebraucht, und gewöhnlich in der Mehrzahl: die Ueberreste, sterblichen Ueberreste eines Verstorbenen. Die theuren Ueberreste des Verstorbenen sind in die Gruft gesenkt oder in einem Gewölbe beigesetzt worden, in der edlern Sprache. Es vertritt hier die Stelle der Gebeine der Todten, worunter man den Knochenbau des menschlichen Körpers versteht. — In einem weitläuftigen Verstande versteht man unter Ueberresten die fossilen Gerippe von Thieren aus der Urwelt, so auch von fossilen Pflanzen resten daher; z. B. von Thieren Säugethieren, (Mammaliolithen), kommen vor: der Mammouth oder Riesenelephant, das Megatherium oder Großthier, welches dem Faulthiere gleicht, der Hydrarchos, ein riesenhaftes Seethier, der Leviathan (Leviathan Missouriensis), auch Sichelzahn (Missou-

rium Theristocautodon) genannt, das Ohiothier (Mastodon giganteum), der Riesenhirsch (Cervus giganteus) und viele andere nicht mehr bekannte Thiere, die man auch im Montmartre bei Paris gefunden hat; von Amphibien (Amphibiolithen); von Vögeln (Ornitholithen); von Fischen (Ichthyolithen); von Insekten und Käfern (Entomolithen); von Conchylien (Conchiten). Von Pflanzen oder Vegetabilien gehören hierher die Steinkohlen, Braunkohlen, die Dendrolithen ꝛc. ꝛc. — Auch kommen fossile Menschenknochen (Anthropolithen) vor. Alle diese Ueberreste einer Urzeit oder vorsündfluthlichen Zeit werden im Artikel Urweltliche Menschen-, Thier- und Pflanzen-Ueberreste, und unter Versteinerung vorkommen, da man sie hier nicht suchen wird; indem man unter Ueberresten hier Alles versteht, was noch etwas Sicht- und Fühlbares aus der noch bestehenden Körperwelt auch künstlich, ganz oder in Bruchstücken zeigt, also auch Aschenkrüge, Urnen und andere Gefäße, alle Ueberreste aus aufgegrabenen Städten, die seit Jahrtausenden verschüttet worden, kurz Alles, was sich nicht mehr als geschlossenes Ganzes aus seiner Vorzeit zeigt und seit Jahrtausenden von der Erde verschwunden war, auch jetzt nach dem Aus- oder Aufgraben oft in einer ganz andern Gestalt sich zeigt.

Ueberrieseln, über etwas sanft hinwegströmen, auch hinwegrollen. So rieselt ein Bach über Kieselsteine hinweg. So überrieselt eine Quelle einen grünen Abhang, wenn sie darüber fließt. Ein Schauer überrieselt den Körper, wenn er ihn durchzieht. S. auch Rieseln, Th. 123, S. 408.

Ueberrinnen, über ein gewisses festgesetztes Ziel der Höhe rinnen, wie Ueberlaufen, s. diesen Artikel.

Ueberrock, Fr. Surtout, Pardessus, ein Rock, den man über die ordentliche Kleidung zieht, um sie da-

durch vor der Witterung zu schützen oder sich selbst vor der Witterung und Kälte zu verwahren, daher ist der Ueberrock so gemacht, daß er bequem über die untere Bekleidung, bestehe sie nun in einem Frack, Oberrock oder in einem Kamisole oder Jacke gezogen werden kann. Er hat also einen doppelten Zweck, nämlich als Ueberzieher und als Oberrock zu dienen. Als Ueberzieher, wenn er über einen Leibrock oder sonst ein Leibkleid gezogen wird, um ihn in Gesellschaft abzuziehen, und sauber gekleidet zu erscheinen, oder bloß über eine Jacke oder Kamisol, um ihn anzubehalten, wenn man spazieren geht, oder ein Kaffeehaus ꝛc. besucht, indem man ihn bis an den Hals zugeknöpft oder auch ab- oder aufgeklappt tragen kann, um sich darunter mit Chemiset, Weste ꝛc. zu zeigen. Die Form oder der Zuschnitt richtet sich nach der Mode. Ein guter Ueberrock, der zugleich als Schutz gegen Witterung und Kälte dient, muß bis auf die Wade hinabreichen, gut über die Unterkleider anschließen, nicht zu weite Aermel haben, mit Kamelot, Orleans oder Seide gefüttert, dabei gut wattirt, und mit Rundschnur besetzt seyn. Kragen, Aufschläge, Knöpfe ꝛc. richten sich nach der herrschenden Mode, da der Kragenschnitt, so wie die Aufklappen, bald auf diese, bald auf jene Weise variiren; eben so die Taille bald kürzer, bald länger, bald enger, bald breiter getragen wird. Dergleichen Ueberröcke haben gewöhnlich die Taschen zu beiden Seiten, unter den Hüften mit Klappen, nicht hinten, wie man sie früher trug, und sie auch noch jetzt mitunter angefertiget werden. — Zu den Ueberröcken rechnet man auch die Pallitots oder Palletots, die Mackintosche, den Kutka, Kaputrock, Wellington, Carracas, Pilothrock, Nelsonrock, die Twine ꝛc. Diese Röcke, die theils anschließen, theils auch weit, ja mantelartig getragen werden, hinten offen, auch zu, mit geraden und schrä-

gen Taschen, von wasser- und nichtwasserdichtem Tuche, lassen sich hier nicht einzeln in Hinsicht ihrer Form beschreiben, da die Abweichungen von einander oft nur sehr unbedeutend sind, so wie die Namen nur zufällig. Hauptabweichungen sind der Anschluß und die Weite oder die enge und weite Form. Auch Länge und Kürze, Taschen, Kragen, Knöpfe ꝛc. kommen in Anspruch. — Nach einem Modenberichte, 1846, heißt es, besonders auf die Herbst- und Winterkleidung bezogen, da der Ueberrock doch eigentlich auch zu diesen gehört: „Nach den neuesten Pariser und Londoner Berichten über den Zustand der Wintermoden können wir uns nur entschließen, dem guten Geschmacke zu entsprechen, durchaus ganz ungezwungene Kleider zu tragen, welche aber von gutem Stoffe seyn müssen, und durch die Kunst eines guten Zuschneiders an Eleganz gewinnen. Die neuen Stoffe für Palletots zeichnen sich durch Elasticität und vielfache solide Farben besonders aus. Der ganze rockartige Palletot zum Ueberziehen markirt zwar alle Theile des Körpers am Besten, doch ist es keine behagliche und bequeme Tracht, man wird daher vorziehen, einen weniger anschließenden, twinähnlichen Pardessus in edler Ausstattung zu tragen, welcher ebenfalls mit zwei Reihen Knöpfen (von Drehseide in ovaler Form) bis oben geschlossen werden kann. Kragen und Aufschläge mittelbreit, mit Sammet bedeckt in passender Farbe, eben so an den Aermeln. Die äußern Kanten mit einer schmalen seidenen Borde besetzt. Außerdem werden Pilothröcke von ganz schwerem Stoffe dem guten Geschmacke nicht zuwider seyn. Die Taillen an jeder ganz und halb anschließenden Kleidung werden noch immer sehr lang getragen. An Gehröcken sind die Kragen und Aufschläge nicht breit, auch etwas gewölbt, mit ungezwungener Lage. Die Farben in verschiedenen Nüancen sehr dunkel gewählt.“ — Un-

ter Ueberrock und Ueberzieher machen Einige noch einen Unterschied, indem der Letztere bis zu den Knöcheln der Füße hinabreicht, der Erstere aber nur bis über das Knie oder bis zur Wade geht. Verschieden vom Ueberrocke ist der Oberrock, Gehrock, der ihm zwar in Allem gleicht, aber zierlicher ist; er ist vom feinsten Tuche, liegt am Körper an, geht nur bis an das Knie, und wird wegen seiner geschmackvollen Form auch in Gesellschaften getragen; er ist also ein Mittelding zwischen Ueberrock und Frack. S. auch Ueberkleid. — Was die Damen-Ueberröcke betrifft, so hat man sie von leichtem und schwerem Zeuge, in Seide und Wolle; die Frauen der unteren Volksklassen auch in Baumwolle und Leinen. Die Ueberröcke sind festansitzend, auch weit und offen zum Ueberschlagen, oder geschlossen, welches bei den festansitzenden der Fall ist; die Kragen mit Franzen und ohne Franzen besetzt; oder Palletotartig mit großen Kragen, so daß die Aermel eingesteckt werden können, indem ein solcher Ueberrock dann eine Enveloppe bildet. Schnitt, Kragen, Aufschläge und Besatz sind verschieden. Man trägt sie jetzt unter den gebildeten Ständen weniger, da die Mäntel, Bournous, Mantillen, Camails ꝛc. ꝛc. in Sammet, Seide und Wolle Mode sind.

Ueberrücks, Nebenwort, welches so wie hinterrücks, nur im gemeinen Leben üblich ist, über den Rücken. Jemanden überrücks ansehen, über die Achsel. Den Hals überrücks biegen, rückwärts; überrücks liegen, auf dem Rücken.

Ueberrumpeln, welches hauptsächlich nur in der Kriegskunst vorkommt; eine feindliche Stadt, eine Festung überrumpeln, sie unvermuthet und durch Geschwindigkeit überfallen und einnehmen; s. Ueberfall. Den Feind überrumpeln, ihn überfallen. Jemanden überrumpeln, ihm unvermuthet über

den Hals kommen, auch wenn es in freundschaftlicher Absicht geschieht. Man wird überrumpelt, wenn man zu etwas bewegt wird, ohne Zeit zu haben, die Sache gehörig zu überlegen, in welchem Verstande auch übertölpeln gebraucht wird, nur ist das Letztere niedriger. So auch die Ueberrumpelung.

Ueberrüsten, im Bergbaue, wenn man das Gerüst zu dem Haspel über einen Schacht aufrichtet. Man legt nämlich beim Anfange der Senkung eines Schachtes, starke Bäume über die gemachte Grube, und setzt darauf eine Haspelstütze, bis der Schacht mit der Zimmerung versehen worden, damit die Haspelstütze fest darauf stehen kann. So rüstet der Müller über, wenn er den Rumpf mit seinem Zubehör aufsetzt, im Gegensatze des Abrüstens.

Uebersäen, wenn man einen Acker mit zu viel Samen besäet; dann auch über die ganze Oberfläche mit Samen bestreuen. 1) Den Acker übersäen, besäen, und 2) den Acker übersäen, ihn mit zu vielen Samen besäen, oder zu viel Samen in denselben säen oder streuen. S. Säen, Th. 130, S. 1 u. f.

Uebersalzen, zu viel salzen, versalzen. Die Speisen übersalzen, ihnen zu viel Salz geben, wofür man jedoch lieber versalzen gebraucht. Uebersalztes Fleisch, Böckelfleisch, welches zu sehr oder zu stark gesalzen worden, und so auch übersalzte Fische ꝛc.

Uebersalzsäure, eine Benennung der oxidirten Salzsäure, Acidum oxy-muriaticum, Franz. Acide muriatique oxygéné. S. unter Salzsäure, Th. 135, S. 18 u. f. Hierher gehört nun noch: die überoxidirte Salzsäure, überoxigenisirte Salzsäure, Acidum muriaticum hyperoxigenisatum, Fr. Acide muriatique suroxigéné, s. daselbst, S. 32 u. f.; die überoxidirte gasförmige Salzsäure im zweiten

Grade, Acidum muriaticum hyperoxigenatum secundi gradus, Fr. Acide muriatique suroxygéné du second dégré, s. daselbst S. 37 u. f.; die überoxidirte Salzsäure im Minimum, Acidum muriaticum hyperoxigenatum in minimo, Fr. Acide muriatique suroxigéné au minimum, daselbst, S. 38; die überoxidirte Salzsäure im Maximum, Acidum muriaticum hyperoxigenatum in maximo, Fr. Acide muriatique suroxigéné au maximum, s. das., S. 39. — Das überoxidirte salzsaure Kali, Kali muriaticum hyperoxigenisatum, Fr. Kali muriatique suroxigéné, s. Th. 133, S. 600 u. f.; das überoxidirte salzsaure Natrum, Natrum muriaticum hyperoxigenisatum, Fr. Muriate de soude suroxigéné; s. Theil 134, S. 51 u. f. Das überoxidirte salzsaure Ammonium, s. unter Salzsäure, Th. 135, S. 36 u. f.; das überoxidirte salzsaure Thonerdensalz, die überoxidirte salzsaure Alaunerde, s. Salz (Thonerde-), Th. 134, S. 270 u. f.; das überoxidirte salzsaure Baryterdensalz, s. unter Salz (Schwererden-), das. S. 163; die überoxidirte salzsaure Kalkerde, s. Th. 133, S. 660 u. f.; die überoxidirte salzsaure Strontianerde, s. Th. 134, S. 211; das überoxidirte salzsaure Queckſilber, s. das., S. 119 u. f.; das überoxidirte salzsaure Silber, s. daselbst, S. 187 u. f.

Uebersatt, mehr als satt, vom Genusse der Speisen und Getränke, wenn man damit so gesättiget worden, daß man nichts mehr herunter zu bringen vermag. Man gebraucht es auch von andern Genüssen, die durch eine zu heftige Begierde zur Leidenschaft geworden sind. Tanz, Spiel und die Ausschweifungen in

der Liebe übersatt haben, so gesättiget davon seyn, oder so sehr in deren Genuß geschwelgt haben, daß man nichts mehr davon wissen mag. Ein Schauspiel übersatt haben, wenn es so oft vorgekommen ist, daß man es nicht mehr zu sehen wünscht. Das Dudeln übersatt haben, das schlechte Spielen oder Blasen eines Instrumentes. — In der Malerey ist eine übersatte Farbe, eine Farbe, die zu viel Tiefe hat, zu dunkel ist. — Das Zeitwort übersättigen wird in demselben Verstande gebraucht; s. auch den folgenden Artikel.

Uebersättigung, in der Chemie, wenn ein Auflösungsmittel so viel von dem aufzulösenden Körper aufnimmt, als es davon aufzunehmen vermag, so sagt man es sey davon übersättiget. Die neuern Chemisten nehmen in diesem Sinne die Uebersättigung nicht an, sondern bloß die Sättigung (Saturatio). Denn jeder Körper nimmt von dem andern in der Verbindung nur eine gewisse Menge auf; daher findet bei jeder Auflösung eine gewisse Grenze Statt, über welche hinaus keine Vereinigung weiter fortgeht; oder das Auflösungsmittel nimmt nur eine bestimmte Menge des aufzulösenden Körpers auf, und hat es von demselben nur so viel aufgenommen, als es davon aufzunehmen vermag,, so sagt man es sey gesättiget (saturatum); die Grenze dieser Vereinigung selbst heißt der Sättigungspunkt (Punctum saturationis). Berthollet nennt jedes bestimmte Verhältniß zweier einander entgegenwirkender chemischer Massen nach ihrer vollendeten wechselseitigen Einwirkung aufeinander einen Grad der Sättigung. Wenn demnach 1000 Theile des Stoffes A mit einem Theile des Stoffes B in Verbindung getreten sind, und ihre wechselseitige Einwirkung vollendet haben; so ist eben so gut ein Grad der Sättigung eingetreten, als wenn 1000 Theile von A mit

2, 3, 4, 5 und mehr, oder mit 1000 Theilen von B in Verbindung getreten wären. Die Sättigungsverhältnisse zweier Stoffe sind daher eben so unzählig, als ihre möglichen Mischungsverhältnisse. Gleiche Grade der Sättigung oder einerlei Sättigungsverhältniß haben zwei Mischungen, wenn das Vehältniß der einander entgegen wirkenden chemischen Massen gleich ist. Sie lassen sich nur bei solchen Verbindungen zweier Stoffe erkennen, die dadurch in den Zustand der Neutralität übergehen; ein Zustand, in welchem kein Uebergewicht der Affinität oder Verwandtschaft des einen oder des andern Mischungstheiles Statt findet, oder durch physische Mittel nicht erkannt werden kann. Die Neutralität der Salze wird insbesondere durch physische Kennzeichen, besondere Krystallisationsformen, verlorene Fähigkeit der Bestandtheile, Pflanzenfarben zu ändern ꝛc. angezeigt. Bei andern Mischungen fehlen dagegen ähnliche Kennzeichen, und es ist deshalb nicht allein schwierig ihre Neutralität, sondern auch ihre Sättigungsgrade bestimmt anzugeben. Zwei Mischungen, eine aus 100 Theilen Schwefelsäure und Kali, die zweite ebenfalls aus 100 Theilen Schwefelsäure und Natron, beide bis zur Neutralität gesättiget, haben ein gleiches Sättigungsverhältniß, weil in beiden gleiche chemische Massen (= 100 Theilen Schwefelsäure) entgegenwirken und zur Ruhe gebracht sind. Eine neutrale Verbindung ist demnach immer eine gesättigte, aber eine gesättigte nur in dem Falle eine neutrale, wenn sie weder den Charakter des einen, noch des andern Mischungstheiles an sich trägt. Gleiche Grade der Sättigung, die zwei Stoffe B und C durch eine bestimmte mechanische Masse eines dritten Stoffes A anzunehmen fähig sind, bestimmen ihre Sättigungsempfänglichkeit (Kapacität) für denselben, und man sagt: der Stoff B habe für den Stoff A eine größere Sättigungsem-

pfänglichkeit als C, wenn er mit einer geringeren Menge denselben Grad der Sättigung von A bewirkt. Ein gleicher Grad der Sättigung von 100 Theilen Schwefelsäure wird durch 165 Theile Natron oder durch 215 Theile Kali bewirkt; Natron besitzt demnach eine größere Sättigungsempfänglichkeit für die Schwefelsäure, als Kali. Je mehr demnach die bestimmte Masse eines Stoffes C in Vergleichung mit derglei-chen Masse eines andern B, von einem dritten A in einen gleichen Grad der Sättigung versetzen kann, desto größer ist sein Sättigungsvermögen zu A. Die Erfahrung lehrt daher, daß alle Stoffe zu einem jeden bestimmten ein verschiedenes Sättigungsvermögen be-sitzen, und umgekehrt, daß jeder Stoff zu allen übri-gen ebenfalls ein verschiedenes äußeren. So sättigen z. B. 100 Theile Natron 72,7 Theile, hingegen 100 Theile Kali nur 46,5 Theile Schwefelsäure zu einem gleichen Grade. Natron besitzt daher ein größeres Sättigungsvermögen zur Schwefelsäure, als Kali. Die größere oder geringere Sättigungsempfänglich-keit zweier Stoffe gegen einen dritten wird auch da-durch ausgedrückt, daß man demjenigen Stoffe unter zweien eine nähere Verwandtschaft, als den andern gegen einen dritten beilegt, dessen Sättigungsempfäng-lichkeit am geringsten ist, oder, von welchem sich die größte Menge mit dem dritten bei gleichem Sätti-gungsgrade verbindet. In diesem Sinne ist Kali der Schwefelsäure näher verwandt, als Natron, weil sich bei gleichem Sättigungsgrade eine größere Menge mit derselben verbindet. Demnach bringt von gleichen Massenmengen zweier Stoffe, die des näher verwan-ten eine geringere Masse von einem dritten Stoffe zu gleichen Sättigungsgraden, als der entfernte ver-wandte. Kali ist daher der Schwefelsäure näher verwandt, als Natron. Dieses sind die neuern An-sichten über das Sattigungsverhältniß in der Chemie;

nach welchem es bloß Sättigung ist, wenn ein Körper von dem andern nicht mehr aufzunehmen vermag, welches in andern Verhältnissen Uebersättigung heißt. Denn wenn man z. B. in der Gastronomie oder Leckersucht den Magen so überladet, daß er nichts mehr annehmen will, man eine Unbehaglichkeit verspürt, so heißt dieses Uebersättigung, der Magen ist nämlich mehr, als gesättiget, weil man eine Unbehaglichkeit empfindet, dieses wäre nun, der neuern Chemie zu Folge, hierin nicht der Fall, wenn ein Körper durch den andern so gesättiget wird, daß er nichts mehr aufzunehmen vermag; er wäre dann nur gesättiget, und wiese das Ueberflüssige von sich.

Uebersatz, Aufsatz, dasjenige, was über einen andern Gegenstand gesetzt wird, wo es jedoch nur in einigen Fällen vorkommt, weil in den meisten übrigen Aufsatz gebräuchlicher ist. So werden in der Schifffahrt diejenigen Theile oder Stücke, welche übereinander gesetzt werden, und dann den Mastbaum ausmachen, mit einem allgemeinen Namen Aufsätze, noch häufiger aber Uebersätze genannt. Jeder derselben hat aber wieder seinen besondern Namen: so heißt der erste Uebersatz des Mittelmastes die große Stenge, der zweite die große Bramstenge; der erste Uebersatz des Fockmastes die Vorstenge oder Fockestenge, und der zweite die Vorbramstenge; der Uebersatz des Besanmastes die Kreuzstenge und des Bugspriets die Bugstenge oder Blindstenge, blinde Stenge. — In der Baukunst ist der Uebersatz Aufsatz oder die Attike, Fr. l'Attique, ein niedriges oder halbes Geschoß oder Stockwerk auf einem ganzen oder höhern, nach der ehemaligen Bauart in Athen. In der heutigen Baukunst kommen zweierlei Uebersätze oder Attiken vor. Man macht sie entweder über dem Hauptgesims, so daß sie mehr zu dem

Dache, als zu dem eigentlichen Gebäude, den Geschossen oder Stockwerken gehören, oder man setzt sie unter das Hauptgesims, so daß sie ein wirkliches Geschoß oder Stockwerk ausmachen. Von der ersteren Art ist es herzuleiten, daß ein über dem Hauptgesims stehendes Geländer auch Uebersatz oder Attike genannt wird, nämlich ein steinernes Geländer, welches das Gebäude entlang läuft, wenn es in einer Straße zwischen andern Häusern steht, oder um das Gebäude herum, wenn dieses eine Ecke bildet, oder ganz frei steht. Eine solche Attike schließt das Dach ein, ist ungefähr 2 Fuß und darüber hoch, und oben $1\frac{1}{2}$ Fuß und darüber breit, so daß die Fläche eine das Gebäude entlang laufende Platte bildet, worauf man verschiedene Gegenstände setzen und befestigen kann, z. B. Kasten oder Kübel mit Gewächsen, Kasten zum Bleichen des Leinöls, kurz zu allen dergleichen Gegenständen, wozu man die Sonne und freie Luft nöthig hat. Damit die Nässe von dem Regen und Schnee nicht in die Gebäude ziehe, so ist der Bodenraum zwischen dem Dache auf der Attike mit Eisenblech belegt, und unten, das Dach entlang, eine blecherne Rinne angebracht, welche das Wasser nach der Straße ableitet. Der sich im Winter auf dem Fußboden ansammelnde Schnee beim starken Schneyen muß jedesmal mit einer Schippe auf die Straße herabgeworfen werden. Die Rinne kann man von außen, des Rostes wegen, mit einer Oelfarbe, aus rothem Bolus oder Englischem Roth und gekochtem Leinöle bestehend, anstreichen. — Man nennt einen ganz herumgehenden Uebersatz denjenigen, der um das ganze Gebäude geht, da man auch solche macht, die nur über einem Theile der Hauptseite stehen. Der eigentliche Uebersatz oder die Attike des Hauptgebäudes, bei großen Gebäuden: Palläſten, Schlössern ꝛc., wird über das Hauptgeschoß gesetzt, wenn man nicht

zwei volle Geschosse braucht, er wird dann halb so hoch, als das Hauptgeschoß, gemacht, und erhält daher auch den Namen Halbgeschoß. Wenn man bei einem Gebäude hinlänglichen Raum sich auszudehnen hat, so kann man alle Hauptzimmer in ein Geschoß zusammen bringen, und die geringeren oder kleineren Zimmer für die Dienerschaft, auch zum eigenen Gebrauche für verschiedene Verrichtungen, kann man in einem Halbgeschosse über dem Hauptgeschosse anbringen, wodurch auch das Gebäude von außen ein schönes Ansehen erhält, indem es nicht zu hoch, und das schöne Ansehen des Hauptgeschosses durch den Gegensatz der Attike noch vermehrt wird. Setzt man die Attiken über oder auf die mittleren Vorsprünge (Risalits) der Gebäude, so werden sie mit einem Fronton bedeckt, welches auch geschieht, wenn das Halbgeschoß sich auf dem Hauptgesims befindet. Nach den Regeln der Baukunst, will man die Attike nicht über dem Hauptgesims dulden, weil sie sich wie von dem Gebäude abgeschnitten ausnimmt; indessen kommt Alles auf die Lage und die Construktion des Gebäudes selbst an, um auch diese Abweichung gut zu finden. Denn oft würde, nach dem Verhältnisse der Breite des Hauses, der Vorsprung kein gutes Verhältniß der Breite zur Höhe erhalten, wenn man das Fronton gleich auf die dritte Etage setzen wollte, und wenn der Vorsprung nur sehr wenig hervorsteht, um den Raum in der Straße nicht zu versperren, so würde dann auch das Dachgesims über den Vorsprung vorstehen, sobald der Letztere glatt in die Höhe geführt worden; um nun dieses zu vermeiden, wird das Dachgesims fortgesetzt, und über dasselbe das Halbgeschoß im Vorsprunge gesetzt, wodurch es etwas Gefälliges erhält, besonders wenn alle übrigen Eintheilungen der Façade vollkommen symmetrisch sind, wodurch ein Gebäude bei aller Einfachheit, doch nett aussieht. Auf

das Fronton kann man eine Vaſe oder eine Bildſäule ſtellen. — Man macht auch zuweilen eine Attike zwiſchen zwei Hauptgeſchoſſen oder hohen Stockwerken, damit die Bedienten ihre Wohnungen über den Zimmern der Herrſchaft in dieſer Attike nehmen können. Wenn bei Prachtgebäuden Attiken über das Hauptgeſchoß geſetzt werden, ſo müſſen da, wo Säulen und Pilaſter angebracht worden, z. B. bei Portalen ꝛc., dieſe bis an das Hauptgeſims gehen, weil es, wie ſchon oben bemerkt worden, nicht Regel iſt, daß die Attike durch ein Geſims oder Gebälke von dem Hauptgeſchoſſe getrennt iſt. In Italien findet man ſie vielfältig an Palläſten und Villen der Vornehmen. Wenn dergleichen Attiken nicht gut angebracht oder zu hoch ſind, ſo ſchaden ſie dem Anſehen des Gebäudes in etwas, obgleich ſie ſehr bequem ſind, und deshalb eine Empfehlung bei Palläſten, Schlöſſern und andern Prachtgebäuden verdienen, wenn ſie nämlich ſo angebracht werden können, daß ſie der Schönheit, der Symmetrie und Eurhythmie, des Ganzen keinen Nachtheil bringen. — Man bringt auch Attiken auf Ehrenpforten, auch auf den Pforten der Thore an, weil ſich Aufſchriften oder Inſchriften (Inſcriptionen), Malereyen, Basreliefs ꝛc. ſehr gut daran anbringen laſſen. Auf den Pforten der Thore gereicht ſie zu beſonderem Schmucke derſelben, wenn nämlich die Höhe der Attike gegen die Höhe der Pforte gut proportionirt iſt; deshalb will auch die von Michael Angelo zu Rom auf eine Pforte am Ende der Flamminiſchen Straße geſetzte Attike, welche drei Achtel von der Höhe der darunter ſtehenden Doriſchen Ordnung hat, Kennern nicht gefallen, weil ſie gegen die Ordnung unter ſolcher zu hoch iſt. Auf der Hauptthür des Kardinal Farneſe Pallaſt zu Caprarola ſetzte Vignolo eine Attike, die er rings um das Gebäude gezogen; das Fußgeſims bemerkt den Fußboden des erſten Stockes

und das Kranzgesims die Fensterbrüstung ꝛc. S. auch den Art. Entresol, Th. 11, S. 76. Einige halten Entresol und Attike für gleichbedeutend, Andere trennen sie, und verstehen unter Entresol auch die niedrigen Zimmer über einem Thorwege oder dem zwischen dem Thorwege und dem ersten Stockwerke, wenn das Parterre nicht als Stockwerk gerechnet wird, abgeschlagenen niedern Raum, in welchem man sich nur gebeugt bewegen kann, und der zum Schlafen, auch zur Aufbewahrung von Mobilien ꝛc. dient.

Ueberschallen, an lautem Schalle übertreffen. Eine Glocke überschallt das ganze Gebäude, wenn sie überall darin gehört wird. S. auch Schall, Th. 140, S. 83 u. f.

Ueberschar, Oberschar, im Bergbaue, s. Oberschar, Th. 103, S. 155. Nach Adelung soll Ueberschar in so fern richtiger seyn, wenn ober oder über hier etwas bedeutet, das übrig bleibt. — Die Ueberschar ist eigentlich ein Stück unvermessenes oder freies Feld, welches zwischen der Markscheide zweier gegeneinander messenden Zechen oder zwischen dem gemutheten Felde und dem Gegentrum, oder der Mitte des Erbflusses und Gegentrums übrig bleibt, und nicht so viel beträgt, daß eine Maße oder Wehr eingebracht werden kann; daher es im erstern Falle zwischen beiden Zechen getheilt, im Letztern aber der Zeche, welche auf der Seite des Flusses, wo die Ueberschar ist, liegt, zugeeignet und verliehen wird.

Ueberscharf, mehr als scharf, übermäßig scharf, allzu scharf. Man braucht es sowohl von verschiedenen Instrumenten, als auch von scharfen Flüssigkeiten. So sagt man das Messer ist überscharf, mehr als scharf, so daß man sich beim Schneiden damit in Acht nehmen muß, damit man sich nicht verletzt, oder in den Gegenstand, den man damit schneidet, nicht zu tief einfährt; und so auch bei anderen schneidenden

Justrumenten, z. B. Beilen, Sensen ꝛc. Der Essig ist überscharf, wenn er eine große Schärfe besitzt. So ist der Möstrich überscharf, wenn er mit sehr scharfem Weinessig gemacht worden.

Ueberschatten, ganz mit seinem Schatten bedecken, welches nach Adelung mehr ist als beschatten. In diesem Sinne würde es nur größtentheils in der Bibel vorkommen. Eine Wolke überschattete sie. (Matth. 17, 5.) Sein Schatte überschattete ihrer etliche. (Apostg. 5, 15.) Die Cherubim überschatteten den Gnadenstuhl. (Ebr. 9, 5.) Von der Empfängniß Christi heißt es figürlich, Luc. 1, 35: Die Kraft des Höchsten wird dich überschatten, ihre Gegenwart in dir auf eine merkliche Weise offenbaren. Adelung führt in seinem großen Wörterbuche der Hochdeutschen Mundart keine weiteren Beispiele von überschatten an, obgleich es noch in mehreren Fällen gebraucht wird. So überschattet die Erde den Mond, wenn sie zwischen ihn und die Sonne tritt, wodurch die Mondfinsterniß entsteht, und so überschattet der Mond die Sonne, wenn er zwischen sie und die Erde tritt, woraus eine Sonnenfinsterniß erfolgt. — So überschattet der Baum einen Ruheplatz, wenn er seine belaubten Zweige darüber ausbreitet ꝛc. So auch die Ueberschattung.

Ueberschätzen, eine Sache höher schätzen, als sie werth ist. Das Ueberschätzen geschieht nur bei Sachen von denen man keine hinlängliche Kenntnisse ihres Werthes besitzt, und daher denselben auch nicht bestimmen kann, z. B. bei Galanterie- und Quincaillerie-Waaren, Edelsteinen, besonders wenn sie geschliffen und gefaßt worden, weil sie nach dieser Arbeit auch einen weit höheren Werth erhalten, als sie roh oder ungeschliffen haben, Naturalien, Kunstgegenständen ꝛc. So

auch bei gebrauchten Sachen, wenn sie zum Verkaufe aus freier Hand oder auf Auktionen vorkommen, deren Werth, als sie neu waren, man nicht kennt, also auch nicht im Stande ist, nach ihrer Abnutzung oder ihrem Gebrauche denselben zu bestimmen. Man kann hier leicht die Waare oder das Produkt zu seinem Schaden, wenn man es selbst kaufen will, oder zum Schaden eines Anderen, der sich beim Kaufen auf unsere Schätzung verläßt, überschätzen; man kann aber auch darunter gehen, weit weniger bieten, als sie werth ist. — So überschätzt man auch oft die Kräfte eines Menschen in der Arbeit, z. B. beim Graben, Tragen, Sägen, Hauen, bei einer Kopf- oder Geistesarbeit, indem man mehr von ihm verlangt, als er thun oder leisten kann, welches Mangel an Einsicht und Erfahrung verräth, weil man Kraft und Zeit nicht zu beurtheilen versteht; denn wer selbst je etwas derartiges übernommen hat, um seine Kräfte bei einer Arbeit zu prüfen, wird auch von Andern nach Verhältniß ihrer Körper-Constitution nicht mehr verlangen, als sie leisten können; ja selbst dem Arbeitsviehe nicht mehr Last auflegen, als es tragen, oder, vor einen Wagen gespannt, ziehen kann, auch wissen, daß bei jeder Arbeit Erholung und Ruhe zwischen seyn muß. Oft findet man, dem Anscheine nach, eine Sache leicht, und überschätzt daher die dazu erforderlichen körperlichen oder geistigen Kräfte, wenn man sich aber selbst daran macht, so findet man die Schwierigkeiten, die sich Einem entgegen stellen, und welche die Arbeit nicht nur verzögern, sondern auch ihre Ausführung schwer machen. So auch die Ueberschätzung. — Die Ueberschätzung bei einer Auflage, Steuer, wenn bei derselben der Steuersatz zu hoch angeschlagen worden, so daß er die Produzenten und Consumenten, die ihn zu tragen haben, drückt, und diese sich darüber beschweren. Lueder sagt: „Abgaben und mit un-

serm Wohlstande und unserer Kultur steigende Abgaben sind unvermeidlich. Unsere Herrscher können ihren hohen Beruf nicht erfüllen, ohne Abgaben einzuheben; und das Volk, das sich weigerte, Abgaben zu entrichten, würde den Staat auflösen. Es ist also Pflicht der Herrscher, Abgaben zu erheben, und Pflicht der Unterthanen, sie zu entrichten. Alle Forderungen werden befriediget, wird das Besteuerungsrecht nach den Gesetzen der Gerechtigkeit von den Herrschern ausgeübt: das heißt, wird dem Volke nicht mehr abgenommen, als zur Erreichung des Zweckes des Staates erforderlich ist, und dazu wirklich verwandt wird, und wird das, was das Volk entrichtet, ihm auf die möglichste beste Art abgenommen. Ist nun Freiheit und Sicherheit der Zweck des Staates, dessen Erreichung wegen, Abgaben gefordert und entrichtet werden, so hängt der Grad der Freiheit bei jedem Volke doch nur von dem Aufwande ab, den es auf Sicherheits-Anstalten verwenden kann. Dieser Aufwand richtet sich nach dem jährlichen Einkommen, und dieses Einkommen war und ist in verschiedenen Ländern sehr verschieden, und weil es das ist, so kann jedes Volk auch nur in einem gewissen Grade Freiheit und Sicherheit genießen. Strebt nun ein Herrscher einem Ideale der Freiheit nach, das nur bei einem größern Einkommen, als die Unterthanen besitzen, erreicht werden kann; setzt der Herrscher dem gemäß die Abgaben fest, und verwendet er auch mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit die Staatseinkünfte, so wird die Sicherheit nicht zu-, sondern abnehmen. Man ist über das natürliche Maaß hinausgegangen; ein Theil der Abgaben wird nun dem Fond für Produktive entzogen, und mit diesem Fond vermindert sich das Einkommen und das Vermögen des Volkes, das ferner für seine Sicherheit aufzuwenden, was es bisher bei einem größeren jährlichen Einkommen dafür

aufwenden konnte. Litt ein Volk Finanzdruck, so waren es gewöhnlich unglücklich gewählte Abgaben, die seinen Wohlstand niederhielten, verminderten oder in Armuth verwandelten. S. auch unter Staatswirthschaft, Th. 167, S. 281 u. f.' — Es ergiebt sich hieraus, daß eine Ueberschätzung der Einwohner eines Staates in Hinsicht der Abgaben, nachtheilig auf das Volk, wie auf den Staat wirken muß. Wo daher das Volk wegen einer Auflage murrt, unzufrieden mit derselben ist, da ist es auch nöthig, daß die Regierung die Beschwerde untersuchen läßt, um so mehr, wenn viele einzelne Beschwerden gegen dieselbe einlaufen, sich Dieser oder Jener für zu hoch besteuert angiebt, oder um Erlaß oder doch Verminderung der Steuer bittet. In Ländern, wo eine mäßige Lebhaftigkeit der Gewerbe Statt findet, sollen nach einigen staatswirthschaftlichen Schriftstellern 5 bis 6 Prozent wohl am sichersten anzusetzen seyn; allein man frägt hier: was heißt eine mäßige Lebhaftigkeit der Gewerbe, oder wie mittelt man das Maaß oder den Grad der Lebhaftigkeit der Gewerbe aus? Wer bestimmt das rohe, wer das reine Einkommen der Nation! — Eine Ueberschätzung ist daher leicht da möglich, wo man von dem Zustande der Gewerbe und des Handels, überhaupt von der Produktion und dem Verkehre des Volkes keine richtige Uebersicht hat.

Ueberschätzung, s. den vorhergehenden Artikel.

Ueberschauen, über etwas schauen oder sehen. Die Mauer ist zu hoch, ich kann nicht überschauen. Als ein thätiges Zeitwort wird es wie übersehen gebraucht. Die Stadt von einem Berge überschauen. Eine weite Ebene nicht überschauen können. Seine Laufbahn überschauen, überschauen, was man für Begebenheiten erfahren, und welche Schicksale, Freuden,

und Leiden, man durchgemacht hat; so auch die Ueberschauung. S. auch den Art. Schauen, Th. 140, S. 549 u. f.

Ueberscheide, die Scheide, auch das Futteral, welche über einen Gegenstand gezogen wird, so zieht man Handschuhe über die Hände, ein Futteral über einen Regenschirm ꝛc.

Ueberscheinen, den Schein über einen Gegenstand, der Höhe nach, werfen. So überscheint der Mond in der Nacht die Erde, wenn er seinen Schein darüber wirft. So werfen die Gasflammen in den Laternen ihren Schein über einen Platz, wenn sie ihn erleuchten.

Ueberschicken, einen Gegenstand an einen Andern schicken. So überschickt man Briefe, Waaren, Gelder. So auch die Ueberschickung. In der edleren Schreibart übersenden.

Ueberschieben, über eine Bahn schieben. Eine Karre, Schiebkarre, über eine Bahn schieben, sie vor sich darüber hinschieben. — So schiebt man beim Kegelspiele die Kugel über die Bahn, wenn man sie so wirft oder schiebt, daß sie seitwärts über die Bahn geht.

Ueberschießen, über etwas schießen, kommt in mehreren Bedeutungen vor: 1) Ueber etwas schießen. Die Wand ist zu hoch, man kann nicht überschießen, besser darüber. 2) Der Leithund schießt über, bei dem Jäger, wenn er aus Hitze über die Fährte hinschießt oder eilt, ohne solche zu bemerken. So überschießen die Parforcehunde, auch andere Hunde die Fährte wenn sie darüber hinjagen und davon abkommen. So überschießt ein Pferd den Zielpfahl, wenn es beim Wettreiten darüber hinausjagt. — 3) So schießt der Buchdrucker über, wenn er mehrere Bogen über die Auflage, welche be-

stimmt worden, abdrucken läßt. Fünfzig Exemplare überschießen. — 4) Geld überschießen, beim Wechsler und Kaufmann, wenn er das Geld auf dem Zähltische oder Geldtische aus den Düten oder Rollen, die er erhalten hat, noch einmal überzählt, und solches Schußweise geschieht, z. B. 10 Rthlr. Cour. in funfzehn Schuß, jeder Schuß enthält vier $\frac{1}{6}$ Stücken. Eben so, wenn er die Loosung oder tägliche Einnahme an baarem Gelde überzählt, um sie in Düten oder Rollen zu bringen, wo zehn Thaler in Silbergroschen 60 Schuß ausmachen, 5 Sgr. auf einen Schuß. Dieses Schießen des Geldes geschieht bei den Kassirern mit besonderer Fertigkeit und Schnelligkeit, indem nur die Schüsse gezählt werden, die er jedesmal aus der mit Geld gefüllten Hand thut, indem das Geld dazu in verschiedenen Körben auf dem Tische steht, nämlich in $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{12}$ Thalerstücken und in Silbergroschen, die Ersteren werden in Rollen zu 10, 20 und 50 Thalern, und die Letztern in Päckchen oder Düten zu 5 und 10 Thalern gethan. — 5) Ueber etwas hinschießen, bei den Jägern, überschießt man ein Wild, wenn man darüber hinschießt, ohne es zu treffen. Eben so überschießt man das Ziel, wenn man über eine aufgestellte Scheibe, statt hinein zu schießen, darüber hinaus schießt. — 6) Sich überschießen, mit dem Leibe über Kopf hinschießen oder fallen, im gemeinen Leben sich überpurzeln.

Ueberschiffen, über ein Wasser schiffen, wofür man im gewöhnlichen Leben auch das Wort übersetzen gebraucht, wenn es von einem Ufer zu dem andern geschieht. Eine Meerenge, den Kanal, einen Fluß überschiffen. Auf einem Dampfschiffe nach England überschiffen. Personen von Calais nach Dover überschiffen. Waaren über-

schiffen, über einen Fluß. Personen mit einer Fähre übersetzen; mit einem Kahne übersetzen, wenn es nahe ist, von einem Ufer zu dem andern, z. B. bei einem Brückenbaue mit einem Kahne über den Fluß setzen; dagegen überschifft man einen Kanal, eine Meerenge ꝛc. Truppen überschiffen. S. auch den Art. Schiffen, Th. 143, S. 457.

Ueberschlächtig, s. Oberschlächtig, Th. 103, S. 156.

Ueberschlag, der Zustand, da ein Ding überschlägt, doch nur in einigen Fällen und ohne Mehrzahl. So pflegt man 1) zuweilen die Neigung der Zunge in der Wage nach einer Seite hin den Ueberschlag zu nennen. — 2) Im Geschäftsleben oder Verkehr, heißt einen Ueberschlag machen, sich eine Sache berechnen, ob man sie ins Werk setzen kann. So macht man einen Ueberschlag bei einem auszuführenden Baue wegen der Kosten desselben; ob man nämlich das hinlängliche Kapital dazu besitzt, und auf welche Weise man das noch fehlende Geld herbei schaffen kann, wozu dann der Bauanschlag dient, den man sich, z. B. zu einem neuen massiven Wohnhause, von einem Condukteur oder Mauermeister machen läßt. Wenn ein Bauherr oder der Unternehmer eines Baues einigermaßen Kenntnisse von dem zu einem Baue nöthigen Gegenständen hat; wenn er die dazu nöthigen Materialien weiß, so kann er von jedem beim Baue betheiligten Handwerker eine Berechnung von seiner zu liefernden Arbeit oder seinen Arbeitsstücken fordern, und daraus einen Bauanschlag selbst entwerfen, um darnach einen Ueberschlag wegen der Kosten zu machen. Man muß aber mit Bauten schon sehr vertraut seyn, um nach einen selbst angefertigten Bauanschlag den Bau zu unternehmen, da dabei

noch Manches zu berücksichtigen ist, welches nur dem Manne vom Fache sich entschließt, obgleich auch dieser manchmal bei der Berechnung eines Baues fehlen kann, da unvorhergesehene Umstände wohl Manches ändern. Uebrigens geschieht es nicht selten, daß man in Privatangelegenheiten, ohne alle Ueberschläge Bauten übernimmt, und sie oft mit Schaden und großen Verlust ausführt. Ueber die Bauanschläge, s. den Art. Bauanschlag. Th. 3, S. 604 u. f. — So macht ein Landgutskäufer, oder ein Pachter, einen Ueberschlag nach dem Inventarium der Pertinenzien und des Beilasses des Landgutes wegen des Kauf- oder Pachtpreises in Bewirthschaftung des Gutes, ob es für den angebotenen Preis zu kaufen oder in Pacht zu nehmen ist. S. Pacht-Anschlag, Th. 106, S. 1 u. f. — Der Ueberschlag, Franz. Calcul, bei der Handlung, ist von der Calculation oder Waarenberechnung noch verschieden. Man versteht darunter die Berechnung, was ungefähr eine Waare, wenn man sie kommen läßt, bis zur Stelle kosten würde, wenn man Alles in Anschlag bringt, oder auch wie solche nach ihrer Breite, Länge, Höhe und Dicke beschaffen ist, um sie zu placiren, wenn man den Raum berechnen muß, den sie einnimmt, wo es also auf diese Bestimmung ankommt. Hierzu gehört nun: 1) daß man dasjenige, wovon man einen Ueberschlag machen will, gehörig zergliedere; 2) den Werth und das Maaß der Waaren richtig zu bestimmen wisse; 3) daß man alle zergliederten Artikel der Rechnung besonders formire, das heißt, sie besonders überrechne, und 4) die Summen derselben ziehe, um darnach den Kostenbetrag des Ganzen zu entnehmen. Bei der Zergliederung einer Waare, die man überschlagen will, muß man z. B. bei einer zu erkaufen-

den Waare: a) auf den Einkaufspreis; b) auf die Unkosten von der Stelle der Einkaufs bis zur Stelle des Verkaufs, c) auf die Nebenspesen ꝛc. sehen. — So macht man bei jeder Entreprise, z. B. bei Lieferungen für Truppentheile einer Armee, beim Bergbaue, bei Fabriken und Manufakturen ꝛc., erst einen Ueberschlag, ob man auch dabei bestehen und den üblichen Gewinn ziehen kann. Ein solcher Ueberschlag ist nöthig bei allen Sachen, die man im Großen betreiben will, oder wozu ein gewisses Aus- oder Anlage-Kapital gehört, damit man sich wegen der Kosten sichere. So macht man auch bei Spekulationen auf gewisse Waaren, die im Preise steigen können, vorher einen Ueberschlag, zu welcher Zeit und auf welchem Wege die Waaren am Geschwindesten, wenn nicht besondere Unglücksfälle, z. B. auf dem Meere oder sonst beim Landtransporte vorfallen, eintreffen können, damit man sie eher hat, als ein Anderer, wodurch man im Vortheile ist. — 3) Dasjenige, was übergeschlagen wird. Beim Schneider oder Kleidermacher werden gewisse umgeschlagene Theile an den Kleidungsstücken häufig Ueberschläge genannt. Ein Ueberschlag am Kragen; die Ueberschläge auf den Aermeln, welche noch häufiger Aufschläge genannt werden. So nennt man auch die Klappen oder Umschläge, beim Aufklappen eines Ober- und Ueberrocks, am Halse, die dann zu beiden Seiten der Brust überschlagen, auch bei Leibröcken oder Fracks, Ueberschläge. Auch bei den Uniformen und Monturen des Militairs werden die Rabatten, auch die Umschläge hinten an den Schößen des Rockes, Ueberschläge genannt. — Bei den Frauenzimmern, hauptsächlich Nähterinnen, erhält auch der breite Saum an den Hemden, Schnupftüchern, auch an den Kleidern, den

Namen Ueberschlag, aber noch häufiger Umschlag. — In der Baukunst, führt bei einem jeden Gesimse, das oberste gerade Glied, welches einem breiten Riemen gleicht, und über alle darunter befindliche Glieder hervorsticht, dem Namen Ueberschlag. — Bei den Tuchbereiten heißt Ueberschlag ein Fehler bei den Tüchern, der beim Scheeren derselben entsteht. Dieser Fehler entsteht daher, wenn die Scheere nicht gut gerichtet ist, und an allen Stellen nicht gut schneidet; es bleibt dann in der Mitte einer Tischlänge eine Stelle ungeschoren stehen. — In der Wundarzneykunst ist der Ueberschlag, ein feuchtes Arzneymittel, z. B. abgekochte, zertheilende Kräuter, welches über einen wunden oder kranken Theil geschlagen oder gelegt wird. So z. B. bei Kopfverletzungen, Quetschungen und andern äußeren Schäden, werden, nach dem Zustande der Wunden, Ueberschläge von warmen Wein, Branntwein, Kampferspiritus, Seifenspiritus, zertheilenden Kräutern in Wasser, auch in Wein gekocht, warm mit Tüchern gemacht, oder auch kühlende Sachen, als kaltes Wasser, oder Wasser und Essig, Bleywasser ꝛc. mit Tüchern übergeschlagen. Warme und kalte Ueberschläge über ein Glied machen. — In Sachsen pflegt man den Predigerkragen Ueberschlag oder Ueberschlägelchen zu nennen, den man in der Provinz Brandenburg das Böfgen heißt. Auch die Böfgen, von feiner, weißer Leinwand (Batist, Bastard), welche Mannsleute unter der Halsbinde oder dem Halstuche tragen, und die beim Heraussehen zu beiden Seiten der Wangen, über das Halstuch oder die Binde geschlagen werden, nennt man auch Ueberschläge. — Auch eine Art eines Randes, welchen man an etwas macht oder daran stehen

läßt, um ihn mit einem andern Gegenstande zu vereinigen, nennt man Ueberschlag.

Ueberschlag, beim Bauen, s. oben, S. 505 u. f.
—, in der Baukunst, s. daselbst, S. 508.
—, ein Böfgen, s. das., S. 508.
—, bei einer Entreprise, s. das., S. 507.
—, im Geschäftsleben, Verkehr, s. das., S. 505.
—, in der Handlung, s. das., S. 506.
—, beim Landgutskäufer, s. daselbst.
—, bei den Nähterinnen, s. das., S. 507.
—, beim Pachter, s. das., S. 506.
—, ein Predigerkragen, s. das., S. 508.
—, ein Rand, s. daselbst.
—, beim Schneider oder Kleidermacher, s. das., S. 507.
—, beim Tuchbereiter, s. das., S. 508.
—, beim Verkehr, s. Umschlag, im Geschäftsleben.
—, an der Wage, s. oben, S. 505.
—, in der Wundarzneykunst, s. das., S. 508.

Ueberschlägelchen, s. unter Ueberschlag.

Ueberschlagen. 1) Sich mit dem Obertheile schnell nach einer Seite schlagen oder neigen. a) So schlägt die Wage über, wenn sich die Zunge nach einer Seite neigt. Dieses Ueberschlagen geschieht, wenn Waaren und Gewicht nicht im Gleichgewichte auf der Wageschale sind. — b) Mit dem obern Theile plötzlich hinten überfallen. Ein stehendes Stück Bauholz schlägt über, wenn es mit dem oberen Theile fällt. Ein Kind schlägt über, wenn es der Amme oder dem Kindermädchen rücklings von dem Arme fällt. Das Pferd schlägt mit dem Reiter über, oder ist mit demselben übergeschlagen, wenn es sich bäumt und hinten über schlägt. — c) Mit einem Theile des En-

des oder des Aeußersten den andern Theil bedecken. Das Betttuch überschlagen; die Ermel oder Aermel am Kleide überschlagen, auch aufschlagen. — d) Größtentheils bedecken, entweder einzelne Theile oder einen größeren Theil des Körpers. Ein Tuch über den Kopf schlagen, um diesen zu bedecken beim Regen. Einen Schleier über das Gesicht schlagen, so daß dasselbe davon bedeckt ist. Ein Tuch überschlagen, heißt auch beim Frauenzimmer, ein Umschlagetuch über die Schultern werfen, so daß es die Brust und den Körper bis zu den Schenkeln bedeckt, das heißt, es so über die Kleider werfen, daß es eine Bedeckung als Zierde, und auch zugleich Schutz vor der Kälte gewährt. — e) Ueber etwas als Heilmittel schlagen. So schlägt man warmen Wein oder auch kaltes Wasser über ein krankes Glied. — 2) Mit etwas überschlagen, so daß sich der Ueberschlag von selbst bildet. a) Mit Schimmel überschlagen, überzogen werden, wo beschlagen eigentlich üblicher ist. Wenn nämlich schon feuchte Gegenstände oder Saft enthaltene Gegenstände an einen feuchtem Orte aufbewahrt werden. Am häufigsten braucht man es hier b) von kalten Körpern, besonders flüssiger Art, wenn sie die empfindliche Kälte verlieren. Das kalte Wasser ein wenig überschlagen lassen, ehe man es trinkt. Der Wein überschlägt schon, ist schon überschlagen, wenn er die empfindliche Kälte verliert. Ueberschlagenes Bier, wofür in vielen Gegenden auch verschlagen üblich ist. So überschlagen trockne Gefäße von Porzellan oder Glas, wenn man sie aus der Kälte in ein warmes Zimmer bringt, indem sich ihr Glanz verliert und matt wird, er gleichsam mit einem Hauche überläuft. — c) Zu sehr, zu viel schlagen. Bei den Jägern einen Hund überschlagen, wenn man ihn durch

zu viel Schläge scheu und furchtsam macht, wofür auch verschlagen üblich ist. — d) Sich überschlagen, rücklings überfallen. Der Equilibrist überschlägt sich beim Springen, wenn er beim Springen einen Burzelbaum schießt, sich gleichsam in der Luft überschlägt. Kopf über schießt. — e) Im Nachschlagen übergehen. Eine Stelle in einem Buche überschlagen, sowohl sie im Nachschlagen oder Aufsuchen wider Willen übersehen, als auch sie mit Fleiß vorbeilassen. Ein Paar Blätter überschlagen. Das wollen wir überschlagen', nicht mit lesen. Ueberblättern kommt im ähnlichen Verstande vor. — f) Die Größe, Schwere, Anzahl ꝛc. ungefähr bestimmen. Ein Feld mit der Meßkette überschlagen, es nur ungefähr ausmessen. Etwas auf der Wageschale überschlagen, es ungefähr wiegen. Ferner ungefähr berechnen. Die Kosten zu einer Unternehmung überschlagen. Auch in der Bibel kommt es in diesem Verstande vor. Wer ist unter euch, der einen Thurm bauen will, und sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob ers habe hinauszuführen? (Luc. 14, 28.) Den Gewinn überschlagen. S. auch Ueberschlag. In der Bedeutung für erwägen, überlegen, bedenken, ist es im Hochdeutschen veraltet. Da liegt die arme Seel in Pein und überschlägt ganz traurig, daß sie schon ihr Urtheil mit sich trägt (Opitz). Bei den Brauern heißt das Bier überschlagen, zu Bett bringen, wenn der umgerührte Maisch aus dem Maischbottich in den Zopfbottich vermittelst der Schöpfschuppen geschöpft wird. — Das Hauptwort die Ueberschlagung ist nur in einigen Fällen üblich, in andern braucht man das Ueberschlagen und in einem der Ueberschlag.

Ueberschlämmen, eine Wand mit geschlämmter Kreide, Schlämmkreide, überziehen oder überstreichen, um darauf mit Leimfarben malen zu können. S. auch den Art. Schlämmen, Th. 145, S. 195. Nachdem die Wand oder Mauer gehörig berappt und geebnet worden, wird die Schlämmkreide vorher mit warmen Wasser in einem Farbeneymer oder großen Farbentopfe übergossen und aufgelöset. Man nimmt nun einen tüchtigen Borstenpinsel, das heißt, von ziemlicher Größe, und überstreicht damit die Wand mit der geschlämmten Kreide ein Paarmal, indem man immer wieder neue Kreide in den Eymer schüttet und reines Wasser darauf gießt. Der Ueberstrich muß so eben, als möglich, geschehen, besonders der zweite. Soll das Zimmer eine helle und zarte Grundfarbe erhalten, z. B, ein schönes lichtes Grün, ein schönes Chromgelb, ein schönes Mineralblau, so wird die geschlämmte Wand mit Milch überstrichen, und dann die Farben, nachdem der Milchanstrich trocken geworden, aufgesetzt. Die Farben werden mit Leimwasser zum Auftragen, wozu recht klarer, heller Hornleim genommen wird, auch Pergamentleim, Letzterer zu den hellen und zarten Farben, eingerührt, und bei jeder Farbennehmung mit dem Pinsel, immer erst umgerührt, wozu ein hölzerner Stab dient, der in der Farbe gelassen wird.

Ueberschleichen, beschleichen, schleichend übereilen, überraschen. Sich von Jemanden überschleichen lassen, belauern. Das Beschleichen geschieht mehr mit angewandter List, wie der Fuchs und die Katze ihre Beute beschleichen, das Uebereilen und Ueberraschen geschieht plötzlich; es sind weniger versteckte Angriffe, die auf eine Person geschehen, das Ueberschleichen geschieht aber versteckt mit List und Verschlagenheit, mithin ist der Unterschied zwischen diesen Wörtern, auf Handlungen übergehend, merklich.

Ueberschleyern, mit einem Schleyer überdecken, wofür man auch verschleyern gebraucht. Die Jungfrau hat sich überschleyert, auch verschleyert, mit einem Schleyer ganz bedeckt, das heißt, den ganzen Kopf mit einem Schleyer verhüllt, den Schleyer so über den Kopf geworfen, daß er sowohl das Gesicht, als auch den hintern Theil des Kopfes bedeckt. — Figürlich überschleyert man einen Betrug, wenn man ihn recht künstlich zu verdecken sucht. So überschleyert man jede That, wenn man sie zu verdecken sucht. — So wird von den Alten die Nacht als eine schöne überschleyerte Jungfrau, auf einem Felsblocke sitzend, dargestellt, welche in ihren weiten Mantel den Schlaf und den Tod hüllt. Der Erstere erscheint als Knabe mit einem Mohnstengel in der Hand, und der Zweite, gleichfalls als Knabe mit einer umgekehrten Fackel.

Ueberschlichten, beim Klempner, mit dem Schlichthammer die Oberfläche eines Bleches schlichten oder glattmachen. — So überschlichten die Weber die Kettenfäden des Leinen- und Baumwollen-Garnes mit einem dünnen Arabischen Gummi oder mit Stärkebrei, indem sie solche damit bürsten, damit diese Fäden das Reiben in den Augen der Schäfte und zwischen den Stiften des Riedtblattes besser ertragen können. — Bei den Holzarbeitern: Tischlern, Zimmerleuten, Siebmachern ꝛc., werden die Hölzer überschlichtet, das heißt, mit dem Schlichthobel glatt gemacht oder geebnet. — So überschlichten die Metallarbeiter mit der Schlichtfeile die Metallwaaren, indem sie solche mit der genannten Feile überfahren, um sie zu glätten. S. auch den Artikel Schlichten, Th. 146, S. 24 u. f.

Ueberschlingen, bei den Nähterinnen, eine Art zu nähen, indem man Hohlnähte macht. Beim Durch-

stechen des Fadens mit der Nadel wird derselbe beim Ausziehen überschlagen und angezogen. Diese Umschlagung des Fadens wird bei Steppnähten gebraucht. S. auch unter Nähen, Th. 100.

Ueberschmauchen, mit Rauch überziehen, besonders mit dem Rauche, der aus einer Tabakspfeife geblasen wird. Auch sagt man überschmauchtes Fleisch, Rauchfleisch, was in einer Räucherkammer durch angezündete Sägespähne geräuchert worden.

Ueberschmieden, in der Artilleriewissenschaft, die Kanonenkugeln überschmieden, sie leichter und gleichförmiger, auch zu dem Rikoschettiren geschickter zu machen. Der hierdurch erlangte Vortheil soll aber die großen Kosten bei dieser Arbeit nicht aufwiegen, welche überdieß nur bei solchen Kugeln angewendet zu werden braucht, die in eisernen Schalen gegossen werden. Wird die Munition in Formen von Sand gegossen, und bei ihrer Uebernahme die gehörige Aufmerksamkeit beobachtet, so müssen die Kanonen- und Kartätschenkugeln auch vollkommen rund und glatt ausfallen. Man erhält dann alle nur zu erwartende Genauigkeit der Schüsse, da die durch das Ueberschmieden erhaltene, nur geringe Vermehrung der Dichtigkeit des Eisens, bei den sonstigen vielen zufälligen Umständen, auf die Richtigkeit der Schüsse keinen bedeutenden Einfluß haben kann.

Ueberschmieren, über etwas schmieren. Es kommt in einigen Künsten und Gewerben vor, wo man dafür auch beschmieren und überstreichen gebraucht. So überschmiert man in der Wundarzneykunst eine Wunde mit Oel, so ein Leder oder einen leinenen Lappen mit Pflaster oder einer Salbe, um es auf eine Wunde zu legen, sie damit zu bedecken, um deren Heilung zu befördern. — So überschmiert man den Kopf mit Haarwuchspomade, um den dünnen Haarwuchs bei ausgegangenen Haaren zu kräftigen oder

oder zu stärken. — Beim Töpfer überschmiert man einen Ofen mit Lehm, wenn man die Fugen der Kacheln mit Lehm ausstreicht, auch den Ofen im Innern damit ausschmiert. — So überschmiert man die Stiefeln oder Schuhe mit Wichse, indem man die Wichse mit einem hölzernen Stäbchen aufstreicht, um sie dann mit der Bürste darauf zu vertheilen, und das Leder blank zu machen. Um das Letztere zu bewirken, hat man auch noch eine Bürste von weichen Borsten, womit m anden schon hervorgebrachten Glanz noch erhöhet. — So überschmiert man einen gedruckten Zettel auf der Rückseite mit Kleister, um ihn an irgend einen Gegenstand zu befestigen oder zu kleben; so Fugen und Risse mit Kitt, um die getrennten oder zerrissenen Theile damit auszufüllen und zu bedecken. Auch die Ränder oder Bruchstücke eines zerbrochenen Porzellangefäßes ꝛc. werden mit Kitt überschmiert, zusammengepaßt und angedrückt. Man überwindet dann das Gefäß bei der gekitteten Stelle mit Bindfaden, bis der Kitt trocken ist. — In der Haushaltung überschmiert man ein abgeschnittenes Stück Brod, eine Brodscheibe, mit Butter, Schmalz, Honig oder Muß, indem man Eines von diesen Produkten mit einem Messer überstreicht. — In der Botanik, heißt überschmiert, überstrichen, illinitus, wenn die Glieder des Stengels und der Aeste des Blütenstandes unterhalb der Gelenke mit einem klebrigen Stoffe überzogen sind, wie bei Lychnis Viscaria und Silene italica. Siehe auch Schmieren, Th. 147, S. 36 u. f., und Ueberstreichen.

Ueberschnallen, einen mit Schnallen versehenen Gurt über etwas legen, z. B. bei einer Pferdedecke, damit sie auf dem Pferde fest liege, so wird ein mit Schnallen versehener Gurt darüber geworfen und unter dem Bauche festgeschnallt. — Auch andere

Sachen überschnallt man, sobald man einen Gurt oder Riemen, woran sich eine Schnalle befindet, darüber zieht und festschnallt. In dem Riemen befinden sich dann in gewissen Weiten von einander Löcher, worein die Zunge der Schnalle greift. So überschnallt man Torniſter und Reisetaschen, Schulbücher, wenn Knaben keine Mappe haben und die Bücher in einem Riemen tragen ꝛc.

Ueberschnappen, mit einem schnappenden Laute über etwas fahren oder springen. So schnappt ein Schloß über, wenn der Riegel über den Kamm des Schlüssels fährt, ohne zu schließen Figürlich sagt man im gemeinen Leben: es schnappt Jemand über, wenn er des gehörigen Gebrauches seines Verstandes beraubt wird.

Ueberschneiden, beim Zimmermann, die Verbindung von zwei horizontal übereinander liegenden Hölzern. Wenn nämlich ein schiefstehendes Band eines Fachwerkes mit den Riegeln, die es berühren, vereiniget wird, so geschieht die Vereinigung auf folgende Art. Das schiefstehende Band wird unten und oben in die Balken des Faches eingezapft, und solches nach einer schiefen Richtung, so daß es oben mit dem einen Ende in den linken Winkel des Faches und mit dem andern Endeunten in den rechten Winkel eingezapft wird, und so umgekehrt im anderen Fache. Da aber in jedem Fache zwei horizontale Riegel die senkrechten Ständer oder Träger mit einander zur besseren Haltung verbinden, so berührt das schiefstehende Band beide Riegel, und muß also darein eingefugt werden, so daß sie beide zusammen nur eine Dicke ausmachen. Um nun dieses zu bewerkstelligen, so werden sie überschnitten, das heißt, der Zimmermann legt das Band in der erforderlichen Richtung und an dem bestimmten Orte auf den Riegel auf, und zieht nach Maaßgebung dieser

schiefen Lage auf dem Riegel zwei Linien, und auf der untern Seite des Bandes, wo es auf dem Riegel liegt, gleichfalls zwei dergleichen schiefe Linien. Nach den ersten beiden Linien schneidet er nun die halbe Dicke der Riegel mit der Schrotsäge, so wie auch nach den beiden Linien auf dem Bande eben so tief ein. Das Holz oder der Klotz zwischen den beiden Linien, sowohl des Riegels, als auch des Bandes, wird mit der Stoßaxt weggenommen, und auf solche Art können beide Stücke vereiniget werden, daß ihre Zusammenfügung nicht stärker ist, als die angrenzenden Theile des Riegels und des Bandes, wenn sonst beide Stücke genau gleich dick sind, so daß sie an diesen Stellen jetzt zusammen ein Ganzes von gleicher Stärke bilden. Durch die Mitte der Zusammenfügung wird mit dem Riegelbohrer ein Loch durchgebohrt, und bei dem Richten des Gebäudes ein hölzerner Nagel durchgezogen, welcher beide Stücke befestiget.

Ueberschnellen, überlisten, berücken. Jemanden überschnellen, ihm durch Geschwindigkeit zu seinem Nachtheile zuvorkommen. Jemanden im Preise überschnellen, ihn übertheuren, mehr fordern, als der Gegenstand werth ist. Im Hochdeutschen auch beschnellen und schnellen schlecht hin. —

Ueberschneyen, mit Schnee bedecken, mit Schnee überzogen werden. Die Felder sind überschneyet. Die Bäume sind überschneyet, mit Schnee bedeckt.

Ueberschnüren, 1) mit Schnüren oder einem Schnürwerke überziehen. So überzieht man eine Schnürbrust, indem man sie durch das über Kreuz schlagen des Schnürbandes beim Durchziehen durch die Schnürlöcher fest an den Körper anzieht. So überschnürt man die Pelze und Dolman der Husaren,

wenn man sie vorn mit Schnüren überzieht oder besetzt. Hier sind die Schnüre eine Zierde der Montur. — 2) Mit einer Schnur messen. Ein Faß überschnüren. Man überschnürt eine Wand, wenn man sie durch eine Schnur in Felder theilt. Das heißt, eine lange Schnur oder einen Bindfaden mit schwarzer Kreide oder Kohle bestreicht; diese Schnur von einer Distanz zur andern auf die Wand halten läßt, sie mit den Fingern aufschnellt, so daß sich ein schwarzer Strich dadurch auf der Wand bildet, und so in der Abtheilung der Felder, die man machen will, fortfährt, bis man alle größeren Flächen auf diese Weise zur Leimmalerey bezeichnet hat. Auch überschnürt man ein Brett beim Tischler, Bretterschneider, Zimmermann ꝛc. auf dieselbe Weise um es nach dem Striche zu durchsägen. So auch die Ueberschnürung. S. auch unter Schnur, Th. 147.

Ueberschreiben, 1) über etwas schreiben, ohne das Etwas zu nennen, oder darüber schreiben. — 2) Ueberschreiben, mit einer Auf- oder Ueberschrift versehen. Einen Brief überschreiben, die Aufschrift darauf setzen. — Die Brandsilber überschreiben, im Hüttenbaue, darauf schreiben, aus welcher Hütte sie sind. Das Buch ist überschrieben: „Das goldene A. B. C.“; besser, nach Adelung, die Aufschrift der Titel des Buches heißt: ꝛc. — Jemanden etwas überschreiben, es ihm schriftlich mittheilen. Einem Freunde alle Neuigkeiten überschreiben. So auch die Ueberschreibung. S. auch Ueberschrift weiter unten.

Ueberschreien, 1) an Geschrei übertreffen, mehr oder stärker schreien als ein Anderer, eine wahre Stentorstimme besitzen, so daß man alle Andere mit der Stimme überragt. Woher die Stimme eines Sten-

tors kommt, s. Stentor, Th. 173, S. 120. Wenn man sich durch zu vieles Schreien die Stimme verdirbt, sagt man eine überschriene Stimme. — 2) Bei Instrumenten überschreit Eines das Andere. So überschreit die Schallmey die Violine ꝛc.

Ueberschreiten, 1) über etwas schreiten. Der Bach ist zu breit, man kann nicht überschreiten, oder darüber schreiten. — 2) Ueber etwas schreiten, mit der Bezeichnung des Gegenstandes. Das gesetzte Ziel überschreiten. Die Grenze überschreiten, in eines Andern Land treten. Den Rinnstein überschreiten, darüber wegschreiten. — Am häufigsten figürlich. Ziel und Maaß überschreiten, nicht das gehörige Maaß beobachten. Die Grenzen der Mäßigung, der Selbstvertheidigung überschreiten. So überschreitet man die Schranken der Ehrbarkeit, wenn man sich unanständig und sittenlos beträgt; und so auch die Schranken des Anstandes überschreiten. Jemandes Befehl, ein Gesetz überschreiten, dawider handeln, es übertreten. — Beim Militair darf kein Befehl eines höheren Vorgesetzten überschritten werden; es sey denn, daß die Umstände, z. B. im Kriege, zum Besten des Ganzen es erforderten, und sich derjenige, der den Befehl überschreitet, darüber gehörig ausweisen kann.

Ueberschrift, Inscriptio, Fr. Epigraphe, eine kurze Schrift, welche über einen Gegenstand gesetzt wird, wodurch sie sich von der Aufschrift, Inschrift, Beischrift und Unterschrift unterscheidet. Die Ueberschrift einer Münze, einer Medaille, welche über dem Bilde steht. Die Ueberschrift am Kreuze Christi, einer Säule, eines Grabmals, in so fern sie über der Hauptfigur steht. Die Um-

schrift gehört in so fern auch hierher, sobald sie nur einen Theil über der Figur einnimmt, sie nicht, wie es oft bei Münzen und Medaillen der Fall ist, ganz herumgeht, gleichsam einen Kranz bildet. — Die Ueberschrift eines Briefes, wofür man jedoch lieber Aufschrift gebraucht. Die Ueberschrift eines Kapitels, einer Abtheilung in einem Buche; von dem Titel des Buches ist Aufschrift üblicher. In Briefen führt auch wohl die Anrede die Benennung Ueberschrift, weil sie über dem Anfange des Briefes steht, so wie am Schlusse die Ergebenheit und der Name die Unterschrift genannt werden. Ehemals wurde, in Beziehung auf die Ueberschriften in Briefen, vor der Aufhebung des Deutschen Kaiserreiches und des davon abhängigen Kaiserlichen Kammergerichtes, von dem Letztern festgesetzt, daß die Ueberschriften, welche aus Gewohnheit oder Höflichkeit in Briefen gebraucht worden, zwar unverfänglich seyen, aber aus denselben kein Recht erworben werden könne, weil sie gern nach Gunst, Geschenken oder anderen Absichten eingerichtet würden. Auch jetzt wird daraus kein Recht erworben, es müßte denn eine Beziehung darauf haben, daß z. B. die Adelswürde beim Mangel anderer Dokumente damit bewiesen werden sollte, da die Auf- und Ueberschrift eines Briefe das Prädikat enthält, woraus sich die Adelswürde ergiebt; nämlich das Wörtchen von vor dem Namen auf dem Couvert, und in der Anrede im Briefes in den früheren Zeiten Wohlgeboren, dann späterhin Hochwohlgeboren, Hochgeboren ꝛc. — Ueberhaupt führt jede Rubrik den Namen Ueberschrift, auch Aufschrift: z. B. Wechsel, Anweisungen, Quittungen, Empfehlungen, Depositenscheine, Recognitionsscheine, Zeugnisse, Contrakte ꝛc. ꝛc., wenn sie unter der Ueberschrift verzeichnet werden. So wer-

den in den Handlungs- oder Handelsbüchern auch die Handelsfirmen Ueberschriften genannt, weil sie über jedem Conto stehen. — Man nennt auch ein Sinngedicht oder Epigramm zuweilen eine Ueberschrift.

Ueberschuh, Ueberschuhe, Galoscheu, Schuhe, die man über andere, auch über die Stiefelschuhe zieht, um einen trocknen Fuß beim Gehen auf der Straße im nassen, feuchten Wetter zu behalten, indem man diese Schuhe, ehe man ins Zimmer tritt, wieder abzieht. Man hat sie von Leder, auch von elastischem Harze. Die Ersteren, von Leder, bilden einen Schuh mit einer derben Sohle, der oben, unter dem Spanne, etwas weit ausgeschnitten, und ohne Laschen ist, dafür hat er aber auf der einen Seite einen Riemen angesteppt, und auf der andern eine Schnalle befestiget. Man zieht nun den Riemen über den Fuß, und befestiget ihn durch die Schnalle, so daß der Ueberschuh auf dem oder an dem Fuße festsitzt, oder vielmehr an dem den Fuß umschließenden Schuhe, da er sonst leicht herabgestoßen werden könnte, oder doch nicht fest am Fuße sitzen würde. Die Ueberschuhe von elastischem Harze sind über einen Leisten oder eine Form gegossen, da das Harz noch flüssig war, und werden als eine Art Beutel nach den verschiedenen Größen des Fußes ausgeschnitten, gleichen also den Ueberschuhen, nur daß sie keine ganze Sohlen erhalten, sondern nur Absätze und bis zur Hälfte Sohlen, auch ganz ohne diese Unterlage getragen werden. Da das Harz elastisch oder dehnbar ist, so bedürfen diese Ueberschuhe keiner Befestigung durch einen Riemen.

Ueberschuhen, Schuhe überziehen, anziehen, wofür man auch anschuhen gebraucht, jedoch kommen beide Zeitwörter in dieser Bedeutung selten

vor, da man anziehen gebraucht. Schuhe anziehen, Ueberschuhe anziehen.

Ueberschultern, beim Militair, das Gewehr über die Schulter nehmen, oder auf die Schulter legen oder nehmen. Das Commando ist gewöhnlich: „Gewehr über."

Ueberschuß, von dem Zeitworte überschießen, 1) dasjenige, was über die bestimmte Zahl, über das bestimmte Maaß oder Gewicht ist. Wenn die Einnahme die Ausgabe übersteigt, so ist dasjenige, um was dieselbe überstiegen wird, der Ueberschuß. Wenn z. B. die Einnahme monatlich 1000 Rthlr. und die Ausgabe 850 Rthlr. beträgt, so ist der Ueberschuß 150 Rthlr. So auch bei der Bilanz des Gewinn- und Verlust-Contos im Hauptbuche, wenn der Gewinn den Verlust übersteigt, so ist, um wie viel nun dieses geschieht, dieses Plus der Ueberschuß. Der Ueberschuß an Getreide, was über ein gewisses Maaß ist. Der Ueberschuß der Erndte, nicht nur, was nach Abzug der Aussaat an Feldfrüchten gewonnen wird, sondern auch der Vorrath, der noch vom Verkaufe desjenigen Getreides, das nach der Erndte übrig geblieben ist, zurückbleibt. Der Ueberschuß am Gewichte, was nach Abzug der Thara noch Gutgewicht verbleibt. Daher auch den Ueberschuß berechnen. — 2) In einigen Gegenden pflegt man auch ein über das untere Stockwerk hervorragendes oberes Stockwerk den Ueberschuß zu nennen, welcher sonst der Ueberbau heißt; s. diesen Artikel. — 3) Im Bergbaue ist der Ueberschuß ein Flötz von verhärtetem Thone, vermuthlich in so fern es sich über einem nutzbareren Flötze befindet. Dann nennt man auf Bergwerken auch beim Pochen der Zwitter, das, was im Pochgraben auf dem Gefälle, oder nächst daran sitzen bleibt, Ueberschuß. — An

den Schiffen ist es derjenige Theil, welcher über das Kiel hinausgeht oder ragt. Es ist eigentlich die verlängerte Linie des Kiels an beiden Enden, welche durch eine senkrechte Linie von den überragenden Enden des Vorder- und Hinterstevens bestimmt wird. — Beim Seidenwirker sind die Ueberschüsse ein Fehler in den fertig gewebten Zeugen, der daher entsteht, wenn die Kette nicht gut geputzt ist, und die Fäden derselben deshalb an einander hängen bleiben, und bei dem Wechseln der Schäfte die Kettenfäden nicht gut ein gehöriges Fach machen, sondern einige im Unterfache liegen bleiben, die aber nicht liegen bleiben sollen, und über welche der Einschlagfaden beim Einschießen weggeht, da er eigentlich darunter zu liegen kommen soll. Dieses giebt nun sowohl in glatten, als in broschirten Zeugen unansehnliche Stellen, die das Ganze verunzieren. Bei broschirten Zeugen ist dieser Fehler sehr merklich und unangenehm, daher muß der Weber, um ihn zu vermeiden, sehr aufmerksam seyn und seine Kette fleißig putzen, da er bei diesen Zeugen, wegen der verschiedenen Farben und der Umrisse der Figuren meistens sehr in die Augen fällt.

Ueberschutt, in der Baukunst, die Uebergießung eines Gewölbebogens mit flüssigem Kalke, um die noch vorhandenen Ritzen auszufüllen, damit das Gewölbe dadurch mehr Festigkeit erhalte, und vor Feuchtigkeit bewahrt werde. Dieses Uebergießen muß besonders bei unterirdischen Gewölben und bei Pulvermagazinen nicht unterlassen werden.

Ueberschütten, über etwas schütten; etwas mit Sand, mit Erde, mit Kies überschütten, indem man es dadurch gleichsam verschüttet. Einen Graben mit Erde, einen Weg mit Kies überschütten. Den Bürgersteig, die Brücken mit

Sand überschütten, im Winter beim Glatteise, oder auch beim mit Eise überzogenen Erdreiche, wenn Schnee darunter liegt, damit Menschen und Vieh nicht fallen. Der Vesuv hat Herkulanum und Pompeji mit einem Aschenregen überschüttet; auch verschüttet. — Salz, Wasser überschütten, sowohl für überstreuen, über etwas streuen, um es damit zu versehen, als ausschütten, über den Rand des Gefäßes schütten. Man gebraucht auch oft überschütten für übergießen. Das Haupt mit Wasser überschütten; das Bier, den Wein überschütten. In der Bibel kommt es auch für überhäufen vor. Sie werden mit Furcht überschüttet seyn. Ezech. 7, 18. Mit Schande, mit Hohn müssen sie überschüttet werden, Ps. 71, 13. Wie hat der Herr die Tochter Zion mit seinem Zorne überschüttet, Klagl. 2, 1. Du überschüttest ihn mit Segen, Ps. 21, 4. Jemanden mit Wohlthaten überschütten, überhäufen. So auch die Ueberschüttung.

Ueberschwängern, überbefruchten, Superfoetare s. Superfetare, stärker oder im reichern Maaße schwängern oder beschwängern, befruchten, als es dem Laufe der Natur gemäß ist. So ist eine Frau, die mit drei Kindern oder Drillingen niederkommt, überschwängert oder überbefruchtet; s. oben Ueberbefruchten, und den folgenden Artikel Ueberschwängerung.

Ueberschwängerung, Ueberbefruchtung, Superfoetatio, Superfetatio, Superimpraegnatio, wenn eine Frau zu verschiedenen Malen empfängt, und also mehr als eine Frucht trägt; s. Ueberbefruchten, oben, S. 184. Die Physiologen sind wegen der Ueberschwängerung von jeher sehr uneinig gewesen. Einige derselben haben die Mög-

lichkeit der Ueberbefruchtung behauptet, Andere das Gegentheil vertheidiget, und behauptet, daß ein Weib, welches einmal empfangen habe oder schwanger geworden, unfähig sey, von Neuem zu empfangen, ehe die Gebärmutter sich der ersten Last entlediget habe. Die Letzeren führen noch zu ihrer Vertheidigung an, daß die Gebärmutter, welche außer der Schwangerschaft so weit geöffnet sey, daß man nur einen Körper von der Größe einer Erbse durch den Mund derselben bringen könne, nach der Empfängniß keine fühlbare Oeffnung mehr habe, so daß dieser Unterschied so kenntlich sey, daß ihn ein geschickter Gebürtshelfer oder eine gewandte Hebamme gleich bemerken könne, mithin wäre auch eine Ueberschwängerung unmöglich oder es müßte eine mehrfache Gebärmutter vorhanden seyn, welches man doch bei dem Zergliedern von Frauen, die im Wochenbette bei Zwillingsgeburten gestorben seyen, nicht entdeckt habe. Auch Hippokrates deute hierauf hin: Quae in utero gerunt, harum os uteri clausum est, oder nach einer andern Uebersetzung: Quaecunque sunt gravidae, illorum os uteri connivet; also bei allen Schwangern ist gleich der Muttermund geschlossen. Nach Andern soll der Rand der Gebärmutter erst dann fest zusammenstoßen, wenn die beiden ersten Monate der Schwangerschaft verflossen sind. Beide stimmen aber darin überein, daß der Mund der Gebärmutter unmittelbar nach der Empfängniß mittelst einer klebrigen Feuchtigkeit zusammen klebe. Da nun bei einer völlig geschlossenen Gebärmutter keine Ueberschwängerung Statt finden kann, so sagen die Gegner, welche die Ueberschwängerung zugeben: es sey leicht möglich, daß die Samenfeuchtigkeit durch die Haut der Gebärmutter dringen, und daß auch die Gebärmutter unter gewissen Umständen sich

zur Vollbringung der Ueberbefruchtung öffnen könne, welches besonders bei einem so wichtigen Akte, wie derjenige der Zeugung, wo der ganze Körper erschüttert würde, gar nicht so unbegreiflich wäre. Uebrigens haben mehrere berühmte Lehrer der Medizin oder Arzneykunde die Ueberschwängerung in Zweifel gezogen, wenn sie solche auch nicht geradezu läugnen. Wiederum andere Schriftsteller behaupten, daß die Veränderung am Gebärmuttermunde nur bei Frauenspersonen vorgehe, die schon mehrere Male geboren, nicht bei denen, welche zum ersten Male empfangen hätten. Genug man ist über das wie der Ueberbefruchtung nicht einig, und wird es auch nicht werden, da man den ganzen Akt der Zeugung nicht kennt, sondern diese zu den verborgenen Geheimnissen der Natur gehört. Was darüber hier noch zu sagen wäre, das heißt, über die Theorie dieses Gegenstandes, wird unter Zeugung in Z vorkommen. Hier nur noch einige Beweise von der Ueberschwängerung, welche dieselbe, durch das Daseyn ihrer Früchte, wohl am besten bezeugt. Die Frau eines Soldaten aus Sagan in Niederschlesien kam gegen das Ende des Jahres 1774 im fünften Monate ihrer Schwangerschaft mit einem gesunden Knaben nieder. Sie bekam hierauf verschiedene beschwerliche Zufälle, die aber auf die angewandten Mittel wieder verschwanden. Einige Zeit nachher, als ihr Kind gestorben war, ging sie aus, ohne weiter etwas in ihrem Körper zu verspüren. Sieben Wochen darauf gebar diese Frau ein zweites, aber todtes Kind; acht Tage darauf bekam sie ein drittes, und so stieg die Anzahl von acht zu acht Tagen bis auf Sechse, die aber alle nach der Geburt starben, außer dem ersten Kinde, welches erst späterhin starb, wie schon bemerkt worden. Da nun diese Frau, die Zeit ihrer Schwangerschaft nicht vollkommen geendet hatte, so könnte man diese Beobach-

tung, nach dem Berichterstatter, vielleicht in Zweifel ziehen; allein folgender Fall hebt diesen Zweifel. Im Heumonate (July) 1772 kam die Frau eines Gastwirthes in Herbishire, Joh. Karl Worths, nach einer sehr kurzen Geburtsarbeit mit Drillingen nieder, worauf kein übler Zufall weiter erfolgte; denn die Frau befand sich bis zum zehnten Tage sehr wohl, wo sie wieder lebhafte Schmerzen empfand, und darauf ein viertes Kind gebar. Man erstaunte aber, als diese Frau zwölf Tage hernach zum dritten Male kreisete; sie brachte dabei etwas länger zu, als das vorige Mal, und wurde von zwei Kindern entbunden. Diese Kinder waren klein, aber sehr gut gebildet. Viere starben davon, und nur ein Knabe und ein Mädchen blieben am Leben; sie waren von gesunder Leibesbeschaffenheit, und schienen eines längeren Lebens fähig zu seyn (Journ. Encyclopaedique, 1772). Wollte man nun auch bei Zwillingsgeburten eine doppelte Gebärmutter zugeben, die sich aber, wie schon oben bemerkt worden, nicht erwiesen hat, wie sollte es nun bei den eben erwähnten Fällen zugegangen seyn, wo sechs Kinder geboren worden, und bei Drillingen, die doch auch vorkommen, wenn auch selten? Nach der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, fand man bei einer Frau, die fünf Monate, nachdem sie einen wohlgebildeten Knaben geboren hatte, mit einem lebendigen und wohlgebauten Madchen niederkam, die Gebärmutter einfach und von einer völlig natürlichen Beschaffenheit. In den Schriften dieser Akademie geschieht auch eines Falles Erwähnung, wo eine Frau, sechs Monate nach ihrer ersten Niederkunft, ein zweites Kind gebar. Masson, der ein Mitglied der Fakultät zu Montpellier und ausübender Arzt zu Beziers war, kam der seltene Fall vor, daß eine Frau, nach der Geburt einer unzeitigen, in ihre Häute eingeschlossenen und ungefähr vierzig Tage

alten Frucht, am folgenden Tage mit einem völlig ausgetragenen Mädchen niederkam, welches sich vollkommen wohl befand. So kam eine Bauersfrau aus Pelleray in Bourgogne am 26. September 1754 mit einem völlig ausgetragenen und gut gebildeten Knaben nieder; sie verließ am dritten Tage das Kindbett, und ging an ihre häusliche Geschäfte; acht Tage darauf besuchte sie die Kirche; am 5ten October stellten sich bei ihr einige Schmerzen ein, welche sie für eine Kolik hielt, ungeachtet es wahre Geburtsschmerzen waren; denn sie gebar kurz darauf einen zweiten eben so gut gebildeten Knaben. — Der Brittische Arzt, Benjamin Moseley, führt in seinem Werke: „Treatîse on tropical Diseases on military operations and on the climate of the Westindies (Abhandlung über die unter den Wendekreisen herrschenden Krankheiten, Militair-Operationen, und über das Klima Westindiens)" folgenden Fall an, welcher für die Ueberschwängerung am besten spricht. Unter Zwillingen, welche eine Negerin geboren hatte, war das eine Kind schwarz, das andere aber ein Mulatte. Die Mutter gestand, daß ein weißer Mann ihr beigewohnt habe, kurz nachdem ihr schwarzer Ehegatte sie verlassen hatte. So gebar eine Frau zu Charlstown in Südcarolina Zwillinge, die unmittelbar Eins nach dem Andern zur Welt kamen. Das Erste war von einem Neger und das Andere von einem Weißen. Dieses erregte bei den Umstehenden die größte Verwunderung. Der offenbare Beweis der Untreue dieser Frau gegen ihren Mann vernichtete jede Art von Ausflüchten; auch gestand sie, daß Einer ihrer Negersklaven einst an eben dem Tage in ihre Kammer eingedrungen wäre, als ihr Mann wegen Geschäfte habe ausgehen müssen, und sie noch im Bette zurückgelassen hätte. Sie fügte noch zu ihrer Entschuldigung hinzu, daß der Neger gedrohet

habe, sie auf der Stelle zu ermorden, und sie habe dem Tode nicht anders, als durch Befriedigung dieses Verwegenen entgehen können. Aus allen diesen Beweisen geht nun klar hervor, daß die Ueberschwängerung Statt hat, und daß die Empfängniß zweier oder mehrerer Kinder sich nicht immer zu gleicher Zeit ereigne. Auch bis auf die neueste Zeit sind Fälle von Drillingen und Vierlingen in Deutschland und in der Schweiz, die man nämlich aus den öffentlichen Blättern erfahren hat, vorgekommen. Die Geburten von Zwillingen sind nicht so selten, sondern ereignen sich öfterer.

Ueberschwank, s. Ueberschwänklich.

Ueberschwanken, 1) sich schwankend über etwas bewegen, besonders von flüssigen Körpern, im gemeinen Leben. Ein allzu volles Glas schwankt über, läuft über. — 2) Sich mit dem obern Theile schwankend herüber neigen, auch nur im gemeinen Leben.

Ueberschwänklich, ein Bei- und Nebenwort, so, daß es überschwankt, im reichen Maaße überfließt. Man gebraucht es nur im figürlichen Sinne oder Verstande, fast wie überflüssig, in überaus reichem Maaße, obgleich es auch hier im Hochdeutschen wenig gebraucht wird. In der Bibel kommt es mehrere Male vor, z. B.: die Gerechtigkeit kommt überschwänglich, Es. 10, 22. Ueberschwängliche Klarheit, 2 Cor. 3, 9, 10. Die überschwängliche Größe der Kraft, Epheſ. 1, 19. Der überschwängliche Reichthum der Gnade Gottes, Kap. 2, 4, und so in andern Stellen mehr, wo es ein ungewöhnlich reichliches Maaß bedeutet. Die Schreibarten überschwänglich und überschwenglich sind unrichtig, da dieses Wort von Ueberschwanken herkommt.

Ueberschwatzen, beschwatzen, so viel wie überreden. S. Ueberreden, oben, S. 469 u. f.

Ueberschwelle, s. Oberschwelle, Th. 103, S. 157.

Ueberschwemmen, mit stark anfließendem Wasser bedecken, unter Wasser setzen. Der ausgetretene Fluß hat das ganze Land überschwemmt. Die Fluth brach durch die Dämme und überschwemmte die ganze Gegend; daher die Ueberschwemmung, der Zustand, da ein Ort oder eine Gegend vom Wasser überschwemmt wird, das Wasser über das Land tritt, welches nur dann geschieht, wenn Flüsse plötzlich anschwellen, einen so reichen Zufluß erhalten, daß sie ihr Bett verlassen müssen, indem sie mit Gewalt durch die fortwährende starke Strömung herausgedrängt werden, welches im Frühjahre und Herbste durch starke Regengüsse, starken Schneefall und Anstauung des Eises im Frühjahre, beim Brechen desselben, zu geschehen pflegt, wobei das Wasser Alles durchbricht und mit fortreißt, was ihm entgegen steht: Dämme, Brücken, Häuser, Mühlen, Schiffe ꝛc. Schon die früheste Geschichte benachrichtiget uns von Ueberschwemmungen. So finden wir in der Bibel, daß in den frühesten Zeiten des Menschengeschlechtes eine verheerende Fluth, Sündfluth genannt (s. Th. 178, S. 426 u. f.), Statt gefunden, die selbst über die Gipfel der Berge gereicht und Alles, bis auf wenige Menschen und die von diesen geretteten Thiere, verschlungen habe. Die Spuren von dieser Fluth sollen noch am ganzen Mittelländischen Meere, von Gibraltar bis nach Griechenland hin, zu sehen seyn, wo lange Reihen von Klippen und Hügeln der Küste aus einer Felsart bestehen, die unzählige zertrümmerte Knochen in sich eingeschlossen und zusammengekittet enthält, von denen noch viele zu erkennen sind, daß sie Menschen, Pferden, Ochsen, Schafen, Hirschen, Mäusen, Vögeln, Schlangen ꝛc. angehört haben. Aber auch schon vor der Mosaischen Schöpfungsgeschichte, vor Adams Zeiten, hat es

große Ueberschwemmungen gegeben, wie dieses die vielen Ueberreste von untergegangenen oder durch die Fluth zerstörten Thiergeschlechtern beweisen, die nach den vorgefundenen versteinerten Skeletten und Knochen nicht mehr auf unserer Erde und in unsern Meeren lebend angetroffen werden. Insbesondere ist die Zahl der versteinerten Schnecken, Muscheln und anderer Meergewürme sehr groß, die gänzlich von denjenigen verschieden sind, welche der jetzt lebenden Schöpfung angehören. Ganze Berge bestehen zum großen Theile aus solchen Versteinerungen; und eben so findet man in manchen Gebirgen, besonders in denen, welche Steinkohlen führen, Ueberreste und Abdrücke von Bäumen, Rohrarten und andern Pflanzen, die denen keinesweges gleichen, die jetzt noch auf der Oberfläche der Erde wachsen. Manche der Versteinerungen, welche Reste von Meergeschöpfen sind, findet man in großer Menge auf hohen Bergen, so daß man annehmen muß, das Meer habe hier entweder einmal gefluthet, oder sich bis auf diese Höhe ergossen, oder diese Berge haben sich aus dem Meeresgrunde emporgehoben. Die mächtigen Lager der Steinkohlen und Braunkohlen, die man in den Gebirgen antrifft, geben uns die sicherste Kunde von einer durch Ueberschwemmungen untergegangenen Pflanzenwelt, wo die Fluthen so stark waren, daß sie alle Bäume ganzer Waldungen ausgespült, mit fortgerissen und sie in Abgründe gestürzt haben, die nachher mit Steinen oder Gruß und Erde überdeckt, und so oft bergetief begraben worden. Dann gehören auch noch zu den Veränderungen, welche große Wasserfluthen verursacht haben, die Anwesenheit einer Menge von Felsblöcken in Gegenden, wo keine dergleichen Gebirge in der Nähe sind, von denen sie abstammen können. So finden sich in den Thälern und an den Höhen des Juragebirges in der Schweiz, das aus Kalkstein besteht, sehr zahl-

reiche Granitblöcke, die nur von den bis zu 10 Meilen entfernten Hochalpen hergekommen seyn können, deren Hauptkette, auch höchster Rücken, aus Granit besteht, welche Felsblöcke zum Theil sehr groß sind, und einige liegen bedeutend hoch über dem Thale; denn bei Neufchatel gewahrt man 800 Fuß hoch über dem See auf dem Jura einen Block, der 50 Fuß Länge, 40 Fuß Höhe, und 20 Fuß Breite hat, so daß sein Gewicht auf mehr als 90,000 Centner geschätzt wird; andere Blöcke werden bis zu 2000 Fuß Höhe über dem Spiegel des Genfersees angetroffen. Auch auf den sandigen Ebenen von Westphalen, Hannover, Holstein, Mecklenburg, Brandenburg, anf den Küsten und in den Ebenen von Pommern, Preußen, Curland, Liefland und auch in einem Theile von Polen findet man dergleichen Blöcke. Auch Seeland hat eine Menge solcher Blöcke aufzuweisen, besonders häufig finden sie sich bei Kopenhagen und in den niederen Gegenden Schwedens, von dessen Hochgebirge sie abstammen. So findet man in Mecklenburg bei Rothspalk einen Block, der 28 Fuß lang ist. Der größte bekannte Granitblock liegt auf der Insel Fühnen und hat 44 Fuß Länge; auch der riesenmäßige Granitblock, auf dem die Bildsäule Peters des Großen ruht, ist einer von diesen zerstreueten Blöcken, der zwölf Werste von Petersburg auf einem unebenen waldigen Boden gefunden wurde; auch der Schwedenstein, auf dem Schlachtfelde bei Lützen, gehört hierher. Auch auf den Müggelsbergen bei Köpenick, in der Provinz Brandenburg, findet man einen, jedoch nur mäßigen Granitblock. Wegen der in Norddeutschland verbreiteten Granitblöcke glaubte man anfangs, daß sie vom Harze hergekommen seyn müßten; indessen, nach den Untersuchungen neuerer Naturforscher, will man gefunden haben, daß alle diese Blöcke in Norddeutschland von Skandinavien herübergekommen, und dieses wahr-

scheinlich durch eine mächtige Meeresfluth, welche sich über die Gebirge erhoben oder doch daran hinweggeströmt, Felsblöcke unterwühlt, und sie von dem Hauptgebirge abgerissen und mit fortgeführt habe. Die Fortführung dieser Trümmer soll in strahlenartigen Strömungen geschehen seyn. Andere wollen nicht zugeben, daß sowohl diese Felsblöcke, als diejenigen am Jura in der Schweiz, bloß durch den Stoß des Wassers an ihre jetzige Lagerstätte geführt worden seyen, sondern das Eis der Gletscher soll in den Hochgebirgen dazu mitgewirkt und die losgerissenen Granitblöcke auf demselben, das heißt, auf großen Eisschollen, mit dem Wasser fortgetragen haben, weil man nicht nur in den Alpen wahrnimmt, daß auf dem Gletschereise stets viele Blöcke und Trümmer des von den höchsten Felskuppen herabgestürzten Gesteines umher liegen, sondern auch in Erfahrung gebracht hat, daß die schwimmenden Eisberge des Polarmeeres häufig große Felsblöcke und viele Steintrümmer mit sich fortführen. Wie groß die Gewalt des Wassers aber schon, außer dem Eise, ist, beweiset die Ostküste von Schottland bei einem Leuchtthurme (Bell-Rock-Lighthouse), der zwölf Meilen von Arbroath auf einem Felsen im Meere steht, wo das sturmbewegte Meer öfters Felsenblöcke von 30 Kubikfuß Größe aus der Tiefe bis über seinen Wasserspiegel hinan und über den Felsenboden der kleinen Insel hebt. Die Wächter des Thurmes, denen diese Erscheinung etwas sehr Gewöhnliches ist, nennen diese Steinblöcke Travellers (Reisende). Man hat auch einst bei Castle Stuart in Inverneß-Shire in Schottland beobachtet, daß das Meer in einer einzigen Nacht einen Felsblock 780 Fuß weit von seinem vorigen Orte hinweggerückt hatte, welches einen Beweis von der Kraft des Wassers giebt, wenn es durch einen Sturm bewegt wird; wie groß muß diese Wirkung nun nicht seyn, wenn sich eine allgemeine Bewe-

gung und ein Steigen und Ueberfluthen des Meeres durch Stürme, eine Sündfluth, erhebt, die Alles mit sich fortreißt und zertrümmert? — Schon bei Bächen und Flüssen gewahrt man, wenn das Wasser durch Hemmungen sich anstauet, daß deren Gewalt außerordentlich ist. So wächst ein Fluß mit seinen Nebenflüssen schnell an, sie übersteigen die Ufer und setzen Alles unter Wasser, so weit ihr Gebiet geht. Dabei reißt die Gewalt des hervorbrechenden Wassers Erde, Sand, Gerölle und selbst Steinblöcke von großem Durchmesser mit sich hinweg; auch ist dieses Wasser nicht mehr rein, sondern eine dicke sich fortbewegende Masse, aus jenen angeführten Substanzen, in welcher die schweren Blöcke nicht so schnell zu Boden gelangen können, sondern mit der Masse oft weit fortgeführt werden; wie vor nicht langer Zeit im Bagnesthale des Walliserlandes beim Durchbruch eines durch einen Gletscherwall aufgestaueten Sees fortgerissene Granitblöcke von außerordentlicher Größe in einer Entfernung von sechs Meilen abgesetzt wurden. Auch durch seine erweichende und auflösende Kraft, und dann durch das immerwährende Anspülen an Felsen und Unterwühlung derselben und der Berge hat es große Verheerungen durch den Einsturz dergleichen Berge bewirkt. So wurde die schöne und reiche Handels- und Manufakturstadt Plurs, und das nahe dabei liegende Dorf Schilano, im Velteliner Lande in der Schweiz, im September des Jahres 1618 von einem Theile des Berges Conto ganz verschüttet, wobei 2430 Einwohner ums Leben kamen. Es fiel nämlich am Sonnabende, den 25sten August des gedachten Jahres, ein mit Donner und Blitz begleiteter, fast unerhörter Platzregen, der bis Donnerstag, den 30sten August, anhielt und nur selten auf eine Viertelstunde unterbrochen wurde. Donnerstags war der Himmel sehr heiter, ein angenehmer Nordostwind verjagte die

Nebel, und Alles freuete sich des schönen Tages und eilte ins Freie hinaus; allein in der nämlichen Donnerstags-Nacht schlug plötzlich der Wind um; aufgethürmte schwarze Wolken wälzten sich über den Comersee her, und leerten sich in gewaltigen Regengüssen bis zum 3ten September unaufhörlich aus. Dienstags, den 4ten September, war wieder ein schöner heiterer Tag, als in der Nacht, beim glänzenden Lichte des Vollmondes, sich plötzlich eine ungeheure Masse des nahen Conto losriß, und gigantische Felsen, mit Wäldern bedeckt, auf Plurs und Schilano niederstürzten und diese Oerter mit ihren Einwohnern begruben; nur wenige kamen mit dem Leben davon, und nur diejenigen, welche sich auf dem Felde verspätet hatten, oder die sonst in Geschäften abwesend waren. Der Berg Conto besteht aus lehmigter, trockner, unzusammenhängender Erde, die in perpendikularen und parallelen Schichten, mit Felsen untermischt, daliegt. Bei Regenwetter trennt das durchdringende Wasser die Schichten, die, weil sie sich isolirt auf einem abhängigen Grunde befinden, bei dem geringsten Anstoße schon durch ihre eigene Schwere in Bewegung gesetzt werden und sich eine nach der andern losreißen. Zu Cleve, eine gute halbe Stunde von Plurs, blieb die Meira zwei volle Stunden gänzlich aus, indem der Bergsturz das Bett dieses Flusses bedeckt hatte; allein sie bahnte sich bald einen Weg durch den Schutt, bildete anfangs einen kleinen See, kehrte aber in ihr vertrocknetes Bett zurück, und erschien zwar trübe, doch ruhig wieder zu Cleve. — So ist der Bergsturz oder Felsenbruch am Ruffiberg in der Schweiz, der die Dörfer Goldau, Buesingen, Röthen und Lowerz, nebst vielen einzelnen Häusern und 400 bis 500 Menschen am 2ten September des Jahres 1806 gänzlich begraben und mehrere hundert Fuß hoch überschüttet hat, nach gewaltigen Regengüssen, die vier und zwan-

zig Stunden lang angehalten hatten, erfolgt, weil eine sehr mächtige Schicht grobkörnigen mergelartigen Sandsteines, auf welchem die Nagelfluhfelsen des Spitzbuels (ein Theil des Ruffiberges) ruheten, nach und nach schon vorher mehr oder weniger verwittert und erweicht, und nun durch die Regengüsse vollends ausgewaschen und brüchig geworden war, so, daß sie die darüber lastende Felslast nicht mehr tragen konnte, sondern mit ihr wich, und diese, in unzählige Trümmer und Felsblöcke zerberstend und andere Trümmer mit sich fortreißend, aus 3000 Fuß Höhe in's Thal herabstürzte. S. auch den Art. Meer, Th. 86, S. 708 u. f.

Die Ueberschwemmungen rühren, wie sie jetzt vorkommen, größtentheils von häufigem Regen und Schnee her, wenn dieser auf den Gebirgen im Frühjahre schmilzt und den Flüssen zuströmt, und der Erstere, besonders im Herbste, lange anhält, und die Flüsse und Bäche stark anschwellt und zum Uebertritte nöthiget, da die Vermehrung des Wassers plötzlich geschieht, und also dasselbe nicht Zeit hat, dem Laufe des Stromes zu folgen. Die Entstehungsart der Ueberschwemmungen ist daher sehr natürlich zu erklären, wenn man auf die Wirkungen starker Regen und des geschmolzenen Schnees sieht, die sich uns fast alljährlich im Frühjahre oder Herbste in diesem oder in jenem Lande durch das Austreten der Flüsse wiederholen. Sobald ein Strom anschwillt, erhält die Geschwindigkeit des Wassers einen beständigen Zuwachs, bis der Strom anfängt überzutreten. Von diesem Augenblicke an läßt die Geschwindigkeit des Wassers nach, woraus dann folgt, daß nach einmal angefangenem Austreten des Wassers, die daraus hervorgegangene Ueberschwemmung allemal viele Tage lang fortdauert, ehe das Wasser fällt und sich zurückzieht; denn wenn auch nach der Ueberströmung das Wasser nicht

so häufig, als vorher, nachkäme, so würde dennoch die Ueberschwemmung nicht aufhören, weil sie ihren Grund mehr in der verminderten Geschwindigkeit, als in der Menge des zuströmenden Wassers hat. Dieses will man wenigstens als die wahre Ursache angeben; denn wäre dieses nicht der Fall, so würde man oft die Ströme nur eine oder zwei Stunden überlaufen und dann wieder in ihre Ufer sich einschränken sehen, welches aber niemals geschieht, sondern die Ueberschwemmung dauert einige Tage fort, der Regen mag nachlassen und das Wasser sparsamer zufließen, oder nicht, bloß weil durch das übertretende Wasser die Geschwindigkeit des Zuges abgenommen hat, und es in Ansehung der Folge gleich viel ist, ob dieselbe Menge Wasser langsamer, als zuvor, abläuft, oder ob eine größere Menge beständig von Neuem zuströmt. Indessen scheint dieses wohl nicht bloß in der verminderten Geschwindigkeit zu liegen, als auch in der Ueberschwemmung selbst, in der Austretung zu beiden Seiten und deren Ausdehnung; denn durch diese Wasserabgabe merkt man die starke Strömung des Flusses in seinem Bette nicht, obgleich das Wasser fortströmt, indem es immer neuen Zufluß erhält. Dieses beweiset auch das Fallen und Steigen des übergeströmten Wassers nach den aufgestellten Maaßen. Die Hauptursache sind wohl Verstopfungen der Flüsse oder Ströme durch Heu, Bäume, durch Trümmer von Gebäuden, angeschwemmte Erde ꝛc., welche das Wasser im Fortströmen aufhalten, dessen Schnelligkeit hemmen. Weht ein starker Wind dem Laufe des Flusses entgegen, so wird die Ueberschwemmung weit größer, als sie ohne denselben gewesen seyn würde; denn ein solcher Wind hat die Macht, der Geschwindigkeit des Wassers sichtbaren Abbruch zu thun, indem er es aufhält, und so die Ueberströmung vermehrt. Weht aber der Wind mit dem Zuge des Stromes nach einerlei Richtung,

so wird die Ueberschwemmung nicht allein geringer, sondern auch von kürzerer Dauer seyn. In gebirgigten Ländern, besonders bei starken Schneefällen, kommen fast jährlich in den Thälern Ueberschwemmungen vor, wie z. B. in Tyrol, in der Schweiz, in Frankreich, Italien ꝛc.; aber auch in Ebenen, wie z. B. in Deutschland, in der Provinz Brandenburg, in Preußen ꝛc.—Alle Länder, die von großen Strömen durchzogen und bespült werden, besonders die niedrigen, welche nahe den Ausflüssen derselben liegen, sind abwechselnd gewissen Ueberschwemmungen ausgesetzt, und daher sind wohl wenige große Flüsse, die nicht ihre Ueberschwemmungen gehabt haben, und sie zum Theil noch haben, wenn sie gleich durch aufgeworfene Deiche auszuströmen verhindert werden, so kommt doch Alles auf besondere Naturereignisse an, z. B. Wolkenbrüche oder Regengüsse, Anstauungen des zerbrochenen Eises im Frühjahre nach harten Wintern ꝛc., um auch diese Schutzwehren zu überwältigen. — Manchmal sind die Ueberschwemmungen mit besonderen Naturerscheinungen begleitet. So liegt die Stadt Remiremont und der Flecken Plombières, welcher durch seine mineralischen Wasser in Frankreich berühmt ist, in einem Thale, worin das Wasser von verschiedenen nahe gelegenen Bergen, womit jene Oerter gleichsam umgeben sind, herabfließt, und man kann leicht schließen, daß dieses Thal jährlich beim Schmelzen des Schnees einer Ueberschwemmung ausgesetzt seyn müsse. Indessen war folgender Zufall, der sich am 25sten des Heumonats 1770 ereignete, besonders merkwürdig. Es war an dem gedachten Tage zu Remiremont nach Sonnen-Untergange ein sehr starkes Gewitter, und die Einwohner glaubten, nach dem Zertheilen desselben, außer aller Gefahr zu seyn. Allein dieses Gewitter, so fürchterlich es auch gewesen, war nur das Vorspiel von folgendem traurigen Auftritte. Die Luft

hatte sich noch nicht abgekühlt, und man gewahrte schwarze Wolken sich aufthürmen, welche durch den Wind, der aus allen Himmelsgegenden zugleich zu kommen schien, auf eine furchtbare Weise hin und her getrieben wurden. Es entstand nun ein zweites weit heftigeres Gewitter, als das erste gewesen war; die schwarzen Wolken und die Nacht erhöheten noch das Furchtbare desselben, obgleich die Verwüstungen des Sturmes, die häufigen Blitze, und der fast unaufhörliche Donner nur das Geringste von dem Schaden war, den diese unglückliche Stadt erlitt, die ungeheure Menge Regen, welche dabei auf die umherliegenden Berge herabstürzte, schwellte in kurzer Zeit alle von diesen Bergen herabströmenden Flüsse so auf, daß sie Alles, was sie auf ihrem Wege antrafen, mit Heftigkeit fortrissen, so daß das Thal, welches vorher aus lachenden Wiesen und gut angebaueten Ländereyen bestand, mit Erde, Sand, Bäumen und Felsenstücken so überdeckt wurde, daß diese Gegend einer Wüsteney glich. Die Hügel, besonders diejenigen, deren Erdreich nicht zu zähe war, wurden zerrissen, und an vielen Orten gänzlich hinweggeschwemmt. Ueberall entstanden tiefe Graben, die steilen Abgründen gleich sahen. Auch die Häuser blieben bei dieser allgemeinen Verwüstung nicht verschont; Alle, welche den Strömen entgegen standen, wurden mit Allem, was sich in denselben befand, fortgeschwemmt, und die in der Tiefe liegenden wurden mit den von den Bergen herabgeführten Steinen, Bäumen, Sande und Erdreiche verschüttet. Von allen Seiten hörte man das Geschrei der unglücklichen Einwohner, welche unter den Ruinen ihrer Häuser begraben wurden, und in ihrer Flucht den Tod, welchem sie zu entrinnen suchten, fanden. Das ausgetretene Gewässer führte eine große Menge Erdreich nebst den darauf stehenden Tannenbäumen fort. Die umgestürzten und mit dem Erdreiche weg-

geführten Bäume und Felsenstücke bildeten an dem Orte, wo ehemals die Ebene zu sehen gewesen war, eine wilde Anhöhe, auf deren Mitte sich eine Tanne noch in ihrer geraden Richtung erhalten hatte. Auch Plombières nahm, seiner Lage nach, Theil an diesem Unglücke. Das Thal, worin dieser Ort liegt, ist so enge, daß die Häuser, deren Anzahl sich ungefähr auf vier und zwanzig beläuft, nur in einer einzigen Reihe gebaut werden konnten. Der kleine Bach Drygne, welcher hindurch fließt, nimmt nicht bloß die Wasser des auf dem Berge Dnichamp, welcher anderthalb Meilen von Plombiéres liegt, gelegenen Gesundbrunnen, sondern auch noch das Regenwasser dieser Gegend auf. Schon 1660 hatte Plombières durch das Austreten dieses Baches gelitten, und man hatte, um dergleichen Unglück in der Folge zu verhüten, einen breiten, mit großen Quadersteinen ausgepflasterten Kanal längs diesem Flecken hingeführt. Ungeachtet dieser Vorsicht war dieser Ort doch von dem Unglücke, welches im Jahre 1770 diese ganze Gegend betraf, nicht ausgenommen. Nachmittags, nach vier Uhr, fing der gedachte Bach, wahrscheinlich von dem Regen des ersten Gewitters, an zu wachsen, und ungefähr in einer halben Stunde war er schon in seinem Bette drei Fuß hoch gestiegen. Abends gegen zehn Uhr fing er an überzutreten, und setzte die Straße einen Fuß hoch unter Wasser, und in weniger als einer Stunde war dasselbe sechs Fuß hoch über den Grund, worauf die Häuser gestanden, gestiegen, wovon viele einstürzten und einige sehr beschädiget wurden. Gegen Mitternacht nahm das Wasser beträchtlich ab, es stieg jedoch bald darauf wieder, weil der Kanal durch das mit dem Wasser herbeigeführte Heu und durch die Trümmer der Häuser verstopft worden. Endlich ging der Bach wieder in das Bett des Kanals zurück. Die kleinen Bäder und die zwei gegenüberliegenden Badezimmer

wurden nebst dem großen Bade verschüttet. Sonderbar hierbei war noch, daß die mineralischen Quellen nicht häufiger flossen, da doch die andern Brunnen beträchtlich gewachsen waren. Der Grund läßt sich nur daraus erklären, daß der Ursprung derselben zu tief und zu entfernt seyn muß, als daß das wilde Wasser, welches diese Verheerungen verursachte, dahin hätte dringen können. Die Verwüstung der ganzen Gegend, zwölf Quadratmeilen im Umfange, war so groß, daß diejenigen, welche diese Gegend vorher besucht hatten, sie nachher nicht wieder erkannten; sie ihnen gleichsam fremd war. Das Wasser war noch funfzehn Tage nach diesem Unglücke außerordentlich groß, und die Bäche liefen an verschiedenen Orten noch sehr schnell. — Eine ähnliche Ueberschwemmung verursachte die Loire in Frankreich im Jahre 1846, vom 17ten bis zum 23sten Oktober, durch gewaltige Regengüsse. Die Dämme dieses Flusses wurden bei Sandillon und St. Denis durchbrochen, und das ganze Thal überschwemmt, was seit 1769 (also in der oben angeführten Zeit) nicht mehr vorgekommen war. Eine Menge Ortschaften, besonders Dörfer und Flecken, und die Landstraßen wurden überfluthet, so daß, nach den Schilderungen, die Loire nicht mehr einen Fluß, sondern ein Meer bildete, wozu sich auch die Nievre gesellte, und dann noch mehrere andere Nebenflüsse, wie die Allier, Cher, Dürance ꝛc., die alle ausgetreten waren. Die ganze Provinz mit ihren Departements (20) wurde von dem Unglücke betroffen. Außer den vielen Kähnen zur Rettung, die von allen Seiten herbeikamen, wurden auch von Paris eine Menge Barken auf der Eisenbahn an die Oerter der Ueberschwemmung zur Hülfleistung geschickt; allein die Zahl der Kähne reichte nicht aus, da die Gefahr überall sehr dringend war, und die Kähne große Hindernisse auf den Fluthen fanden, indem sie durch Gärten, Gebüsch und über andere Hindernisse, die unter dem Wasser

versteckt lagen, hinweg mußten, wobei der Regen in Strömen herabfloß. Die Unglücklichen wurden mittelst Leitern aus den Fenstern geholt, oder an Stricken herabgelassen. Viele Häuser, vom Wasser unterwühlt, stürzten ein. Auf dem Lande flüchteten die Armen auf Böden, Dächer und Bäume. Zu Nevers wurde die ganze Garnison aufgeboten, um der Vorstadt St. Antoine, deren zerstörte Wohnungen von allen Seiten umströmt waren, Rettung zu bringen, wozu sich noch die beiden Dampfschiffe, welche den Dienst zwischen Bigain und Nevers verrichten, gesellten. Die Soldaten des 57sten Regiments standen bis an den halben Oberleib im Wasser und retteten Frauen und Kinder dieser Vorstadt. Die Dampfschiffe nahmen an 600 Personen auf und brachten sie in Sicherheit. Zu Andrezieux wurde ein Theil des Orts am Flusse von den Fluthen fortgerissen, wobei gegen zwanzig Häuser umgestürzt wurden, auch wurde die Eisenbahn zerstört, dabei stürzte eine Hängebrücke ein und die Kaserne der Gensd'armerie. Auch haben mehrere Personen das Leben verloren, da der Einbruch des Wassers so plötzlich geschah. Zu Roanne dauerte ein sündfluthartiger Regen zwei Tage und eine Nacht hindurch, ohne auch nur eine Minute aufzuhören, wozwischen man Donnerschläge vernahm. In der zweiten Nacht um 11 Uhr wurde Generalmarsch geschlagen, um die Einwohner herbeizurufen, die Löcher zu stopfen, welche die Loire in die Dämme zu reißen begonnen hatte, die den Schutz der Stadt bilden. Es eilten auch sogleich eine Menge Bürger dahin, deren Bemühungen wenigstens den Erfolg hatten, einen Theil der Stadt vor Ueberschwemmungen zu schützen, und viele Einwohner vor dem Schicksale zu bewahren, unter den Trümmern der einstürzenden Häuser begraben zu werden. In demselben Augenblicke, wo hier Rettung gebracht wurde, kündigte ein Geräusch, wie dumpfer Kanonendonner, das Zusammenstürzen der

Häuser in den Bergen an. Jetzt fing die Loire, nachdem sie den schwachen Widerstand, der sie noch abhielt, durchbrochen hatte, den südlichen Theil der Stadt zu überschwemmen an, wobei das Wasser so furchtbar anschwoll, daß es noch einen Fuß höher, als vor sechs und funfzig Jahren bei einer ähnlichen Ueberschwemmung stand. Das Gas, welches bis zwei Uhr Morgens noch brannte, erlosch um drei Uhr, da das Wasser in den Kessel drang, so daß Alles in eine dichte Finsterniß gehüllt wurde, die nur durch angezündete Fackeln einigermaßen erhellt werden konnte. In den Straßen wirbelten die Wasser, die noch durch einen Wolkenbruch, welcher zu Neulize, einem Gebirgsorte, 15 Lieues von Roanne, Statt hatte, vermehrt wurden, wobei die Häuser, eines nach dem andern, einstürzten, viele Menschen verunglückten, Andere nur mit der äußersten Gefahr gerettet wurden. Die Zahl der eingestürzten Häuser in dieser Stadt betrug über 115, und von 400 beladenen Frachtschiffen, die dort am Quai lagen, waren 270 untergegangen. — Die Kommunikationen durch die Messagerien und Malleposten mit den Städten Lyon, St. Etienne, Clermont, Moulins, Nevers, Bourdeaux, Toulouse und Nantes waren unterbrochen; auch richtete ein Orkan in der Nacht vom 21sten auf den 22sten große Verheerungen, namentlich an der nördlichen Küste an. Zu Orleans wurden alle Geschäfte eingestellt: Börse, Douanen und Handelstribunal, Alles war geschlossen. Der schöne Viadukt an der Eisenbahn von Orleans nach Vierzon, der 1,300,000 Fr. gekostet haben soll, und von dem der Ober-Ingenieur, der den Bau geleitet hatte, noch zwei Tage vor dessen Einsturz an die Direktion der Bahn geschrieben und ihr gemeldet hatte, daß derselbe nunmehr so fest sey, daß nichts ihn erschüttern könne, ist, vom Wasser unterwühlt, eingestürzt, wobei eine ganze Strecke der Eisenbahn unbrauchbar gemacht worden; so wie überhaupt ganze

Strecken der Eisenbahnen zerstört wurden; so ist z. B. der Bahnhof von Amboise gänzlich zerstört worden; eine Menge Waggons wurden von den Fluthen mit weggerissen, und so auch Schienen und Schwellen; denn ein kleiner Nebenfluß der Loire, die Cisse, überschwemmte die ganze Gegend zwischen Vauvray und Amboise, so daß auch die Eisenbahn unter Wasser gerieth. Zu Blois standen die Wasser zwei volle Fuß höher, als im Jahre 1789, die höchste Fluth, von der man dort eine Erinnerung bewahrt. Die Wasser stiegen am Pegel bis 21 Fuß. — Zwölf steinerne, eiserne und Hängebrücken hat diese Ueberschwemmung zerstört, dieses geschah besonders in den Departements der Loire, Nievre, des Loiret, wo fast alle Brücken weggerissen worden; so wurden auch die Brücken von Roanne, Palisse, Chatillon, St. Just, Montrand und Barret weggerissen. Eine von den Diligencen der Gesellschaft Lafitte und Caillard verschwand bei Feurs in den Fluthen, wo von neun Passagieren sich drei auf Bäume retteten; auch versanken mit Wagen und Pferden der Condukteur und Kutscher und 200,000 Francs baares Geld. Auch aus Bayonne, aus dem Departement des Var, aus Arles, Cosne und vielen andern Orten veranlaßten unaufhörliche Regengüsse das Anschwellen und Uebertreten der Flüsse. Während des wolkenbruchartigen Regens, der am 17ten und 18ten October im Süden fiel, kam in einigen Distrikten in dem Drome- und dem Isère-Departement auch jener farbige Regen vor, den man im Mittelalter für Blutregen hielt. So wurden am 17ten zu Valence die Kleidungsstücke und Regenschirme der Leute auf den Straßen mit röthlichen Flecken, und die Dächer mit einer dichten röthlichen Schicht bedeckt, welche Färbung ihren natürlichen Grund wahrscheinlich in den von Wolken aufgewühlten Bodenstücken von rother

Farbe hat. Auch zu Bourgoin und dessen Umgegend kam das Phänomen des rothen Regens vor. — Bei den Ueberschwemmungen der Loire und der übrigen Flüsse haben die Kaufleute, die Weinbauer, die Landleute ꝛc. unendlich verloren. Fast alle Handelshäuser von Roanne, die meistens mit Kohlen im Großen Geschäfte machten, sind ruinirt worden. Ueberhaupt hat der Handelsstand bei den Ueberschwemmungen große Verluste erlitten; denn außer den Vorräthen an Kohlen und Coaks, viele Waaren anderer Art, 6000 Stückfaß Wein, Branntwein ꝛc. Unter den bei Roanne gesunkenen Schiffen waren Ladungen von 1000 Fässern Branntwein, 1500 Fässern Wein, und für 600,000 Francs Kohlen; in Pouilly wurden 1700 Fässer neuer Wein von den Wellen fortgerissen. Die Loire war mit Kähnen, die zum Abgange bereit lagen, bedeckt; Alles hatten die Wogen verschlungen. Der Ueberschwemmungsschaden wurde für einzelne Orte als fast unersetzlich berechnet; überhaupt waren die Privatverluste unermeßlich. So schlug man den Schaden, der bloß durch die Versandung von Grundstücken, den Einsturz von Häusern, die Zerstörung von Mobiliar entstanden war, auf mehrere Millionen an. — Der Minister der öffentlichen Arbeiten, Herr Dümon, schätzte den Schaden, nachdem er sich an dem Orte selbst davon unterrichtete, welchen die Ueberschwemmungen der Loire an den Straßen, Brücken, öffentlichen Arbeiten, so wie an dem Eigenthume der Privaten angerichtet hatte, auf mehr als hundert Millionen Francs. — Der ganze Steinkohlenhandel ward zerstört; denn der hohe Verlust beruhete darin, daß die Loire alle Vorräthe an Schiffsbauholz fortgerissen hatte, da der ganze Kohlentransport für das ganze Thal der Seine und Loire, bis Nantes und Paris zu Was-

ser auf Kähnen geschieht, zu denen das Material zu Andrezieux, St. Just, Roanne ꝛc. aufgestapelt war. Selbst der Kanal ist auf lange Zeit unbrauchbar geworden, und die Kähne sind von den Fluthen mit fortgerissen oder untergegangen, so daß man mit Mühe vier derselben zur Herstellung einer provisorischen Brücke in Rouen zusammengebracht hatte. Man schrieb bei diesem Unglücke die Schuld, wenigstens zu Roanne, der obern Verwaltung zu, daß sie mit Unwissenheit und Sorglosigkeit dabei verfahren habe, oder doch bei Ausführung der Wasserbauten ꝛc. so zu Werke gegangen sey. Was wird sie thun, frage man, um künftigem Unglücke vorzubeugen? Sie wird ihre Agenten, so lautete die Antwort, die nichts zu verhindern, nichts auszuführen gewußt haben, mit Lob und Orden überhäufen, sie wird Ingenieure von Ruf hinschicken, deren Rapporte sich in den Akten des Ministeriums zu denen ihrer Vorgänger fügen werden, und das Wasser wird nach, wie vor, seinen Lauf nehmen, wie es Lust hat. — Auch die Bewohner der Gegend von Orleans, die so viel bei der Ueberschwemmung gelitten hatten, maßen einem ohne Durchlässe für die Gewässer aufgeführten Damm der Eisenbahn nach Virzon eine Hauptschuld an der außerordentlichen Anstauung der Fluthen bei, und der Munizipalrath von Orleans hatte schon Anträge wegen entsprechender Abänderung des Bahntrakts bis zur Höhe von Salogne beschlossen. — Auch in Italien fanden im Jahre 1846 zu derselben Zeit, als in Frankreich, ähnliche große Ueberschwemmungen Statt. So wurde Nizza von einem Strome durchfluthet, der sich von den Bergen herabgoß und das ganze Land in einen See verwandelte. Die Ebene um Nizza, wegen ihrer Fruchtbarkeit und ihres Reichthumes berühmt, ist fast ganz verwüstet

worden. Alle schönen Citronen-, Orangen- und Olivenbäume und eine Menge tropischer Pflanzen wurden entwurzelt. Die Brücken über die kleinen Bergschlösser wurden sämmtlich weggerissen, selbst in den Straßen von Nizza stand das Wasser 3 Fuß hoch. Die ganze Straße nach Genua wurde überfluthet. Monacco, die Hauptstadt des kleinen Fürstenthumes gleiches Namens, ist von Wasserstürzen überschwemmt. Es wurden sogar Felsstücke von den Alpen her in der Strömung bis zur See fortgewälzt und mit ihnen Häuser und Bäume fortgerissen. Diese Verwüstungen erstreckten sich auf das ganze Innere von Piemont. — In der Provinz Lodi in der Lombardey hatten die durch den Regen und Schnee angeschwollenen Ströme, namentlich der Po, die Dämme durchbrochen und die Ebenen überschwemmt. Auch zu Piazenza in Parma erreichte das Wasser die höchste Höhe in diesem Jahrhunderte, wobei Häuser einstürzten und Leute unter den Trümmern umkamen. Auch in dem Königreiche beider Sicilien haben zahlreiche Gewitter, Siroccostürme mit tropischen Regengüssen große Ueberschwemmungen schon zu Ende des Augusts und im September und October verursacht. Die schöne, erst 1845 vollendete, und für 30,000 Dukati hergestellte Fahrstraße, welche zum Observatorium führt, ist so zerstört worden, daß sie nicht mehr zu Wagen passirt werden konnte, ja kaum für Pferde stellenweise noch gangbar war. In Ottajano, Resina, dann bei Scafati, Sorrento, S. Giovanni ꝛc. in Neapel, sind Häuser unterwühlt und weggeschwemmt worden, wobei viele Menschen ums Leben kamen. Auf Sicilien haben starke Regengüsse, gleich Wolkenbrüchen, Statt gehabt; bei Spadafora und Melazzo sind Erde und Steine nicht allein fortgerissen, sondern auch das Erdreich weithin aufgewühlt worden, wobei Bäume und Gebäude mit weggeschwemmt wurden,

und auch viele Menschen das Leben dabei verloren. Wenn nun die Ueberschwemmungen vom 30sten September dieses 1846sten Jahres schon furchtbar waren, so reichen sie dennoch nicht an jene hinan, die über einen Monat später auf Sicilien Statt hatten, wie Briefe aus Messina berichten. Nach denselben, die uns die öffentlichen Blätter mittheilen, fiel bereits am 28sten Oktober in der Gegend von Melazzo und Barzelona (am Golfe von Messina) ein heftiger Regenguß, der durch seine Stärke manchen Schaden anrichtete. Es regnete fort, bis am 2. November sich der schwarz umzogene Himmel auf eine so furchtbare Art entlud, daß unter fortwährenden Strömen bis zum 5. November die ganze blühende Gegend verwüstet war. Das Unglück verbreitete sich über die ganze Provinz Messina. Fünf Flüsse, die daselbst in einer zehn Miglien breiten Ebene fließen: der Meri, Pozzo de Gotto, Barcelona, Termini und Mazzarra traten mit solchem Ungestüm über ihre Ufer, daß der Schaden, den dies gräßliche Unwetter anrichtete, auf mehr als 2 Millionen Unzen (5 Million. Scudi) geschätzt ward. Eine Menge von kleineren Ortschaften wurden gänzlich vertilgt. Die früher so fruchtbare Ebene zwischen Melazzo in Santo Pietro ist ein gewaltiger See geworden, auf dem man mit Barken fährt. Auch die Brücke von Catelabiano, ein Riesenwerk des Alterthumes, das zwei Jahrtausende ohne Anfechtung geblieben, diese, wie man glaubte, für die Ewigkeit gebauete Brücke, ward durch die reißenden von den Gebirgen herabströmenden Fluthen zertrümmert und zersprengt. Von den ungeheueren behauenen, durch die stärksten Eisenverbindungen gehaltenen Felsstücken, welche die Erbauer angewendet hatten, sind 500,000 Römische Pfund oder 2000 Quintali herausgedrückt und fortgeschwemmt worden. Die Folgen dieser fürchterlichen

Verwüstung durch Ueberschwemmung waren für die Bevölkerung schrecklich, da alle Vorräthe an Mehl und Früchten durch die Fluthen weggeführt und vernichtet worden sind. Menschen sind glücklicherweise nur sieben oder acht umgekommen, welches daher rührt, daß der sündfluthartige Regen am Tage begonnen, und nicht, wie am 30sten September, in der Nacht. — Diese furchtbare Ueberschwemmung erstreckte sich auch über mehrere andere Theile Siciliens. So hat sich vom 2. bis zum 8. November auf den östlichen und südlichen Küsten, auf der Insel Taormina, bei Marsala ein furchtbarer Regenstrom ergossen, durch den alle Flüsse aus ihrem Bette traten, so daß die Ebene von Catania mehrere Tagelang eine Fortsetzung des Meeres schien. Eine neu gebauete Brücke an den westlichen Abhängen des Aetna bei Aderna ward durch die Fluthen gänzlich zerstört. Der unzerstörbar geschienene Damm, den die Catanesen zur Zierde und zum Schutze ihrer Stadt mit einem großen Aufwande und herkulischer Kühnheit erbauet hatten, wurde größtentheils von den Wellen zerstört. Die Mauern der Stadt und des Kastelles von Mazzara wurden an mehreren Punkten durchbrochen und zerstört. Der Schaden an ertrunkenem Viehe ward als unermeßlich geschildert, und die dabei umgekommenen Menschen sollen mehrere Hunderte betragen haben.

Auch hier gewahrt man, daß Ueberschwemmungen oft nur von schlecht angelegten Wasserwerken oder Wasserbauten herrühren, wodurch ein Stauen des Wassers und ein Anschwellen desselben verursacht wird, wozu sich nun noch die gewöhnlichen Hemmungen des Ausflusses oder Fortströmens der Flüsse, Bäche ꝛc. gesellen, nämlich die schon oben erwähnten Naturalien ꝛc., wie Erde, Grant, Heu, Trümmer von Gebäuden, Holz, Bäume, Vieh ꝛc., welches durch die

Fluth beistarken Regengüssen mit fortgespült werden, und sich in kleinen Flüssen oft an den Mündungen von größeren festsetzen, so den Ausfluß des Wassers verhindern und es zum Uebertritt zwingen; denn da alle kleineren Flüsse und Bäche in größere münden, so können durch mancherlei Verstopfungen dieser Ausflüsse auch Ueberschwemmungen bewirkt werden; es ist daher nöthig, daß alle Beengungen der Ausflüsse hinweggeschafft, und neue Kanäle, wo es nöthig thut, angelegt oder die alten erweitert werden, damit Verstopfungen nicht so leicht eintreten können. — So ist die Stadt und Festung Gibraltar in dem Königreiche Sevilla in Spanien, die beide seit dem Jahre 1704 den Engländern zugehören, von häufigen Regengüssen und dadurch entstehenden Ueberschwemmungen im Winter heimgesucht; allein diese Ueberschwemmungen werden zum Theil dadurch abgewendet, daß der Felsen oder Berg, worauf die Festung liegt, mit Aushöhlungen durchzogen ist, die eine große Menge Wasser aufnehmen, und solche durch unbekannte Kanäle in die See leiten; dessen ungeachtet thun die dann und wann einfallenden Platzregen den am Fuße des Berges gelegenen Gärten großen Schaden, weil sie nicht nur eine Menge Sand, sondern auch große Steine mit sich fortreißen. Eines dieser Ereignisse, welches von den Bewohnern Gibraltars als besonders schrecklich aufgezeichnet worden, fand am 30sten Januar 1766 Statt, welches die Bewohner dieser Stadt in die größte Bestürzung versetzte; denn die heftigen Wasserströme, welche sich vom Berge herabstürzten, nahmen nicht nur Sand, Grant und kleine Steine, sondern auch große Felsstücke mit sich fort. Die in den Ringmauern befindlichen, mit eisernen Gittern versehenen Oeffnungen, reichten nicht hin, dem Wasser Abfluß zu verschaffen, und wur-

den auch bald von dem herabgespülten Grant und der großen Menge Hagel, der zu gleicher Zeit fiel, verstopft. Die kleinern Gebäude wurden zum Theil ganz im Sande vergraben, und andere bis in die zweite Etage mit solchem umgeben. Viele Menschen kamen in ihren Häusern ums Leben. Der trockene Graben vor dem Südthore war ganz mit Sand angefüllt, und die Kanonen auf den Batterien von diesem Südthore bis nach der neuen Mole, waren ganz im Sande versunken. Der Wall zwischen der Saluting und White-Cloister-Batterien (längst der Bay) war eingeschossen und hatte eine Bresche von beinahe 18 Yards bekommen. Der gerade damals die Campo de Gibraltar kommandirende Herzog von Crillon, recognoscirte den folgenden Tag in einem Boote diese Bresche und andere Schäden, welche die Festungswerke erlitten hatten. Er schlug seinem Hofe vor, Truppen vorrücken zu lassen, und von dieser sich darbietenden Gelegenheit Gebrauch zu machen, um in den Besitz einer Festung zu kommen, die man so lange vergeblich sich bemühet hatte mit der Krone Spanien wieder zu vereinigen; allein der Madrider Hof hielt es damals zu bedenklich mit England, welches schon zu dem Gipfel seiner Große hinangeklimmt war, zu brechen; er rief auch den Herzog von Crillon zurück, um den Brittischen Gesandten in Madrid, der darüber sehr aufgebracht war, zu beruhigen. — Man gewahrt aus den hier Statt findenden Ueberschwemmungen, selbst der größten, daß sie nur höchstens einen Tag dauern, indem sich das Wasser schnell durch die vielen Oeffnungen des Berges verliert, da es in andern Landen oft mehrere Tage steht, bald etwas ab, bald wieder zunimmt, je nachdem anhaltende Regengüsse, oder das von den Bergen herabfließende Schneewasser es vermehren, oder beim Aufhören vermindern.

Hieraus ersieht man, daß die Ueberschwemmungen zum Theil dadurch abgewehrt werden können, daß man für die Erweiterungen der Flüsse an ihren Mündungen, und durch Reinigung derselben Sorge trägt, auch da, wo starke Strömungen im Frühjahre und Herbste Statt finden, neue Kanäle graben läßt, welche einen Theil des Wassers absorbiren können. Ueberhaupt muß von Seiten der Behörden dahin gesehen werden, daß das Flußbett der Flüsse und Bäche gehörig gereiniget werde. Dieses müssen sowohl die Gutsbesitzer und Pächter, als auch die Landleute thun lassen, welches leicht im Junius geschehen kann, wo man Leute und Pferde zur Aufräumung der Wiesenbrüche und der verschlammten Stellen in den Flüssen entbehren kann. Wenn dann das in dem Flusse überhand nehmende Rohr oder Schilf abgemähet wird, so wird dadurch z. B. dem Pachter seine Arbeit bezahlt. Was er nicht grün von dem Schilfe als Futter und zur Reinigung seiner Pferde gebraucht, das kann er zum Lager seines Viehes anwenden, und dadurch seinen Felddünger vermehren; denn nach der Erfahrung weiß man, daß je fester die Bestandtheile sind, womit die Excremente des Viehes vermischt werden, je dauerhafter and anhaltender auch der Dung selbst ist; Gersten- und Haferstroh verfault und vergehet eher im Miste, als Weizen- und Rockenstroh. Wo die gebrannten Ziegel an einem Orte zu theuer oder nicht zu haben sind, da kann der Landmann das Rohr zur Deckung seiner Gebäude sehr nützlich gebrauchen. Wie gut werden nicht die Giebel, die Forste und diejenigen Stellen in den Strohdächern, worauf der Wind stößt, mit dem abgemäheten Rohre aus den Flüssen und Bächen befestiget, da man ja jährlich sieht, daß der geringste Sturm die Strohdächer, vornehmlich an diesen Stellen, zerreißt und abdeckt. Wie leicht sind hier die Kosten, und wie vortheilhaft wer-

den solche in einer guten Anwendung bezahlt; wobei man noch die fernern Stauungen des Wassers durch das ausgehauene Schilf verhindert. Ferner kann der Pachter und Landmann seine Felder und Wiesen mit den aus seinen angrenzenden Flüssen und Bächen herausgeschafften Schlamme düngen. Mähet man daher das Rohr und Schilf in den Flüssen ab, und reiniget solche von dem Schlamme, so kann ein auch anhaltendes Regenwetter die Wiesen nicht überschwemmen, weil eine jede Stauung des Wassers aus dem Wege geräumt worden. Besonders ist aber noch dahin zu sehen, daß man alle Anhäufungen von Erde, Steinen, Dung, ꝛc. in der Nähe der Flüsse in der Zeit wegzuschaffen sucht, wo die Ueberschwemmungen gewöhnlich einzutreten pflegen, da solches von dem Regenwasser, Schneewasser, in die Flüsse und Bäche gespült wird und zu Verstopfungen derselben Veranlassung giebt. So muß auch auf das Floßholz, auf Kähne, Waschbänke, kurz auf Alles gesehen werden, was die schnell anwachsende Strömung mit fortreißen kann, weil dieses Alles Gegenstände sind, welche die Flüsse verstopfen können, indem sie ihre Mündungen versperren und so das Wasser zum Austritte zwingen oder dessen Austritt befördern. Zu verhindern ist eine Ueberschwemmung allerdings nicht, weil das Wasser bei heftigen wolkenbruchartigen Regengüssen oder beim Schmelzen des Schnees auf den Bergen im Frühjahre zu schnell zuströmt; auch Stürme oft dazu beitragen es aufzuhalten; es wird aber um so schneller wieder abfließen, wenn es weiter keine Hindernisse findet, keine Stauungen. Was den Schaden an Feldfrüchten, an Wiesenwachs ꝛc. anbetrifft, den der Landmann durch die Ueberschwemmungen erleidet, so ist oft Manches dann zu retten, wenn derselbe aufmerksam auf die wiederkehrenden jährlichen Ueberschwemmungen ist, da sie sich gewöhnlich in die-

sem oder jenem Lande zu einer gewissen Zeit einzustellen pflegen. Vor Johannis pflegen in den Deutschen Landen selten lange anhaltende Regen einzutreten, sondern erst nach dieser Zeit, weil dieses langjährige Erfahrungen bekräftigen; denn einzelne Ausnahmen finden hier keine Berücksichtigung. Es ist daher anzurathen, daß man die Wiesen nicht zu lange mit dem Viehe betreibe, da die ordnungsmäßige Zustechung der Wiesen ohnedies immer am ersten Mai geschieht. Verfährt man nun auf diese Art, so kann man mit Abmähung der niedrigen und der Ueberschwemmung ausgesetzten Wiesen gleich nach Pfingsten den Anfang machen, so wird man mit der Heuerndte gegen Johannis fertig seyn. Mit hochliegenden und der Ueberschwemmung nicht ausgesetzten Wiesen kann man länger warten, da in diesen nicht so bald, wie in den niedrigen Flußwiesen das Gras durchschlägt und in die Höhe schießt. Betrifft nach der Einerndtung eine Ueberschwemmung die Fluß- und Bachwiesen, so können solche dadurch nur erfrischt und zum Anwuchse des Grummets gekräftigt werden. Von den überschwemmten Wiesen muß man sogleich nach dem Abflusse des Wassers das Gras abhauen, recht trocken werden, und nicht Reitergar, wie man sich an einigen Orten ausdrückt, einfahren lassen, damit hierdurch, und durch das viele Wenden und Bearbeiten, das Heu von dem völligen Staube und Schmutze gereiniget, dann auf guten und luftigen Böden gebracht, und ehe man solches im Winter zum Viehfutter benutzt, wohl gedroschen und geschüttelt werde. Eben so kann man auch mit mehreren Feldfrüchten verfahren, die zu dieser Zeit reifen. Ueberhaupt muß man da, wo Ueberschwemmungen oft wiederkehren, genau auf Alles merken, was man denselben entreißen kann, wenn man sich vorher dazu die Zeit nimmt. — Die Reinigung der kleinen Flüsse

und Bäche ist daher nothwendig, um Ueberschwemmungen bei anhaltendem Regen zu verhüten; da diese, als Nebenflüsse der großen Ströme, es gerade sind, welche dieselben durch ihren Austritt verursachen, und auch den großen Strömen oder Flüssen das Wasser zuführen, indem sie alle Quellen des Landes aufnehmen. — Um den Ueberschwemmungen wilder Ströme zu begegnen, ist weiter nichts zu thun, als da, wo sie in ihren Profilen nicht Oeffnung genug haben, ihnen Luft zu machen; widersetzt sich etwas ihrem Laufe, so muß man jedes Hinderniß aus dem Wege räumen, das dazu beiträgt, wie schon oben angeführt worden; serpentiren sie, so muß man die Serpentinen durchstechen; wo das Flußbett nicht Tiefe genug hat, da vertiefe man es; dann zertheile man sie durch Kanäle, Abzugsgräben, ändere ihre Einmündung, kurz man suche auf jede mögliche Weise Alles anzuwenden, was die Hydrotechnik an die Hand giebt. Diejenigen Gegenden sind gewöhnlich am meisten mit Ueberschwemmungen geplagt, die viele Sümpfe und Moräste haben, und wozu noch aus dem Boden selbst ein großer Zufluß kommt. Dieses sind Stauwasser, die immer einen wasserreichen Stand, eine wasserreiche Gegend anzeigen. Hier ist es nöthig zu untersuchen, woher das Stauwasser kommt, wie stark der Zufluß ist, und wohin man es sicher zu leiten gedenkt, dieses findet man nun unter Schleuse, Th. 145, S. 646 u. f., wo von der Entwässerung der Ländereien das Nöthige gesagt worden. — Alle mit glücklichem Erfolge vorzunehmende Entwässerungsanstalten haben nur eine zu vermehrende Geschwindigkeit des ablaufenden Wassers zum Ziele; und die Mittel sind entweder so beschaffen, daß sie nachher nicht mehr zu ändern stehen, wenn sie einmal in Thätigkeit gesetzt worden, oder sie bleiben dergestalt in unserer Gewalt, daß man sich ihrer nach Willkühr be-

dienen und der Fluth, so oft es die Umstände verlangen, Luft machen kann. Das Letztere findet allemal da Statt, wo es erlaubt ist, Wehre und Freiarchen zu erbauen, oder die Fluth durch wahre Stromarme abzulassen. Hier hat man nicht nöthig ängstlich auf die Schifffahrt zu blicken, indem es bei uns steht, wie hoch der Wasserstand bleiben soll, wenn aber der Zügel nicht mehr in unserer Hand ist, wie es z. B. bei großen Strömen zu geschehen pflegt, wenn ihre Bahn durch Erweiterung der Stromenge beschleuniget werden muß, da hat man ganz anders zu verfahren. Ein großer Strom, der sich weder durch Wehre, noch durch andere auf kleinen Flüssen anzubringende Hülfsmittel in Ansehung seines Wasserstandes bändigen läßt, ist zu allen Zeiten schiffbar genug, seine Stromengen erhalten ihn immer in der zur Schifffahrt nöthigen Höhe des Fahrwassers, aber seine Nebenflüsse entspringen in Gebirgen und gewähren ihm einen so reichen Zufluß, daß er, ehe man es sich versieht, bald hier, bald dort austritt, und die schädlichsten Ueberschwemmungen über seine Nachbarn verhängt. Das Land kann sich durch Deiche da es zu arm ist, nicht gegen sein Ueberfluthen in Sicherheit setzen. Dann hat er auch bei seinen nächsten Stromengen hohe Ufer, und diese sind es eben, die seine wilden Fluthen zu sehr aufhalten, daß er nicht das Wasser, wie es angelaufen kommt, wieder loswerden kann. Die Erweiterung dieser Stromengen würde nun ein sicheres Mittel seyn, sein Wasser abzuzapfen. Wie hat man sich aber dabei zu verhalten? Erweitert man sie zu wenig, so erhält man nicht seinen Zweck, erweitert man sie zu viel, so verliert, bei mittelmäßigem Wasser, die Schifffahrt ihre nöthige Wasserhöhe. Man muß daher hier zuerst zusehen, ob sich die Stromengen erweitern lassen, und sollte das felsige Ufer solches nicht erlauben, so muß man versuchen mit Nebenkanälen

um die hartnäckige Stromenge herum zu kommen. Da es nun hier einerlei ist, was für ein Mittel sich anbietet, so versuche man zweitens, wie hoch das Fahrwasser zum Behufe der Schifffahrt bleiben müsse. Bis auf diese Horizontallinie erweitere man die Stromenge nicht, und wenn ein Kanal neben der Stromenge ausgegraben werden müßte, so vertiefe man ihn nicht unter der Höhe des Fahrwassers. Ja wäre zu befürchten, daß dieser Kanal sich selbst tiefer betten möchte, so setze man lieber einen Ueberfall vor die Mündung, damit solches nicht geschehen könne. Von diesem Wasserstande des Fahrwassers an, erweitere man die Stromengen oder den neu anzulegenden Kanal, so weit es sich immer thun lassen will, so hat man den Strom in eine sehr vortheilhafte Lage gebracht. Ist er ruhig und ordentlich, so fließt er in einem engeren Kanale und bleibt fahrbar; will er aber aufschwellen, so findet er einen so geräumigen Abfluß, der ihn bald von seinem Ueberflusse entlediget und wieder in seine Ufer zurückführt. Diese Auflösung beruht auf eben derselben Regel, nach welcher man sich bei Abschneidung großer Stromarme zu richten hat, wenn man, ohne Freiarchen anzulegen, Ueberschwemmungen verhüten will. Der eben gethane Vorschlag hat noch das Vorzügliche an sich, daß durch den Anlauf der wilden Fluth die Geschwindigkeit des Wassers in der ungeänderten tiefern Stromenge bis auf den Grund beschleuniget, und also durch diese größere Schnelligkeit zugleich in der Tiefe die Consumtion vermehrt wird. Bei kleinern Flüssen läßt sich dieser Vorschlag ebenfalls anbringen, wenn nichts für die Mühlen und Wasserräder zu befürchten ist, die auch dann lahm liegen müßten, wenn die Wiesen das Wasser vertragen könnten; weil aber wohl angelegte Freiarchen nicht nur dasselbe leisten, sondern noch Gelegenheit geben, den Strom unter unsere völ-

lige Botmäßigkeit zu bringen, so erwählt man lieber das Letztere. — So wie man Kanäle, Abzugsgräben ꝛc. anlegt, um das Wasser abzuführen, damit keine Ueberschwemmungen entstehen, eben so schneidet man zuweilen After- oder Nebenarme ab, um solche zu hindern. Diese Kanäle gehen aus der Strombahn heraus, und kehren nach einem vergeblichen Umschweife zu derselben wieder zurück. Ein Fluß, der in gar zu viele Afterarme sich vertheilt, wird faul und versandet sich; denn da nicht mehr Wasser durch alle mögliche Afterarme fließt, als von oben herabkommt, und bei der nächst folgenden Stromenge wegläuft, so vertheilt sich die Geschwindigkeit dergestalt in die Afterarme, daß die Summe ihrer Consumtionen nicht mehr und nicht weniger beträgt, als der Einfluß und der diesem gleiche Ausfluß. Da nun durch die Afterarme offenbar das Profil vergrößert wird, so muß auch nothwendig die Geschwindigkeit abnehmen, da sonst mehr ausfließen müßte, als einfließt. Es ist hier nicht die Rede von dem durch Regengüsse verursachten Steigen und Fallen, wo wirklich Abfluß und Zufluß gegen einander ungleich sind, sondern von einem sich selbst gleichbleiben den Wasserstande. Wird nun der Afterarm verdämmt, so wird das Profil vermindert, woraus offenbar folgt, daß die Geschwindigkeit zunehmen muß. Man hat oft Furcht geäußert, daß durch die Vertilgung der Afterarme Ueberschwemmungen entstehen könnten; allein dieses ist ungegründet; denn nichts widersteht der Ueberströmung der Ufer mehr, als ein beschleunigter Stromgang; auch lehrt die Erfahrung, daß viele Ueberschwemmungen da am ersten erfolgen, wo Afterarme angetroffen werden, welche die Bewegung des Hauptkanals schwächen und die Bahn versanden. — Zur Verhinderung der Ueberschwemmungen gehören nun noch Kanäle und Abzugsgräben, wie schon oben angeführt, und die

schon unter Schleuse, Th. 145, S. 667 u. f., beschrieben worden.

Bei der Oder, die viele Ueberschwemmungen in der Mark Brandenburg verursachte, wo bei der großen Ueberschwemmung 1785 auch der Herzog Leopold von Braunschweig, der einige Unglückliche retten wollte, sein Leben bei Frankfurt an der Oder in den Fluthen verlor, hat die Anlegung des neuen Oderkanals unter Friedrich dem Großen den ganzen Oderbruch trocken gemacht, wodurch man nicht nur neuen und guten Ackerbau und Wiesenwachs erhielt, sondern auch die Anlegung neuer Dörfer und Vorwerke möglich wurde. Dieser Kanal wurde anfangs nur 10 Ruthen breit angelegt, allein die Länge der Zeit und sein schneller Lauf, der sich wie 1 zu 2 zur alten Oder verhielt, nebst dem stärkeren Gefälle, hatten ihn so tief und weit gemacht, und die alte Oder so sehr versandet, daß sie im Sommer zuweilen austrocknete, und die ganze Schifffahrt auf der neuen Oder ging. Durch diesen schnellern Lauf ward auch das Wasser schnell abgeführt; da nun aber, um den Ueberschwemmungen wilder Fluthen vorzubeugen, dieser Kanal von der einen Seite mit aufgeworfenen starken Deichen oder Dämmen, und auf der andern mit einer Reihe von Bergen eingeschlossen ist, so wird das Schnee-, Regen- und Binnenwasser durch sechs Hauptabzugsgräben aus dem Oder- und Nieder-Oderbruche, aus dem Mittel-Oderbruche aber durch drei Abzugsgräben vermittelst dreier Schleusen abgeführt; so daß hierdurch so viel, als möglich, der Ueberschwemmung gewehrt wird. Dieser neue Oderkanal wurde 1746 angefangen. — Auch mit den Brüchen der aus Polen kommenden Warthe, die durch den neuen Oderkanal sehr verschlimmert wurden; denn die Oder, welche vorher bei ihrem Austreten die Oderbrüche überschwemmte, nun aber bei der Festung Küstrin, und da,

wo sie die Warthe aufnimmt, in eine Enge von ungefähr 50 Ruthen eingeschränkt worden, drängte nun durch ihren schnellen Lauf die Warthe zurück, so daß diese wenigstens 2 Fuß höher stand, als hundert Jahre vorher; sie trat daher weit stärker aus, als ehemals, und die Seen und Moräste wurden vermehrt. Friedrich der Große trug daher 1765 dem Obersten von Petri auf, die Warthe durch hohe Dämme einzuschränken, und stärker abzuleiten. Dieser geschickte Hydrotechniker ließ die Warthebrüche unter seiner Aufsicht ausmessen, und eine allgemeine Karte davon verfertigen, worauf er den ganzen Entwurf der Arbeit, die der Monarch verlangte, verzeichnete, dabei auch die Kostenanschläge, und stattete darüber 1766 dem Könige einen ausführlichen und gründlichen Bericht ab, worin er zugab, daß in Nebensachen noch Manches zu verbessern seyn möchte, und eine sorgfältige Ueberlegung anrieth. Der König übergab den Petrischen Plan dem Geheimen Finanzrath von Brenkenhof zur Ausführung, und bewilligte ihm dazu schon im December 1766 350,000 Rthlr., und 1785 betrugen alle Summen, die er zu den Wällen oder Deichen zur Ersetzung des vom ausgetretenen Wasser angerichteten Schadens, zur Ansetzung von 1360 Büdnerfamilien, und zur Anlegung von verschiedenen Kuhmelkereyen hergegeben hatte, 1 Million 27,915 Rthlr. Was nun den Bau selbst betraf, so wurde, um der größten Gewalt der Warthe Widerstand zu leisten, den Deichen nicht nur eine stärkere Anlage gegeben, sondern auch das Wasser durch verschiedene Kanäle vertheilt, die schädlichen Nebenarme abgeschnitten, und die zu großen Krümmungen oder Serpentinen durchstochen. Die Deiche oder Dämme, welche von 1768 bis 1782 zu Stande kamen, betragen 29,127 Rheinländische Ruthen in die Länge oder $14\frac{1}{2}$ geographische Meilen, und sind, nach ihrer ersten

Anlage im Grunde 58 Fuß, in der Krone aber 8 Fuß breit. Zur Vertheilung des Wassers wurden die beiden folgenden Kanäle angelegt: 1) der bei der Stadt Landsberg vorbeigehende und sich bis unterhalb Weperitz erstreckende, von beiden Seiten eingedeichte große, beinahe $3\frac{3}{4}$ Meilen lange Kanal; und 2) der Brenkenhofs und Massowskanal, von denen jeder eine Meile lang ist. Diese Letzteren sind eigentlich Abzugskanäle, welche das in den Niederungen des Warthebruchs sich sammelnde Binnenwasser ableiten sollen. Unter den abgeschnittenen oder durchstochenen Armen der Warthe sind die sogenannten Clements, schnelle Warthe und der Wocksch, mit welchem Letzern beinahe das ganze Eindeichungswerk der Warthe geendiget worden, die vornehmsten. Im Jahre 1782 hörte die Arbeit als vollendet auf, war aber noch nicht vollendet; denn es fehlte noch der letzte Abschnitt des Petrischen Entwurfes, der auf die Vorfluth ging. Daraus entstanden wieder sehr schädliche Durchbrüche und Ueberschwemmungen, welche im Sommer 1786 so traurig waren, daß das 2 bis 3 Fuß hoch auf den schönsten Feldern stehende Wasser alles Getreide, Heu und Gras zu Grunde richtete. Dies bewog den König Friedrich Wilhelm den Zweiten noch eine ansehnliche Summe zur völligen Ausführung des Werkes nach dem Petrischen Plane zu bewilligen. — Wenn gleich Friedrich der Große schon Alles that, um den Oderbruch durch Abzugskanäle ꝛc. zu trocknen, so ließen sich diese Arbeiten doch nur durch stete Nachhülfe und Verbesserungen dauerhaft machen, um in wasserreichen Jahren, wo die Oder durch den starken Zufluß Ueberschwemmungen verursacht, solche erfolgreicher von den Bewohnern desselben abzuwenden. Daß aber dieses nicht beobachtet, ja Manches vernachlässiget worden, beweisen die Klagen in öffentlichen Blät-

tern, noch im verwichenen 1846sten Jahre. Es heißt in einer dieser Klagen*): „Das niedere Oderbruch enthält viele werthvolle Grundstücke, die nach der Ueberschätzung von Landwirthen einen hohen Betrag gewähren könnten, wenn sie gegen die fortwährenden Ueberschwemmungen geschützt wären,, die in neuerer Zeit sehr überhand genommen haben. Man war schon vor sechzig Jahren darauf bedacht, hier eine Abhülfe eintreten zu lassen, obgleich die Ueberschwemmungen dieses Oderbruches damals nicht so häufig und anhaltend waren, als jetzt. Schon im Jahre 1810 wurde von dem damaligen Geh. Ober-Baurath Cochius in Folge höheren Auftrages ein Plan zur Entwässerung des noch nicht umwallten niedern Oderbruches ausgearbeitet; allein der darauf folgende Krieg verhinderte die Ausführung des Planes. Auch in den Friedensjahren von 1815 bis 1840 geschah weiter nichts in dieser Angelegenheit, als daß 1830 die alte Oder bei Güstebiese coupirt wurde, welche Maaßregel aber zur Folge hatte, daß die neue Oder immer mehr versandete und das niedere Bruch statt der bisherigen Ueberschwemmungen durch Oberwasser, noch mehr durch die Ueberschwemmungen des von unten hereindringenden Rückstaues beläßtiget wurde. — Erst im Jahre 1840 entwarf man einen neuen Plan zur Entwässerung dieser Niederungen, wozu schon seit mehreren Jahren 50,000 Thaler zu den Vorarbeiten und dem praktischen Anfange des Baues vorläufig angewiesen worden. Es sind, um dieses Werk auszuführen, mehrere Plane eingereicht worden, von denen vier, als Hauptplane bezeichnet, zur Wahl vorliegen. Man kann diese Plane in zwei Klassen theilen, nämlich a) in solche, nach denen die Entwässerung

*) Vossische privilegirte Berlinische Zeitung 1846, Nr. 6.

durch Kunst, das heißt, durch Dampfmaschinen, außer den zuzuschüttenden Deichen, und b) in solche, nach denen sie durch die Natur, das heißt, mit Hülfe des natürlichen Gefälles des Oderstromes, bewirkt werden soll. Was die unter a) gehörigen Plane betrifft, so würde deren Ausführung $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Millionen kosten. Hieran knüpfen sich noch die Befürchtungen, daß nicht allein die Kosten der Anlagen, sondern auch die jährlichen Unterhaltungskosten der Dampfmaschinen viel bedeutender seyn werden, als bei den andern Planen; anderntheils und hauptsächlich aber würden, wie es durch das Wesen dieser Plane bedingt wird, sämmtliche Oerter von der Mündung der alten Oder abwärts mit vielen tausend Morgen Grundstücken, so wie das ganze linke Ufer der alten Oder und der Finow, mit vielen Wiesen und Gärten der Kommunen Oderberg, Fiepe und Niederfinow von der Entwässerung gänzlich ausgeschlossen, und blieben nach, wie vor, den Ueberschwemmungen ausgesetzt. Nach den Planen unter b) soll durch Eindeichung des Oderstromes von Niederwutzow und Hohensaathen bis in die Gegend von Schwedt oder noch weiter, und durch Ableitung des Grund- und Stauwassers mittelst eines eben so langen, zugleich schiffbaren Kanals die Entwässerung bewirkt werden. Beide Plane unterscheiden sich aber wieder dadurch wesentlich von einander, daß nach dem einen, die Oder ihren bisherigen Lauf behielte, nach dem andern dagegen der Oderstrom von Niederwutzow bis Bellinchen, eine Strecke von etwa zwei Meilen, einen neuen Lauf erhalten würde, und zwar so, daß der Strom den Neumärkschen Bergrand entlang geführt, und die Stadt Zehden unmittelbar berührt würde, die jetzt fast eine halbe Meile von der Oder entfernt liegt. Für diese letzten Plane stimmt auch die Mehrzahl aller Anwohner des

Oderstromes, und besonders für den, wo die Oder ihren alten Lauf behält, weil man dadurch eine schnellere Abhülfe des Uebels erwartet, bei dem andern, der Verlegung der Oder, der natürlich eine gründlichere Abhülfe verspricht, tritt aber die Befürchtung ein, daß die Ausführung zu sehr in die Länge geschoben werden möchte; auch würde die Abhülfe hier erst nach der gänzlichen Vollendung der Arbeit eintreten, und dabei könnte noch Mancher der Anwohner und Bewohner der Niederungen verarmen und zu Grunde gehen. — Große Ueberschwemmungen der Oder seit 1785 waren im Jahre 1830, wo sie über 13 Fuß bei Cüstrin stand; allein verheerender war die Ueberschwemmung vom Jahre 1838, wenn gleich das Wasser nur 12 Fuß 7 Zoll daselbst stand, also niedriger, als 1830. Im Glogauer Kreise fanden acht Dammbrüche Statt, so daß drei und zwanzig Ortschaften und deren Fluren, und von zehn andern Orten bloß die Feldmarken unter Wasser standen. Im Grüneberger Kreise wurden auf dem linken Oderufer die Dämme von Saabor und Loos, und auf dem rechten die Dämme von Kleinitz und Schwarmitz durchbrochen. Auch der Mitteloderbruch ward durch drei Dammbrüche zwischen Güstebiese und dem Zäckericker Zollhause überschwemmt, wo an 7000 Menschen in fünf und zwanzig größern und kleinern Ortschaften wohnen; die untern Ortschaften des Bruches waren bis an die Dächer überschwemmt. Am 16ten März setzte sich der Eisgang in Bewegung und mit einer Gewalt, die nicht zu schildern ist; denn die großen auf einander folgenden Eisfelder wurden wie Bälle in die Luft geschleudert, fielen dann herab, zerbrachen mit donnerähnlichem Gepraſſel und bildeten auf den Ufern und an und auf dem Deiche bei Wriezen wild ausgezackte meilenlange Berge. Das Eis setzte sich an den untern Grundstopfungen fest, und

gereichte hier zum Verderben des Mittelbruches; denn die Eisschollen wurden zum Theil über den Deich in das Bruch geschleudert, indem sie alle Schutzanstalten zertrümmert hatten, und zuletzt strömte das Wasser über den Deich in das Bruch, und war durch menschliche Kräfte nicht mehr zu halten. Auch der untere Theil des Nieder-Oderbruchs ward unter Wasser gesetzt, denn um dem Wasser, das von oben in das Mittelbruch sich einstürzt, Abfluß zu verschaffen, mußte der Damm desselben durchstochen werden, welches am 18ten März geschah. Hierdurch füllte sich die alte Oder, deren Ausmündung in die neue Oder durch große Eismassen verstopft war, so schnell und so hoch mit Wasser an, daß der Damm des linken Ufers überströmt und durchbrochen wurde, und bald dehnte sich der Rückstau in das Niederbruch bis Kerstenbruch, Neu-Lewin und Neu-Barnim, als Grenzen der Ueberschwemmungen. Bei diesen Ueberschwemmungen, wobei auch die Städte Crossen, Cüstrin, Wriezen, Frankfurt an der Oder ꝛc. ꝛc. betheiliget waren, sind in den betroffenen Ortschaften viele Gebäude eingestürzt, (man rechnete die Gebäude von mehreren hundert Gehöften, welche zertrümmert worden), viel Vieh ertrunken, auch mehrere Menschen, besonders im Mittelbruche, haben ihr Leben dabei eingebüßt; auch sind bedeutende Strecken des brauchbarsten Bodens völlig versandet und unbrauchbar geworden, ohne der verlorenen und verdorbenen Saaten, des verdorbenen Hausgeräthes ꝛc. zu gedenken. Die Beiträge zum Besten der Ueberschwemmten flossen reichlich aus der ganzen Umgegend, und namentlich von Berlin aus, wo sich besondere Hülfsvereine zu diesem Zwecke gebildet hatten. Auch der Monarch, Friedrich Wilhelm der Dritte, bewilligte einen Vorschuß zur Wiederherstellung der durchbrochenen Oderdämme; es sind hier aber keine Palliativ- sondern Radikalmittel

nöthig, um dem wiederkehrenden Uebel entgegen zu wirken. Ein Schriftsteller sagt: „Die Erfahrungen, welche der Wasser-Baumeister bei diesem Eisgange sammeln konnte, sind mannigfaltig, und um so wichtiger, da sie der Theorie fast ganz entgegen sind. Die unten schmalere Construktion des Eisbrechers, so wie das Sprengen des Eises haben sich als sehr vortheilhaft bewährt.“ — Schon Silberschlag bemerkt in seinem Werke: „Ausführlichere Abhandlung der Hydrotechnik oder des Wasserbaues, Th. 2 (Leipzig, 1773), S. 6, daß die Uckermark eine in Ansehung der Stromkunde besonders wichtige Provinz sei. Er sagt ferner: „Diese Gegend und jene, wo die Weichsel entspringt, wären an und vor sich selbst hinreichend, das Geheimniß der Natur vom Ursprunge der ersten Stromquellen zu entsiegeln. Die Uckermark liegt höher, als die Oder, Spree, Havel und alle umher befindlichen Gewässer; sie besteht aus lauter Hügeln, in deren Gründen unzählige, theils mit einander Gemeinschaft habende, theils ganz und gar von einander abgesonderte Seen befindlich sind. Nicht ein Bach fließt in diese Provinz hinein, aber alle heraus; folglich sind diese Seen die ersten Wassersammlungen dieser Bäche. Die wenigen Wahrnehmungen, die ich leider von dortigen Gegenden gesammelt habe, überführen mich gründlich, daß sich der überaus mächtige Abfluß des daselbst erzeugten Gewässers aus dem jährlichen Schnee- und Regenfalle, wovon auch noch die Ausdünstung abgezogen werden muß, ganz und gar nicht erklären lasse, mithin müssen die abfließenden Gewässer in einigen der stärksten Quellen der obersten Seen ihr Entstehen haben, indem man sie mit bloßen Augen sehen kann. In diejenige Anhöhe, aus welcher die häufigsten und stärksten hervorbrechen, treibe man einen Stollen hinein, welcher der Wendung der Quelle folgt; so würde man

auf diese Art unfehlbareden ersten Ursprung dieser Quelle entdecken. Man darf sich nicht vor diesem Stollen fürchten; denn die Anhöhen, welche lange nicht den Namen der Berge verdienen, sind eben nicht so weit ausgedehnt, und ihr Gestein ist zu mürbe, auch zu leicht zu gewältigen, daß man nicht bald zum Ziele gelangen sollte. Gern will ich zugeben, daß dieser Plan einer noch viel umständlicheren Ausarbeitung bedürfe, gelingt er aber, so ist die Frage: wie entstehen die Urquellen der Ströme? auf immer entschieden." — Nimmt man nun an, daß in der ehemaligen Churmark, wozu damals die Altmark, die jetzt zur Provinz Sachsen geschlagen worden, die Prignitz, die Mittelmark, die Uckermark, die Herrschaften Beeskow und Storkow, aber nicht die Neumark, die erst jetzt zur Provinz Brandenburg gezogen worden, gehörten, sich allein gegen 679 große und kleine Seen, und 106 Flüsse und Bäche befinden, so kann man auf den reichen Wasserschatz, aber auch auf die Mittel schließen, die zur Abhülfe von Ueberschwemmungen hier nothwendig geworden sind, und die in Kanälen, Deichen, Sielen, Schleusen, Wehren, Abschneidungen der Afterarme, Durchstechung der Serpentinen ꝛc. bestehen. Ueber die Deiche oder Dämme, s. den Art. Damm, Th. 8, S. 665 u. f.; über die Schleusen und Siele, den Art. Schleuse und Schleusenbau, Th. 145, S. 594 u. f., und 720 u. f.; über die Wehre, s. Wehr und Wehrbau, in W. — Wie der Wasserbau überhaupt geführt wird, s. unter Wasser und Wasserbau in W. — Auch auf die hin und wieder in großen Forsten angelegten Floßgräben, um das geschlagene Holz bis zur Einschiffung auf einem benachbarten Strome einzuflößen, muß man Acht haben, damit auch dieses Holz bei einem hohen Wasserstande nicht zu Verstopfungen der Gräben ꝛc. Veranlassung giebt. Man wird wissen, daß die Anfah-

rung des Holzes aus tiefen und von Strömen abgelegenen Wäldern viele Unkosten verursacht; daher erwählt man Thäler, die höher liegen, als der Strom selbst, und einen solchen Abhang haben, daß man durch einen Graben den Strom erreichen kann. Sind kleine Bäche und Springe vorhanden, so leite man sie in dieses Thal, welches durch einen Damm geschlossen wird, damit sich das Wasser sammle. Zuweilen leitet man nur Schnee und Regenwasser hinein und erschafft einen Teich. Vom Damme an wird ein mäßiger Graben ausgestochen, der zum Strome hinführt, und bei diesem wird das Klafterholz hingestellt. — Wenn nun die Zeit zum Flößen herannaht, so wird das Dammschütz gezogen, und das Wasser stürzt mit Macht in den Graben, das Klafterholz wird auch hineingestoßen, und so geht die ganze Holzkaravane bis zum Strome hin. Soll nun das Holz nicht unordentlich in den Strom hineinstürzen, sondern erst in Flöße gesammelt werden, so wird ein Verschlag im Strome eingestoßen, der das Holz auffängt, damit es beisammen bleibt; dann wird es auf Flöße gebanset und an Ort und Stelle geliefert. Da aber Niemand Regen und Schnee in seiner Gewalt hat, so kann es leicht geschehen, daß das im Winter gesammelte Wasser über den Damm herliefe und denselben vor der Zeit wegspülte. Diesen Unfall zu verhüten, werden Rinnen eingelegt, welche den zu großen Ueberfluß ableiten, damit nur so viel übrig bleibe, als zur Füllung des Floßgrabens und Fortschaffung des Scheitholzes nöthig ist. Man sehe übrigens dahin, daß der Floßgraben so viel, als möglich, gerade geführt werde, damit sich das Holz nicht in den Krümmungen stopfe. Die Tiefe und Breite giebt er sich selbst, wenn er nur anfangs so tief und breit ausgehoben worden, daß die Flößerey in Gang gerathen kann. Auf diese

Gräben muß man bei Ueberschwemmungen sehen, daß sie rein erhalten werden, und sich nicht verstopfen. S. auch den Art. Flößholz, Th. 14.

So wie nun die Oder öftere Ueberschwemmungen verursachte, ehe der neue Kanal angelegt, und sie gehörig eingedeicht wurde, und diese Ueberschwemmungen auch in neuester Zeit wieder hervortraten; eben so findet man auch öftere Ueberschwemmungen der Elbe. So überströmte im Jahre 1655 auf Fastnacht die Elbe bei Sassendorf im Amte Lauenburg. Das Wasser stand dabei Mannes hoch auf allen Wiesen, und fiel erst gegen Ostern wieder. — Am zweiten Osterfeiertage des Jahres 1709 brach der Elbdeich bei Barförde, im Amte Lauenburg, durch, uud viele Ruthen wurden vom Deiche weggespült. Das Wasser stand noch höher, als im Jahre 1655. In Barförde wurden zwei Häuser nebst einer Scheune weggeschwemmt. Zu Echem im angrenzenden Amte Scharnbeck strömte es in einigen Häusern durch die Fenster und warf die Oefen in den Wohnstuben um. Die Einwohner hatten ihre Kähne an den Häusern stehen und konnten von da eine Stunde Weges ganz zu Wasser nach der Elbe fahren. Das Wasser fiel aber schon wieder am dritten Tage. Die Heuerndte war aber gesegnet, weil das Elbwasser die Wiesen gedüngt hatte. — Im Jahre 1741 im Januar ging die Elbe jenseit Gotlenburg über; das Wasser war so groß oder so hoch, daß man von Echem mit dem Kahne nach Hitbergen, eine Stunde Weges fahren konnte. — Im Jahre 1747 in der Nacht vom 12. bis zum 13. December erhob sich ein heftiger Sturmwind, welcher an vielen Orten großen Schaden verursachte und auch das Wasser der Elbe gewaltig in die Höhe trieb. Zu Echem wurden zwei Wohnhäuser ganz umgeworfen, wobei aber kein Mensch ums Leben kam.

Auch wurde alles Vieh gerettet, da viele Menschen auf den Schall der Thurmglocke zu Hülfe herbei eilten. — Im Jahre 1761, den 22. Februar, fing bei stürmischem regnichten Wetter und beständigem Westwinde die Elbe dergestalt zu schwellen an, daß das Wasser an niedrigen Deichstellen hinter Sassendorf eine Elle höher, als der Deich selbst stand. Von der Stadt Boitzenburg, im Herzogthume Mecklenburg Schwerin, dicht an der Elbe gelegen, wurde geschrieben: daß ein Drittheil der Stadt unter Wasser stehe, und von den niedrig liegenden Häusern ragten kaum noch die Dächer hervor. Da seit acht Tagen auch schon die Mühlen unter Wasser standen, so vermehrte der Brodmangel noch das Elend der durch den Krieg schon verarmten Einwohner. In den Kirchen und auf den Kirchhöfen waren die Gräber eingefallen. Das Postkomptoir mußte zu Wasser außerhalb der Stadt nach dem Schützenhause verlegt werden. Ohne Lebensgefahr konnte Niemand zu Pferde durch das Mühlenthor kommen, und das Marktthor konnte schon seit acht Tagen Niemand mehr passiren. Das daran gelegene Dorf war nicht mehr sichtbar. Und so hat die Elbe mehrere bedeutende Ueberschwemmungen gehabt.

Auch die Weichsel ist einer von den größen Flüssen, welche häufige Ueberschwemmungen verursachen. Die größten Ueberschwemmungen in diesem Jahrhunderte fanden in den Jahren 1813 und 1844 Statt. Besonders ist die Letztere von 1844 herauszuheben, die durch unaufhörliche Regengüsse veranlaßt, große Verheerungen in Polen und Preußen anrichtete. So trat die Weichsel am 26. July bei Krakau und bei Warschau aus ihren Ufern und überschwemmte die zunächst gelegene Straße der letztern Stadt; der Sächsische Werder, die Vorstadt Praga und die umliegenden Felder, sämmtlich auf

dem rechten Ufer gelegen, standen ganz unter Wasser. Die Schiffbrücke wurde gesprengt und einige Stücke derselben mit fortgerissen; auch fuhr man auf vielen Straßen mit Kähnen. Das Wasser der Weichsel stand 21½ Fuß hoch. Alle an der Weichsel gelegenen Gärten standen unser Wasser. Das Dorf Wilanow, eine Meile südlich von Warschau, und dessen Umgegend waren ganz überschwemmt, so auch das Dorf Czernjakow, in welchem die Kirche und alle Häuser unter Wasser standen. Man erblickte auf dem entfesselten Strome große Massen Holz und Heu, Möbel, alle Arten von Geräthschaften, Trümmer von Häusern, ganze abgerissene Strecken Gartenland mit Fruchtbäumen darauf umherschwimmen, dabei droheten mehrere Häuser des an der Weisel liegenden Theils von Warschau den Einsturz; auch ist vieles Vieh dabei ertrunken. Selbst die Bäche auf dem Lande richteten große Verheerungen an. So riß bei Stanislow, die Bsurra Dämme, Mühlen, und Alles, was im Wege stand, weg, und richtete außerordentlichen Schaden an. — Eben so groß, wo nicht größer, war der Schaden, den die Ueberschwemmung der Weichsel im Königreiche Preußen in eben dem Jahre in der Provinz Westpreußen, im Regierungsbezirke Marienwerder, anrichtete. Die Niederung oberhalb Schwetz, von Glugowko bis Grabowo, mit zusammen eilf Ortschaften und 1700 Einwohnern, ist noch schwerer, als die Stadt selbst, heimgesucht worden. Diese Niederung ist nur zum Theil eingedeicht, so daß der Strom bei seinem diesmaligen, seit hundert Jahren nicht vorgekommenen Wasserstand mit reißender Schnelligkeit über die gesegneten Fluren und alle Gehöfte sich ergoß, die meistens nur mit den Dächern und Schornsteinen aus den verheerenden Fluthen hervorragten. In wenigen Stunden war die Hoff-

nung auf die Erndte vernichtet, die vorzugsweise in diesem Jahre reich und gesegnet zu werden versprach. An dreihundert Familien hatten ihre Feldfrüchte vollständig, ihre übrige Habe zum Theil verloren, und konnten ihr Leben nur mit Mühe und auf den zu ihrer Rettung herbeigeschafften großen Prahmen auf die Deiche hinbringen, und als auch diese keine Sicherheit mehr darboten, gelang es, die so weit schon Geretteten noch auf die Höhen zu bringen. Die Stadt Schwetz konnte nur von einer gänzlichen Ueberschwemmung dadurch gerettet werden, daß man die Dämme so viel, als möglich, zu erhalten suchte, welches durch die mehrere Tage und Nächte fortgesetzten Anstrengungen der gesammten männlichen Bevölkerung geschah, so daß kein förmlicher Deichbruch eintreten konnte. Was die Niederung unterhalb Schwetz, nämlich die vierzehn Ortschaften von Sortowitz bis zur Stadt Neuenburg betrifft, so haben auch hier dieselben schrecklichen Ereignisse Statt gefunden. Der drei Meilen ausgedehnte Deich war an sehr vielen Stellen dem Durchbruche nahe, der auch erfolgt wäre, wenn nicht der Kommandant von Graudenz, die Arbeiten der Bewohner dadurch unterstützt hätte, daß er schnell hundert und funfzig Mann Soldaten hinübersetzen ließ, um ihnen zu helfen. Der Deichbruch ist nun hierdurch zwar verhütet worden, allein durch den Rückstau des Stromes und durch die Quellungen in den aufgeweichten und unterwühlten Dämmen drangen auch die Fluthen in diese 3500 Seelen zählende Niederung vernichtend ein, und raubten dem Landmanne seine Feldfrüchte. — Der sich in Berlin gebildete Central-Verein zur Unterstützung der durch Ueberschwemmung verunglückten Gegenden in West- und Ostpreußen machte nach den Untersuchungen, die der Finanzminister Herr v.

Bodelschwingh an Ort und Stelle persönlich hatte vornehmen lassen, Folgendes bekannt: „Die Zerstörungen und Beschädigungen der Ueberschwemmungen in den Gegenden des Regierungsbezirkes Marienwerder in der Provinz Westpreußen sind von bedeutendem Umfange, da, mit Ausnahme von zwei und zwanzig Ortschaften, die Weichselniederungen des genannten Regierungsbezirks unter Wasser gesetzt und hundert und ein und siebzig Ortschaften mit 23,043 Einwohnern in der ganzen Ausdehnung ihrer Feldmarken, neun und achtzig Ortschaften aber mit 23,215 Einwohnern zum größten Theil überfluthet worden sind. Durchbrüche sind zwar nur in der Thorner, Culmer und Stuhmer Niederung mit einer Gesammtlänge von circa 500 Ruthen entstanden. Ueberall haben aber die Dämme bedeutende Beschädigungen erlitten, deren Kosten allein im Regierungsbezirke Marienwerder sich auf mehr als 120,000 Thaler belaufen können. — Wenn nun gleich die Weichselniederungen im Regierungsbezirke Marienwerder verhältnißmäßig am meisten gelitten haben, so haben doch auch die sich zum Theil in gleicher Lage befindenden Bewohner der Weichselniederungen im Regierungsbezirke Danzig, so wie der Pregel- und Memelniederungen sehr gelitten, und bedürfen des thätigen Beistandes ihrer Mitbrüder in den andern Provinzen." — In Ostpreußen hatten die Regengüsse länger als sechs Wochen ununterbrochen angehalten, wodurch der Memelstrom auf mehr als funfzehn Fuß angeschwollen und das ganze Thal bis Tilsit tief unter Wasser gesetzt worden. Die Schiffbrücke wurde bei Tilsit durch losgerissene Holztriften zerrissen, so daß eine fliegende Brücke eingesetzt werden mußte. Das Elend in den niedrig gelegenen Theilen Litthauens stand dem an der Weichsel nicht nach; denn ein

mehrere Meilen breiter Strich längs des Kurischen Haffes hatte die ganze Erndte verloren. Auf den Höhen sah es wenig besser aus; denn es hatten sich viele Wasserflächen gebildet, wo man sonst dergleichen, selbst nach dem Schmelzen großer Schneemassen, nicht fand, und das Erdreich hatte überall so viel Wasser eingesogen, daß man mit dem Einfahren des noch Geretteten nicht fort konnte, da Wagen und Pferde versanken.

Hier muß nun noch die neue Weichselmündung angeführt werden, die sich durch das Eis oder den Eisgang im Jahre 1840 bei Danzig gebildet hat. Sie wird als ein merkwürdiges Naturereigniß betrachtet. In der Nacht vom 31sten Januar zum 1sten Februar brach nämlich der bei Danzig vorübergehende westliche Arm der Weichsel, alte Weichsel genannt, nachdem er sich bei Neufähr, anderthalb Meilen oberhalb Danzig, mit Eisschollen verstopft hatte; daselbst nördlich durch die kaum ½ Meile breite Nehrung (worunter man den schmalen Strich Landes versteht, der von Weichselmünde bis Pillau geht, anfangs den Weichselstrom, dann das frische Haff von der See scheidet) durch, und stürzte in einem neuen Bette in die Ostsee. Dieses Naturereigniß hat bis jetzt keine wesentliche Veränderungen, die auf Danzig Bezug hätten, hervorgebracht; denn die Befürchtungen, daß diese Handelsstadt nun durch Versandung des alten Bettes von der Stadt nach Neufähr die Flußschiffahrt nach Polen, und durch Verminderung der Tiefe unterhalb der Stadt die Seeschifffahrt verlieren werde, haben sich für jetzt als voreilig erwiesen. Um indessen einer Versandung vorzubeugen, die beim Eisgange eintreten könnte, so wird jetzt in dem alten Strome unmittelbar unterhalb des Durchbruches eine Schleuse gebauet. Die Folgen, die übrigens dieses Ereigniß

für Danzig und die Umgegend haben kann, will man als sehr wohlthätig betrachten, indem durch die Schaffung eines näheren Abflusses nach der See die Gefahr der Ueberschwemmung dieser Gegend durch den Eisgang sehr verringert, ja fast aufgehoben ist. — Das Eis ist als ein Zerstörer der Wasserbauwerke, bei denselben auch einer besonderen Berücksichtigung werth, und daher könnte mancher Dammdurchbruch, manche Ueberschwemmung verhindert werden, wenn man genau des Eises Aufgang beobachtete, genau darauf merkte, wenn in den Flüssen das Eis im Frühjahre zu bersten anfängt, Risse erhält, daß man solche zu erweitern und das Eis zu zersplittern trachte, welches durch Pulver geschehen kann, und daß man Stücke darin abfeuert; dann für gute Eisbrecher sorgt, damit sich das Eis nicht übereinander schieben oder thürmen kann, um so, durch den Drang des Wassers getrieben, seinen vollen Choc gegen die Dämme oder Deiche auszuführen; denn je mehr es zerstückelt wird, je geringer sind seine Wirkungen; s. auch den Art. Eis, Th. 10, S. 493 u. f.

So hat der Rhein seine Ueberschwemmungen; so in Oesterreich die Donau, die oft große Verheerungen in Ungarn anrichtet. Die größte Ueberschwemmung, welche die Donau in Ungarn verursachte, und die den in den Annalen des Landes bekannten Wasserstand weit überschritten hat, war im März 1838; denn die Höhe des Wasserstandes betrug in dem genannten Jahre in Ofen und Pesth in der Nacht vom 15. zum 16. März 29 Fuß 4 Zoll 9 Linien, und da er im Jahre 1775, in welchem beide Städte auch überschwemmt wurden, nur 24 Fuß 8 Zoll 10 Linien war, so hat das Wasser dieses Mal um 4 Fuß 7 Zoll 11 Linien höher gestanden, als damals. Ganz Pesth stand unter Wasser und dieje-

nigen Bewohner waren noch zu den glücklichen zu zählen, welche das nackte Leben in der großen Verwirrung bei dem Einsturze der Häuser retteten. — Auf der Neustadt in Ofen wurde die ganze Donauzeile bis auf einige Häuser durch den Eisstoß weggerissen, mehrere stürzten um, und viele wurden stark beschädiget. In Alt-Ofen sind mehrere hundert Häuser zu Grunde gegangen. Das Auswandern dauerte ganze Tage und Nächte hindurch. In der Nacht vom 13ten zum 14ten überstieg die Donau den Waitzner Damm an seinem oberen Ende, und ergoß sich zugleich längs der ganzen Stadt Pesth über die Ufer, und durchbrach den Sorokfarer Damm; dann stellte sich das Eis in dem Csepelger Donauarme und bei Sorokfar fest, und das Wasser floß vom Pesther Heumagazin in die Franzens-Vorstadt. Noch vor Mitternacht stürzten die Fluthen in die Häuser der an der Donau zunächst liegenden Gassen mit solcher Wuth, daß den Bewohnern des Erdgeschosses kurze Zeit zur Rettung ihrer Person blieb. Und wenn gleich das Wasser nach einigen Stunden bedeutend zu fallen anfing, so erreichte es doch in kurzer Zeit wieder eine viel bedeutendere Höhe, als vorher, und erhielt sich auf derselben fast unermüdet den ganzen Tag hindurch. Schon am Morgen des 14. März bald nach sechs Uhr begann das furchtbare Gekrache einstürzender Häuser in der Josephstadt, Franzstadt und in der unteren Donaureihe, und wiederholte sich des Tages mehrere Male. Nach allen Richtungen durchkreuzten Kähne und Dampfschiffe die Straßen und Gassen, um zu retten, wo man nur konnte. In der darauf folgenden Nacht blieb Alles, wie am Tage; das Einstürzen der Häuser dauerte fort, vorzüglich in der Josephstadt, wo man ein Erdbeben verspürt haben wollte, und wo viele Menschen ihren Untergang fanden. Am folgenden Tage begann es auch in der

Theresien- und Leopoldstadt an stark zu fluthen, so daß zwei Stock hohe Häuser einstürzten. An mehreren Orten sprengte das gewaltig eindringende Wasser die Kanäle oder quoll aus der Erde hervor. Seit dem Erdbeben in Lissabon und dem Brande in Moskau soll in Europa keine ähnliche Stadtverwüstung vorgekommen seyn, wie es Augenzeugen berichteten. Diese Ueberschwemmung traf nicht bloß die Stadt Pesth (von der nach damaligen amtlichen Berichten nur 1146 Häuser unversehrt geblieben sind, 827 Häuser sind stark beschädiget worden, 2231 sind eingestürzt, und von 327 Gebäuden fanden sich nur noch die äußeren Mauern) und theilweise auch die Stadt Ofen, sondern außerdem noch die ganze Umgegend. So hatte die Königliche Freistadt Gran den größten Theil ihrer Häuser eingebüßt; in Waitzen waren über 216 Häuser gänzlich zerstört worden; in Alt-Ofen mehrere hundert Häuser; dann waren eine Menge Dörfer zum Theil ganz verschwunden, besonders traf dieses Unglück auch die Dörfer und den Marktflecken Raczkewe auf der Insel Csepely oder Czepely bei Ofen, wo die Ueberschwemmung die vom Jahre 1809 in dem obern Theile gegen Pesth um 5 Fuß, in der Mitte der Insel um 3, und in dem unteren Theile um 1½ Fuß überstieg. Man wollte die Zahl der Verunglückten in Pesth, Ofen und der ganzen Umgegen auf 20,000 angeben; allein dieses war eine Uebertreibung, die wohl mehr einer Anregung des Herzens galt, um fleißig beizutragen; denn nach einem amtlichen Berichte wurde die Zahl der in Pesth Verunglückten nur auf 130 angegeben, obgleich Berichte in den Zeitungen sie in Pesth und Ofen auf 1200 angaben. Hiernach läßt sich nun auch die Zahl der Verunglückten der Umgegend berechnen. Die Zerstörung traf besonders die Vor-

städte von Pesth; Ofen hatte, außer der Vorstadt, Neustift, weniger gelitten. Man rechnete den Schaden der Ueberschwemmung auf 70 Millionen Fl.; den Verlust in Gran schätzte man auf einige Millionen; der von Pesth ließ sich schwer überschätzen, da auch viele Waaren, namentlich Tabak, Potasche, Knoppern, Wolle, viele Manufakturwaaren, die hier gerade zur Meßzeit aufgestapelt lagen, ein Raub der Fluthen wurden, so auch Hartlebens Verlagswerke und sein großes Sortimentslager. — Der Palatin Erzherzog Joseph nahm sich besonders der trostlos Herumirrenden in Pesth an, und öffnete ihnen, ohne Unterschied der Religion, sein Schloß, ließ darin sechs und dreißig Zimmer für sie einrichten und beschränkte sich und seine Familie nur auf vier Zimmer. Er ließ ihnen Lebensmittel verabreichen, und sorgte auch für die Israeliten, daß sie die besondern Speisen, die sie nur genießen dürfen, aus seiner Küche erhielten. Auch gab er aus eigenem Vermögen 100,000 Fl. C. M. für die Verunglückten. Eben so eifrig im Retten bewies sich auch der reiche Ungarische Adel, indem fast ein Jeder in der Umgegend mehrere verunglückte Personen auf seine Güter nahm und sie verpflegen ließ. Dann wurden Dampfschiffe mit Eßwaaren beladen, von Wien aus nach den Orten der Ueberschwemmung geschickt und vertheilt, so auch von Preßburg aus; auch das Militair ersparte sich sein Brod ab, um es auf Wagen uach dem Orte des Unglücks zu schicken, wo fast gar keine Lebensmittel, selbst nicht einmal Trinkwasser, zu haben waren, denn das Letztere war verdorben; und so wetteiferte man von allen Seiten, um den Unglücklichen beizuspringen. Bis zu Ende Oktober 1838 beliefen sich die eingegangenen Unterstützungen für Pesth auf 1,125,404 Fl. 58 Kr. Silbermünze. — Aber nicht bloß in Ungarn, sondern auch in Galizien waren in dem genannten Jahre

und zu derselben Zeit Ueberschwemmungen, die der Dniester veranlaßte; von Marianopel an bis hinab in die Moldau hatte er ganze Strecken des Landes so überfluthet, daß Alles einem großen See glich; diese Ueberfluthung kommt von der großen Menge von Gebirgsströmen, die er in seinem Laufe aufnimmt, und die durch den vielen in den Karpathen gefallenen Regen sehr angeschwollen waren. Auch in der Bukowina hatte der Pruth nicht geringere Verheerungen angerichtet. — Im Oesterreichischen Beobachter, machte man folgenden Vorschlag, um fernere Ueberschwemmungen von Pesth und dem Uferlande abzuwenden: 1) daß die gesammte Donau dem rechtseitigen Arme, mit Zuschließung des Linkseitigen, zugewendet werde; 2) daß auf der Insel Czepely oder Naczkewi, längs dem ersten Donauarme, ein, das höchste Wasser um 4 Fuß übersteigender, Damm vor Tököl, Sziget-Uidali und Makad auf solche Entfernung von der Donau angelegt werde, daß zwischen demselben und dem rechtseitigen hohen Ufer ein Abstand von wenigstens 1900 Fuß, da die Breite der Donau bei Pesth 1600 Fuß beträgt, entstehe; denn hierdurch soll der Strom eine hinreichende Kraft erhalten, um das Eis zu heben und fortzuschieben; da nur auf diese Weise dem Strome und den Eismassen ein ununterbrochener Fortgang verschafft werden kann. Auch fanden Berathungen von Seiten der Regierung Statt, wie man die an zwei Drittheilen zerstörte Stadt Pesth vor ähnlichen Ereignissen zu bewahren habe, ob durch gewaltige Dämme, oder durch Bausteine, um eine dauerhafte Grundfeste aufzuführen, die nicht so leicht zu zerstören sey.

Auch der Rhein hat im Jahre 1838 Verwüstungen in Rhein-Preußen im Regierungsbezirke Düsseldorf angerichtet, wo er am 11. März in der Umgegend von Rees alle Dörfer, Städte und Flecken über-

fluthet hat; denn obgleich die Dämme hier über 26 Fuß schützen, so stieg doch das Wasser durch die Eisstopfung zu einer Höhe von 29 Fuß, und also lief dasselbe 3 Fuß hoch über die Dämme mit seiner gewaltigen Eismasse. Der erste Durchbruch war kaum zehn Minuten von Rees entfernt, und wurde für den größten gehalten, der je hier in der Gegend Statt gehabt hatte; er warf ein Loch von 41 Fuß Tiefe, der zweite eins von 21 Fuß, und der dritte eins von 8 Fuß. Jeder dem Deichbruche gegenüber befindliche Gegenstand auf der Landseite wurde von dem mächtig steigenden Wasserfalle fortgerissen, so Bäume und Gebäude; aber auch Menschen waren in den reißenden Fluthen umgekommen und viele Ländereyen wurden versandet so daß die Korn- und Fruchtfelder jetzt einer Steppe gleichen, und ihre Tragbarkeit auf lange Zeit verloren haben.

Wie nun die großen Flüsse oder Ströme in Europa durch häufige Regengüsse, durch aufgelöstes Schneewasser im Frühjahre auf den Bergen ꝛc., Ueberschwemmungen verursachen, die in gewissen Jahren zu einer außerordentlichen, vielen Schaden anrichtenden Ausdehnung gelangen, eben so findet man auch diese Ueberschwemmungen der Flüsse in anderen Welttheilen, wo sie sogar alle Jahre wiederkehren und das Land durch ihren zurückgelassenen Schlamm, nach dem Abflusse, düngen, wie der Nil in Aegypten. Die Ueberschwemmungen dieses Flusses in einem Lande, wo der Regen zu den Seltenheiten gehört, ist von den wohlthätigsten Folgen; denn sonst würde das ganze Land nur eine unfruchtbare Wüste seyn. Diese Ueberschwemmungen werden hier von den regelmäßigen Regengüssen verursacht, welche in südlichen Gegenden, in der Nähe seiner Quelle, vom Monat März an Statt finden; also hat die Ueberschwemmung nichts Wunderbares, wie man sich ehemals träumte. Schon

Granger sagt in seiner Voyage de Granger (à Paris, 1745, p. 13, 14): „Der Anwachs und das Austreten des Nils, hat den Gelehrten schon lange Zeit viel Nachdenken verursacht. Die Meisten schienen in der natürlichsten Begebenheit von der Welt, in einer Sache, die man in allen Ländern sehen kann, lauter Wunderbares, lauter Unerhörtes zu finden. Nur der in Habessinien und Aethiopien fallende Regen, verursacht den Anwachs und die Ergießung dieses Stromes; obgleich der Nordwind wohl als eine Hauptursache dieser Ueberströmungen zu betrachten ist: 1) weil er die Wolken treibt, welche diesen Regen nach der Seite von Habessinien bringen; 2) weil er den beiden Mündungen des Nils entgegen bläßt, folglich das Wasser dem Strome entgegendrückt, und dessen hinlängliche Ergießung in das Meer verhindert. Von dieser Begebenheit kann man sich jährlich überzeugen; wenn der vorher nordwärts blasende Wind, sich auf einmal nach Süden kehrt, und dadurch verursacht, daß in einem Tage der Nil mehr fällt, als er in vier Tagen angewachsen war." — Das Steigen des Flusses in Aegypten fängt Mitte Juny an, nimmt während des Julys zu, und im August tritt er aus und überschwemmt das Land; er erreicht seine größte Höhe im Anfange des Septembers. Die Ueberschwemmung dauert bis in die Mitte des Oktobers, und nur erst gegen Ende dieses Monats ist er in sein Bett zurückgekehrt. Während der ganzen Dauer der Ueberschwemmung gleicht das ganze Land einem Meere, aus dem die Städte und Dörfer als Inseln hervorragen. Der Schlamm, den der Nil zurückläßt, und der über das ganze Land vertheilt ist, ist dem kräftigsten Dünger gleich, und die darauf ausgestreuete Saat, gedeihet ohne Bearbeitung, das heißt, ohne Spaden und Pflug giebt sie die ergiebigste und schönste Erndte. Das ganze Land ist von Gräben

und Kanälen durchschnitten, um das Wasser überall hinzuleiten; und um dieses auf höhere Stellen zu führen, wendet man Maschinen schon seit undenklichen Zeiten an, die theils durch Ochsen, theils durch Menschen in Bewegung gesetzt werden. Wenn in Europa die Ueberschwemmungen mit Angst und Noth der Einwohner verknüpft sind, so erwartet man sie hier sehnlich; denn das Ausbleiben derselben veranlaßt Elend und Hungersnoth; daher wird dieses Ausbleiben auch von den Propheten als eine Strafe Gottes verkündiget. Auf der kleinen Insel Roda, Cairo gegenüber, hält die Aegyptische Regierung einen Nilmesser (s. Nilometer, Th. 102, S. 612) oder eine Säule, an welcher der tägliche Stand des Nils gemessen wird. Vier Ausrufer zeigen jeden Morgen in den vier Vierteln der Hauptstadt dessen Stand an; erreicht die Ueberschwemmung 22 Fuß, so erwartet man eine reiche Erndte; je mehr sie aber unter dieser Höhe zurückbleibt, um so trauriger werden die Aussichten. Aber auch das Uebersteigen dieser Höhe wird nicht mit günstigen Augen betrachtet; denn zwischen 25 und 30 Fuß glaubt man Mißerndte und Hungersnoth befürchten zu müssen. In der ersten Hälfte des Augusts oder wenn das Wasser nach dem Nilmesser auf 16 Fuß (nach Andern auf 16 Ellen, welches aber nach unserer Elle, zu 2 Fuß 2 Zoll gerechnet, zu hoch seyn würde) gekommen ist, geschieht nämlich das Oeffnen des Kanals, der das Wasser nach Cairo führt. Dieses ist gleichsam ein Volksfest, das am Abende vorher auf dem Strome gefeiert wird, und das bis zum Tagesanbruch dauert. Der Kiaja oder Deputirte des Paschas giebt das Zeichen zum Durchbruche der Dämme, worauf das Wasser durch mehr als neunzig Kanäle über das Land verbreitet wird. Kleine Geldmünzen werden dann hineingeworfen, und von dem Volke und den Knaben dem Wasser wieder entrissen. Dieser Strom pflegt beim Einflusse ins Meer seine

Süßigkeit und weiße Farbe auf eine lange Strecke zu behalten. Schon die Alten hielten viel auf Reinigung der Kanäle des Nils, wodurch die Verstopfungen derselben verhindert werden, die sich späterhin so oft bei der Vernachläßigung der Reinigung einfanden. Die Alten brauchten hierzu eine große Menge Soldaten und Arbeitsleute, welche nach jeder Ueberschwemmung die Kanäle von dem Schlamme und Sande reinigen mußten, die dieser Strom häufig mit sich führt. — Wie der Nil, so tritt auch der Niger in Nigrizien oder Soudan, der auch deshalb der Aethiopische Nil genannt wird, fast jedes Jahr im August aus, und überschwemmt das ganze flache Land, wobei er sich vierzehn Tage lang verstärkt oder an Zufluß zunimmt. Auch der Senegal tritt aus und verursacht Ueberschwemmungen. — In Asien wird der Fluß Pegu mit dem Namen des Indischen Nils belegt, weil er in seinen Ueberschwemmungen jährlich eben so bestimmte Perioden, als der Nil beobachtet. Er setzt die Birmanische Provinz Pegu über dreißig Meilen weit vom Ufer entfernt unter Wasser, und läßt, wie der Nil, einen Schlamm zurück, der die Erde oder das Land zur fruchtbarsten Viehweide macht, und einen großen Ueberfluß an Reiß erzeugt, wovon man jährlich, ohne Nachtheil des Landes, viele Schiffsladungen voll ausführen kann. Auch der de la Platastrom in Südamerika, (der in Brasilien oder vielmehr in der Capitania St. Paul in Brasilien entspringt und hier Parana heißt, und erst nach der Aufnahme des Paraguay und des Uruguay den Namen la Plata annimmt), der Ganges in Vorder-Indien, der Indus, daselbst, der Euphrat, in der Asiatischen Türkey, und noch mehrere andere Ströme haben auch ihre periodischen Ueberströmungen, doch ist bei mehreren dieser Austritt aus den Ufern an keine gewisse Zeit gebunden; denn jede

Ueberschwemmung derselben hängt von einer Menge zusammenwirkender Ursachen, die einen ungewöhnlichen Wasservorrath zusammenbringen, hauptsächlich aber, wie auch schon oben mehrere Male bemerkt worden, von starken Regengüssen und einem häufigen Schneefalle ab, der sich auf den Bergen lagert, und im Frühjahre schmilzt, und dessen Wasser in das Thal herabströmt. — So wird die Landwirthschaft in Bengalen während der Ueberschwemmung des Ganges fast völlig unterbrochen, der Landmann fährt dann in Boten über seinen Acker hinweg. Noch stärker wie in Hindostan sind die Ueberschwemmungen in Hinter-Indien, da hier die Regenzeit fünf bis sechs Monate, und in Guiana oft neun Monate anhält.

Wenn nun in Europa, z. B. in Deutschland, manchen Wiesen die Ueberschwemmungen, besonders wenn sie viel Schlamm mit sich führen, sehr nützlich sind, so sind sie dagegen, wenn sie längere Zeit anhalten, den Holzungen, besonders den Eichenwäldern, schädlich. Vorzüglich sind diejenigen Wälder, die an Niederungen und nahe an vorbeifließenden Strömen und Flüssen liegen, öfters der Ueberschwemmung ausgesetzt; besonders leiden dadurch die Wurzeln und werden leicht in Fäulniß gesetzt. Die Kiefer- und Tannenwälder sind den Ueberschwemmungen selten ausgesetzt, indem solche durch ihre hohe Lage davon befreiet werden. Bei den Eichenwäldern finden solche häufiger Statt, und wenn man auch an Orten, wo die öfteren Ueberschwemmungen gewöhnlich sind, das Holz, der äußern Gestalt nach, in dem besten Wachsthume antrifft, und auch die größten und stärksten Eichbäume findet, so darf man nur eine nähere Untersuchung mit dergleichen Bäumen anstellen, um sich zu überzeugen, daß die Größe und Stärke nur dem fetten Boden zugeschrieben werden muß, aber nicht dem Wasser, denn durch dieses zeigen sie nur eine geringe

Tragbarkeit, und die meisten von ihnen sind entweder zopftrocken oder haben sonst einen Schaden an ihrem Stamme. Auch zeigt die Brucheiche nie die Dauerhaftigkeit der Landeiche; sie wächst zwar sehr schnell und wird dabei stark, vergeht aber auch um so geschwinder. Die Verwallung der Flüsse ist nicht immer ein Sicherungsmittel gegen die gewöhnlichen Ueberschwemmungen; denn oft hört man an diesen Orten sehr über den Schaden klagen, den die Wasserfluthen beim Durchbruche der Dämme und Wälle verursachen; denn in diesem Falle sind die Ueberschwemmungen den Wäldern fast noch schädlicher, als wenn der Strom die Freiheit hat, sich zu allen Zeiten bei großem Wasser auszubreiten und über das Ufer zu gehen. Denn auf diese Weise steht das ausgetretene Wasser gemeiniglich nur eine kurze Zeit, weil es bald wieder in das Bett des Flusses zurückkehrt; wenn aber die Ueberschwemmung einen Durchbruch der Dämme verursacht, so ist das Wasser gehemmt, denn es kann nur durch die Oeffnungen, die es in den Dämmen gemacht hat, wieder zurücktreten. Dieses länger stehen bleibende Wasser, thut nun den Wurzeln der Bäume einen weit größeren Schaden, als dasjenige, das nach einigen Tagen wieder zurücktritt, und daher sind Dämme an Flüssen da anzulegen, wo man Wälder gegen die Ueberschwemmung schützen will, nicht rathsam. Oft geschehen aber diese Durchbrüche, wegen der Vernachlässigung der Dämme und Wälle, indem man die Ausbesserung derselben unterläßt, und hängt diese Ausbesserung von dem Eigenthümer des Waldes ab, so ist es höchst unwirthschaftlich gehandelt, wenn er solche unterläßt, und dadurch seinen ganzen Wald in Gefahr bringt. Es ereignet sich oft, daß ganze Wälder auf eine geraume Zeit unter Wasser gesetzt, und öfter den ganzen Sommer über nicht wieder trocken werden. Bei andern überschwemmten

Grundstücken gehen allenfalls nur die Einkünfte von ein Paar Jahren verloren, öfter sind auch die Ueberschwemmungen, wegen des Dungs, den sie mit sich führen, vortheilhaft; in den Wäldern geräth aber der ganze Wald durch lang dauernde Ueberschwemmungen ins Verderben, indem die Wurzeln in Fäulniß gerathen und schadhaft werden. Auch die Hütung und Weide leidet in den Holzungen dadurch, indem das Wasser oft eine große Menge Sand mit sich führt, und dann die Weide in den Wäldern damit 1 bis 2 Fuß hoch überdeckt, so daß sie auf viele Jahre unbrauchbar wird. Um dieses einigermaßen zu verhüten, hat man das Ufer der Oder in Schlesien, und wo eine Ueberschwemmung zu befürchten ist, ganz dick mit Sträuchen besetzt, die Sträuche aber nicht in die Höhe wachsen lassen, sondern alle Jahre auf 2 bis 3 Fuß von der Erde abgehauen, wodurch die Stämme der Sträuche eine gewisse Stärke erlangt haben, um einen Widerstand thun zu können. Nicht bloß der Rand des Ufers ist damit besetzt, sondern die ganze Plantage längs dem Ufer hat eine Breite von 50, 60 auch mehreren Schritten. Wenn nun der Strom bei großen Wasserfluthen eine Menge von Sand auswirft, so kann derselbe nicht über die ganze Oberfläche der nächstgelegenen Gegend verbreitet werden, sondern er fällt in diesem Strauchwerke vermöge seiner Schwere nieder, und kann von dem weiterströmenden Wasser nicht fortgeführt werden. Daß dieses Mittel probat ist, beweiset, daß das Ufer, so weit die Sträuche gehen, voller Sand ist, hinter denselben aber die freie und unbepflanzte Oberfläche des Waldes vollkommen grün gefunden wurde.

Die künstlichen Ueberschwemmungen, in der Kriegskunst, werden angelegt, um dem Feinde den Angriff eines befestigten Ortes zu erschweren. Im Felde kann man sich dazu eines kleinen Baches

oder Flüßchens bedienen, wenn er nicht weit von der Verschanzung fließt, indem man einen Damm durch denselben führt, und diesen Damm auf beiden Seiten verlängert; s. weiter unten. Je höher man den Damm macht, um so tiefer wird die Ueberschwemmung, und je langsamer dessen Wasser fließt, desto weiter erstreckt sie sich. Um ein gutes Hinderniß für den Feind zu seyn, muß sie wenigstens 5 bis 6 Fuß Tiefe haben; kann man sie nur 2 bis 3 Fuß tief erhalten, so macht man vorher eine Menge 3 bis 4 Fuß tiefer Gruben oder Gräben, Krenken oder Kricken genannt, da, wo die Ueberschwemmung hinkommen soll, deren Erde man sich zu dem Damme bedienen kann. Versucht nun der Feind das niedrige Wasser zu durchwaten, so halten ihn die 6 bis 7 Fuß tiefen Löcher auf. Ist vor der Schanze ein zu durchwatender Fluß, so kann man bloß unterhalb die Schleuse einer Mühle sperren, oder eine Menge Bäume quer vor eine Brücke legen, wodurch das Wasser anschwillt und der Fluß tiefer wird. Man bedient sich auch der Ueberschwemmungen, wenn es angeht, um einen Weg, besonders Hohlweg, Grund ꝛc., unpraktikabel zu machen. Man muß dann aber jedesmal in den Damm eine kleine Schleuse machen, um das überflüssige Wasser abzuführen, weil dieses sonst den Damm verderben würde, wenn es darüber hinwegginge; oder man leitet das Wasser in einiger Entfernung auf den Seiten durch Gräben ab, und macht dadurch die Ueberschwemmung noch allgemeiner, oder man macht auf dem Damme einen Ueberfall, welcher dann die Zerstörung des darüber hinweggehenden Wassers verhindert. Da man bei Festungen Zeit genug hat, die Anstalten zu einer Ueberschwemmung schon lange vorher zu machen, so bedient man sich hier statt eines Dammes unterhalb der Festung, besser der Schleusen oberhalb derselben, weil es dann in der Willkühr des Belagerten steht,

das Wasser anzuspannen, sobald es erforderlich ist. Man kann den Belagerer alle seine Laufgräben und Batterien vollenden lassen, und zerstört sie dann plötzlich durch die Ueberschwemmung. Die hierzu dienenden Mittel, als Stauschleusen, Schutzfallen, Bären ꝛc., müssen hinreichend gesichert, bombenfest bedeckt und gebauet, oder sehr leicht herzustellen seyn, im Falle sie beschädiget werden. Liegen diese Gegenstände außerhalb der Festung, so darf dieses nicht außerhalb des Kanonenschusses, das heißt, sechshundert Schritte seyn; man legt dann Werke zu ihrer Deckung an. Fällt der Boden zu stark ab, wodurch der Fangdamm zu hoch und stark, oder die Ueberschwemmung an den höher liegenden Orten zu flach werden würde, so durchschneidet man sie mit Zwischendämmen, um dadurch das Wasser beinahe überall in gleicher Höhe zu erhalten; diese müssen aber nicht allein durch das Feuer der Festung hinlänglich bestrichen, sondern auch noch besonders verschanzt und gedeckt seyn. Alle Ueberschwemmungen müssen sich bis an den Fuß des Glacis erstrecken, welches hier keine größere Breite erhält, als nöthig ist, dem Stückschusse zu widerstehen und die hinter ihm liegenden Futtermauern zu schützen. — Was nun den schon oben angeführten Damm zur Aufstauung des Wassers anbetrifft, so muß derselbe so hoch seyn, daß das ausgetretene Wasser nicht über ihn hinwegspült, weil er sonst gleich zerstört wird, darum muß er auch so stark seyn, daß der Druck des auf ihn wirkenden Wassers, welcher von dem mehr oder weniger starken Gefälle abhängt, ihn nicht zerreißt, und daß er den feindlichen Kanonenkugeln widerstehen kann. Die obere Breite des Dammes bleibt jedoch wenigstens 9 Fuß, er sey hoch oder niedrig, damit Wagen darauf fahren können, während daran gearbeitet wird. Um die Höhe des Dammes zu erhalten, muß man das Gefälle des Wassers kennen (s.

oben, unter Ueberschwemmung); auf beiden Seiten bekommt er eine große Böschung, die mit Rasen bekleidet wird, besonders nach der Wasserseite; die Anlage der Böschung beträgt auf dieser Seite das Doppelte der Höhe, auf der entgegengesetzten aber nur die Höhe selbst. An der Stelle, wo der eigentliche Fluß auf ihn stößt, muß der Damm sehr fest und gut erbauet werden, daher hier Pfähle eingeschlagen werden, welche die Erde besser halten; dieser untere Theil heißt der Kasten des Dammes. Man legt übrigens den Damm so an, daß er mit dem herzufließenden Strome einen schiefen Winkel macht, wobei das Wasser nicht so viel Gewalt gegen denselben hat. Die Kappe muß wenigstens 1 Fuß über dem Wasser hervorragen. Die Länge des Dammes hängt von der umherliegenden Gegend ab, ob diese nämlich sehr flach, oder merklich erhoben ist; da, wo das Wasser an den Seiten um den Damm herumfließt, wird derselbe rund gemacht, und bekommt eine sehr große Böschung, um die Gewalt des Wassers zu verringern. Die ganze Länge des Dammes muß ferner von dem Feuer der Brustwehr, welche durch die Ueberschwemmung beschützt werden soll, bestrichen werden. Ist der Damm zu lang, so errichtet man zu diesem Behufe eine neue Brustwehr auf der Mitte des Dammes, welche ihn vertheidiget, und durch ihr Feuer verhindert, daß der Feind den Damm nicht durchsteche. Erhebt sich die umliegende Gegend merklich, so wird der Damm kürzer, und dann bringt man in demselben eine kleine Schleuse an; s. Schleuse, Th. 145. Diese wird, wenn sie durch das feindliche Geschütz leiden könnte, durch eine Wehr ersetzt. Hat man zu befürchten, daß der Damm durch das feindliche Feuer oder durch die Gewalt des Wassers verdorben werden könnte, so legt man mehrere Dämme an. Bei Festungen werden die Böschungen eines Dammes oft

ausgemauert und können dann geringer seyn. Angriffe und Vertheidigung der Dämme geschehen wie bei den übrigen Defileen (Allgemeines Kriegswörterbuch von Rumpf, Th. 2.).

Ueberschwer, Bei- und Nebenwort, mehr als schwer, überflüssig schwer, schwerer, als nöthig und gewöhnlich ist. Es kommt in den Gewerben vor. Ein überschwerer Gegenstand, der ein zu großes Gewicht hat, um ihn allein zu überwältigen; der über die Kraftanstrengung hinausgeht, wozu man sich also anderer Kräfte bedienen muß, um ihn zu überwältigen, z. B. des Hebels, der Maschinen, der Thierkräfte ꝛc. Dieser Ballen Waare, dieses Gebinde Syrup hat eine überschwere Last, eine solche Last, daß man sie nicht anders handthieren kann, als durch mechanische Hülfe.

Ueberschwimmen, über ein Wasser, über einen Strom schwimmen, wenn man von einem Ufer zum andern schwimmt. Ueber einen breiten Fluß kann man nicht leicht überschwimmen, da die Kräfte nachlassen. Man hat aber dazu Apparate erfunden, die man bei sich führen kann, wenn man über breite Ströme zu schwimmen genöthiget ist, wie dieses auch oft in Gefahren auf Schiffen bei Stürmen vorkommen kann, wenn man nicht fern von einer Küste oder dem Ufer ist. Diese Apparate sind Schwimmkamisöler von Kork, Schwimmkissen, mit Federn von Seevögeln ausgestopft, die über die Arme gelegt werden, wo man sie zubindet, damit sie den Rücken, Hals und die Brust umgeben. Da die Federn der Seevögel im Wasser nicht feucht werden, wenn gleich das Kissen überall naß wird, so sind diese Kissen gewiß sehr bequem. Luftgürtel, daran ein Paar aufgeblasene Säcke von eingeschmierten Seehundsfellen befestiget werden. Man bindet diese Schwimmgürtel um den Leib, und an die Fußsohle ein Gewicht.

Auch das Unterbinden mit Binsen, wozu drei Mark trockne Binsen hinlänglich sind, soll den Körper im Wasser heben. Hasselt empfiehlt seinen Schwimmgürtel zum Aufrechtschwimmen, der in vier mit Luft gefüllten Blasen besteht, die in ein Netz, in gewissen Entfernungen von einander, eingeschlossen werden. Fig. 9308 zeigt Nr. 1. den Apparat, und Nr. 2., wie ein angekleideter Mensch, damit angethan, schwimmen kann. Wie dieser Gürtel angelegt wird, ersieht man aus der Zeichnung, und eben so dessen Construktion. Man bedient sich auch noch der aufgeblasenen Därme, der hohlen Gefäße ꝛc., worunter aber das Schwimmkamisol von Kork und der Gürtel mit den mit Luft gefüllten Blasen die vorzüglichsten sind. S. auch den Art. Schwimmen und Schwimmkunst, Th. 151, S. 383 u. f.

Uebersegeln, in der Schifffahrt, 1) über ein Wasser segeln; z. B. über Holland nach England übersegeln. — 2) Ueber etwas segeln, mit der vierten Endung des Gewässers. Ein Meer übersegeln, es durchsegeln. a) Ueber den Haufen segeln. Ein Schiff übersegeln, es zu Boden oder in den Grund segeln; daher die Uebersegelung. Das Uebersegeln oder zu Grunde segeln eines andern Schiffes kann nur von einem größern bei einem kleinern geschehen, wenn das größere das kleinere Schiff überläuft, es mit der vollen Kraft in die Fluthen stürzt, indem es mit gespannten und geblähten Segeln darauf losfährt, und dieses nicht mehr ausweichen kann. Dergleichen Uebersegelungen kommen zuweilen in der Dunkelheit vor, wo sich die Schiffe einander nicht sehen können, oder nur dann erst, wenn es schon zu spät ist, um den Stoß abzuwenden. Es ist in neuerer Zeit auch öfterer bei Dampfschiffen vorgekommen. — b) Im Segeln zuvorkommen, schneller segeln. Die Jagdschiffe übersegeln die meisten andern Schiffe. Die Kauf-

fahrer oder Handelsschiffe übersegeln zuweilen die Fregatten, um diesen schnell zu entkommen, wegen der Untersuchung in Kriegszeiten; denn sobald ein Handelsschiff bemerkt, daß ein Kriegsschiff Jagd auf dasselbe macht, so fällt es plötzlich ab, setzt alle Segel, die das Fahrzeug nur tragen kann, bei, und eilt davon. Sie werden aber gewöhnlich wieder eingeholt, weil die Fregatte und der Cutter gute Schnellsegler sind. Ehe die Annäherung auf einen Kanonenschuß geschehen ist, wird aus einer der auf dem Backe stehenden vorn hinausgerichteten Kanonen, Jagdstück genannt, gefeuert. Dieses ist ein blinder Warnungsschuß, nicht zu übersegeln, sondern beizudrehen, das heißt, sich dem Schiffe zu nähern, damit es visitirt und der Schiffer oder Schiffskapitain um Nachrichten von der feindlichen Flotte befragt werden kann, wenn er ihr begegnet ist. Zuweilen bleibt dieser Ruf ohne Wirkung, dann werden von fünf zu fünf Minuten jedesmal eine Kugel im Bogenschuß erst nebenhin, dann gegen das Segelwerk des Schiffes abgefeuert, woraus dann der Kauffahrer ersehen kann, daß es mit dem Entkommen nichts ist, und so dreht er endlich bei. Sobald das Schiff herangekommen ist, wird es mit einem Officier, einem Deckofficier und einigen Matrosen von der Fregatte besetzt, visitirt, der Kapitain wegen Nachrichten von der feindlichen Flotte befragt, und es dann genöthiget, der Fregatte zu folgen, wenn man glaubt, daß es schaden, vielleicht der feindlichen Flotte als Kundschafter dienen könnte, ist aber dieses nicht der Fall, und sind die Papiere richtig, so läßt man es wieder fortsegeln.

Uebersehen, ein Zeitwort, welches in mehreren Bedeutungen vorkommt. 1) Ueber Etwas hinwegsehen, weil man höher gestellt ist, als der Gegenstand, über den man wegsieht, jedoch nur im figürlichen Verstande. So übersieht der Größere den Kleinern, der

Reichere den Armen, der Kluge den Dummen; der Größere, weil er mehr Macht und Anſehen hat, als der Kleine, der Reiche mehr Vermögen, und der Kluge mehr Geiſtesgaben, als der Dumme. Beſitzt Jemand mehr Gelehrſamkeit, als ein Anderer, ſo ſagt man: er überſehe ihn ſehr weit. Dergleichen Kleinigkeiten ſind leicht zu überſehen, ohne beſchwerliche Empfindungen zu ertragen. Eine ſolche Summe kann ich nicht überſehen, nicht ohne Beſchwerde entbehren. — 2) Ueber die ganze Oberfläche eines Gegenſtandes hinſehen. a) Eigentlich, und ins Beſondere, da man höher ſteht, einen höheren Stand hat, von dem man etwas überſehen kann. Von dieſem Berge kann man die ganze Stadt, die ganze Gegend umher überſehen, ſo auch von dieſem Thurme. So überſieht man die Perſpektive eines Gemäldes, einer Stadt oder Landſchaft, durch ein Fernglas. Dieſe Ebene iſt nicht zu überſehen. Die Ueberſchwemmung des Fluſſes iſt nicht zu überſehen. Die Meeresfläche, ſo weit das Auge reicht, überſehen. Auch in weiterer Bedeutung: Du wirſt Dein Unglück nicht überſehen können. Ich kann dieſes Geſchäft mit einem Blicke überſehen. — b) Figürlich, etwas überſehen, es flüchtig durchſehen. In den Küchen überſieht man den Salat, das Gemüſe, die Hülſenfrüchte ꝛc., wenn man es durchſieht, um das Untaugliche auszuleſen, wofür man aber auch ausleſen und verleſen gebraucht. Die Erbſen, Linſen ꝛc. verleſen, die ſchlechten, angegangenen und den Schmutz aus den guten Erbſen, Linſen ꝛc. herausleſen. Eine Rechnung, eine Arbeit überſehen, ſie durchgehen, durchſehen, ob ſie richtig ſey. Einen Plan überſehen, ob Alles richtig iſt, was darauf ſtehen ſoll, auch richtig angedeutet, nach Ort, Lage ꝛc. Die Probebogen der

Druckerey übersehen, sie durchsehen, ob die Correktur richtig gemacht und nichts übergangen worden. Eine Schrift übersehen, sowohl sie flüchtig durchlesen, als auch sie durchlesen, um sie zu verbessern; in welchem Verstande auch Einige das Hauptwort die Uebersicht gebrauchen. Seine Lektion übersehen, sie durchlesen, um sie zu lernen. Nach einer noch weiteren Figur bedeutete es ehemals auch die Aufsicht über etwas haben. — c) Ueber etwas wegsehen, ohne es gewahr zu werden, etwas nicht sehen, was man doch sehen konnte oder wollte. — (1) Eigentlich, in so fern es aus Uebereilung oder Mangel an Aufmerksamkeit geschieht. Das habe ich übersehen, bin ich nicht gewahr geworden. Im Lesen zwei Zeilen übersehen. In der Zahlung mehrere Stücke übersehen; sie zu viel oder zu wenig geben. Beim Geldzählen einen Schuß von fünf Silbergroschen übersehen. Bei einem Schock Eyer, Nüsse ꝛc. mehrere Stücke im Zählen übersehen, so daß man die Zahl sechzig nicht voll hat. — (2) Figürlich. 1. Arme Personen werden immer übersehen, nicht geachtet, nicht mit der Aufmerksamkeit begegnet, die sie eben sowohl als Menschen verdienen, wie die Reichen. Auch die Bibel zeigt es an: Darum, daß ihre Wittwen übersehen wurden in der täglichen Handreichung, Apostelg. 6, 1, übergangen wurden. — 2. Etwas übersehen, thun, als wenn man es nicht sähe, es nicht merken lassen, daß man es wahr genommen habe, besonders Fehler und Vergehen, sie ungeahndet lassen. Gott hat die Zeit der Unwissenheit übersehen, Apost. 17, 30. Ich habe ihm viel übersehen, werde ihm aber künftig nichts mehr übersehen. Einen Fehler übersehen, ihn ungeahndet lassen. Ich habe ihm seine Jugendstreiche übersehen, sie nicht gerügt, nicht geahndet. — Ein

Fehler des äußeren Wohlstandes wird an dem Kinde oft hart bestraft, und eine feine Unwahrheit übersieht man ihm (Gell.). Mit der dritten Endung der Person und der Verschweigung der vierten Endung der Sache ist es veraltet. Ich will meinem Volke Israel nicht mehr übersehen, Amos 6, 8, Kap. 8, 2, wofür nachsehen üblicher ist. — 3. Ehemals sagte man auch: Jemanden übersehen, ihn verschonen, seiner schonen, welche Bedeutung aber im Hochdeutschen veraltet ist. Das Hauptwort die Uebersehung ist nur in einigen Fällen gebräuchlich. S. den Art. Uebersicht, weiter unten.

Uebersenden, ist edler als überschicken, oder wird vielmehr dafür gehalten, und in der höheren oder edleren Schreibart dafür gebraucht. Jemanden ein Geschenk, einen Brief, Waaren, Geld ꝛc. übersenden.

Uebersetzen, über etwas setzen, das heißt, springen. Ueber einen Bach, einen Graben setzen, wenn man hinüberspringt, nämlich mit einem Ansatze, um dadurch eine Verdoppelung der Kraft zum Uebersetzen zu erhalten. Mit einem Pferde über einen Graben setzen, wenn man demselben die Sporen in die Seite setzt, und es so zum Uebersetzen zwingt. S. auch Ueberspringen, weiter unten. — Bei den Jägern übersetzen die Hirsche, wenn sie über die Tücher springen; deshalb müssen die Tücher von solcher Höhe seyn, daß sie nicht übersetzen können. Man braucht hier auch die Zeitwörter überfallen und überfliehen. — Ueber einen Fluß setzen, in der Schifffahrt, mit einem Kahne, also hinüberfahren. — Im Bergbaue setzt ein Gang über, wenn er einen andern Gang durchschneidet, das heißt, wenn die Richtungslinie eines Ganges oder eines Ortes seitwärts die Richtungslinie eines andern Ganges

durchschneidet. — Auch heißt ein übersetzter Gang im Bergwerke ein Gang, der aus dem Gebirge durch das Thal in seinen Gegentrum hinüberstreicht, aber beständig in seiner Stunde bleibt, weil er aus der Wurzel oder dem Grunde des Gebirges herrührt, und also für keinen Ausreißer, wie sich der Bergmann ausdrückt, anzusehen ist. Die Gänge zerschlagen sich da häufig, wo andere Gänge übersetzen. Auch findet bei schmalen Gängen zuweilen der Fall Statt, daß sie ganz abgeschnitten werden, und sich also endigen, wenn mächtige, vorher schon existirende Gänge übersetzen, die der spätern und schmälern Spaltung einen zu starken Widerstand entgegengesetzt haben. — Im Hüttenwerke übersetzt man einen Ofen, wenn man mehr aufträgt, als er bearbeiten kann. — Beim Tuchbereiter heißt übersetzen, wenn man eine neue Tuchlänge zum Scheeren auf dem Scheertische ausspannt und mit dem Haken befestiget, nachdem die vorhergehende geschorene abgenommen worden. — Beim Deichbaue heißt übersetzen oder hinauslegen, wenn der Deich oder dessen Dossirung weiter hinausgerückt worden, indem das von außen Angesetzte inwendig abgenommen wird, oder auch umgekehrt. — Beim Bäcker heißt übersetzen, wenn der Ofen mehr als einmal mit Semmeln zum Ausbacken besetzt wird, das heißt, wenn derselbe hinter einander voll Semmeln mehrere Male zum Ausbacken besetzt wird, welches bei einer und derselben Ofenhitze wohl vier- bis fünfmal geschieht. Sowohl hinten, als in der Mitte des Ofens muß bei dem Heitzen desselben das Feuer nicht ganz ausbrennen, damit das Gemäuer oder Gewölbe heißer werde, als der Herd, und die Dünste gut aufsteigen können. Damit nun diese Letztern entstehen, welche den Semmeln Farbe geben, muß der Ofen stärker geheitzt und auch stark gelöscht werden. — Beim Uhrmacher sind übersetzte Uhren diejenigen Uh-

ren, welche mehr als drei Räder erhalten. Dahin gehören die Jahres-, Monats- und Achttageuhren, weil diese so lange in einem Aufzuge gehen, und daher mehr Räder, als eine gewöhnliche Uhr, die nur dreißig Stunden geht, erhalten müssen, um den Aufzug zu verlängern. Dieses versteht sich von den Stubenuhren, nicht Taschenuhren; es giebt zwar auch unter den Letztern übersetzte Uhren, welche aber nie über acht Tage gehen. Sie erhalten über die andern Räder noch ein Zusatzrad, wodurch die Schnecke mit dem Schneckenrade genöthiget wird, langsamer zu gehen; s. unter Taschenuhr, Th. 180, S. 380, und den Art. Uhr. — Im Maschinenbaue nennt man das Uebersetzen oder die Uebersetzung einer Maschine oder eines Kunstzeuges, die Vermehrung deren Kraft, was man sonst Vermögen nennt. — Beim Militair übersetzt man Truppen, wenn man sie auf einem Fahrzeuge, Transportschiffe, über einen Strom, über eine Meerenge, auch über einen Arm des Meeres fährt. Sich nach England, oder von England nach Frankreich übersetzen oder überschiffen lassen. — Einen Topf, einen Kessel übersetzen, über das Feuer. — Ueber einen Raum auf die andere Seite setzen, wo es nur im figürlichen Verstande üblich ist. — Ein Buch, eine Schrift übersetzen, sie aus einer Sprache in die andere übertragen, so daß Haupt- und Nebenbegriffe, überhaupt der ganze Sinn der Schrift, die in eine andere Sprache übertragen wird, mit möglichst gleichbedeutenden Wörtern in der Uebersetzung wieder gegeben werden, zum Unterschiede von dem Umschreiben, Erklären ꝛc. Aus dem Griechischen in das Lateinische, und aus diesem in das Deutsche übersetzen. Aus dem Französischen in das Deutsche, und so umgekehrt, übersetzen; aus dem Holländischen in das Englische ꝛc. übersetzen,

wofür man ehemals dolmetschen gebrauchte. Ein Stück (Theaterstück, Drama) übersetzen, es aus einer fremden Sprache in die Deutsche übertragen. Ein Trauerspiel, Lustspiel, Schauspiel, eine Posse übersetzen; einen Roman übersetzen. Er hat den Shakespeare übersetzt ꝛc. — Die Kunst zu übersetzen, das heißt, aus einer Sprache in die andere ein Werk oder eine Schrift übertragen, ist eine nicht leichte Wissenschaft; denn sie erfordert ein eigenes Genie und ein besonderes Talent, und nur in Beziehung auf die zu der Entwickelung dieses Talentes erforderlichen Kenntnisse kann sie als Wissenschaft betrachtet werden. „Die eifrigsten Bemühungen, sagt ein Schriftsteller sehr wahr, werden nie einen guten Uebersetzer bilden, wenn die Natur ihm nicht die Anlagen dazu geschenkt hat.“ Dieses beweisen auch so viele Uebersetzungen aus fremden Sprachen, die so wenig in den Geist des Originals eingedrungen sind, daß sie uns die Knochen, statt des Fleisches geben. Freilich enthalten die Knochen auch Mark, aber dieses blieb hier versteckt in der Röhre. Man hält das Uebersetzen für so leicht, daß, wenn man eine fremde Sprache nur obenhin, nur kümmerlich erlernt hat, man sich auch sogleich befähiget glaubt, daraus Schriften zu übersetzen; und dieses geschieht dann so schülerhaft, daß man darin wohl die Schule, aber nicht die Geschäfts- oder sich belustigende Welt erblickt, worin sich der Gegenstand der Schrift bewegt, die der Verfasser zum Nutzen oder zum Vergnügen mit Kenntniß und Phantasie verfaßt hat. Getreue Uebersetzungen aus fremden Sprachen, nach dem Charakter und dem Sinne der zu übersetzenden Schriften, erfordern genaue Kenntniß der Sprachen, insbesondere des Charakters derselben, deutliche Begriffe der Materie, welche abgehandelt worden, und des Sinnes des Verfassers in jeder Stelle; wozu noch so viele Weltverhältnisse, Zustände

der Völker, in deren Sprachen sie verfaßt worden, des Zeitgeistes, in welchem sich die dabei figurirenden Personen bewegen, wo solche nämlich in irgend einem abgehandelten Gegenstande vorkommen; kurz so viel Besonderes und Eigenthümliches, was sich hier nur andeuten, aber nicht zergliedern läßt. Von den zum Nutzen und zum Vergnügen verfaßten Schriften macht das oben Gesagte den wissenschaftlichen Theil der Uebersetzungen aus; man erlangt ihn leichter, und er ist hinreichend für diejenigen Schriften, deren Inhalt allein den Verstand beschäftiget, für die ernsten Wissenschaften und Künste; allein für die schönen Wissenschaften und Künste, welche die Phantasie beschäftigen, und also das Herz oder das Gemüth und die Sinne in Anspruch nehmen, und deren Sprache führen, kurz das Gefühl erwecken und beleben, wie die Dichtkunst in allen ihren Zweigen, erfordern Genie und Talent, um sie so in der Uebersetzung wiederzugeben, mit eben der Empfindung, eben der Glut und dem Zauber des Originals, ohne dabei in das Schwülstige zu gerathen. Neuheit des Gedankens bei einem Dichter und dann das tief Empfundene in dem Gemälde seiner dargestellten Welt. Ein Schriftsteller sagt hier sehr wahr: „Der Uebersetzer empfindet nur nach, und muß eigene Empfindung ausdrücken. Wie unzulänglich ist oft die feurigste Einbildungskraft, diesem Zwecke zu entsprechen! Gesetzt nun auch, daß dieses gelingt (ein lebhafter Geist kann sich ganz in Situationen versetzen), wie schwer ist es aber nicht, in dem Augenblicke der heftigsten Bewegung die Seele auf einem gewissen Punkte zu fesseln. Der Verstand und das Gefühl, beide dürfen nicht über die Grenze der Vorschrift schreiten; denn daher entsteht Gezwungenheit des Ausdrucks. Die unter dem Talent begriffene Eigenschaft scheint selbst bei der Bearbeitung des trockensten Gegenstandes nothwendig; es ist nämlich ein intellectuelles Gefühl der Feinheit der Sprachen, wel-

ches gleichsam ein Instinkt des Verstandes ist. (Es fehlt oft den größten Gelehrten und findet sich bei dem Knaben, der die Grammatik durchblättert.) Dieses giebt dem Ausdrucke Präcision und Natur; es versetzt die Wendung des Gedankens in den Nationalsinn, und giebt ihm die Schönheit des Originals. Der Besitz dieser Eigenschaften scheint durchaus nothwendig, um gute Uebersetzungen zu liefern. Die große Anzahl mißrathener Versuche dieser Art beweisen uns, wie selten diese Fähigkeiten zusammen treffen, und wie fruchtlos alle Beeiferungen der Kunst sind, den Mangel derselben zu ergänzen." — Die neuere Zeit hat freilich in der Uebersetzungskunst in Deutschland große Fortschritte gemacht, als es noch vor mehr denn sechzig Jahren der Fall war, das sowohl in dem fleißigern oder emsigern Studieren der neueren Sprachen, besonders der Französischen und Englischen, als auch in der größern Ausbildung der Deutschen Sprache selbst liegt, die jetzt eine Menge neuer Wörter und feiner Wendungen durch die steigende Kultur erhalten und sich angeeignet hat, die sie früher in der Prosa nicht hatte, da man sie noch so fleißig mit Fremdwörtern spickte; doch zeichneten sich in jener Zeit schon tüchtige Männer als Uebersetzer aus den genannten Sprachen, wie Bode, Mylius, Eschenburg, Meißner, Becker, Bertuch und einige Andere sehr vortheilhaft aus, und bereicherten dadurch die Deutsche Sprache ungemein, indem wir zugleich mit den besten Werken der Ausländer bekannt wurden, mit Shakespeare, Fielding, Richardson, Thomson, Goldsmith, Yorick (Sterne), Lady Montagu, Pope, Johnson ꝛc. ꝛc.; Molière, Corneille, Racine, Fénélon, Lafontaine, Boileau, Voltaire, Rousseau, Florian ꝛc. ꝛc. Diesen Uebersetzern folgten bald Schlegel, Tieck und Andere, die in blühender gewandter Sprache noch

so manches Meisterwerk des Auslandes auf Deutschen Boden verpflanzten, auch aus der Italienischen und Spanischen Literatur, und so fehlt es auch nicht den neuesten Uebersetzern der Englischen und Französischen Werke von Byron, Walter Scott, Cooper, Normanby, Bulwer, Irwing, Dikkens (Boz), Marryat ꝛc. ꝛc.; Saint Pierre, Beaumarchais, der Gräfin v. Genlis, der Frau von Stael, Jouy, Chateaubriand, Béranger, Victor Hugo, Delavigne, Dumas, Soulié, Scribe, Ségür, Courier, Eugène Sue ꝛc. an Uebersetzungsgaben, um uns die Schönheiten der neuern Schriftsteller des Auslandes in unserer, der Deutschen, Sprache in dem gefälligen Gewande der Originale und des darin herrschenden Geistes wieder zu geben; aber auch nicht an solchen, in welchen die Uebersetzungssucht klar am Tage liegt.

Uebersetzen, zu viel setzen, mehr setzen, als nöthig und dienlich ist. So übersetzt man einen Weinberg mit Weinstöcken, wenn man mehr darauf setzt, als Raum und Nahrung darauf haben können. Ein Haus mit Leuten, einen Ort mit Truppen übersetzen, wenn man mehr hineinläßt, als Platz darin haben, oder als darin ernährt werden können, wenn die Letztern, nämlich in Kriegszeiten, bei den Einwohnern einquartirt und von denselben verpflegt werden müssen. Ein Handwerk ist in einer Stadt mit Meistern übersetzt, wenn mehr Meister darin etablirt sind, als in dem Gewerbe oder Handwerke Nahrung haben. Ein Schenkwirth, Cafétier ꝛc. ist mit Gästen übersetzt, wenn sich mehr bei ihm einfinden, als sein Lokal fassen kann, oder als er mit seinen Vorräthen gleich befriedigen kann. Der Jahrmarkt, die Messe, ist mit Verkäufern oder Käufern übersetzt; wenn von den Erstern oder den Letzern sehr Viele vorhanden

sind. Im erstern Falle zum Nachtheile, im andern zum Vortheile der Gewerbe. Der Weihnachtsmarkt ist mit Buden und Beschauern übersetzt. — Jemanden übersetzen, im Handel und Wandel, zu viel Gewinn von ihm fordern und nehmen, das heißt, mehr als üblich und billig ist. In welchem Verstande es auch schon in der Bibel vorkommt. Der nicht wuchert, der Niemand übersetzt (Ezech. 18, 8). Sie wuchern und übersetzen einander (Kap. 22, 12). Der Verkäufer übersetzt den Käufer, wenn er einen unbilligen hohen Preis nimmt oder fordert. Daher übersetzte Preise, sehr hohe Preise. Man übersetzt den Käufer, wenn man für eine Waare mehr nimmt, als sie werth ist.

Uebersetzen, beim Bäcker, s. oben, S. 596.

—, im Bergbaue oder Bergwerke, s. daselbst, S. 595 u. f.

—, im Deichbaue, s. das., S. 596.

—, in den Gewerben, s. das., S. 601.

—, im Handel und Wandel, s. oben.

—, im Hüttenwerke, s. das., S. 596.

—, bei den Jägern, s. das., S. 595.

—, im Maschinenbaue, s. das., S. 597.

—, in der Schifffahrt, s. das., S. 595, 597.

—, in der Sprachkunst, das Uebertragen aus einer Sprache in die andere; s. das., S. 597.

—, beim Tuchbereiter, s. das., S. 596.

—, eine Uebung des Körpers, s das., S. 595.

—, beim Uhrmacher, s. das., S. 596.

Uebersetzer, Uebersetzerin, nur in der Bedeutung des Uebersetzens einer Schrift, eine Person, welche sowohl eine Fertigkeit in einer fremden Sprache besitzt, um aus derselben eine Schrift oder ein Werk in die Muttersprache zu übersetzen, übertragen, als auch in der Letztern die Fertigkeit, um

die Schrift auch im Geiste und Ausdrucke so wiederzugeben, als der Verfasser in fremder Sprache den Gegenstand behandelt hat. Welche Eigenschaften zu einem guten Uebersetzer erfordert werden, s. oben, unter Uebersetzen, S. 597 u. f.

Uebersetzung, die Handlung des Uebersetzens, in mehreren der oben unter Uebersetzen angeführten Bedeutungen, besonders aber in der Bedeutung der Uebertragung einer Schrift oder einer Rede aus einer fremden in die eigene oder Muttersprache. Auch die übersetzte Schrift, das übersetzte Werk führt den Namen Uebersetzung. Eine Uebersetzung aus dem Französischen, Englischen, Italienischen. Das Werk ist kein Original, sondern nur eine Uebersetzung. Eine freie Uebersetzung, die nicht wörtlich gemacht worden, sondern bloß den Sinn des Originals aufgefaßt und wiedergegeben hat, ohne sich an Worte und Sinnes-Perioden zu binden, daher auch der Ausdruck: Frei nach dem Französischen oder Italienischen bearbeitet. Eine treue Uebersetzung, welche die Schrift oft mit ängstlicher Genauigkeit so wiedergiebt, als sie im Originale vorhanden ist, mit treuer Abwägung der Worte nach ihrem Sinne. Treue Uebersetzungen haben nie das Gefällige und Gewandte in der Sprache, als freie, indem sie zu ängstlich das Original nachahmen oder nachzuahmen suchen; sie haben daher etwas Schwerfälliges in der Construktion, selbst mit ächt deutscher Wendung, weil sie zu sehr an den Worten des Originals kleben, und sich in den Sinn nur in so fern fügen, als er in den Worten enthalten ist. Man sieht ihnen das Gezwungene in jeder Zeile leicht an. In strengen wissenschaftlichen Werken, auch Geschichts-, diplomatischen und andern Werken, ist der richtige Wortsinn allerdings von

Bedeutung, und daher sind treue Uebersetzungen solcher Gegenstände aus einer fremden Sprache, wenn sie den Wortsinn des Originals richtig erfaßt haben, von hohem Werthe, man sieht dabei weniger auf die Diction, obgleich auch hierdurch ein solches Werk verschönert und leichter gelesen wird; aber bei Romanen, überhaupt schönwissenschaftlichen Werken, wo mehr die Phantasie, als der Verstand sein Spiel treibt, kommt die schöne Schreibart in Anspruch, daher ist hier jede freie Uebersetzung vorzuziehen.

Ueber sich brechen, über sich schlagen, im Bergwerke, wenn man die Firste aufhauet, und mit dem Baue in die Höhe gegen den Tag zu arbeitet, um das in der Firste und darüber befindliche Erz zu gewinnen.

Ueber sich schlagen, siehe den vorhergehenden Artikel.

Uebersicht, ein Hauptwort, ohne Mehrzahl, welches diejenige Handlung bezeichnet, da man etwas übersieht, die ganze Oberfläche desselben betrachtet; auch in der Absicht dasselbe zu verbessern; es kommt mit Ueberblick überein; nur zeigt Uebersicht ein etwas tieferes Eindringen in irgend einen Gegenstand, eine tiefere Untersuchung an, als Ueberblick.

Uebersichtig, Bei- und Nebenwort, von über sich sehen, einen Fehler der Augen zu bezeichnen, da sie keinen Gegenstand deutlich erkennen können, wenn sie nicht über sich gekehrt sind. Uebersichtig sein, ein übersichtiger Mensch. So auch die Uebersichtigkeit. Derjenige wird auch übersichtig genannt, der ein blödes, kurzes Gesicht hat, kurzsichtig ist, das heißt, nur eine geringe Seheweite des Auges besitzt, und über dieselbe hinaus nur Alles undeutlich erkennt; auch wohl einen Gegenstand nahe vor die Augen nehmen muß, um ihn

deutlich zu erkennen; auch nehmen sie gewöhnlich die Schrift eines Buches oder sonst etwas Geschriebenes immer in etwas schräger Richtung vor das Gesicht. Bei Mehreren ist dies ein Naturfehler, bei Andern wieder eine Angewohnheit, ein Fehler, der aus Gewohnheit und Affektation entsteht, um eine Brille tragen zu können, und gelehrt zu erscheinen. Man nennt dergleichen Leute in der Mark Brandenburg im untern Volke: schiele Wippe. Bei einer merklichen Kurzsichtigkeit muß man sich immer hohl- oder concavgeschliffener Brillen bedienen.

Uebersiedeln, sich an einen andern Ort begeben und festsetzen, daher auch die Uebersiedelung. Das Wort übersiedeln ist in neuerer Zeit sehr gangbar geworden, indem es mit auswandern und colonisiren als gleichbedeutend genommen wird, und besonders die Auswanderung nach überseeischen Ländern, nach andern Welttheilen bedeutet, die seit ungefähr zwanzig Jahren auch bei den Deutschen sehr rege geworden ist, und besonders bei den Süd- und Westdeutschen nach Nord-, Mittel- (besonders nach den vereinigten Mexikanischen Staaten) und nach Süd-Amerika (Brasilien). Das Uebersiedeln aus einer Gegend in die andere, aus einem Lande in das andere, ist nicht neu, sondern die ältesten Völker, so weit die Geschichte hinaufreicht, geben uns davon Beispiele. Selbst die bekannten Völkerwanderungen von Asien aus nach Europa kurz vor dem Sturze des Römischen Westreiches, waren Uebersiedelungen Asiatischer Nomadenvölker. Aus der Bibel sind die Wanderungen oder Uebersiedelungen aus einer Gegend Asiens in die andere, und die dadurch entstandene Trennung von Stämmen der Nomadenvölker, wie Abrahams und Lots, der Auszug der Kinder Israels aus Aegypten durch Moses Führung ꝛc., bekannt; so

die Uebersiedelungen in Klein-Asien der Hellenen und Phönizier, auch anderer Völker. So wurde Griechenland durch Hellenen und Pelasger bevölkert. Die Letztern sollen eigentlich den Peloponnes bewohnt haben, und dahin vom Norden her eingewandert seyn, wenn man nicht annehmen will, daß sie in diese Halbinsel übers Meer gekommen sind. Die eingewanderten Hellenen werden für die eigentlichen Bevölkerer Griechenlands angesehen; denn sie vereinigten sich mit mehreren andern Völkern ihres Stammes zu einem gemeinschaftlichen Hellenenbunde, der auch nach dem Namen des Stifters Amphiktyonenbund genannt wird, und so vereint wirkten sie zur Unterjochung oder Vertreibung der Pelasger aus Thessalien; die Vertriebenen wanderten theils nach Italien, theils nach Kreta und andern Inseln. Die Söhne Hellens, der ein Sohn Deukalions war, und dem Lande den Namen gegeben hat, Dorus, Aeolus, und seine beiden Enkel Achäus und Jon theilten das Hellenische Volk in die besondern Stämme der Dorer, Aeoler, Achäer und Jonier, von denen die Aeolier sich nach und nach über Thessalien, Akarnanien, Lokris, im Peloponnes über Elis, über mehrere Inseln des Jonischen Meeres, und über manche Gegenden von Italien und Sicilien ausdehnten. Zu diesen sich festgesetzten Ansiedlern kamen nun noch mehrere neue Uebersiedelungen von Fremdlingen übers Meer. So kam Kekrops aus Sais in Aegypten nach Attika und ward der Stifter des Athenienſischen Staates. Aus Phönizien kam Kadmos oder Kadmus nach Böotien, und brachte die Buchstabenschrift mit, und noch manche andere Kunstfertigkeiten. — Der Sänger Amphion, der vierte von seinen Nachfolgern, erbauete Theben, und verwandelte den Namen der Kadmer in den der Thebaner. Danaus oder Danaos kam aus Chemnis in Aegypten und landete

in Argos. Aus Phrygien kam Pelops, der dem Lande den Namen Peloponnesos (Insel des Pelops) gab, und dessen Nachkommen sich späterhin der meisten Reiche des Peloponnesos bemächtigten, der späterhin durch die Einwanderungen der Dorer nochmals eine große Veränderung erlitt, die von den Nachkommen des Herakles (Herkules) geführt wurden. Die Griechischen Staaten waren in ihrer Kulturperiode nicht müßig in weiter Verbreitung ihrer Kultur und ihres Staatslebens. So gründete Athen eine Kolonie in Thrazien für Handel und Schifffahrt, und so noch andere Kolonien mehr, z. B. in Klein-Asien und auf den benachbarten Inseln, an dem Propontis, in Unteritalien, auf Sicilien, Sardinien, auf der Gallischen Südküste (Marseille), in Spanien, auf der Afrikanischen Küste ꝛc., wohin auch die Phönizier gekommen waren, um Kolonien für ihren Handel anzulegen, worunter die wichtigste Carthago war, ein Freistaat an der Nordküste von Afrika, welcher von der Königin Dido, die von der Phönizischen Stadt Tyrus vertrieben, im Jahre 878 oder 880 oder 886 vor Christi Geburt hier gestiftet worden. — Auf die Griechen und auf andere alte Völker folgten die Römer, die bei ihren weit verbreiteten Eroberungen zur Festhaltung derselben nicht nur Besatzungen aus ihren Legionen daließen, sondern auch Einwanderungen aus den Römischen und Italienischen Gebieten zuließen, um sich zu befestigen. Die Ansiedler bestanden aus zahlreichen armen Bürgern und alten Soldaten, die hierdurch den Lohn für ihre Dienste empfingen, indem man ihnen erobertes Land zur Bebauung übergab; und so entstanden Römische Kolonien überall, wo die Römer ihre Siege hinverbreiteten. Diese Uebersiedelungen oder Ansiedelungen der Römer nach von ihrem Vaterlande entfernten Ländern sind um so wichtiger in der Geschichte, da sie zeigen, wie dergleichen Ansiede-

lungen planmäßig nach rechtlichen und religiösen Grundsätzen angelegt werden müssen, damit sie dereinst Vortheile dem Mutterlande bringen, von dem sie ausgingen und dessen Wohlstand sie mit dem eigenen erhöhen sollten; sie wurden daher auch ganz nach den Römischen Institutionen angelegt. Die eigentliche Politik in der Anlegung bestand darin, daß man einen Theil des niedern, oft zum Aufruhr durch Emissaire verleiteten Volkes aus Rom zu entfernen, seine Wünsche, in Hinsicht der Ländervertheilung, zu befriedigen, die neu erworbenen Provinzen dadurch besser anzubauen, den Römergeist dorthin zu verpflanzen, die Provinzen selbst besser in Gehorsam zu erhalten, und die alten Soldaten als Lohn ihrer Tapferkeit und Siege zu versorgen suchte, indem man ihnen Land zur Bebauung als Eigenthum überwies. Es wurden nun in den eroberten Ländern theils ganz neue Städte angelegt, theils die alten dem Feinde abgenommenen benutzt, und mit neuen Institutionen, nach den Römischen versehen, und so mit den noch darin gebliebenen Einwohnern die neu hinzugekommenen Römer vermischt. Diese Art der Ansiedelung bestand schon unter den Königen. Man will diese Einrichtung sogar von dem Romulus herschreiben (Dion. Halic. lib. II, c. 5) welcher nach dem Livius (Lib. I, c. 11), Römische Bürger zuerst nach Antamnis und Cänina abschickte, denen die alten Einwohner den dritten Theil der Felder abtraten, dagegen das Uebrige als freie Leute und Römische Bürger behielten. Auf gleiche Weise machte es auch Ancus Martius und die übrigen Könige, und unter der Republik der Rath, nur daß das Volk auch darüber oder dazu seine Stimme geben mußte; es wurde dann ein besonderes Gesetz deshalb entworfen, worin man bestimmte: 1) diejenigen, die aus Rom und dessen Gebiet dahin versetzt werden sollten; 2)

die Zahl der dahin zu Versetzenden; 3) die Anführer der Auswanderer, und 4) die Größe des Landes, welches ihnen eingeräumt werden sollte. War nun dieses nach dem Rathe und des Volkes Willen in Richtigkeit gebracht, so gaben sich die Leute an, welche als neue Ansiedler der Kolonie abreisen wollten. — War die Anzahl der sich Meldenden größer, als bestimmt worden, so mußten sie darum loosen, und diejenigen, die das Loos nicht traf, mußten zurückbleiben. Wenn nun von dem Konsul oder Bürgermeister, Prätor, die Aufseher der Kolonien (Curatores Coloniae deducendae) in den Volks-Versammlungen bestimmt worden, zu denen bald drei, bald fünf, sieben oder zehn, auch wohl zwanzig gewählt wurden, welche dann von ihrer Zahl Triumviri, Quinqueviri, Septemviri, Decemviri oder Vigintiviri agris dandis assignandis oder Coloniae deducendae (Kolonienführer) hießen, stellte man die Auspicia an, lustrirte die neue Kolonie, und zog dann unter vorgetragener Fahne fort. Sobald man an Ort und Stelle gekommen war, so umzog man die Stadt und das ausgesetzte Land mit einem Pfluge, theilte dann Alles nach Vorschrift ab oder ein, und wies Jedem seinen Antheil an, welches aber ein sehr schwieriges und verdrießliches Geschäft für die Kolonienaufseher war, um es Jedem der neuen Kolonisten nach Wunsch zu machen. — Die Kolonien oder Ansiedlungen der Römer zerfielen in drei besondere Arten, Römischen, Lateinischen und in die Italienischen Kolonien, wozu nun noch die Militairkolonien kamen. Die Römischen Kolonien hatten das Römische Bürgerrecht (Jus Quiritium), sie hatten also das Jus privatae libertatis, connubiorum, patrium, legitimi dominii, testamentorum und Tutelarum; ferner das Jus suffragii, Jus adoptionis et here-

ditatis ex testamento, von denen die drei Letzten besonders wichtig waren, nämlich das Stimmrecht, das Recht der Adoption, und das Recht aus dem Testamente zu erben. Hierzu kam nun noch, daß ohne Einwilligung des Volkes in diesen Kolonien Niemand ins Gefängniß gebracht, noch mit Ruthen, viel weniger am Leben, gestraft werden, wohl aber Jeder in Rom um die Ehrenämter anhalten konnte. Dagegen konnten die Lateinischen Kolonisten ihre Stimme nicht geben, wenn sie dieses Recht nicht besonders erhielten; sie konnten ferner um keine Ehrenstelle zu Rom anhalten, wenn sie eine solche nicht schon in ihrer Stadt verwaltet hatten; sie konnten von der Obrigkeit an Leib und Leben bestraft werden, ohne dazu einer Einwilligung vom Volke zu bedürfen; sie konnten von einem Römischen Bürger nichts erben, noch in einer Legion Soldat werden ꝛc. ꝛc.; es war daher zu verwundern, daß sich so viele Tausende aus dem Volke von Rom dahin führen ließen, und dadurch ihr Römisches Bürgerrecht aufgaben, und es läßt sich nur aus dem Nothstande des untern Volkes erklären. Noch geringer an Rechten waren die Italienischen Kolonien, die nur das Jus Italicum hatten, und deren Inhaber ihre Stimme nie in den Versammlungen geben, noch jemals ein Ehrenamt in Rom erlangen konnten, welches doch den Lateinern in gewisser Art noch zugestanden wurde, obgleich ein Volk in Italien sich immer noch auf andere Bedingungen mit den Römern vergleichen konnte, als ein anderes, welches nicht gleiche Rechte mit diesem hatte. Ferner waren einige Kolonien frei oder immunes, andere dagegen Stipendiariae, das heißt, sie mußten einen Tribut entrichten. — Die Militair-Kolonien wurden nur mit alten ausgedienten Soldaten besetzt, denen gemeiniglich die alten Einwohner, wider alles Recht und Billigkeit, weichen

und ihnen das Ihrige überlassen mußten; es waren eroberte Provinzen, denen man nicht besonders wohl wollte, oder von denen man sich keine rechte Unterwürfigkeit versprechen konnte. Uebrigens erhielten diese Kolonien von den Kolonienaufsehern eigene Gesetze, die meistens nach den Römischen eingerichtet waren, oder die Kolonie gab sie sich selbst, jedoch mit der Genehmigung der Römer. Sie hatten als Obrigkeit Duumvire, anstatt der Bürgermeister, dann Censoren, Aedilen und Questoren, die auch die Römische Amtstracht, wie zu Rom, trugen, nämlich die Prätexta, eine Art Toga, die um den Rand herum mit einem Purpurstreifen besetzt oder eingefaßt war. So hatten sie auch Auguren oder Wahrsager, denn Pontifices oder Hohepriester und andere zum geistlichen Amte gehörende Personen, so auch ihre Beschützer oder Patrone zu Rom, die sich ihrer bei vorkommenden Fällen annehmen, und ihr Bestes wahrnehmen mußten. Damit aber auch das Römische Ansehen in den Kolonien erhalten werden möchte, so hatten sie auch ein Kapitol, Curien oder Distrikteintheilungen, einige Tempel ꝛc. ꝛc. wie zu Rom. — In den ersten Zeiten der Römer schickte man ungefähr 300 als Kolonisten ab, in den spätern schon 1500 auf einmal, z. B. im Jahre der Stadt 317 nach Lavicus und im Jahre der Stadt 370 bis 2000 nach Sutricum, und dann ferner zu drei, vier und mehreren Tausenden nach andern Oertern. Zu den Zeiten der Kaiser hatten sich diese Kolonien sehr verbreitet, man zählte in Italien 150, in Afrika ungefähr 60, in Spanien bis 30, in Gallien fast eben so viel. Es verbreitete sich durch diese Kolonien nicht nur die Römische Kultur überall hin, wo sie errichtet worden, sondern auch die Lateinische Sprache; und

so war es auch mit den ihnen vorangehenden Griechen, die auch Wissenschaften und Künste durch die Kolonien so auch ihre Sprache, verbreiteten, nur befanden sich ihre Kolonisten nicht in dem Verfassungs-Zustande der Römischen; denn sie waren abhängiger vom Mutterlande, welches sie strenge beaufsichtigte, und ihnen wenige eigene Rechte ließ. — Mit dem Sturze des Römischen Westreiches und seiner Kolonien tritt der sogenannte mittelalterliche Zustand ein, wo ein Drängen der Völker aus dem Osten, aus Asien, Statt hatte. Dieses Völkerdrängen, um sich neue Wohnsitze zu verschaffen, muß hier übergangen werden, da es für die Kulturgeschichte nichts Erhebliches darbietet, wenigstens in der ersten Zeit, und auch noch in den folgenden Zeiten; denn es waren größtentheils rohe Horden, die ihre Wohnsitze in Asien verließen, um sich bessere in Europa aufzusuchen, ohne andere Zwecke, als die ihres Nomadenlebens, von denen aber auch mehrere in kriegerischer Beziehung, in Beziehung auf Eroberungen nicht unwichtig waren, wie z. B. die Sachsen, von denen die beiden Horden, Hengist und Horsa in Britannien landeten, und sieben Angelsächsische Reiche (Kent, Sussex, Westsex, Northumberland, Essex, Ostangeln, Murcia) daselbst errichteten, die erst im neunten Jahrhunderte zu einem Reiche vereiniget wurden. Außer den Sachsen sind hier noch die Friesen, Thüringer, Alemannen, Franken, Bayern, Longobarden ꝛc. zu erwähnen. Die Franken stifteten Frankreich in Gallien; die Ostgothen zogen aus Panonien nach Italien und deren Stelle in Panonien nahmen die Longobarden ein. Die Westgothen verdrängten die früher in Spanien angekommenen Sveven. Im Norden von Europa kamen die Germanischen Stämme der Dänen in Dänemark, der Suethan oder Suionen in Schwe-

den und der Nerigoner in Norwegen vor. Der Europäische Osten, den die Deutschen bei ihren Zügen nach dem Westen verließen, wurde in dieser Zeit von den aus Asien kommenden slavischen Völkern eingenommen. Von allen diesen Völkerzügen ist für die Kultur Europas wenig geschehen, wohl aber für dessen Bevölkerung durch einen kernigen frischen Stamm, der seine Zweige überall hin verbreitete, und ein neues Leben, einen neuen Aufschwung verkündete, der sich auch in einer spätern Zeit zeigte. — Uebersiedelungen für die Kultur von Europa geschahen durch die Araber (Mauern oder Sarazenen) von Afrika aus seit dem Anfange des achten Jahrhunderts (711) in Spanien und Portugal, wohin dieses Volk sich übersiedelt und festgesetzt hatte. Es stand damals unter Kalifen, von denen das Haus der Ommijaden in Cordova, als dem mächtigsten Spanischen Khalifate, herrschte; sie waren erst völlig abhängig von dem Khalifen von Bagdad in Asien, machten sich aber nach und nach mehr unabhängig von demselben, besonders seit dem Jahre 756. Durch diese Uebersiedler oder Einwanderer ward Spanien und Portugal durch Ackerbau und Kunstfleiß, durch einen ausgedehnten Handel und durch Wissenschaften mächtig empor gehoben; es blüheten die Hochschulen zu Cordova, Sevilla und Toledo, und selbst viele christliche Europäer besuchten die Arabischen Hochschulen, um das Erlernte von Spanien aus auf Frankreich, Italien, Deutschland ꝛc. zu verbreiten, und wenn auch gleich viel Astrologisches und Kabbalistisches mitunterlief, so war auch dieses in der Zeit nicht zu verachten, sondern diente zu Forschungen, die nachher auf einen bessern Weg geführt haben. Selbst die Arzneykunst verdankt ihnen viel, und die Chemie erhob sich aus der Alchymie. Knrz diese Pe-

riode war wichtig für Europa, und hätte den Dank, den man diesem Volke zu zollen hatte, gewiß verdient, und nicht dessen Vertreibung durch die damalige kurzsichtige Spanische Regierung, die dem Fanatismus Gehör gab, und dadurch ihren Kunstfleiß und ihren Handel, und mit ihnen die Wissenschaften zerstörte, indem sie die fleißigsten und kultivirtesten ihrer Völker, die Mauren, verjagten; denn in ganz Europa waren keine so gut angebaueten Ländereyen, keine so zahlreichen und so vollkommenen Manufakturen in Zeugen, Leder ꝛc., gab es keinen so ausgebreiteten Handel durch eine gut unterhaltene Schifffahrt, als damals in Granada, dem letzten Wohnsitze der Mauren. Das öffentliche Einkommen belief sich hier auf 7 Mill. Livres (1 Mill. 850,000 Thaler), ein damals bei der Seltenheit des Goldes und Silbers sehr großer Reichthum, und gerade dieser Reichthum bewog die Regenten von Kastilien und Arragonien, die Mauren zu bekriegen und Granada nach zehn Jahren eines blutigen und hartnäckigen Krieges zu erobern, und es durch Vertreibung der Mauren und auch Juden in gänzlichen Verfall zu bringen, so daß von allen gehofften Reichthümern ihnen nur das Skelett eines ehemals blühenden Staates übrig blieb, und so wurde Industrie und Handel in diesem Reiche zerstört, und mit ihm die Bevölkerung.

Ein neuer Zustand für Uebersiedelungen eröffnete sich mit der Entdeckung der Seefahrt um Afrika nach Ostindien von Vasco de Gama, 1498, und durch die Entdeckung von Amerika von Colombo, 1492. Den Portugiesen gebührt eigentlich die Erweckung dieses neuen Zustandes; denn ein Sohn Johann des Ersten von Portugal, Heinrich der Seefahrer, faßte das Vorhaben, Entdeckungen nach dem Abende hin zu machen. Er

machte sich daher mit der Sternkunde der Araber bekannt, errichtete zu Tarnacabal an dem Vorgebirge Segres im Königreiche Algarbien ein Observatorium, wo er die jungen Edelleute erziehen und in der Sternkunde und Schifffahrt unterrichten ließ, die sein Gefolge auf der Entdeckungsreise ausmachen sollten. Auch hatte er Antheil an der Erfindung des Astrolabiums, so wie er auch zuerst den Nutzen einsah, den man vom Kompasse ziehen konnte, welcher schon in Europa bekannt war, ohne ihn zur Schifffahrt zu gebrauchen. Die Seeleute, die sich unter seinen Augen bildeten, entdeckten im Jahre 1419 Madeira, und zwei Jahre später nahm eines seiner Schiffe die Kanarischen Inseln. Das Vorgebirge Sierra Leona wurde umschifft, und der Fluß Zaire führte sie in das Innere von Afrika bis nach Kongo. Hier wurden nun mehrere Eroberungen gemacht, und ein vortheilhafter Handel mit den Eingebornen getrieben. Indessen waren diese Entdeckungen, so wichtig man sie auch für die Länder- und Völkerkunde ansah, doch weniger für den Handel und die Kolonisation der Portugiesen in den entdeckten Ländern von Nutzen, also auch nicht für die Kultivirung der Einwohner jener Länder; denn die Portugiesische Regierung war nur darauf bedacht, ihre Einkünfte zu vermehren, nicht aber ihre ärmeren Einwohner zu vermögen, sich nach den in Besitz genommenen Ländern in Afrika und Ostindien zu übersiedeln, um ihre Religion und Kultur dahin zu verbreiten, besonders aber durch Ackerbau, Gewerbe und Handel die gegründeten Kolonien blühend zu machen, und dadurch dem Mutterlande zu nützen, dessen Handel zu vermehren durch Bereicherung der Einwohner Portugals, obgleich aller Vortheil, den sie aus diesen Entdeckungen schöpften, auf ihrer Seite war. — Indessen war auch der Nachfolger Johanns des Ersten, Johann

der Zweite von Portugal sehr thätig in Benutzung der gemachten Entdeckungen; er erklärte Lissabon zum Freihafen, machte eine neue Anwendung der Sternkunde auf die Schifffahrt, schickte den Bartholomäus Diaz mit Schiffen aus, um einen neuen Weg nach Ostindien zu suchen, der ihn auch durch Umschiffung der Südspitze von Afrika fand, aber nicht weiter konnte, da ihn nicht nur fürchterliche Stürme an dem Vorgebirge, das er umschifft hatte, zurückhielten, sondern auch der Aufruhr seiner Soldaten, die nicht weiter die Reise machen wollten. Er kehrte daher zurück, und gab dem Vorgebirge den Namen aller Aengste (todos los tormentor); allein der König Johann, der die Fahrt nach Indien um dasselbe voraussah, nannte es das Vorgebirge der guten Hoffnung (Capo bonae spei), und hatte sich hierin nicht getäuscht; denn unter seinem Nachfolger Emanuel, welcher die Entwürfe seiner Vorfahren fortsetzte, und im Jahre 1497 eine kleine Flotte von vier Schiffen, unter dem Befehle des Vasco de Gama, ausschickte, um die von Diaz gemachte Entdeckung weiter zu verfolgen, umschiffte dieser Admiral das Kap der guten Hoffnung, und gelangte unter mancherlei Gefahren auf dem Meere, nach eilf Monaten von seiner Abreise aus dem Hafen von Lissabon, in Hindostan an. Außer den Eingeborenen in Ostindien trafen die Portugiesen auch daselbst noch Mohamedaner an, Abkömmlinge der Araber, die sich bei kriegerischen Einfällen, oder auch durch andere Zwecke veranlaßt, hier niedergelassen hatten; sie hatten bei der Ankunft der Portugiesen die ganze Handlung von Indien in Händen; ja sie waren in ganz Asien und auf den Küsten von Afrika verbreitet; waren Missionarien und Handelsleute, und verbreiteten ihre Religion dadurch weit aus, daß sie Sklaven kauften und ihnen die Freiheit schenkten, nachdem sie solche vorher be-

schnitten und in ihrer Religion unterrichtet hatten. Diese Freigelassenen machten nun ein besonderes Volk aus, das sich von Goa bis Madras ausgebreitet hatte. Hindostan stand bei der Landung der Portugiesen unter mehreren Königen, von denen der eine als Samorin oder Kaiser herrschte. Er besaß die dem Meere am nächsten gelegenen Länder, und erstreckte seine Herrschaft fast über ganz Malabar aus. Kalikut war der reichste Handelsplatz der ganzen dortigen Gegend; denn man brachte alle Waaren aus dem ganzen Oriente dahin, und daher fand man auf dessen Märkten Edelsteine, Perlen, Elfenbein, Bernstein, Porzellan, Gold, Silber, seidene und baumwollene Zeuge, Indig, Zucker und alle Arten von Gewürzen und andern Specereyen, Chinesische und Japanische Firnisse ꝛc. ꝛc. Gama unterrichtete sich von dem Allen durch einen Mauren aus Tunis, der die Portugiesische Sprache verstand, und kehrte dann mit seinen Schiffen nach Europa und Portugal zurück. Der Empfang, der ihn erwartete, war unbeschreiblich; denn man träumte sich schon Herr des reichsten Handels der Welt, und der Pabst, als Herr der Erde sich betrachtend, schenkte den Portugiesen schon im Voraus alle Küsten, welche dieselben im Oriente entdecken würden, und spornte dadurch die Eroberungssucht derselben an. Es wurde nun eine neue Flotte ausgerüstet, wozu man sich Haufenweise, um sie zu besteigen, anbot. Dreizehn Portugiesische Schiffe kamen unter der Anführung des Alvares Cabral in Kalikut an, waren aber anfangs nicht ganz glücklich, die Einwohner für sich zu stimmen, da ihnen die Mauren, welche den Handel in Händen hatten, entgegen waren. Ja es wurden auf ihre Anstiftung von dem Volke in Kalikut einige funfzig Portugiesen ermordet, wogegen sich Cabral dadurch rächte, daß er alle Arabischen Schiffe im Hafen verbrennen ließ, die Stadt zerstörte, und

dann von dort sich nach Kochin und nach Kananor begab. Hier gründete er nun die Macht der Portugiesen, die in Malabar eine solche Ueberlegenheit besaßen, daß sie den Fürsten des Landes Gesetze vorschrieben, ja sich die Fürsten zu Vasallen des Lissaboner Hofes erklären mußten, da sie nicht einig waren oder nicht vereint handelten, sondern sich von dem Tribute des mächtigsten unter ihnen, der mit den Portugiesen wegen der Ermordung derselben zerfallen war, mit Hülfe der Portugiesen befreien wollten, und daher diesen anhingen, und die Portugiesen solches zu ihrem Vortheile benutzten; denn erst nach ihnen konnten fremde Kaufleute anderer Nationen einkaufen, und Niemand durfte in den Indischen Gewässern, ohne Pässe von ihnen erhalten zu haben, segeln; ja sie blieben sogar Sieger in allen Treffen, die sie mit ihren Feinden daselbst zu bestehen hatten. Um ihre Eroberungen zu bekunden, schickten sie immerwährend Schiffe, mit Waaren und anderen Reichthümern beladen, nach Portugal ab, und der Hafen Lissabons wurde durch die Seefahrer aller Länder besucht, die dort ihre Einkäufe von Indischen Waaren machten, da sie die Portugiesen weit billiger geben konnten, indem sie solche auf dem kürzesten Wege von daher hatten, als andere Kaufleute, die sie auf Umwegen erhielten. Die Portugiesen suchten sich nun durch Vice-Könige, die sie nach den eroberten Besitzungen und angelegten Kolonien in Ostindien schickten, daselbst ganz zu befestigen, und es gelang ihnen auch, ihre Macht durch Almeida und den großen Albuquerque, der Goa zum Sitze der Portugiesischen Ostindischen Herrschaft machte, fester zu begründen. Dieses Alles geschah nun von 1498 bis 1515. Von da ab suchten sich nun die Portugiesen überall zu befestigen, auch mit China und Japan Handelsverbindungen anzuknüpfen, welches ihnen auch über ihre Erwartung

gelang; denn sie erhielten von den Chinesen Makao, wodurch ihnen der Handel mit China und Japan gesichert ward. So stand es nun mit den kühnen Unternehmungen der Portugiesen, die sich bei ihren Uebersiedelungen nach Afrika und Ostindien, und später auch nach Amerika, nur als ein Handelsvolk auszeichneten, die aber wenig Vortheil aus ihren glänzenden Handelsverbindungen zogen, aus ihrer fast Alleinherrschaft des Handels auf der Erde. Der größte Theil der Uebersiedler bestand aus Kaufleuten, oder doch aus Leuten, die den Handel allen andern Beschäftigungen vorzogen, Factoren, Matrosen und Soldaten. Sie waren Herren von der Küste von Guinea, waren im Besitz von Mozambique, Melinde auf der Küste Zanguebar und von Sofala in Afrika, von Ormus und Maskate im Persischen Meerbusen, und von der Küste von beiden Halbinseln Indiens; sie regierten auf den Molukken, zu Ceylon und auf den Inseln von der Sunda-Straße ꝛc., und machten sich zu Herren von Brasilien. Allein die Colonisations-Principien, von denen sie ausgingen, waren nicht geeignet, ihnen die Liebe der neu erworbenen Völker zu sichern. So baueten z. B. die Völker in Ceylon das Land nur für ihre neuen Herren, die ihnen grausam begegneten. So führte man zu Goa die Inquisition ein, und wer reich war, gerieth in die Hände der Diener dieses heiligen Gerichtshofes. Sosa ließ alle Pagoden auf der Malabarischen Küste einreißen, und die unglücklichen Indianer, die dahin gingen, um auf den Ruinen ihrer Tempel zu trauern, umbringen. Faria wurde gegen die Malayischen, Chinesischen und andere Seeräuber ausgeschickt, und plünderte dabei die Gräber der Chinesischen Kaiser auf der Insel Kalampui. Nunno da Cunna wollte sich der Insel Daman auf der Küste von Kambaya bemächtigen; die Einwohner erboten sich, sie ihm zu überlassen, nur

verlangten sie freien Abzug mit ihrer Habe; dieses wurde ihnen von diesem Befehlshaber verweigert, und sie mußten über die Klinge springen ꝛc. ꝛc. Aber nicht allein gegen die Eingeborenen waren die Portugiesen unmenschlich und treulos, sondern sie kehrten auch bald diese Waffen gegen sich selbst; denn fast in allen Staaten, wo sie die Herrschaft besaßen, waren sie in Partheyen getheilt. Ihre Sitten werden als ein Gemisch oder ein Gewebe von Geiz, Schwelgerey, Grausamkeit und Frömmigkeit geschildert. Sie ließen ihre Kebsweiber für sich mit der größten Anstrengung arbeiten, und nahmen ihnen dann den Lohn für ihre Arbeit ab; sie selbst aber thaten nichts, als schwelgten in ihren Häusern, und überließen sich jeder Weichlichkeit, wodurch ihr früheres chevalereskes Wesen, der glänzende Muth, mit welchem sie die Völker überwunden hatten, gänzlich verloren ging. Dabei verlor der König von Portugal bald die Einkünfte, die ihm hundert und funfzig morgenländische Fürsten zollen mußten; denn dieses Geld verschwand bei dem Einziehen und auf dem Wege bis nach ihm; ja das Rauben der Einkünfte von den zur Erhebung derselben angestellten Bedienten war so bedeutend, daß das in die Kasse gebrachte Geld nicht einmal zur Unterhaltung einiger Citadellen und zur Ausrüstung der nöthigen Schiffe hinreichend war. Schon begannen Verbindungen unter den Eingeborenen gegen die Portugiesen; die Insel Amboina war das erste Land, welches offen gegen sie auftrat, und die Mohamedaner waren nicht minder thätig, Alles ins Werk zu setzen, um die verhaßten Fremdlinge aus dem Oriente zu verjagen. Alle großen Mächte Indiens wurden aufgewiegelt und traten in einen Bund zusammen; schon drei bis vier Jahre lang waren die geheimen Zurüstungen geschehen und dem Ausbruche nahe, als der Hof von Lissabon davon Nachricht erhielt. Der König Seba-

stian schickte sogleich den Atayde, nebst allen Portugiesen, die sich in den Europäischen Kriegen ausgezeichnet hatten, nach Indien, um die Besitzungen daselbst zu erhalten. Dieser Feldherr, der als Statthalter eingesetzt worden, that alles nur Mögliche, um den Portugiesen wieder das Ansehen zu verschaffen, welches sie verloren hatten, und welches schon einmal vor ihm durch Don Juan de Castro mit vielen Aufopferungen war hergestellt worden, aber wieder durch schlechte Wirthschaft in Verfall gerathen war. Atayde, bediente sich der Macht und einer feinen Staatslist oder Politik, und siegte dadurch. Er überwand seine Feinde, brachte wieder Ordnung in die öffentlichen Geschäfte und Gelder, suchte das Mißtrauen und den Mißbrauch zu verscheuchen, und war so als ein neuer Schöpfer der Portugiesischen Macht in Indien anzusehen; allein seine Schöpfung dauerte nur so lange, als seine Verwaltung; denn nach dem Tode des Königs Sebastian verfiel Portugal; denn mit seinem Großoheim, dem Kardinale Heinrich dem Dritten, der ihm in der Regierung (von 1578 bis 1580) folgte, erlosch sein Haus, und Portugal kam unter Philipp dem Zweiten von Spanien unter Spanien, worunter es bis 1640 blieb, wo es sich in der Revolution am 1sten December von Spanien losriß und den Herzog von Braganza als Johann den Vierten auf den Thron erhielt, der das Reich bis 1656 regierte, und von da ab blieb es unabhängig, wie zuvor, bis auf die neueste Zeit. — Was waren nun die Folgen aller dieser Eroberungen, aller dieser Vortheile für Portugal, nachdem es unter Spanische Herrschaft gekommen war? Der Sturz des eigenen Vaterlandes, indem es sich durch seine Ausrüstungen für die Kolonien so geschwächt hatte, daß es keinen kräftigen Widerstand thun konnte. „Es scheint, sagt ein Schriftsteller, daß zu der Zeit der Ent-

deckungen, welche die Portugiesen machten, die Grundsätze in Ansehung der Handlung, der wirklichen Macht der Staaten, der Vortheile der Eroberungen, der Art, die Kolonien zu errichten und zu erhalten, und der Nutzen, den das Mutterland davon ziehen kann, noch nicht bekannt waren." — Dieses scheint gegründet, wenn man die verkehrten Maaßregeln betrachtet, welche von der Regierung angewendet wurden, nicht um die Kolonien zu erhalten, sondern um sie zu zerstören, und sich damit selbst zu Grunde zu richten; denn durch die immerwährenden Sendungen von Truppen und Kolonisten aus einem kleinen nur mäßig bevölkerten Königreiche dahin, sank der eigene Ackerbau, die Gewerbsamkeit und die Bevölkerung; es bestand kein Verhältniß mehr zwischen ihrem Handel und den Mitteln, ihn fortzusetzen. An Besitzungen stand es den Römern in ihrer glänzenden Periode gleich, aber nicht an Mitteln und Kräften, um diese Eroberungen zu befestigen, ja dieses Volk umfaßte mehr Land, als irgend ein Volk in Europa, ohne sich zu schwächen, behaupten könnte, welches zwar dessen Ruhm an kühnen Thaten erhöhete, aber keine weise Politik zeigte, um sich zu erhalten, welches die Folge gelehrt hat. Es kannte kein System der Kolonisation, und war auch nicht im Stande eins zu schaffen, und besonders bei seiner Religion, die damals keine Duldung kannte; es konnte sich daher auch nicht mit den Indischen Völkern vermischen, weil solches die Religion nicht zuließ, mithin mußte es auch immer mit seinen neuen Unterthanen fechten und kam nie zur Ruhe. Auch verwandelte die Regierung bald ihre Handelsbestrebungen in Eroberungsentwürfen, und der Geist der Kolonisation, um einen blühenden Handel zu begründen, wurde ein Geist des Plünderns, wie schon oben bemerkt worden. Man brachte zwar verschiedene Kunstprodukte aus Europa nach Indien, um

sie dort fortzupflanzen, wie z. B. die Uhrmacherkunst, das Schießgewehr, feine Tücher und andere Waaren; allein dieses waren nur Anfänge, und Versuche, die erst späterhin bei einer guten Verwaltung hätten ersprießlich für Portugal werden können, so waren die Portugiesen genöthiget selbst im Handel baares Geld hinzubringen, und da dieses ihnen nachtheilig war, so nahmen sie von den Indiern das mit Gewalt, was sie anfangs von ihnen gekauft hatten. Man gewahrte daher in Portugal, bei den unermeßlichen Reichthümern die größte Armuth. Nur Diejenigen waren reich, die in Indien irgend eine Bedienung gehabt, oder die durch den Handel sich bereichert hatten, oder zu den vornehmen Klassen gehörten; dagegen war der Landmann, der keine Hülfe bei seiner Arbeit finden konnte, eben so der Handwerker, arm; sie verließen ihr Gewerbe und wanderten zum Theil aus. — „Wenn Portugal auch nicht damals unter Spaniens Botmäßigkeit gekommen wäre, sagt ein Schriftsteller, so hätte es doch weder seine wahren Reichthümer, noch seine wahre Macht erhalten können. Durch diese Unterwürfigkeit gewann aber auch Spanien nicht viel dabei; denn die Portugiesen in Indien hörten auf, irgend ein Land als ihr Vaterland zu betrachten. Einige machten sich unabhängig, Andere wurden Seeräuber und achteten keiner Flagge. Mehrere begaben sich in die Dienste der Fürsten des Landes, und diese machten dadurch ihr Glück, indem sie zu den ansehnlichsten Posten gelangten, zu Ministern und Feldherren, weil man die Tapferkeit der Portugiesen in Indien ehrte. Jeder Portugiese arbeitete bloß daran sein Glück zu machen, ohne sich um Portugal zu bekümmern; sie handelten ohne Uebereinstimmung für das gemeinschaftlichste Beste. Indien war in drei Statthalterschaften getheilt, die sich nicht die geringste Hülfe leisteten, und die ganz verschiedene Absichten und Vor-

theile vor Augen hatten. Bei den Offizieren und Soldaten war die Mannszucht, die Subordination, der Drang nach Thaten, verschwunden. Die Kriegsschiffe liefen schlecht bewaffnet aus den Häfen aus und ein. Die Sitten waren verdorbener als jemals, und so mußte die Größe der Portugiesen zusammenstürzen, als endlich sich eine freie, einsichtsvolle, duldungsreiche Nation in Indien sehen ließ, und ihnen die Herrschaft darüber streitig machte." *) — Die Uebersiedelung der Portugiesen nach Afrika und Indien ist hier etwas ausführlicher durchgenommen worden, weil sie das erste Volk in der neueren Geschichte sind, welches sich außerhalb Europa auszubreiten, und Kolonien zu gründen anfing, obgleich nach einem ganz anderen Plane, als die der Römer, die dabei bestimmte Zwecke im Auge hatten, und sich nicht durch die glänzenden Vortheile des Handels hinreißen ließen, sondern sie auf Ackerbau und Gewerbe fester gründeten und dann den Handel und die Künste und Wissenschaft folgen ließen. Sie waren zuerst bedacht, bei der Toleranz, die sie auf andere Völker beobachteten, so weit diese sich mit ihren Planen vertrug, ihre Religion, Sitten und Gebräuche zu verpflanzen, und dadurch die Kolonien zu befestigen, und an das Mutterland zu ziehen; dieses thaten aber nicht die Portugiesen, die nur den Handel, die Reichthümer Indiens im Auge hatten, alles Uebrige vernachlässigten; ja selbst den Handel, der ihnen die Reichthümer brachte, vernachlässigten sie; denn sie überließen die nach Lissabon gebrachten Ostindischen Waaren Zwischenhändlern anderer Nationen, und so verloren sie bei diesen Kürzungen auch noch den Asiatischen Alleinhandel, den die Holländer an sich zu bringen suchten, indem diese sich

*) Lasiteau, Histoire des Conquêtes des Portugais. S. auch den 1. Theil der allgemeinen Reisegeschichte.

der meisten Besitzungen der Portugiesen in Ostindien bemächtigten. Ein Mehreres über Portugal, was die neuere oder neueste Zeit betrifft, s. weiter unten.

Bald nach den Portugiesen erhoben sich die Spanier, und wahrscheinlich aufgemuntert durch die Portugiesen, durch den glänzenden Erfolg ihrer Seereisen. Unter der Regierung der Königin Isabella entdeckte Christoph Colombo, (Colom, Columbus) Amerika oder die neue Welt, den vierten Erdtheil, mit nur drei kleinen Schiffen, die ihm zu dieser Expedition ausgerüstet worden; denn nach einer Fahrt von siebzig Tagen, unter vielen Beschwerlichkeiten, die ihm von Seiten des Schiffsvolks bereitet wurden, indem es seinen Angaben: Land zu entdecken, nicht trauete, landete er auf Guanahani, von Colombo St. Salvador genannt, in den Antillen, und mit der Entdeckung dieses Welttheils am 11. October 1492 hebt die neuere Weltgeschichte an. Durch die Umschiffung Afrikas von Diaz wurde Colombo zur Entdeckung des vierten Welttheils gebracht; denn er wollte vermittelst der Durchschiffung des Atlantischen Oceans, einen näheren Weg zur Erreichung Indiens erhalten, und fand hier zwar nicht Ostindien, wohl aber Westindien, und auf seiner zweiten Reise dahin entdeckte er auch schon das Amerikanische Festland, welches zwar nicht nach ihm, sondern nach Amerigo Vespucci den Namen erhielt, der in der Zwischenzeit, zwischen der zweiten und dritten Reise des Colombo, den neuen Erdtheil und zugleich das Festland desselben besuchte und mehr Freunde und Anhänger bei der Spanischen Regierung besaß, als Colombo, als Genueser, dem man diese Entdeckung gemacht zu haben mißgönnte. Dieser neue Welttheil ist nun der geschichtlich wichtigste in Hinsicht der Kultur geworden, und hat Asien und Afrika weit hinter sich

zurückgelassen. Spanier und Portugiesen waren nun die Ersten die Uebersiedelungen nach diesem neuen Welttheile machten, indem Cabral von den Letzteren 1500 Brasilien entdeckte. — Die edlen Metalle, besonders Gold, welche die Spanier bei der Entdekkung auf St. Salvador und noch einigen andern Inseln suchten, wurden ihnen von den Insulanern auf einer andern großen Insel zu finden nachgewiesen. Es gingen Einige von den Insulanern mit zu Schiffe und brachten Colombo an die Küste eines großen Eilandes, welches die Einwohner Hayti nannten, dem er aber den Namen Hispaniola gab, jetzt St. Domingo genannt. Hier ließ Colombo ein kleines Fort mit Hülfe der Insulaner erbauen, ließ dreißig Mann darin, und segelte dann, nachdem er den größten Theil der Insel recognoscirt hatte, mit Waaren dieses neuen Welttheiles, besonders auch mit Gold, beladen nach Spanien nur mit einem Schiffe zurück; denn das eine war gescheitert, und das andere verschlagen worden, welches er aber auf seiner Rückreise nach einigen Tagen wieder antraf. Der Erfolg dieser glücklichen Unternehmung des Colombo war nun, daß sogleich von der Spanischen Regierung eine zweite Expedition, aus siebzehn Schiffen bestehend, ausgerüstet wurde, auf welchen sich 1500 Mann Besatzung, 300 Arbeitsleute, Missionaire, Europäisches Getreide, Erdgewächse, Hausthiere ꝛc. befanden, welche der neuen Welt fehlten. Mit diesen Schiffen segelte nun Colombo, als Admiral und Vice-König der neuentdeckten Länder, nach Hispaniola oder St. Domingo ab, fand aber bei seiner Landung daselbst das angelegte Fort zerstört und alle Spanier ermordet, welches Unglück sich dieselben durch ihren Stolz, ihre Ausschweifungen und Grausamkeiten zugezogen hatten, wie solches Colombo

von den Einwohnern, so gut, als eine Verständlichung darüber möglich war, erfahren hatte. Die Politik erheischte keine Rache auszuüben, so sehr auch Mehrere der Unterbefehlshaber darauf drangen; allein Colombo gestattete es nicht, indem er hier sich zuerst ansiedeln wollte, um die Bergwerke im Lande untersuchen zu können, welche die edlen Metalle ausbeuteten. Es wurden nun mehrere Forts in der Nachbarschaft aufgeführt und hinreichende Besatzungen hineingelegt. Die Kolonisation der Spanier, die Colombo bezweckte, fand aber nicht den erwünschten Erfolg, da die Ackerleute, die man mitgebracht hatte, nicht hinreichten den Boden zu bearbeiten, auch viele krank geworden, mehrere gestorben waren, und die Soldaten sich zum Bebauen des Ackers nicht verstehen wollten; deshalb zog man die Insulaner heran, die unaufhörlich Geld und Lebensmittel anschaffen mußten; sie wurden zum Landbau, zum Jagen, zum Fischen, zum Bergb anangespannt, ohne Ruhe und Erholung, so daß auch diese es bald überdrüssig wurden, nur für ihre neuen Herren zu arbeiten, und sich empörten, und wenn diese Empörungen auch immer wieder unterdrückt wurden, da die Insulaner mit den Europäischen Waffen und der Kunst Krieg zu führen nicht bekannt waren, so hatten sie doch den Nachtheil, daß die Uebersiedelungen nicht in der Art gedeihen konnten, als man sie wünschte, um sich festzusetzen und sich zu Herren des Landes zu machen; denn das Letztere mußte erst durch verübte Grausamkeiten geschehen, und durch Entvölkerung des Landes von seinen eigentlichen Einwohnern, wodurch den Spaniern die Mittel, um sich zu kolonisiren, sehr erschwert wurden, und dieses konnte nur der Anbau des Landes und die friedliche Einigung mit den Insulanern, seyn, um sich die versteckten Quellen des Landes,

um zu den Reichthümern durch den Handel zu gelangen, zu eröffnen; allein so wurde ihnen dieses Alles sehr erschwert. Hierzu kam nun noch, daß die Spanier selbst eine gewisse Abneigung erhielten, sich nach St. Domingo überzusiedeln; denn der Enthusiasmus war durch den Eindruck geschwächt worden, den die Erzählungen der zur rückgekehrten Schiffsleute von dem Lande machten, von den Krankheiten, die dort wegen des ungesunden Klimas herrschten, und deren Gepräge sie selbst durch die bleiche Farbe an sich trugen, von dem Mangel an Nahrungsmitteln, von der Menge der dort gestorbenen Spanier, und dann auch durch den Widerwillen, den man bei der Strenge eines Ausländers (des Colombo) empfand, der die Insulaner gegen die Grausamkeiten der Spanier beschützte, da er deren Unrecht einsah. Dieses Alles konnte selbst der Anblick des Goldes, welches man vorzeigte, nicht gut machen. Man sah sich genöthiget, um das eingenommene Land durch Uebersiedelungen zu befestigen, die Gefängnisse zu öffnen, und die Verbrecher aus denselben nach den neuen Kolonien überzusiedeln, um hier zu nützen, und den Abgang an Kolonisten zu ersetzen. Dieser Plan des Colombo würde auch bei schon errichteten Pflanzstädten von Nutzen gewesen seyn, wo die Macht der Gesetze und eine gewisse Sittenreinheit schon herrschte, um diese ausgearteten Glieder der Gesellschaft im Zaume zu halten; allein hier war dieses ein Mißgriff, den Colombo bald selbst erfuhr; denn diese gingen noch zügelloser mit den Eingebornen um, wollten sich zur Unterthänigkeit gar nicht bequemen, und ließen selbst ihre Wuth an dem Admirale aus, wo sie nur konnten, ja um so mehr, da dieser viele Feinde hatte. Diese Verbrecher hatte Colombo auf sechs Schiffen auf seiner dritten Reise

nach St. Domingo, und andern entdeckten Ländern, wozu auch das Festland von Amerika gehörte, gebracht; denn er unternahm eine Ländervertheilung, besonders auf St. Domingo, wohin er mit dreien von seinen Schiffen, mit denen er auf weitere Entdekkungen ausgegangen war, zurückkehrte, und unterwarf dabei die Eingebornen den Kolonisten, und legte dadurch den Grund zu einer Sklaverey, die späterhin zu schrecklichen Greueln ausartete. Die Spanier legten nun auch noch Kolonien auf den andern entdeckten Ländern: auf Jamaika, Portorico und Cuba an. Velasquez, der Stifter der Letztern, wollte, daß sein Pflanzort mit denen auf St. Domingo den Vortheil: Entdeckungen auf dem festen Lande zu machen, theilen sollte, und er schickte daher den Franciscus Hernandez von Cordova zu dieser Unternehmung mit drei Schiffen ab, worauf sich 110 Mann befanden, mit der Erlaubniß Forts zu bauen, Sklaven mit fortzuführen, oder den Handel mit Gold zu treiben, wie es die Umstände erheischen würden; allein diese Entdeckungsreise, welche im Jahre 1517 geschah, hatte nur zu Folge, daß Yukatan entdeckt wurde. Johann von Gryalva, der ein Jahr später abgeschickt wurde, um nähere Nachrichten von diesem Lande einzuziehen, beschiffte die Küste von Campesch, ging noch weiter hinauf, und landete an allen Orten, wo die Landung leicht zu verrichten war, wenn er auch nicht überall die gewünschte Aufnahme fand, so glückte ihm doch sein Unternehmen dahin, daß er viel Gold erhielt, und zugleich die Kenntniß über die Größe und Reichthümer des Mexikanischen Kaiserreichs. Die Eroberung dieses Reiches von 1519—21 geschah durch Ferdinand Cortez. Die weiteren Früchte dieser Eroberungen und die Unmenschlichkeiten, die dabei begangen wurden, können hier nicht weiter be-

rührt werden, eben so wenig, was bei den Eroberungen von Peru, Chili und Quito durch Pizarro und seine Gefährten in den Jahren 1529—35 geschah; Terrafirma war 1523, und Neugranada 1536 erobert. Betrachtet man diese Uebersiedelungen der Spanier auf das, was sie fürs Mutterland leisten sollten, auf Ackerbau, Gewerbe und Handel, so liefern sie seit ihrem Entstehen nur ein trauriges Bild von Habsucht und Zerstörung, ohne besondere Bereicherungen des Mutterlandes; denn abgesehen davon, daß für den Ackerbau sehr wenig gethan wurde und gethan werden konnte, da dieser sich nur in den Händen von Unterjochten, von Sklaven, befand, die nur so viel thaten, als sie thun mußten, also nicht aus Liebe zur Sache, sondern aus Zwang; die Hauptkräfte aber auch dieser Eingeborenen nur auf den Bergbau verwendet wurden, um hier Gold und Silber auszubeuten, wonach alle Spanier begierig waren, so ließ sich auch wenig für die Kultur des entdeckten und eroberten Landes erwarten. Nach dem Tode der Isabella wurde Ferdinand 1506 ersucht, die Eingebornen nicht mehr unter der Regierung ihrer Kaziken nach ihren Gebräuchen leben zu lassen, sondern sie den Eroberern zu unterwerfen, die sie dann ganz zu den Arbeiten in den Bergwerken und zu andern Dingen gebrauchen könnten. Man ging dabei von dem Grundsatze aus, daß, so lange man die Eingebornen bei der freien Ausübung ihrer Religion lassen würde, sie sich niemals zum Christenthume bekennen würden; sie würden daher immer den Geist des Aufruhrs hegen, wenn sie nicht durch die Vertheilung außer Stand gesetzt würden, etwas zu unternehmen. Der Monarch glaubte der Geistlichkeit, und bewilligte, was man verlangte. Die Eroberungen der Spanier in Amerika wurden nun in eine Menge Distrikte getheilt. Jeder Spanier, ohne Unterschied, ob Kastilianer oder Arragonier, er-

hielt eine Strecke Landes nach dem Staatsdienste, den er bekleidete, oder nach seinem Ansehen oder Herkommen, und die Indier wurden ihre Sklaven, die in den Bergwerken arbeiten und den Ackerbau treiben mußten; zu dem Ersteren gebrauchte man die Männer, und zu dem Letztern die Frauen. Die Bergwerke warfen nun ein festgesetztes Einkommen ab, von dem die Krone anfangs die Hälfte, späterhin nur ein Drittheil, und zuletzt nur noch ein Fünftheil erhielt. Die Reichthümer, die an edlen Metallen aus St. Domingo überkamen, reizten die Habsucht derjenigen Vornehmen und Mächtigen, die nicht über See reisen, doch aber Besitzungen in der neuen Welt erhalten oder erwerben wollten, um ihre Besitzungen und Reichthümer zu vermehren. Dieses geschah nun hier, indem sie solche durch ihre Intendanten verwalten ließen, die gleichfalls dabei reich wurden, ja oft reicher, als ihre Prinzipale, und diese preßten nun die armen unglücklichen Eingebornen bis auf's Blut, um durch ihre Arbeit sich zu bereichern. Fünf Jahre nach dieser grausamen Einrichtung befanden sich nicht mehr als 14,000 Eingeborne auf St. Domingo, die vorher 1,000,000 enthalten haben soll. Um nun diesen großen Ausfall an Menschen zu ersetzen, war man genöthiget, Eingeborne von andern Inseln und dem Festlande zu holen, um sie wieder eben so zu behandeln; denn die Männer kamen in den Bergwerken um, und die Frauen auf dem Felde; denn sie wurden übermäßig zur Arbeit angestrengt, mehr, als das Klima verlangt. Besonders war diese Tyranney in Mexiko seit der Eroberung dieses Landes durch Cortez sehr groß; denn hier waren alle Ländereyen zwischen der Krone, den Gefährten des Cortez und den Großen und Staatsbedienten, die am Spanischen Hofe in großer Gunst standen, getheilt. Die in den Königlichen Domainen wohnhaften Mexikaner waren zu den öffentlichen Ar-

beiten bestimmt, die in den ersten Zeiten sehr bedeutend waren. Das Loos derjenigen, die man zu den Besitzungen der Privatpersonen schlug, war noch unglücklicher; denn man gab ihnen bei aller harten Arbeit, die man von ihnen verlangte, schlechte Kost und gar keinen Lohn. Dieses Elend der Eingebornen rührte den menschenfreundlichen Bischof von Chiappo in Mexiko Las Casas. Er gab eine Schrift im Jahre 1542 heraus: „Ueber die Mittel, Indien zu verbessern," und übersandte sie Kaiser Karln dem Fünften. Ein zweite Schrift von ihm führt den Titel: „Die Verheerung Indiens." In beiden Schriften hält er den Tyrannen dieses mit einer schauderhaften Grausamkeit unterjochten Landes die Härte und Ungerechtigkeit vor, unter welcher die unglücklichen Indier in den drückendsten Ketten der Sklaverey zu Grunde gehen müßten, wobei er zugleich den Peinigern dieses unglücklichen Volkes zeigte, wie solche Handlungen das Christenthum entehrten; diese Mitgenossen einer Religion der Menschlichkeit, der schrecklichsten Unmenschlichkeit Preis zu geben. Dieser edle Mann konnte aber nicht durchdringen; denn es setzte sich ihm ein Widerstand entgegen, der Alles aufbot, um die Wirkungen Las Casas zu unterdrücken; indessen arbeitete er doch mit unermüdlichem Eifer daran, die Indier zu retten, und schlug endlich, aus Noth gedrungen, vor, den christlichen Indiern die Sklavenketten abzunehmen, und sie lieber den heidnischen Schwarzen anzulegen. Von dieser Zeit an datirt sich der die Menschheit schändende Sklavenhandel, gegen den die neuere Stimme der Humanität sich so laut und nicht ohne Erfolg erhoben hat. Indessen ist Las Casas in so fern schuldlos an diesem Verbrechen, daß er, um die armen Eingebornen von ihren Sklavenketten zu retten, nur diesen Vorschlag machte, in der Voraussetzung,

daß auch den Schwarzen die Stunde zu ihrer Rettung schlagen würde, wenn gleich etwas spät. Die Schriften Las Casas, worin er die Spanier beschuldiget 15 Millionen Menschen in Indien ums Leben gebracht zu haben, erregten, mit dem Unwillen der Nation gegen solche Grausamkeiten, die Aufmerksamkeit des Hofes, und so wurden die Ketten den Mexikanern abgenommen, und ihrer Freiheit ward kein anderer Zwang auferlegt, als nicht aus dem Gebiete ihres Wohnortes zu gehen; allein um sich ihr Brod zu verdienen, da man ihnen ihre Ländereyen nicht wieder gab, mußten sie nach wie vor für ihre Unterdrücker arbeiten, nur waren die Spanier genöthiget bei der freiwilligen Arbeit sie besser zu halten, und ihnen 24 Piasters (33¼ Rthlr.) Lohn zu geben. Von diesem Verdienste wurde die durch die Regierung auferlegte Steuer, und 1 Piaster zu der zur Unterstützung alter und kranker Indier eingerichteten Kasse zurückbehalten. Die Verwaltung ward ihren Kaziken anvertrauet; allein dieses waren nicht mehr die Abkömmlinge derjenigen, die man zur Zeit der Eroberung dort angetroffen hatte, sondern es waren von den Spaniern neu gewählte unter den Indiern, die ihnen am ergebensten schienen. Ihre Verrichtungen beschränkten sich auf einen gewissen Distrikt, der gemeiniglich acht bis zehn Meilen groß war, und der zu ihrer Verwaltung gestellt worden; sie mußten den Zins der Indier, die für ihre Rechnung arbeiteten, einziehen; denn der Zins von den Andern wurde von den Herren, in deren Diensten sie waren, zurückbehalten; sie mußten sie ferner überwachen, damit sie nicht entflohen, und sich auch in keine Verbindung einließen, ohne erhaltene Erlaubniß. Um nun diese Dienste zu belohnen, erhielt diese eingesetzte Obrigkeit ein Eigenthum von der Regierung; dabei war es ihr erlaubt aus der allgemeinen Kasse 1½ Gr. Cour.

für jeden ihrer Gerichtsbarkeit unterworfenenen Indier zu nehmen. Die Kaziken waren ferner berechtiget ihr Feld durch junge Leute bauen zu lassen, die der Steuer noch nicht unterworfen waren, und junge Mädchen bis zur Zeit ihrer Heirath zu Arbeiten, ihrem Geschlechte angemessen, anzustellen, ohne ihnen einen andern Lohn als Essen und Trinken zu geben. Diese Einrichtung ging nun von der Spanischen Regierung aus, um das Loos der Indier zu verbessern, welches auf Las Casas Bemühungen: diesen Armen zu helfen, ausgegangen war; allein nicht nach dem Willen derjenigen Spanier, die ihren Vortheil von den Indiern zogen, und sie daher als Sklaven benutzen wollten. Die Mexikaner machten von ihrer erhaltenen Freiheit auch den rechten Gebrauch, das heißt, sie suchten sie zu bewahren; sie forderten die Unterdrücker vor die Gerichte, und verklagten die bestochenen Gerichte bei Hofe; ja sie gingen so weit, daß sie sich einmüthig weigerten für diejenigen zu arbeiten, die sich ungerecht gegen sie bewiesen. Durch diesen einmüthigen Schritt erhielten die Verordnungen zu ihrem Besten Festigkeit, und es fand kein ordentliches Unterdrückungssystem mehr Statt, wohl noch viele Privatbedrückungen, die aber unzertrennlich von dem Zustande eines besondern Volkes sind, das seine ehemalige Regierungsform verloren hat. Indessen gelang es doch den Mexikanern von Zeit zu Zeit etwas von dem unermeßlichen Gebiete, das man ihren Vätern abgenommen hatte, wieder zu erhalten. Sie erkauften sich Besitzungen von den Königlichen Domainen oder von den großen Landeigenthümern. Diese Ankäufe geschahen aber nicht von dem Lohne ihrer Arbeit, sondern von Glücksgütern, indem sie, mit dem Lande kundig, Bergwerke und Schätze auffanden, die zur Zeit der Eroberung von ihren Vätern verscharrt worden. Auch diejenigen, denen

das Glück nicht so günstig war, verschafften sich doch durch den Lohn ihrer Arbeit größere Bequemlichkeiten, als sie vorher gehabt hatten, da man sie als Sklaven behandelte. Auch zeigten sie sich späterhin als gute Landwirthe, welche die Europäischen Früchte und Hausthiere sich vortrefflich zu Nutze zu machen wußten, auch in den Künsten und Handwerken der Europäer blieben sie nicht fremd. Manufakuren von Tüchern, baumwollenen Waaren, seidenen Zeugen, Hüten, Tressen, Spitzen, Nürnberger Waaren ꝛc. ꝛc. fingen an, sich zu erheben, und mit ihnen auch der Handel, der jedoch für die Bewohner Mexicos mehr passiv blieb. Auch die von Colombo mitgebrachten Europäischen Hausthiere haben sich von St. Domingo aus nach Mexiko hin verbreitet, und das Hornvieh in solcher Menge, daß die Felle desselben ein nicht unbedeutender Ausfuhrartikel geworden sind; die Pferde sind aber ausgeartet, obgleich in Menge vorhanden. Der Schweinspeck dient als Butter, und beweiset die ansehnliche Schweinezucht; die Schafe liefern nur grobe Wolle. Der Weinstock und der Oelbaum, die erst seit dem Anfange des verwichenen Jahrhunderts durch die Jesuiten eingeführt worden, da sie so lange einzuführen verboten waren, um dem Mutterlande an der Ausfuhr seiner Artikel nach den Kolonien nicht zu schaden, hatten anfangs keinen besondern Fortgang, späterhin sollen diese Anpflanzungen besser gerathen seyn. Dagegen sind die Pflanzungen von Baumwolle, Zucker, Cacao, Tabak; der Anbau des Europäischen Getreides besser gerathen, und Eins besser, als das Andere; auch die Seidenzucht wird betrieben. Vanille, Indigo und Cochenille sind Landesprodukte, die den Handel ansehnlich vermehren. — Die Hauptprodukte dieser Kolonien sind aber die Metalle, welche die armen Eingebo-

renen, die ihren Werth nur nach dem Glanze kannten, unter das Joch der begierig darnach suchenden Europäer brachten. Man ging so weit, dem Mexikanischen Volke, überhaupt den Westindiern, bei der Eroberung alle edlen Metalle, die sie gesammelt und in ihren Häusern aufbewahrt hatten, fortzunehmen, ja man durchsuchte die geringste Hütte nach diesem Metalle; daher kam es denn auch, daß Vieles von diesen Schätzen wieder in den Schooß der Erde versenkt wurde, woraus man es genommen hatte; indem die Indier, empört gegen ihre Tyrannen, das Gold und das Silber lieber in die Flüsse und in den großen See warfen, als es diesen Unersättlichen zu überlassen, von denen sie die größte Mißhandlungen erleiden mußten. Nur erst, als sie diese Metalle nicht mehr bei den Einwohnern fanden, fingen die Spanier an, sich an die Bergwerke zu machen. Die Gold- und Silberbergwerke, auch die andern, besonders des Quecksilbers in Chili und Peru und in allen andern Staaten der Krone Spaniens in Amerika, gehörten demjenigen, der sie zuerst entdeckte. Er kam dann bei der Regierung ein, daß sie ihm zugesprochen wurden. Der zur Ausgleichung dieser Angelegenheit angestellte Königliche Beamte ließ dann 80 Ruthen in der Länge und 40 in der Breite für denjenigen abmessen, der es gefunden hatte. Dann maß er eben so viel für den König ab, und auf solche Weise fuhr man immer fort, so weit als es die Oberfläche des entdeckten Bergwerkes erlaubte. Gewöhnlich verkaufte der König seinen Antheil dem Eigenthümer, der es dann ganz behielt. Uebrigens mußten die Inhaber der Bergwerke der Regierung den fünften Theil des Silbers und den zehnten Theil des Goldes von dem wirklich Gewonnenen dieser Metalle abgeben, und obgleich sich der Staat

dagegen sperrte, so konnte er doch nichts dagegen machen; allein der Bau auf Gold und Silber ließ nach, ward nicht mehr so emsig betrieben, wegen dieser bedeutenden Abgaben, besonders vom Golde. Indessen hoffte man damals schon, daß der Spanische Hof sich genöthiget sehen würde, die Auflagen herabzusetzen, wenn er nicht wollte, daß die besten Bergwerke liegen bleiben sollten, wie es mit den mittelmäßigen schon geschehen war. Man hoffte, er würde sich begnügen, an 2 Realen (6 Gr. 8 Pf.) von der Mark, als Zeichen- und Prägegeld. Die Münzen zu Meriko prägten jährlich für 12 bis 13 Millionen Piaster (zwischen 16,600,000 und 18 Millionen Thaler); den sechsten Theil etwa an Gold und das Uebrige an Silber, wovon beinahe die Hälfte nach Europa ging, der sechste Theil nach Ostindien, ein Zwölftel blieb auf den Spanischen Inseln, und das Uebrige floß in die fremden Kolonien oder zirkulirte im Reiche, und diente hier zum innern Handel oder zur Bezahlung der ansehnlichen Auflagen. — Alle Westindier männlichen Geschlechtes waren vom achtzehnten bis zum funfzigsten Jahre einer Kopfsteuer von 2 Piastern und 2 Realen (3 Rthlr.) unterworfen, von dieser Steuer flossen acht Neuntel in die Staatskasse, das Uebrige zu verschiedenen andern Bestimmungen. Auch die Mestizen und freien Mulatten waren dieser Abgabe unterworfen; nur die Negersklaven waren davon frei, weil der König für jeden Neger bei seinem Eintritte in die Kolonie 36 Piaster (50 Rthlr.) erhielt. Die Spanier zahlten keine Kopfsteuer, mußten aber die andern Abgaben bezahlen, wovon die stärkste diejenige von 33 Prozent auf alle Waaren war, die ihnen von Europa aus zukamen, wovon in Europa 25 blieben, die andern 8 bezahlten sie in Amerika. Diese Auflage hinderte jedoch nicht,

daß sie nicht noch sollten das Alcavala bezahlen, eine Auflage auf alle Gegenstände, welche verkauft oder vertauscht wurden, und die so oft gegeben ward, als solche verkauft oder vertauscht worden. Sie wurde im Hauptlande im Jahre 1341 eingeführt, und stieg nachher bis auf 10 Prozent der im Ganzen und bis auf 12 Prozent der im Kleinen verkauften Waaren. Philipp der Zweite, durch das Unglück, welches seine unüberwindliche Flotte traf, bestimmt, suchte diese Abgabe auch in Mexiko einzuführen und auch in den andern Kolonien, jedoch nur auf eine bestimmte Zeit, allein sie blieb, aber ohne Erhöhung, auf $2\frac{1}{2}$ Prozent, worauf sie gleich anfangs gestellt worden. Hierzu kam nun noch die Cruciade oder Ablaßbulle, während der Fasten Eyer, Butter und Käse zu genießen. Die Leute, die sie gaben, wurden in vier Klassen getheilt. Diejenigen, die von ihrer Hände Arbeit lebten, bezahlten sie mit $3\frac{1}{2}$ Realen ($14\frac{1}{2}$ Gr. Cour.), die Kapitalisten von 2000 Piastern in Vermögen, gaben dafür 1 Piaster; die von 10,000 Piastern 2, und diejenigen, welche die größten Ehrenstellen bekleideten, 10 Piaster. (Wer etwa 4000 Gulden besaß, gab 2, wer 20,000 Gulden besaß gab etwa 4 Gulden, und die Vornehmern gaben etwas mehr als 20 Gulden). Diese Abgabe erhob die Geistlichkeit, und Mexiko bezahlte früher für diese Bullen 500,000 Piaster. Nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die Bulle vom Ministerium auf 3 Realen ($\frac{1}{2}$ Rthlr.) gesetzt. Die Regierung nöthigte Niemanden sie zu kaufen; allein die Geistlichen wußten sie für sich gangbar zu machen. Eine neue Auflage auf Salz und Tabak erregte Murren und sogar Aufstand, der aber in den Kolonien durch Verminderung dieser Steuer gedämpft wurde. Auch die Stempelsteuer wurde als lästig empfunden. Außer den ordentlichen Abgaben aus den Kolonien, empfing das Mutterland

noch beträchtliche Summen unter dem Namen von Darlehn, wofür niemals, weder Kapital, noch Zinsen bezahlt wurden. Sie wurden zu den Zeiten Philipps des Zweiten eingeführt, und dauerten unter den andern Regierungen fort; besonders drückend waren sie unter der Regierung Philipps des Fünften und machten gleichsam den Französischen Namen in den Kolonien verhaßt, weil dieser König aus Frankreich stammte. So wurde nun der Wohlstand der Kolonien durch die Abgaben sehr herabgebracht, wozu auch der Klerus nicht wenig beitrug; denn dieser erhob mit vieler Strenge auch den Zehnten von Allem, was man erndtete, wobei die Verwaltung der geistlichen Aemter noch sehr hoch bezahlt wurde. Der einzige Bischof von Angeles hatte ein Einkommen von 240,000 Piaster (332,500 Thlr.). Wer hätte nicht glauben sollen, daß das Einkommen der Krone nach diesen angeführten Auflagen oder Abgaben sehr bedeutend hätte seyn müssen; so vernimmt man aber, daß der König jährlich aus Mexiko, der am besten verwalteten Kolonie, nicht mehr als 300,000 Piaster (415,000 Thaler) zog, das Uebrige wurde auf den Civil- und Militair-Etat verwendet. Nach einer mäßigen Berechnung haben die Kolonien Spaniens in Amerika seit dem Jahre 1492 bis zum Jahre 1740, also in einem Zeitraume von zweihundert und acht- und vierzig Jahren mehr als neuntausend Millionen Piaster (12,468,750,000 Rthlr.) dem Mutterlande gegeben; davon ist der geringste Theil seinen eigentlichen Herren geblieben; das Uebrige hat sich in Europa verbreitet oder ist nach Ostindien gegangen. Trotz dieser Ausbeute aus den Bergwerken der Kolonien hat das Mutterland nie zu eigentlichen Kräften kommen können, ja es schritt mehr zurück; denn es kümmerten sich die Bewohner desselben nicht mehr um ihre eigenen Schätze, der Ackerbau, Weinbau, die

Gartenzucht und der Bergbau wurden vernachlässiget; denn man erwartete Alles aus den Kolonien zu ziehen, um sich im Vaterlande ein bequemes und sorgenfreies Leben zu schaffen. Ein Schriftsteller sagt: „Die Spanier machten es wie der Hund in der Fabel, der die Speise aus seinem Maule fahren ließ, um das Bild derselben zu bekommen, das er im Wasser sah, worin er ersoff.“ — Wohl ein treues und richtiges Bild von einem Volke, welches seine Blicke und Hoffnungen nach den Kolonien richtete, und darüber die eigenen Quellen im Lande versiegen ließ; die Arbeit des Ackerbaues, des Bergbaues verschmähete, um den Gold- und Silbergewinn aus dem Handel mit den Kolonien zu ziehen, und aus welchem Handel, da die eigenen Produktionen nicht hinreichten, um die Kolonien damit zu versorgen, sondern man Waaren von andern Völkern nehmen mußte, und diese den Gewinn zogen, der dem eigenen Lande zu gute gekommen wäre. Dabei fand eine Demoralisirung Statt; denn das Geld, das in die Kassen des Landesherren kommen sollte, ward durch Unterschleife stets verringert, und auf den vierten Theil dessen, was es betragen sollte, herabgesetzt. Alle durch die Habsucht angesteckten Stände reichten hierin hülfreiche Hand, damit die Wahrheit nicht vor den Thron gelangte, oder um die Betrieger, die das Gesetz verurtheilt hatte, zu retten. Alle handelten, so viel als möglich, einmüthig, um ihre wechselseitigen Ungerechtigkeiten zu unterstützen. Man sehe hierüber auch noch dasjenige nach, was über die Industrie und den Handel Spaniens, unter Spanien, Th. 156, S. 182 u. f., und S. 197 u. f., gesagt worden. — Wenn nun gleich der Anfang der Uebersiedelungen und die Festsetzung der Spanier in Amerika sich nur hauptsächlich auf den Bergbau bezog, so fing die Regierung durch späterhin auf dem

Zustand der Indier zu berücksichtigen und sie aus ihrem Nomadenleben zu reißen an, welches auch schon darum geschah, um sie den angelegten Kolonien unschädlich zu machen, und sich arbeitende Hände zu erwerben. Es wurden nun Missionen angelegt, wozu man die Jesuiten benutzte, um die Indianer zum Christenthume zu bekehren und sie zu festen Wohnsitzen zu bringen. Schon unter Karl dem Fünften, 1532, erhielt das eroberte Amerika eine Verfassung. Ein Rath von Indien stand in Europa, und Vicekönige, anfangs zwei, späterhin vier, nebst acht unabhängigen Generalkapitainen standen in Amerika an der Spitze der Verwaltung. Ehe man tiefer in das Land drang, wurden Städte an den Küsten des Handels wegen, und als militairische Posten Forts angelegt; späterhin auch im Innern in Gegenden, wo sich Bergwerke befanden, um diesen nahe zu seyn. So entstanden Vera Cruz, Cuma, Portobello, Cartagena, Valenzia, Caracas, und an der Küste des stillen Oceans Acapulco, Panama, dann Lima, Conception, Buenos Ayres ꝛc. ꝛc.; selbst Mexiko, welches unter Cortez fast ganz zerstört worden, wurde schon unter diesem Eroberer wieder aufgebauet. So bestanden nun die Verhältnisse Spaniens mit seinen Kolonien fort, bis zu der Thronveränderung und der Verdrängung der Bourbonen von dem Throne Spaniens durch Napoleon. Von der Zeit ab änderte sich der politische Zustand des Spanischen Amerikas; denn der Geist der Unabhängigkeit vom Mutterlande regte sich darin, und solches geschah zuerst in der Provinz Caracas, deren Bewohner die Spanischen Beamten nach den Antillen einschifften, und im April 1810 eine oberste Junta von fünf und zwanzig Inländern errichteten, und sieben einzelne Provinzen nahmen den Namen der conföderirten Provinzen von Venezuela an. Auch in dem Gouvernement von Neu-Granada

geschah im November 1811 eine ähnliche politische Umwälzung, die aber nicht ohne Bürgerkrieg zwischen den Royalisten und Republikanern ablief, und erst im December 1819 dahin gelangte, daß die vormaligen Gouvernements von Caracas und Neu-Granada den Namen Republik Colombia, dem Entdecker Amerikas zu Ehren, annahmen, so auch 1821 eine, der Nordamerikanischen nachgebildete, Verfassung, mit einem Präsidenten an der Spitze, dem Generale Bolivar. Der Congreß des Freistaates ist in zwei Kammern getheilt, in die Kammer des Senats, und in die Kammer der Repräsentanten, welche die gesetzgebende Gewalt ausüben; die vollziehende Gewalt leitet ein auf vier Jahre gewählter Präsident. Der zweite Freistaat bildete sich aus den Spanischen Kolonien 1816 zu Buenos Ayres am Plata unter der Benennung: „vereinigte Provinzen von Südamerika." Auch bei diesem Freistaate beruhet die gesetzgebende Gewalt auf einem Congresse in zwei Kammern, die des Senats, und die der Repräsentanten, getheilt. Die vollziehende Gewalt leitet ein Direktor des Freistaats in der Hauptstadt Buenos Ayres. Ferner bildeten sich zu Freistaaten Chili, Peru, Mexiko, Paraguay und Guatimala. Das ganze Spanische Amerika, also seine bedeutendsten Kolonien auf dem Festlande dieses Welttheils, ist jetzt für Spanien verloren; es besitzt darauf nur noch die Generalkapitainerien Havanna (die Insel Cuba) und Portorico (die Insel gleiches Namens und einige Jungferninseln); in Afrika einige Städte in der Berberey, die Kanarischen Inseln und zwei von den Guinea-Inseln; in Asien einen Theil der Insel Magindanao, die Philippinischen oder Manilischen Inseln, und mehrere von den Bissajischen Inseln; und in Australien die zwei Inselgruppen, die Karolinen und Marianen. Die sämmtlichen Kolonien enthalten etwa 5,200 Quadratmeilen und 4,000,000

Einwohner. — In den jetzigen vereinigten Mexikanischen Staaten war mit dem Staate Cohahuila Texas verbunden, nach dem jetzt die Deutschen Auswanderungen auch zum Theil gerichtet sind, besonders nach Neu-Braunfels; s. weiter unten.

Bald nach den Portugiesen und Spaniern traten die Holländer als ein Kolonialvolk auf und fingen an sich nach Ostindien überzusiedeln. Der erste Unternehmer war ein gewisser Cornelius Houtmann, der in Lissabon Schulden halber in Verhaft saß, und den Kaufleute aus Amsterdam daraus befreieten, um seine Kenntnisse in der Schifffahrt und in der Kunde von Ostindien zu nutzen. Er ging mit vier ausgerüsteten Schiffen 1595 um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Indien, und besuchte die Inseln der Sundastraße, wo er sich besonders die Freundschaft von den vornehmsten Landesfürsten von Java durch sein kluges Betragen verschaffte, obgleich ihm die Portugiesen sehr entgegen waren, und ihm zu schaden suchten. Er kehrte mit seiner Flotte, mit Pfeffer und anderen Gewürzen beladen, nach Holland zurück, und stattete Bericht von Allem ab. Man entschloß sich eine Handelskolonie anzulegen, und eine solche auf Java zu versuchen, um hier den Pfefferhandel zu bekommen, überhaupt mit seinen Gewürzen, und sich dadurch einen Eingang in China und Japan zu verschaffen. Dieses Vorhaben wurde dem Admiral Vanneck oder van Neck mit acht Schiffen aufgetragen, womit er nach der Insel Java segelte, wo die Holländer Handel zu treiben anfingen, wozu ihnen der Haß, worin die Portugiesen daselbst standen, gute Dienste leistete. Der Admiral schickte vier Schiffe mit Gewürzen und einigen Zeugen beladen nach Holland ab, und segelte mit den andern vier Schiffen nach den Molucken. Hier errichtete er auf einigen Inseln Factoreyen, schloß Bündnisse mit einigen Fürsten, und kehrte mit Reich-

thümern beladen nach Europa zurück. Sein Erscheinen erregte eine große Freude unter seinen Landsleuten wegen des so glücklichen Erfolges; es bildeten sich nun mehrere Gesellschaften in den See- und Handelsstädten, welche Schiffe nach Ostindien ausrüsteten. Da aber diese einzelnen Gesellschaften besondere Interessen verfolgten, so thaten sie sich einander Schaden, und konnten auch ihren Feinden, den Portugiesen, nicht so widerstehen; daher schlug sich die Regierung (die Generalstaaten) ins Mittel, und vereinigte diese verschiedenen Gesellschaften im Jahre 1602 in eine einzige, unter dem Namen der Gesellschaft von Großindien. Das dazu angelegte Kapital reichte hin, Unternehmungen zu machen, und man bestellte sechzig Direktoren, um es zu verwalten. Die Gesellschaft erhielt das Recht, Krieg und Frieden mit den Fürsten des Orients zu machen, Festungen aufzuführen, die Befehlshaber darin zu ernennen, die Besatzungen zu unterhalten, auch die Polizey- und Justizbedienten zu ernennen. An die Stelle der abgehenden Direktoren wurden neue gewählt, welche die Absendung und Rückkehr der Schiffe bestimmten; dann die Zeit des Verkaufs, so wie das Verfahren, das man gegen die Asiatischen Fürsten zu beobachten habe; aber die Traktate wurden im Namen der Republik geschlossen, und dieser legten auch alle Beamte den Eid ab. Diese Ostindische Gesellschaft ist das Vorbild aller übrigen ähnlichen Gesellschaften geworden, und steht einzig in ihrer Art da, indem man bei den Alten von keiner ähnlichen Verbindung zu einem solchen Zwecke etwas findet. — Die ersten Uebersiedler der Holländer nach Ostindien waren größtentheils Abentheurer, Leute von unbestimmter Geschäftsthätigkeit, ohne Vermögen, die ihr Glück in jenen Ländern zu machen sich vornahmen; da man aber den guten Fortgang dieser Unternehmung gewahrte, so schlossen sich

bald ansehnliche Bürger den Uebersiedelern an. Zu diesen gehört unter der neuen Gesellschaft die Ausrüstung nach Ostindien unter dem Admiral Warwick mit vierzehn Schiffen, der als der Stifter der Kolonien und des Handels der Holländer im Oriente von diesen selbst betrachtet wird. Er errichtete eine Factorey zu Java, und eine in den Staaten des Königs von Lahor, die er auch befestigte, und schloß Bündnisse mit verschiedenen Fürsten in Bengalen. Aus den Kämpfen mit den Portugiesen, die sich ihm hier entgegenstellten, ging er stets als Sieger hervor, da diese schon wegen ihrer nicht zu lobenden Aufführung bei den dortigen Völkern sich verhaßt gemacht hatten; die Holländer aber das Vertrauen der Ostindischen Völker durch ihre Biederkeit und Rechtlichkeit gewannen, durch ihre Politik, sich nicht in die Staats- und kirchlichen Angelegenheiten anderer Völker zu mischen, die Erstere aber zu ihrem Vortheile zu gebrauchen, wo es nöthig sey, und solches unbeschadet der dortigen Staatseinrichtungen, um in keine Collision mit den Behörden zu gerathen; sie befolgten das zwar oft von ihren Feinden getadelte, aber doch richtige Handelsprinzip, um den Handel und den daraus erwachsenden Vortheil an sich zu ziehen, was für das Mutterland von großer Wichtigkeit war, und solches blühend und angesehen machte; auch schlossen sich ihnen die Indier bereitwillig an, und erklärten sich gegen ihre alten Unterdrücker, die Portugiesen. Von der Zeit an schickten die Holländer unaufhörlich neue Kolonisten, Schiffe und Truppen nach Asien, und die Portugiesen verloren an Macht und Besitzungen, so, daß ihnen zuletzt von allen ihren Eroberungen in Ostindien nur noch Goa, Diu und Makao in China übrig blieben, das Andere nahmen die Holländer in Besitz. Der Handel der neuen Kolonien der Holländer mit den Eingeborenen verschaffte der Gesellschaft der Ersteren neue

Kapitalien, und so wurde Holland durch seine Kolonien wohlhabend, ja reich, und die Portugiesen und Spanier blieben bei den ihrigen arm, das heißt, das Mutterland (der Staat) zog wenig davon, und eben so wenig die Mehrsten seiner Bewohner, die im Gegentheil in Armuth verfielen, wie oben angeführt worden. Selbst die Chinesen und die Japaner faßten zuletzt Vertrauen zu den Holländern, wollten nur mit ihnen Handel treiben, und die andern Nationen von ihrem Handel ganz ausschließen, obgleich sich auch hier bei diesen beiden auf fremde Nationen eifersüchtigen Völkern Manches späterhin wieder änderte. Alle Uebersiedelungen der Holländer in Ostindien wurden vom Glücke gekrönt als bloße Handelskolonien. Diesen Zweck verfolgten sie auch bei allen ihren ferneren Unternehmungen, und dieses brachte Holland die großen Summen, wodurch es große Seeunternehmungen ausführen und seiner Flotte überall hin Respekt verschaffen konnte. Der Hauptsitz der Holländischen Macht waren die Molucken und die großen Sundainseln, und ihre ansehnliche Seemacht verschaffte ihnen die Herrschaft des Meeres, um sich in ihren Kolonien behaupten zu können. Der Sitz der Holländischen Regierung war das durch den Generalgouverneur Koen 1618 erwählte neu erbauete Batavia auf Java. Unter diesem Generalgouverneur stand das gesammte Holländische Kolonialwesen in Ostindien, und es waren ihm daher mehrere Gouvernements, Direktoreyen, Commenderien und Residenzen, deren Titel und Zahl zu verschiedenen Zeiten wechselten, welches von manchen politischen Verhältnissen der Besitzungen abhing, untergeben. In Europa verwaltete ein Ausschuß aus dem größeren Rathe der sechzig Direktoren, der aus zehn Bewindhebbers bestand, diese Angelegenheiten der Kolonien. Die Holländer befestigten sich auch durch Anlegung

von Kolonien auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung 1653, um sich hierdurch die Schifffahrt nach Ostindien zu sichern. Der Flor dieser Handelskolonien blieb bis zu dem Amerikanischen Befreiungskriege; obgleich manche unglückliche Handelsspekulation, neue Mitbewerber beim Handel, wozu besonders die Engländer gerechnet werden können, und andere bei einem ausgebreiteten Handel unzertrennliche Begebenheiten, schon manche Veränderungen vorher veranlaßt hatten. Der Antheil aber, den Holland an dem angeführten Kriege nahm, stürzte die Kompagnie in Schulden, die im Jahre 1793 auf 107,000,000 Pfund gestiegen waren. Hierzu kam nun die Revolution, in welcher durch die Siege der Franzosen die vereinigten Niederlande in eine Batavische Republik umgewandelt wurden, und späterhin zu einem erblichen Königreiche Holland unter Napoleons Bruder Louis als König, welches aber nicht lange dauerte, indem Holland mit Frankreich verbunden wurde. Vorher hatte nun Holland schon durch Länderabtretungen auch große Geldsummen verloren, wozu sich nun noch der Verlust der Kolonien gesellte, welche in die Hände der Engländer fielen, und erst nach dem Befreiungskriege (13. Aug. 1814), als die sämmtlichen Niederlande zu einer Monarchie unter dem ehemaligen Statthalter von Holland, dem Fürsten Wilhelm, als König Wilhelm erhoben worden, erhielten die Holländer Batavia, die Molucken, Surinam, St. Eustache und Curassao von ihren vielen Kolonien von den Engländern wieder zurück; dagegen behielt Großbritannien das Kap der guten Hoffnung, Demerary, Essequebo und Berbice. In einem spätern Vertrage vom 17ten März 1824, zwischen England und den Niederlanden, überließ der König der Niederlande an England alle Besitzungen auf dem festen Lande von Indien, namentlich die Stadt und Festung Malacka, dagegen

verzichtete England auf das Fort Marlbourough und alle seine bisherigen Besitzungen auf Sumatra. — Im Jahre 1621 errichteten die Holländer auch eine Westindische Kompagnie, machten durch dieselbe Eroberungen von 1630 — 40 in Brasilien, verloren sie aber schon 1642 wieder; sie siedelten sich ferner auf den kleinen Westindischen Inseln St. Eustache, Curaßao, Saba, St. Martin; dann auf Essequebo, Berbice und Surinam an, und trieben einen wichtigen Schleichhandel. Die ganzen Besitzungen der Holländer betragen jetzt in Asien, Afrika und Amerika 5,200 Quadratmeilen mit 8,000,000 Einwohnern. Die früher so in Flor stehenden Kolonien in Asien sind jetzt so herabgekommen, daß die Einkünfte von den Ausgaben überstiegen werden; denn im Jahre 1823 betrugen die Einnahmen 21,889,883, dagegen die Ausgaben 22,115,133 Gulden. — Für die Privaten waren die Kolonien sehr wichtig; sie bereicherten sich durch den Handel, durch die Fabriken und Manufakturen, und durch andere Zweige der Lebensbedürfnisse, die nach Indien gingen, und dagegen von dort wieder andere für Europa wichtige Produkte in den Handel kamen, wobei die Kaufleute gewannen, und selbst bei den Produkten, die sie von den Europäern gegen Indische Waaren, besonders Gewürze, eintauschten, wurde ansehnlich gewonnen, und dadurch daß die Holländer diese Waaren im Preise erhielten, und darin nur wenige Concurrenten hatten. Da nun hier der bloße Handel nicht der Zweck dieses Artikels ist, sondern das Fortkommen der Kolonisten bei ihrer Uebersiedelung durch ihren Fleiß, und durch die Verbreitung ihrer Gewerbe, ihres Kunstfleißes unter die Einwohner, die sie bei ihrer Uebersiedelung finden, so kann hier auch über Holland nichts weiter gesagt werden, da dieser Zweck weniger in dem Plane von Handelskolonien liegt, wenn sie ihn sich nicht auch, durch

die Umstände dazu gebracht, zu eigen machen, wie die Engländer.

Die Engländer oder Britten waren es, die fast zugleich mit den Holländern sich aus Europa nach den andern Welttheilen übersiedelten, und dieses geschah besonders unter der Regierung der Königin Elisabeth, wo Mehrere ihrer Seefahrer erst vergeblich versuchten sich einen Weg durch die nordischen Gewässer nach Ostindien zu bahnen, bis Franz Drake, Stephan Cavendisch und einige Andere, theils durch die Südsee, theils durch die Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung dahin gelangten. Auch auf Nordamerika richteten die Engländer um diese Zeit ihre Aufmerksamkeit. Humphrey, Gilbert Greenville und Raleigh suchten daselbst Kolonien zu gründen; allein die Dürftigkeit des Landes an edlen Metallen hielt die Ansiedelungen auf. Die Vortheile, die sich ihnen aus der Indischen Reise darboten, waren größer, und deshalb wurde eine Handelsgesellschaft in London im Jahre 1600 errichtet, welche ein ausschließendes Privilegium auf den Handel nach Indien von der Königin Elisabeth erhielt, worin noch besonders bemerkt wurde: daß sich dieser Handel jenseits des Kaps und der Magellanischen Meerenge erstrecken sollte. Dieser Freibrief ward auf funfzehn Jahre ertheilt und darin gesagt: daß wenn derselbe dem Wohle des Staates nachtheilig seyn sollte, er vernichtet und die Gesellschaft dadurch als aufgelöset zu betrachten sey, indessen sey den Mitgliedern zwei Jahre vorher davon Nachricht zu geben. Das Kapital der Gesellschaft betrug anfangs 369,891 Pfd. Sterl. und 5 Schillinge (2,589,237½ Rthlr.). Es wurden dann vier Schiffe ausgerüstet und der Rest wurde in Geld und Waaren darauf gebracht. Diese kleine Flotte segelte zu Anfange des Jahres 1601 ab. Das rechtliche Verfahren der Engländer

bei der Begründung einer Handelskolonie machten sie bei den Indischen Völkern beliebt, sie konnten es aber nur zur Errichtung von einigen Factoreyen bringen, da sie zwei wichtige Hauptconcurrenten gegen sich hatten, die Portugiesen und Holländer, welche die Macht und auch daselbst große befestigte Städte und gute Häfen hatten. Die einzige Erwerbung, die sie in jener Zeit (1601), außer den Factoreyen, machten, war die Insel St. Helena. An vortheilhafte Uebersiedelungen konnte daher noch nicht gedacht werden, um so mehr, da der Nachfolger der Elisabeth, Jakob der Erste, auf ihren Plan, sich Besitzungen durch die Waffen zu erwerben, wie es die Portugiesen und Holländer gethan hatten, nicht eingehen wollte. Indessen war die Gesellschaft nicht unthätig, und durch die glückliche Wahl ihrer Offiziere und Factoren ersetzte sie den Mangel an Hülfe, die ihr durch den Landesfürsten verweigert wurde. Sie bauete Forts, errichtete Kolonien auf den Inseln Java, Amboina und Banda, und suchte den Gewürzhandel mit den Holländern zu theilen. Unter der Regierung Karls des Ersten wurde die Englisch-Ostindische Kompagnie im Jahre 1623 von den Gewürzinseln durch die Holländer verdrängt, und sie behielten, außer dem 1620 angelegten Fort St. George zu Madras, nur noch einige Faktoreyen auf den Küsten Malabar und Koromandel. Von 1653—58 schien sie vollkommen aufgelöset, bis Cromwell, als Protektor des Reichs, nach dem Umsturze der Regierung, ihr von Neuem Ansehen verschaffte, indem er in dem Kriege mit den Holländern siegte, und der Gesellschaft eine Erneuerung ihres Privilegiums ertheilte. Unter der Regierung Karls des Zweiten gerieth sie von Neuem, und wie angeführt wird, durch eigene Schuld in Verfall; ja im Jahre 1648 bildete sich sogar eine neue Ostindische Kompagnie, die gleichfalls ein Privilegium

von der Regierung erhielt, allein zum Nachtheile beider, und nur die Vereinigung derselben 1708 konnte sie vom Untergange retten. Die Besitzungen der Engländer beschränkten sich nur noch auf Madras, Kalkutta und Benkulen; allein die inneren Unruhen Ostindiens im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, und die Uneinigkeiten der Mongolischen Fürsten unter sich, wurden von den Engländern schnell benutzt, um sich wieder zu erheben. Sie griffen mit den Waffen ein, und eroberten Pondichery, welches die Franzosen inne hatten. Der Englische Feldherr Lord Clive bezwang den Nabob Surajah Dowla 1756, und gründete dadurch die Territorialherrschaft der Ostindischen Kompagnie in Bengalen, dessen Einkünfte und Souveränität er nach Besiegung des Nabob von Auhd oder Oude, im Traktate zu Elsadabad oder Allahabad den Engländern sicherte. Von dieser Zeit fing sich die Macht der Engländer immer weiter in Ostindien auszubreiten an; denn außer den Besitzungen in Bengalen hatten sie die ganze östliche Küste von Cuttak bis Kap Camorin entweder selbst im Besitze, oder sie gehörte ihrem Schützlinge, dem Nabob von Karnatik. Daß eine solche Ausbreitung der Engländer sowohl den andern Europäischen handelnden Nationen, als besonders den Indischen Machthabern höchst unangenehm seyn, ja sie mit Haß erfüllen mußte, war natürlich, besonders da von ihrer Seite viele Ungerechtigkeiten vorgingen, größtentheils durch die Beamten der Kolonien der Ostindischen Kompagnie erzeugt; allein alle Anschläge und Kriege gegen sie vermehrten nur ihre Macht, da sie sehr aufmerksam auf Alles waren, was sie betraf. Ja durch die Besiegung des Sultans von Mysore Hyder Ali und dessen Sohn Tippo Saheb oder Saib, der 1799 Reich und Leben verlor, vergrößerten sie sich immer mehr; dann noch durch die Besitznahme der Holländischen Kolonien,

durch die Besiegung der Maratten, und in der neuesten Zeit (1846) durch die Besiegung der Seiks oder Sikhs, deren Angelegenheiten aber noch nicht ganz beseitiget sind. Indessen sind diese Länder mit Eingebornen genug bevölkert und schon hinlänglich civilisirt, um zu Uebersiedelungen anderer Nationen zu dienen; auch suchen die Engländer solches auf jede mögliche Weise seit der Abreißung Nordamerikas von dem Mutterlande zu hintertreiben. Ja die Kompagnie hat sogar ein Gesetz oder eine Parlamentsakte ausgewirkt, daß kein Engländer in Ostindien ansäßig seyn und auf seinen Namen Land kaufen darf; er darf nicht dort wohnen, ohne eine Erlaubniß der Kompagnie, die ihm aber nach Willkühr wieder genommen werden kann; er kann nach England verwiesen werden ohne Anklage, Urtheil und Rechtsberufung, auf einen bloß vom Gouverneur unterzeichneten Befehl. Die Kompagnie will daher die Kolonisation Indiens nicht gestatten, indem sie befürchtet, daß es hier eben so gehen kann, wie in Amerika, daß sich die Ansiedler mit den Eingebornen, den Indiern, verbinden, sich losreißen und Freistaaten bilden können, um so mehr, da hier die Nationen wohl dazu geneigt sind, und nur eines mächtigen Anstoßes der Europäer bedürfen, da die Eingebornen selbst unzufrieden mit ihren Nabobs oder Fürsten sind, und sich jetzt doppelt gedrückt fühlen, da sie auch die Schutzgelder für ihre Fürsten mit bezahlen müssen, also die Abgaben doppelt auf ihnen lasten. Das einzige Gute für die Eingebornen und für die Ruhe der Engländer ist, daß die Kolonien der Kompagnie, wenn man sie so nennen darf, nur Handels- oder Militairkolonien sind, deren Obern sich in die Verwaltung des Innern der Eingebornen nicht mischen, sondern deren Gebräuche und Religion ehren, sich also um die innern Angelegenheiten der Hindus nicht kümmern. — Nach dem neuesten Freibriefe der

Ostindischen Kompagnie, der vom 28. August 1833 bis zum 30. April 1854 geht oder gültig ist, ist in den 117 Artikeln, die er enthält, Manches abgeändert worden, worunter auch das schon oben erwähnte Recht der Kompagnie, jedem Brittischen Unterthanen den Aufenthalt in Indien und den Handel mit andern Orten, als den drei Haupthäfen, zu verbieten, gleichsam ein Rest des bis 1813 bestandenen Rechts des Alleinhandels mit Ostindien, durch welches die Kompagnie vor 200 Jahren ihren Anfang genommen; dieses Recht ist nun gleichfalls aufgehoben worden, und es steht nunmehr jedem Europäer frei, sich dort niederzulassen, und Handel in allen Häfen zu treiben, in welchen sich ein Zollamt befindet, und im Innern in allen den Provinzen, die seit dem Jahre 1800 unter Englischer Herrschaft stehen; nur die später erworbenen sind jetzt noch von der Kompagnie reservirt. Ungeachtet dieser Freiheit hat sich die Kolonialangelegenheit nicht geändert, da Niederlassungen nur des Handels wegen geschehen, es also nur solche sind, die sich einzig und allein auf den Handel beziehen, mithin ist der frühere Zustand geblieben. — In Ostindien, wie in ganz Asien, wird der Herrscher für den einzigen Grundeigenthümer betrachtet, alle Landbauer, Ryots genannt, nehmen von ihm ihren Acker auf Grundzins. Um nun diesen Zins aus den Händen der Ryots in Empfang zu nehmen, sind seit den ältesten Zeiten Einnehmer oder Zemindars angestellt, die den Zehnten der Einnahme für sich behalten, und das Uebrige dem Gebieter zahlen. In jedem Bezirke giebt es ein Maximum, Nerikh genannt, über das des Pachters Zins nicht hinausgehen darf; auch kann ihm sein kleines Erbtheil nicht genommen werden, so lange er seinen Zins zahlt; er hinterläßt es seinen Nachkommen erblich. Der Flächeninhalt dieser Erbpachtstellen wechselt von 6 — 24 Englische Morgen; der Englische Acker

gleich 40,860 Fuß Pariser Maaß gerechnet. Uebrigens kann jetzt jeder Brittische Unterthan unter Genehmigung der Kompagnie-Direktoren frei nach Ostindien handeln, und bei einer Verweigerung dieses Handels hat der Controlerath zu entscheiden.—Wichtiger sind die Uebersiedelungen der Engländer nach Nordamerika für den Zweck dieses Artikels; denn sie beförderten die Auswanderungslust der Europäer dorthin. — Wie schon oben angeführt worden, versuchten es einige Engländer sich nach Nordamerika überzusiedeln und daselbst Kolonien zu gründen, von diesen war der unternehmendste Walter Raleigh, der auch 1584 von der Königin Elisabeth den Besitz aller Länder erhielt, welche er entdecken und wo er sich niederlassen würde. Allein der Tod dieser Königin (1603) unterbrach die Unternehmungen dieses Mannes; denn der Nachfolger der Elisabeth, Jakob der Erste, nahm auf diese Schenkungsakte Raleighs von der Königin keine Rücksicht, sondern theilte die bis dahin entdeckten Nordamerikanischen Länder zwischen dem 34—45° nördlicher Breite in zwei Hälften, von denen er die Eine der sich in London bildenden Kolonial-Kompagnie unter dem Namen Virginia- oder Südkolonie zur Gründung von Niederlassungen überließ, und die Andere, unter dem Namen zweite Virginia- oder Nordkolonie, trat er 1606 der Bristol- und Plymouth-Kompagnie ab, welche ihr später den Namen Neuengland gab. Dieses ist nach der Schenkungsakte der Elisabeth die älteste Urkunde der Brittischen Regierung in Hinsicht der Kolonisation von Nordamerika, und daher nach ihrem Inhalte von großer Wichtigkeit für die nachherige Unabhängigkeit dieser Staaten; denn es wurde darin den Kolonisten, nächst dem freien Eigenthume des von ihnen zu bebauenden Landes, gleiche Rechte mit den Brittischen Unterthanen und

zollfreie Aus- und Einfuhr ihrer Produkte und Bedürfnisse nach und aus den Häfen des Mutterlandes für eine Reihe von Jahren zugesichert, der Handel mit fremden Mächten gänzlich frei gelassen, und die Gesetzgebung Britanniens und seine Geschwornengerichte auch als Grundlage ihrer künftigen Verfassung bestimmt, dagegen blieb die oberste Leitung aller Kolonial-Angelegenheiten und die Ernennung zu öffentlichen Aemtern dem jedesmaligen Brittischen Regenten vorbehalten. Diese beiden Kompagnien, so getrennt auch ihr Interesse war, da jede nur ihre Besitzungen im Auge hatte, machten nun auch schnell Gebrauch von dieser Königlichen Munificenz; denn schon am 19. December 1606 sandte die London-Kompagnie drei mit 500 Kolonisten bemannte Schiffe unter Anführung des Kapitains Newport von dem Ufer der Themse aus nach Virginien, wo sie am Ufer des Powhattan, zu Ehren des Königs Jakob, Jamesfluß genannt, auf einer Halbinsel desselben die Stadt Jamestown anlegten. — Die Plymouth-Kompagnie zeigte sich dagegen nicht so emsig in Betreibung der Kolonisation des ihr zugewiesenen Landes; denn das erste von ihr ausgerüstete Schiff wurde von den Spaniern aufgebracht, und eine im Jahre 1607 zu Sagadehok versuchte Niederlassung mußte eben sowohl, als das erbauete Fort St. George im folgenden Jahre wieder verlassen werden. Von 1608 bis 1614 ward meist nur von Privatleuten Stockfischfang und Pelzhandel an diesen Küsten getrieben, und erst 1614 sandte die Plymouth-Gesellschaft oder Company of the Western Adventurers, wie sie auch genannt wurde, den sich schon bei der vorigen Kolonie von Virginien so verdient gemachten berühmten Seefahrer John Smith zur Erforschung der Küste vom Flusse Penobscod bis zum Kap Cod aus, welches als die einzige Frucht des Zusammentrittes

jener Nordvirginischen oder Plymouth-Gesellschaft angesehen werden kann; denn sie lösete sich einige Jahre darauf auf, wurde aber bald durch eine andere ersetzt, welche unterm 3. November 1620 ein neues Patent vom Könige Jakob dem Ersten erhielt, nach welchem ihr alle Länder zwischen dem 40 bis 48° nördlicher Breite und, der Länge nach, Alles, was zwischen den Meeren in Osten und Westen lag, zugesprochen wurden. Dieses Patent kann man nun als den ältesten Freiheitsbrief betrachten, auf welchen die erste der Kolonien in Massachusets gegründet wurde; es wird das große Plymouthpatent genannt, und überläßt den Theilhabern jener Gesellschaft das ganze Gebiet zu völligem Eigenthume, nebst unbeschränkter Macht zur inneren Regierung der Kolonie mit der vieldeutigen, leicht zu umgehenden Bedingung, daß ihre Verfassung, in so weit dies füglich angehen sollte (as near as conveniently may be) den Englischen Gesetzen angepaßt werden sollte; wobei ihnen zugleich auf ein und zwanzig Jahre zollfreier Alleinhandel dahin, und das von dem Unterhause vergeblich bestrittene Monopol der Fischerey in den dortigen Gewässern eingeräumt wurde; allein dieser ausgedehnten Bewilligungen ungeachtet, gab die Gesellschaft schon im Juny 1635 ihr Patent dem Könige Karl dem Ersten zurück, indem die Theilhaber das ihnen verliehene Land in des Königs Gegenwart unter sich verlooset und den Pflanzern einzeln verkauft hatten. — Die südliche Kompagnie hatte, außer der Errichtung von Jamestown, noch keinen wesentlichen Vortheil aus ihren Unternehmungen gezogen; denn Kämpfe mit den Eingebornen, den Indiern, die nur durch des Kapitains Smith einsichtsvolle Maaßregeln und dessen Talent in der Kriegführung beseitiget werden konnten, hatten ihr Aufblühen zurückgehalten. Daher beschloß Jakob der Erste dieser Kompagnie noch

ausgedehntere Freiheiten, als es bisher geschehen, zu verleihen, ja sogar das Recht, sich selbst zu regieren, welches am 23sten März 1609 geschah. Durch diesen neuen Bewilligungsakt des Monarchen drängten sich die Actionaire zur Gesellschaft, und auch die Großen des Reiches nahmen Theil an ihren Planen. Es wurden viele neue Schiffe ausgerüstet, welche Kolonisten übersiedelten, und so fing diese Kolonie unter mancherlei Widerwärtigkeiten doch an aufzublühen, und besonders unter der Leitung des Lord Delaware, als Statthalter, und des Thomas Dale. Besonders muß hier aber des Kapitains Thomas Gates erwähnt werden, der das Gebiet Virginiens beträchtlich erweiterte, und, nebst den Bermuden, auch noch alle auf 150 Meilen von der Küste abgelegenen Inseln demselben hinzufügte. Unter der Verwaltung des zuletzt genannten Statthalters hörte schon die gemeinschaftliche Bebauung der Ländereyen auf; denn die Kolonisten hatten sich durch Erlangung eines festen Eigenthumes, durch Betriebsamkeit und Gewerbefleiß so gehoben, daß ihr Zustand schon als ein glücklicher betrachtet werden konnte, wozu besonders der Tabaksbau Virginiens beitrug; denn der Tabak hatte in Europa einen so unerwarteten Absatz gefunden, daß man sich hauptsächlich auf den Anbau dieses Krautes legte, und darüber den Anbau anderer Erzeugnisse des Feldbaues vernachlässigte. Indessen waren die Einwohner dieser Kolonie schon so weit im Jahre 1619 gekommen, daß unter dem Generalkapitain von Virginien Yardley die Zusammenberufung derselben zu einer gesetzgebenden Versammlung Statt finden konnte, wozu die eilf Ortschaften, aus welchen damals die Niederlassung bestand, auch ihre Deputirte zum Ko-

lonialcongreß nach Jamestown schickten, um sich über die zweckmäßigsten Mittel zur Förderung des allgemeinen Wohles zu berathen. Einige Jahre später erlangte die Kolonie auch eine Herabsetzung der von dem Mutterlande auf die Tabakseinfuhr gelegten Zölle, da die Pflanzer, um sich derselben zu entziehen, in Holland Niederlassungsorte für ihr damals so gesuchtes Produkt errichtet hatten. Auch dem Bedürfnisse an Frauen zur Erhebung der Bevölkerung der Kolonie ward dadurch abgeholfen, daß die London-Kompagnie 1620 neunzig junge Mädchen dahin schickte, die sich an die Pflanzer verheiratheten, und zur Begründung des häuslichen Wohlstandes der Kolonie beitrugen. Auch wurde zu dieser Zeit der Anfang mit den Negersklaven gemacht, welche die Holländer von den Küsten Guineas geholt hatten, und die sie an die Kolonisten verkauften, die sich aber von der Zeit an bis zum Jahre 1820 in dem Staate von Virginien so ungeheuer vermehrt hatten, daß ihre Anzahl 425,153 Seelen betrug, ohne die freien Farbigen zu rechnen. Im Jahre 1622 hatte diese Kolonie einen Ueberfall der Indianer zu bestehen, der zwar abgewehrt wurde, aber doch viel Unangenehmes herbeiführte, und viele Grausamkeiten veranlaßte. — Die Unternehmungen der London-Virginia-Kompagnie, deren Häupter der Whigparthey angehörten, hatten die Aufmerksamkeit des Königs Jakobs des Ersten besonders erregt: denn ihre Niederlassung kostete schon 1 Million Thaler und gegen 9000 Menschen, ohne daß die Bevölkerung die Zahl von 1800 Einwohnern überstieg; auch waren in einem Zeitraume von achtzehn Jahren nicht weniger als zehn Statthalter mit der Leitung dieser Kolonie beschäftiget gewesen. Dieser eben nicht erwünschte Zustand der Kolonie veranlaßte den Monarchen, die

Häupter der Gesellschaft vor Gericht zu fordern, sie ins Gefängniß zu werfen, und den Verein, als die Rechte der Krone beeinträchtigend, aufzulösen. Er starb, während er mit einer neuen Organisation der Kolonialverfassung beschäftiget war, die sein Sohn Karl der Erste verwirklichte; denn er ordnete dem Statthalter einen Rath von zwölf Mitgliedern zu, legte neue Abgaben auf, und ließ die abgeänderte Verfassung ohne Beirath der Kolonialversammlung in Vollziehung bringen. Auch wurde eine Tabaksregie eingeführt. Alle diese Neuerungen vertrugen sich nicht mit dem Geiste dieser neuen Kolonie, die eine große Schonung wegen ihres Aufblühens verlangte, aber keine Bedrückungen. Indessen muß es doch der Regierung eingeleuchtet haben, daß die Früchte eines solchen Verfahrens nur verderblich für die Kolonie ausfallen könnten, deshalb schickte sie einen Statthalter, Sir William Berkley, nach der Kolonie, unter dessen väterlicher Leitung sie beinahe vierzig Jahre hindurch zusehends gedieh. Unter ihm erhielt die Kolonie fast alle ihre früheren Rechte, den freien Handel mit fremden Mächten ausgenommen, zurück. Bis zum Ausbruche der Revolution im Mutterlande, nachdem Karl der Erste vom Throne entfernt und späterhin hingerichtet worden, betrug die Anzahl der Einwohner dieser Kolonie 20,000, und bis zum Ausbruche der zweiten Revolution im Mutterlande 1688, belief sie sich schon auf 60,000 Einwohner, die größtentheils aus England eingewandert waren, theils wegen der Leichtigkeit des Erwerbes von Ländereyen, theils auch wegen der Kultur des Tabaks, der einen so außerordentlichen Gewinn abwarf, daß er zu seinem Anbaue auf so wohlfeilen Ländereyen reizen mußte. Neben dieser Kolonie erhoben sich nun die Kolonien von Maryland und Karolina, die

gleichfalls von England aus bevölkert wurden, wozu die unglückliche Revolution im Mutterlande Veranlassung gab. — Wie schon oben angeführt worden, gab die zweite sich gebildete Plymouth-Gesellschaft der nördlichen Kolonien 1635 ihr Patent an die Regierung zurück. Hierdurch gerieth die Kolonisation der Engländer daselbst aber nicht ins Stocken; denn die jedem Lande verderblichen Religionsstreitigkeiten, und so auch hier die Verfolgung der Puritaner von Jakob dem Ersten, so wie der Eifer seiner Nachfolger für Conformität der anglikanischen Kirche bewirkten viele Uebersiedelungen nach Neu-England, wie sich die seit 1643 vereinigten Kolonien Neu-Plymouth, Massachusets, Connecticut und Neuhafen, wozu auch Neu-Hampshire und Rhode-Island kamen, nannten oder genannt wurden, die sich nach und nach herangebildet hatten. — Diese Uebersiedelungen, von größtentheils Puritanern, dauerten bis zur Zusammenberufung jenes aus Puritanern zusammengesetzen Parlaments in London, welches gleich bei seiner Eröffnung die Entthronung Karls des Ersten beabsichtigte, und auch durchsetzte. Unter diesen Bewegungen kehrten viele Puritaner nach England zurück, aber auch eben so viele Unzufriedene mit dem neuen Zustande der Begebenheiten im Mutterlande wanderten nach den Kolonien aus. Seit der Ankunft der ersten Browniſten auf Neu-England bis zu der eben erwähnten Epoche, also in einem Zeitraume von einigen zwanzig Jahren, konnten nach und nach an 21,200 Kolonisten in 298 Schiffen aus England, dem Mutterlande, angekommen seyn, die nun den oben angeführten Wechsel begannen. Die Uebersiedelungssucht war in dieser Epoche so groß, daß man ein Auswanderungsverbot erließ; allein ungeachtet dieses Verbotes dauerte die Auswanderung fort. Zu diesen Kolonien kamen nun noch New-

York, Pennsylvanien, Neu-Jersey, Delaware und Georgien; sie machten späterhin mit den Südkolonien die dreizehn alten Provinzen oder Staaten von Nordamerika aus, indem Neu-Plymouth zu Massachusets, Neuhafen zu Connecticut geschlagen, und Karolina in Nord- und Süd-Karolina getrennt wurde. Alle diese Kolonien wurden anfangs oder zuerst mit Engländern bevölkert, die theils aus dem Mutterlande ankamen, theils auch aus den älteren Kolonien übersiedelten. Auch verbanden sich mehrere Provinzen miteinander, das heißt, sie errichteten unter sich ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß, wie z. B. Massachusets, Neu-Plymouth, Connecticut und Neuhafen im Jahre 1643 nach dem Muster der Holländischen Republik unter dem Namen der vereinigten Kolonien von Neu-England, wodurch schon ihr Streben nach Unabhängigkeit hervorblickt; denn es wurde ein General-Congreß aus Deputirten derselben zusammengesetzt, die sich über die Gegenstände beriethen, welche sich auf die gemeine Wohlfahrt bezogen, und ein und vierzig Jahre später erhielten die Kolonisten durch eine Karte das Recht, ihre Beamten, mit Ausnahme der Admiralitäts- und Zolloffizianten, zu ernennen. Unter den eben genannten Kolonien war es besonders Pennsylvanien, von William Penn, Sohn des berühmten Englischen Admirals gleiches Namens gegründet, welcher zuerst Ausländer anlockte, das heißt, Europäische Auswanderer von allen Ländern, wegen der Rechte und Freiheiten, die ihnen bewilliget wurden; denn schon in den ersten drei Jahren der Gründung dieser Kolonie zählte man gegen funfzig mit Pflanzern angefüllte Schiffe, denen bald Holländer und Deutsche folgten, von denen die Letztern, unter Anführung eines gewissen Pastorius aus Windsheim, die Stadt Germantown gründeten. Schon die Stadt Philadelphia zählte bald nach ihrer

Gründung gegen 300 Häuser und 2000 Einwohner. Mit den Indiern hatten die Kolonien noch einen harten Kampf zu bestehen, der aber glücklich für sie im Jahre 1678 beendiget ward, obgleich sie einen großen Menschenverlust und eine Einbuße an Eigenthum von 9,500,000 Thalern hatten, welches ein sehr empfindlicher Verlust für die jungen Pflanzorte war, aber eine Art Beruhigung, daß sie den Kampf ohne Hülfe des Mutterlandes bestanden hatten, ja sie hatten sich diese Hülfe sogar verbeten, und aus Klugheit, um nicht Truppen des Mutterlandes als feststehend vielleicht auf ihr Gebiet zu ziehen. Auch mit den ihnen vom Mutterlande aus gesetzten Behörden, kamen sie in Conflikt; allein auch hieraus wußten sie sich glücklich, besonders nach der Entfernung Jakobs des Zweiten von dem Englischen Throne, zu ziehen; denn jetzt stellten mehrere Provinzen ihre frühere Verfassungen wieder her, die ihnen unter der Regierung Jakobs genommen worden. Es ist hier nicht der Ort, die noch folgenden Kriege zu berichten, welche die Kolonien unter Wilhelm dem Dritten und unter der Königin Anna mit den Franzosen zu bestehen hatten, und woraus sie sich auch glücklich empor arbeiteten, wohl aber, daß die Kolonien oder die einzelnen Staaten als ein kräftiges Ackerbau, Gewerbe und Handel treibendes Volk auf der sich vorgezeichneten Bahn fortschritten, bis zur gänzlichen Losreißung vom Mutterlande; dabei bewahrten sie ihre Glaubens oder Gewissenfreiheit und ihre politischen Freiheiten. Die wichtigsten Produkte, die sie hauptsächlich in der Zeit ihres Aufblühens in den Handel brachten, waren Tabak, Schiffbauholz, Theer, Potasche, Pech, Eisen, Kupfer, Indigo, Farbekräuter und viele andere Vegetabilien und Mineralien. — Kunstpro-

dukte der Fabriken und Manufakturen sind erst zu Ende des achtzehnten, hauptsächlich aber im neunzehnten Jahrhunderte entstanden. — Die Losreißung der Kolonien vom Mutterlande, obgleich längst schon in ihren Verfassungen vorbereitet, geschah doch um so schneller durch gehässige Maaßregeln, welche die Regierung des Mutterlandes gegen sie ergriff, um ihren Handel und ihre Gewerbe zu stören. Hierher sind zu rechnen: 1) die plötzliche Hemmungen des für die Kolonien so bedeutenden und einträglichen Schleichhandels mit dem Spanischen und Französischen Westindien, der durch eine Akte vom 27sten September 1764 zwar freigegeben, aber mit so großen Zöllen belastet wurde, daß die Brittischen Zolloffizianten immerwährend Gelegenheit erhielten gegen die Amerikanischen Uebertreter mit roher Härte zu verfahren; 2) die Einführung des Stempelpapiers oder der Stempelakte; 3) der Theezoll, und der Zoll auf Glas, Papier, Pappe, Bleyweis und Malerfarben. Dieses Alles bewirkte die größte Mißstimmung in den Kolonien; denn man wollte sich durchaus nicht vom Mutterlande zum Nachtheile der Gewerbsamkeit und des Handels beschatzen lassen, und so kam es denn zum Kriege der Kolonien mit dem Mutterlande, der zu Gunsten der Erstern sich entschied, und ihnen ihre vollkommene Unabhängigkeit, durch die gänzliche Losreißung oder Trennung von England oder Großbritannien, 1783 sicherte, indem sich die dreizehn Kolonien oder Provinzen, unter dem Namen der vereinigten Staatzen von Nordamerika zu einem Freistaate, einer Republik constituirten. Nach und nach kamen nun zu den alten Staaten die neuen Staaten: Maine (getrennt von Massachusets mit dem er vorher verbunden war; Vermont (1791); Kentucky

(1792); Tenneſſee (1796); Ohio (1802); Louiſiana; Miſſiſippi (1817); Alabama (vom Miſſiſippi getrennt); Indiana (1816); Illinois (1818); Miſchigan (1824); Miſſuri (1820); hierbei ſind folgende Gebiete noch nicht als Staat anerkannt worden: Das Gebiet Miſſuri; das Gebiet Arkanſas; das nordweſtliche Gebiet; das Gebiet Oregan, und das Gebiet Florida. — Dieſes ſind nun diejenigen vereinten Staaten in Amerika, die durch die Uebersiedelungen der Europäer, durch deren Fleiß in Bearbeitung des Bodens, in Treibung der Gewerbe und des Handels groß und mächtig geworden ſind, und wohin noch bis jetzt aus allen Gegenden Europas ſich Koloniſten überſiedeln, am mehrſten aber aus England, Deutſchland und den Niederlanden, von welchen Ueberſiedelungen weiter unten noch ein Mehreres angeführt werden wird. Uebrigens hat der Engliſche Handel durch die Abreißung dieſer Kolonien nicht verloren, ſondern er wurde noch thätiger betrieben, als vorher, weil jetzt der Schleichhandel mit den anderen Staaten ſich mehr verlor, und man jetzt offen zu Werke gehen konnte. — Englands Kolonien ſind die bedeutendſten von allen Europäiſchen Nationen. Die größten und weitläuftigſten Beſitzungen hat es in Aſien, die oben ſchon angeführt worden, das heißt, in Aſien, faſt ganz Oſtindien, die Inſeln Ceylon und Sincapore, und die Stadt und das Fort Malacka in Hinterindien; in Afrika, mehrere Niederlaſſungen in Senegambien und Guinea, das Kapland und die Inſeln Mauritius (ſonſt Isle de France) und St. Helena, dann die Sechelleninſeln, und die Inſel St. Ascenſion; in Amerika, die Länder an der Hudſonsbay, einen Theil des weſtlichen Binnenlandes; Niederlaſſungen an der Nordweſt-

küste von Amerika, die Gouvernements Newfoundland, Newschottland, Neubraunschweig und Quebeck oder Kanada; die Inseln Jamaika, einige von den Jungfern-Inseln, Arguilla, St. Christoph oder St. Kitts, Newis, Montserrat, Antigoa, Dominica, St. Lucie, St. Vincent, Barbados, Grenada und die Grenadillen, Tabago, Trinidas, die Bahama-, und die Bermudischen Inseln; einige Niederlassungen auf der Muskitoküste in Guatemala, und auf der zu den vereinigten Mexikanischen Staaten gehörigen Halbinsel Yukatan; ferner in Südamerika die Kolonien Berbice, Essequebo und Demerary, und die Niederlassung Hopparo in Patagonien. In Australien, Niederlassungen in Neuholland und Van Diemensland. Diese sämmtlichen Besitzungen, außer Großbritannien oder dem Mutterlande, enthalten 183,000 Quadratmeilen und 127 Millionen Einwohner. — Von allen diesen Kolonien sind als Ackerbau- und Gewerbetreibende Kolonien nur die Kapkolonie und die Kolonien in Australien zu betrachten, nach denen Auswanderungen von Europäern geschehen. Die Kapkolonie erhält nur mehrentheils Auswanderer aus Großbritannien, allein nur sehr spärlich; der größte Theil ihrer Einwoher besteht aus Holländern, weil diese früher das Kap besessen, und es 1814 förmlich an England abgetreten haben. Indessen scheinen die Holländer mit der Englischen Verwaltung der Kolonie unzufrieden zu seyn; deshalb finden oft Auswanderungen der Holländer Statt, und so unlängst eine bedeutendere, die noch fortzudauern scheint. Die Veranlassung dazu war ein beendeter Krieg mit den Kaffern, nach welchem diese im Friedensschlusse ein Territorium jenseits des Orangeflusses abtraten, das den Namen Provinz Adelaide erhalten sollte. Als nun der Bericht hierüber nach Lon-

don kam, so verweigerte der Staatssekretair der Kolonie, Lord Glenelcy, wegen der Ungerechtigkeit des Krieges, diesem Frieden die Ratifikation, und befahl das Zurückziehen der bereits übersiedelten Kolonisten. Diese, sämmtlich Holländer (Boers, Bauern) weigerten sich zurückzukehren, ja vereinigten sich mit noch Anderen, die schon früher die Grenze überschritten hatten, und mit denen zusammen sie nun 10 bis 11,000 Köpfe (nach Andern 20,000), Frauen und Kinder mit eingerechnet, ausmachten. Sie wählten einen Bauer von Winterberg, Peter Retief, zu ihrem Anführer, der den Namen Gouverneur der vereinigten Auswanderer annahm, und unternahmen nun, um sich ein neues Vaterland zu suchen, einen Zug nach Norden und dann nach Osten, auf dem sie nur dadurch der Aufreibung entgingen, daß sie sich an die gegen den mächtigen Häuptling Moselikatsi empörten Kaffernstämme anschlossen; allein ungeachtet dieser Anschließung wurden sie mehrere Male geschlagen und fast vernichtet; selbst Retief, ihr Anführer, blieb. Die Uebriggebliebenen halten sich jetzt theils in einer von ihnen neu gegründeten Stadt Petermoritzburg, in der Nähe von Port Natal an der Ostküste, auf; theils haben sie sich nach diesem selbst gewandt. Port Natal ist eine Englisch-Amerikanische Niederlassung, die bisher sehr vernachlässiget wurde, jetzt aber, theils durch den Zuwachs an Bevölkerung, theils auch durch die Zerstörung der Portugiesischen Faktorey in Delagoa zu Ende des Jahres 1836 von den benachbarten Stämmen, für den Handel zwischen Sofala und dem Kap sehr wichtig werden kann. — Für die Kapkolonie, die aus Europa nur einen geringen Zuwachs erhält, ist ein solcher Abgang an Bevölkerung sehr fühlbar; denn es steht zu erwar-

ten, daß bei dem Gelingen des Unternehmens noch viele Holländer ihren Vorgängern folgen werden, da schon die Auswanderung im Kleinen fortdauert. Die Englischen Einwohner von Port Natal sind seit dem Anzuge der Holländer nach der Kapkolonie zurückgekehrt, welches einen Beweis giebt, daß die Engländer und Holländer in der Kolonisirung nicht mit einander übereinstimmen; die Letztern wollen nichts von der Emancipation der Sklaven wissen, die für das Kapland und Mauritius am 1sten December 1836 eingetreten ist. — Was die Brittischen Kolonien in Australien betrifft, die sich durch Uebersiedelungen aus Europa nur sehr mäßig verstärken, obgleich sie ganz zum Ackerbau, der Viehzucht, der Gewerbe und des Handels geeignet sind, und auch diese Einrichtung erhalten haben, nicht um die Eingebornen zu civilisiren, weil daran gar nicht zu denken sey, sondern um das Land durch Europäische Kultur zu nutzen, und Auswanderer von daher anzuziehen, um auch diesen fünften Welttheil, wie den vierten, Amerika, einstens ergiebig für den Austausch der Naturprodukte zu machen, also ergiebig für den Welthandel. Ein Mehreres über diese Kolonien, s. weiter unten.

Die Uebersiedelungen der Franzosen nach andern Welttheilen, um daselbst Kolonien zu gründen, geschah eigentlich erst unter Ludwig dem Vierzehnten, obgleich schon vorher Versuche von den Franzosen gemacht worden, um Antheil an dem Indischen Handel zu haben, wie z. B. von einigen Handelsleuten aus Rouen, im Jahre 1535; allein Genonville, ihr Anführer, ward am Vorgebirge der guten Hoffnung durch heftige Stürme auf unbekannte Küsten verschlagen, von wo aus er mit Mühe nach Europa wieder gelangte. Nach diesem ersten mißlungenen Versuche schickte eine in

Bretagne entstandene Gesellschaft in eben der Absicht zwei Schiffe aus, allein Pyrard, der sie führte, kam auf die Maldiven an, und bekam sein Vaterland erst wieder nach einer zehnjährigen unheilvollen Schifffahrt zu sehen. Noch eine andere Gesellschaft, deren Haupt Girard ein Niederländer, war, schickte im Jahre 1616 einige Schiffe nach der Insel Java aus, die auch mit solchen Ladungen zurückkamen, um die Interessenten schadlos zu halten; aber die zu schwach waren, um dadurch zu neuen Unternehmungen aufgemuntert zu werden. Der Kapitain Regimont, welcher den Ablauf dieses nutzlosen Privilegiums abgewartet hatte, munterte verschiedene Kaufleute zu Dieppe auf, ihr Glück in Indien zu versuchen. Regimonts Reise soll glücklich ausgefallen seyn; denn er stand mit dem Schiffshauptmann Ricault in Verbindung, und that mehrere Reisen nach Indien. Seine Reise im Jahre 1635 und die Privatgesellschaft, die er dazu stiftete, war nur eine Folge einer 1633 von ihm dahin unternommenen glücklich ausgeschlagenen Reise; auch erhielt die Gesellschaft 1642 ein ausschließendes Privilegium. Die eigentlichen Kolonisirungen von Seiten der Französischen Regierung gingen von Colbert unter Ludwig dem Vierzehnten aus. Er legte diesem Könige den Plan einer Ostindischen Gesellschaft vor, der genehmiget und der Gesellschaft auf funfzig Jahre ertheilt wurde. Alle Fremde, die sich mit 20,000 Livres daran betheiligten, sollten die Rechte geborner Unterthanen erhalten, ohne sich naturalisiren zu lassen. Das Kapital der neuen Gesellschaft sollte 15 Millionen Livres betragen, wozu das Ministerium an 3 Million. Liv. vorstreckte, das Uebrige schoß die Nation zu. Die erste Uebersiedelung dieser Kompagnie sollte in Afrika auf Ma-

dagaskar geschehen; allein sie mißlang, wegen der Rohheit der Insulaner, die von keinen Fremden auf ihrer Insel etwas wissen wollten, und sich auch bis auf die neueste Zeit ihre Unabhängigkeit erhalten haben. Man richtete nun seinen Lauf mit den Schiffen nach Ostindien, wo die Gesellschaft durch die Kunstgriffe eines gewissen Markarat aus Ispahan gebürtig, der aber in Französischen Diensten stand, die Freiheit erhielt, Faktoreyen an verschiedene Küsten Indiens anzulegen; auch versuchte man Antheil am Japanischen Handel zu bekommen, den aber die Holländer hinderten. Die Franzosen machten nun hier Surate auf Guzurate zum Mittelpunkte ihres Ostindischen Handels, weil sich hier eine Menge von Indiern, Persern, Arabern, Armeniern, Juden und Europäern befand; dieses geschah im Jahre 1668 unter Anführung von Caron einem Kaufmanne, der in den Diensten der Holländischen Gesellschaft ergrauet war. Allein auch hier fand derselbe nicht die gewünschte Lage für den Französischen Handel mit Indien; er beschloß daher sich an der Bay von Trinkonomale auf der Insel Ceylon niederzulassen, wohin er auch ein starkes Geschwader führte, das man ihm von Europa aus unter den Befehlen des la Haye geschickt hatte und dessen Verrichtungen er leiten sollte. Aber auch diese Expedition hatte, wegen der Holländer, die sich hier schon niedergelassen hatten, nicht den erwünschten Erfolg, und man war genöthiget mit den noch übrig gebliebenen Schiffsleuten und Truppen sich nach der Küste von Koromandel zu begeben, und sich auf Pondichery niederzulassen, und hier den Hauptsitz der Französischen Herrschaft zu gründen, welches unter Colberts Ministerium 1670 geschah. Hierzu wirkte besonders ein gewisser Kaufmann Martin, der sich auf dem Geschwader des la Haye befand.

Die Privatniederlassungen, die der Minister Colbert für Frankreich auf den Westindischen Inseln ankaufte, waren zu Martinique, Guadeloupe, St. Lucie, Grenada ꝛc. Auch wurden Kolonisten nach Cayenne übergesiedelt, und ein Theil von St. Domingo von den Flibustiern gewonnen. Auf dem Festlande von Amerika hatten sich Franzosen in Canada, Akadien und Terreneuve angesiedelt, diese Besitzungen 1713 aber im Utrechter und 1762 im Pariser Frieden an England abgetreten, so wie Louisiana an Spanien, erhielten es jedoch wieder und verkauften es 1803 an Nordamerika. — Im Jahre 1720 besetzten die Franzosen die Holländischen Inseln, in Ost-Afrika, Isle de France und Bourbon, und im Jahre 1830 Algier. Von allen früheren Kolonien der Franzosen in den drei andern Welttheilen war die ergiebigste St. Domingo, das vor der Revolution 170 Millionen Livres einbrachte und über 40,000 freie Einwohner enthielt. — Man wollte behaupten, daß wenn die beiden Ostindischen Gouverneure Labourdonnais und Dupleix sich hätten verstehen können, Frankreich in jener Zeit und durch diese Männer leicht zur Herrschaft Indiens gekommen wäre; denn die Französische Macht suchte die Englische zu verdrängen; allein so erhielt diese die Oberhand; sie schleiften 1761 Pondichery und entriß den Franzosen fast alle Besitzungen außer Isle de France, Bourbon, Carical, und dem geschleift zurückgegebenen Pondichery; allein auch diese gingen meist in der Revolutionszeit in den Kriegen mit England verloren, und nur die Insel Bourbon blieb ihnen. Nach der Wiederherstellung der Bourbonen in Frankreich, 1814, oder der sogenannten Restauration Frankreichs behielt dasselbe an Kolonien in Asien: Mahe, Carikal und Pondichery, nebst Komptoieen und Handelslogen an mehrere anderen Orten; in Afrika: ei-

nige Niederlassungen in Sahara, Senegambien, Guinea und auf der Insel Madagaskar, und die Insel Bourbon; dann erkämpfte es Algier 1830; in Amerika: die Fischer-Inseln St. Pierre und Miquelon, Desiderad, Marie galante, les Saintes, und ein Stück von Guiana mit Cayenne. Sämmtliche Kolonien enthalten 850 Quadratmeilen mit ½ Million Einwohner, außer Algier. Diese Kolonien, außer Algier, sind größtentheils in Absicht des Handels errichtet worden, nach dem Vorbilde der Holländischen. Eigentliche Pflanzörter zur Uebersiedelung von Kolonisten aus dem Mutterlande und anderer Länder, um hier sich festzusetzen, Ackerbau, Gewerbe und Handel zu treiben, und dadurch die Macht des Mutterlandes zu vergrößern, kann vielleicht in dem Kolonisationsprincipe der ersten Erwerbungen der Franzosen gelegen haben; allein sie kamen an den wenigsten Orten zur Ausführung, und so beschränkte man sich nur auf den Handel; da auch die Bekehrungsversuche der Einwohner der Inseln ꝛc. durch die Jesuiten nicht recht gelangen, da sie nicht lauter waren, sondern diese sich selbst mit dem Handel beschäftigten, und nicht ihrem Berufe getreu blieben, worin sie es auch durch Strenge versahen, so daß auch von dieser Seite nicht auf die kulturlosen Bewohner der Ansiedelungen gewirkt werden konnte, obgleich die ersten Missionen im Geiste der Liebe des Christenthumes handelten und sich dadurch an mehreren Orten Liebe erwarben; allein sie arteten aus, blieben nicht ihren Hauptgrundsätzen treu, und mischten sich auch in die Politik der Landesfürsten, welches man nicht gut heißen wollte, und daher hatten ihre Unternehmungen auch von dieser Seite nicht den erwünschten Fortgang. Was nun Algier betrifft, welches Land zu einer Ackerbaukolonie umgewandelt werden soll, so wird Manches darüber weiter unten vorkommen.

Die Uebersiedelungen der Dänen und Norweger nach Ostindien geschahen nur in Absicht des Handels. Der Erste, welcher dazu Veranlassung gab, war der Holländische Faktor Boschower, der von seiner Nation den Auftrag erhalten hatte, mit dem Könige von Ceylon einen Handelstraktat zu schließen. Dieser Regent nahm den Boschower nicht nur gütig auf, sondern Letzterer wußte sich auch bei demselben so beliebt zu machen, daß er das Haupt seines Staatsrathes und sein Admiral ward, dabei den Titel eines Prinzen von Mingone erhielt. Durch diese Ehrenbezeugungen berauscht, reisete er nach Europa zurück, um mit seinem Dienste bei seinen Landesleuten zu prahlen. Die Holländer, als strenge Republikaner, spotteten seiner, nannten ihn einen betitelten Sklaven eines Asiatischen Hofes, und beleidigten dadurch seinen Ehrgeiz so sehr, daß er die Republik verließ und zu Christian dem Vierten, Könige von Dänemark reisete, um ihm seine Dienste und sein Ansehen in Ceylon anzubieten. Seine Vorschläge fanden Gehör; es wurden sechs Schiffe ausgerüstet, und mit diesen segelte er am 30sten März 1619 dahin ab, um den Handel der Dänen in Indien zu gründen und zu befestigen. Drei der ausgerüsteten Schiffe gehörten der Regierung und drei der sich gebildeten Ostindischen Gesellschaft. Der Tod Boschowers auf der Seereise vernichtete aber alle Hoffnungen der Dänen; denn wenn sie auch nach Ceylon fuhren, so wurden sie doch daselbst nicht gut aufgenommen, und Owen Giedde von Tommerup, ihr Anführer, sah sich daher genöthiget sie nach Tanjore, dem der Insel am nächsten liegenden festen Lande zu bringen. Hier suchten nun die Dänen sich anzusiedeln, und ihr Gesuch darum bei den Landesfürsten fand Gehör, sie erhielten ein fruchtbares Stück Landes, worauf sie anfangs Trankebar oder Tranquebar

und nachher die Festung Dansburg anlegten, die zur Vertheidigung der Stadt und der Rhede hinreichend war. Das Kapital der Gesellschaft betrug 250,000 Thaler in 250 Aktien, und hiermit machten sie ziemlich ansehnliche Geschäfte in allen Gegenden Indiens. Dieses Glück dauerte aber nicht lange; denn die Holländer, eifersüchtig auf den glücklichen Fortgang des Dänischen Handels, suchten die Dänen nach und nach von allen Märkten durch ihr Uebergewicht zu verdrängen. Hierdurch sah sich die Gesellschaft auch veranlaßt ihr Privilegium wieder zurückzugeben, und ihre Besitzungen der Regierung zu überlassen, für die Summe, die man ihr schuldig war. Auch eine zweite Gesellschaft unter Christians des Fünften Regierung 1670 errichtet, war noch viel unglücklicher in ihren Unternehmungen, und erlosch 1730. Eine dritte Gesellschaft die den Namen Königl. Asiatische Handelsgesellschaft führt, und 1732 gestiftet wurde, besteht noch jetzt. Außer Tranquebar nebst Gebiet in Ostindien; und in Afrika Niederlassungen in Guinea, erwarben die Dänen auch noch die Inseln St. Thomas, St. Jean und St. Croix in Westindien. Die Letztere erkauften sie von Frankreich 1733, die Erstere hatten sie aber schon 1668 in Besitz und unter Friedrich dem Vierten gründeten sie ihre seitdem vermehrten Kolonien auf Grönland, mittelst der Mission des Predigers Egede. Da die Kolonien der Dänen sich nur auf den Handel beziehen, so kommen sie auch nur in dieser Beziehung in Betrachtung, nicht aber als Ackerbau treibende Kolonien; denn Uebersiedelungen von Dänen und Norwegern aus dem Mutterlande nach den gewonnenen Kolonien sind nur immer sehr spärlich geschehen. Die Besitzungen der Dänen zusammen in den genannten Welttheilen betragen 329½ Quadratmeilen mit 101,787 Ein-

wohnern von denen 50,000 auf die Besitzungen in Asien und 42,787 auf diejenigen in Westindien kommen. — Auch die Schweden haben es versucht Kolonien anzulegen, aber nach einem noch geringerem Maaßstabe, als die Dänen. Erst nach der Regierung Karls des Zwölften (denn bis dahin waren ihre Unternehmungen mehrentheils kriegerisch) fing man an, sich mit staatswirthschaftlichen Gegenständen und mit Wissenschaften und Künsten ernstlich zu beschäftigen. Man fing an den Handel nach Indien zu berücksichtigen. Ein reicher Kaufmann zu Stockholm, Heinrich König, gab diesem Entwurfe Beifall und machte, daß ihn der Reichstag 1731 gut hieß. Man errichtete nun eine Ostindische Gesellschaft, der man das ausschließende Privilegium auf funfzehn Jahre ertheilte, jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung Handel zu treiben. Um nun so viel, als möglich, die Vortheile des freien Handels mit denen einer privilegirten Gesellschaft zu vereinigen, da sich mehrere Bürger dagegen auflehnten, setzte man fest, daß die Kapitalien nicht bestimmt seyn sollten, und daß jeder Aktieninhaber seine Einlagen am Ende jeder Reise wieder zurück fordern könne. Da nun die Interessenten mehrentheils Fremde waren, so sicherte man dem Lande dadurch einen Gewinn, daß man 1500 Reichsthaler, (1000 Conventionsgulden) pro Last eines jeden Fahrzeuges, welches sie spediren würden, an die Regierung zahlen ließ. Die Gesellschaft richtete ihren Handel hauptsächlich, wie die Dänen, auf China, und sie war in ihren Unternehmungen, besonders mit dem Theehandel, nicht unglücklich. Die Reichsstände erneuerten daher das Privilegium 1746 und verlangten, statt der alten Abgabe eine neue von 50,000 Thalern Silbermünze (22,222 Rthlr. $5\frac{1}{3}$ Ggr.) für jedes Schiff. Dieser Vertrag wurde bis 1753 genau erfüllt; dann aber dahin abgeändert, daß die Regie-

rung mit einer Abgabe von zwanzig Prozent von dem Thee und den andern Indischen Waaren sich begnügte, die im Königreiche verbraucht wurden, statt der 50,000 Thaler, die sie seit sechs Jahren für jedes Schiff erhalten hatte. Das Privilegium wurde nun von zwanzig zu zwanzig Jahren erneuert, und der Sitz der Direktoren der Gesellschaft, überhaupt das Geschäftsbureau, war zu Gothenburg. Die Kapitalien waren anfangs von einer Reise zur andern verschieden. Nach der Mitte des verwichenen Jahrhunderts wurden sie auf sechs Millionen Thaler festgesetzt, von denen nur vier Millionen eingeschossen worden sind. Die Dauer dieser Gesellschaft war bis 1814, und die Kolonisirung der gewonnenen kleinen Westindischen Insel St. Barthelemy von Frankreich mit ungefähr 9000 Einwohnern. Schweden tritt daher nicht in die Reihe derjenigen Staaten, welche durch ihren Handel sich zugleich große Außer-Europäische Besitzungen erworben haben, um Einwohner dahin zu übersiedeln, und so diese gewonnenen Ländereyen durch Religion, Sitten und Gebräuche, an das Mutterland zu fesseln oder knüpfen. Seine Einwohner treten bloß als eine Handlung treibende Nation auf, um dadurch dem Lande einen Gewinn zu bringen, indem das Land auch nicht die Kosten auf Kolonien verwenden kann, um dereinst dadurch reichhaltige Früchte zu ziehen; es muß die Gegenwart im Auge haben, also auch den Aktivhandel, wo er sich ihm nur Gewinn bringend darbietet, und dieses Princip hat die Regierung in Schweden auch stets befolgt, wodurch das eigene Land in der Kultur und im Wohlstande stets gestiegen ist. — Von den großen Deutschen Staaten versuchte Oesterreich unter Kaiser Karl dem Sechsten Handelsverbindungen mit China anzuknüpfen, und man errichtete 1722 eine Kom-

pagnie in Ostende, die aber schon 1731 wieder aufgehoben wurde. Auch versuchte man es mit einer Niederlassung im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts auf den Nikobarschen Inseln in Ostindien; allein das ungesunde Klima verursachte die Aufhebung derselben, und so ist weiter an keine Kolonie in neuerer Zeit gedacht worden. — Auch Preußen hatte schon 1682 eine Afrikanische Handelsgesellschaft in Guinea gestiftet, und errichtete daselbst die Kolonie von Groß-Friedrichsburg*). Der Churfürst Friedrich Wilhelm der Große, der sein Land in jeder Beziehung erheben und glücklich machen wollte, und so auch durch den Handel, war der Stifter derselben. Der Churfürst Friedrich der Dritte, sein Sohn, der nachherige König Friedrich der Erste, suchte diese Niederlassung zu befestigen, und die Holländer zu bewegen, die weggenommenen Werke zu Akkada und Tukkarary zurück zu geben, welches sich aber bis zum Jahre 1694 verzögerte. Die Gesellschaft war in eine sehr üble Verfassung gerathen, obgleich sich der Oberpräsident von Dankelmann der Gesellschaft kräftig annahm; denn Raulé, ihr Vorsteher, hatte sie um vieles Geld gebracht; sie steckte in einer Schuld von 45,000 Thalern, ohne Mittel und Aussichten solche zu decken. Der Churfürst beschloß aber die Gesellschaft aufrecht zu erhalten und eröffnete zu deren Besten eine Anleihe von 70,000 Thalern, worauf sie in den Stand gesetzt wurde, 1690 sechs Schiffe auszurüsten, und solche nach Guinea und St. Thomas zu senden. Die Brandenburgische Kolonie auf der zuletzt erwähnten Insel erlitt aber wieder in dem erwähnten Jahre einen ansehnlichen

*) Pauli, Preußische Staatsgeschichte, Bd. 7, woselbst man von S. 483—528 eine vollständige Geschichte der Afrikanischen Handelsgesellschaft findet.

Verlust, indem ihr von dem Dänischen Statthalter das Waarenlager und eine Schiffsladung Sklaven für angebliche Forderungen weggenommen wurden. Ungeachtet dieser wiedrigen Ereignisse wollte der Churfürst dennoch eine Amerikanische Handlungsgesellschaft zu Emden errichten, nach dem ihm von einigen Englischen und Holländischen Kaufleuten übergebenen Plane; allein Kriege, worein er verwickelt ward, verhinderten die Ausführung dieses Planes, und er mußte auch die erstere Gesellschaft, ihrem Schicksale überlassen, die um so mehr herabsank, da die Theilnehmer der Gesellschaft besonders Raulé, bloß ihren Privatnutzen dabei beabsichtigten. Auch fielen mehrere Schiffe, während des Spanischen Erbfolgekrieges, in Französische Hände, so daß dieses Handelsunternehmen immer mehr seinen Kredit verlor; allein der König Friedrich der Erste wollte dieses Unternehmen immer noch nicht aufgeben, eine so große Vorliebe hatte er für dieses Institut gefaßt; er glaubte es aufs Neue zu erheben, nachdem Raulé in Untersuchung gezogen und auf die Festung gekommen war. Der Tod übereilte ihn in seinem Vorhaben, und sein Nachfolger König Friedrich Wilhelm der Erste verkaufte die Besitzungen in Afrika im Jahre 1718 für 7200 Dukaten und zwölf Neger an die Holländer, da er von deren Wiederherstellung doch nichts hoffte. Zu einer eigentlichen Uebersiedelung von Preußen ist es bei der Kolonie Friedrichsburg nicht gekommen; es war bloß eine Handelskolonie, die ihr Privatinteresse wahrnahm, aber nicht das Interesse des Staates berücksichtigte, mithin mußte sie ihr Ende erreichen. — Rußland bedarf selbst der Kolonisten, um seine umfangreichen Ländereyen in Asien, besonders Sibirien, zu bevölkern, mithin kann es keine Besitzungen in Afrika, Amerika und Neuholland erwerben, damit sich Russische Unterthanen dort niederlassen

können, um für das Mutterland zu arbeiten; was Rußland hierin thut, sind bloß Handlungsniederlassungen, wie z. B. an der Nordwestküste von Amerika, wegen des Pelzhandels. Unter der Kaiserin Katharina der Zweiten, 1787, fing man an Pelzkolonien auf den Kurilen, Aleuten ꝛc. anzulegen; allein die Bevölkerung darauf ist nur geringe; denn auf den Aleuten von 480 Quadratmeilen, leben kaum 300 Einwohner; aber auf den Kurilen ist ihre Anzahl auf 7000 gestiegen. Rußland hat die Einwanderungen Fremder in seine Staaten anfangs sehr begünstiget, wie z. B. der Würtenberger in Grusinien seit 1817, und diese Uebersiedelungen haben sich in Bessarabien, in den Südrussischen Provinzen, und am Kaukasus glücklich bewährt. So z. B. haben sich in der Provinz Bessarabien von 1814—18 über 8300 Kolonisten, aus Polen, Preußen und Deutschen bestehend, angesiedelt, und viele Dörfer angelegt, welche die Namen nach den Siegen der Russen über die Franzosen erhalten haben, z. B. Kulm, La Fere Champenoise, Brienne, Leipzig, Paris, Arcis ꝛc. Besonders thätig zeigte sich dabei das Versorgungs-Comité für Kolonisten im südlichen Rußland zu Cherson. Da aber die Auswanderungslust aus Deutschland und der Schweiz nach Rußland unverhältnißmäßig nach den Mitteln stark zunahm, so mußte schon 1819 die Ertheilung der Pässe für die Einwanderer beschränkt werden. Nach einem Ukas vom Juny 1822 wurde es allen Kronbauern der nicht fruchtbaren Gouvernements erlaubt, sich in dem fruchtbaren Theile des südlichen Sibiriens niederzulassen. Was die Militairkolonien Rußlands anbetrifft, so wird darüber weiter unten etwas vorkommen. — Auch die Nord-Amerikanischen Freistaaten haben in Afrika auf der Pfeffer- oder Malaguetta-Küste ein großes Gebiet angekauft, und daselbst die freie Ne-

gerkolonie Liberia angelegt, wohin die südlichen Staaten Nordamerikas mit Ausnahme von Süd-Karolina, ihre jungen Sklaven schicken, weil die Negerbevölkerung immer mehr überhand nimmt, und Haity als warnendes Beispiel diesen Schritt rechtfertiget, um nicht eine Empörung und Befreiung der Neger in Gewinnung des Uebergewichtes eintreten zu sehen. Im Jahre 1821 zählte man 380 Personen in dieser Kolonie. Man betrachtet sie als Ableiter bei jeder auszubrechenden Empörung der Neger. — So weit die Uebersicht der Anlegung von Kolonien oder der Uebersiedelungen von Völkertheilen aus einem Lande in das andere, theils zum Vortheile des Mutterlandes, von dem sich Einwohner in ferne Länder übersiedelten mit Hülfe der Regierungen, welche die Ländereyen durch Eroberungen, Kauf ꝛc., erwarben, theils auch aus freiem Antriebe, um sich ein besseres Loos zu bereiten, als man es in seiner Heimath zu finden glaubt; also durch Auswanderungen nach den Besitzungen fremder Staaten von den ältesten Völkern an bis auf die neuere Zeit. — Es ist hier aber noch nöthig die neueste Auswanderungssucht einiger Völker besonders der Deutschen, die auch mit ihrem Vaterlande unzufrieden zu werden anfangen, theils durch politische, theils durch religiöse Conflicte veranlaßt, und durch Emissaire ermuntert, hier näher in Betrachtung zu ziehen, um so mehr, da Deutschland noch nicht an Uebervölkerung leidet, ja in manchen Theilen es noch selbst an arbeitenden Händen fehlt, besonders in den nördlichen Provinzen und in den angrenzenden Ländern, wo die Deutsche Zunge waltet, wie in Preussen ꝛc.

Lange schon hat die Auswanderungslust der Engländer und Franzosen bestanden, wozu ihnen ihre Kolonien in andern Welttheilen Veranlassung gaben. Bei Beiden nach Nordamerika, und bei den Ersteren

noch besonders nach Neuholland, wo Kolonien von Deportirten auf Neu-Südwales und auf der Insel Van-Diemensland angelegt worden, wohin bald aus England und Irland sich freiwillige Ausgewanderte gesellten, wozu besonders bei den Irländern Noth und Bedrückungen trieben. Diese Auswanderungen, die besonders im verwichenen und zu Anfange dieses Jahrhunderts geschahen, hatten auf die Deutschen keinen besonderen Einfluß, hin und wieder ging die Uebersiedelung von Einzelnen wohl vor sich; allein sie hatte keinen Einfluß auf den niederen Städter und auf den Landmann. Es waren einzelne Unzufriedene mit ihrem Zustande oder auch durch die Hoffnung angetrieben, in den Freistaaten Nordamerikas ein besonderes Glück zu machen. Kurz alle mit ihrer Oekonomie oder mit andern Zuständen des öffentlichen und Privatlebens Zerfallene suchten eine neu aufgehende Sonne in den erwähnten aufblühenden Freistaaten. Besonders aber machten die Zustände der Französischen Revolution, der sich dadurch verbreitete Freiheitssinn, die Unzufriedenheit mit manchen Regierungszuständen, die Französisch-Deutschen Kriege am Anfange dieses Jahrhunderts, die besonders Süd-Deutschland hart trafen, bei manchem Freistehenden die Lust zum Auswandern rege; er suchte sich mit seinem Ersparten oder seinem Vermögen den Fesseln, in denen er in seinem Vaterlande zu schmachten glaubte, zu entziehen, um ein neues Vaterland in einem andern Welttheile zu finden. Hierzu gesellten sich nun Handwerker, Künstler ꝛc., die ihr Glück zu machen hofften, aber auch Bankerottirer oder Banqueroutiers und andere Betrieger, irrende Ritter aller Art, die keinen bestimmten Lebenszweck hatten, sondern sich in den Strudel auf gut Glück zu stürzen suchten, um für sich Etwas zu erspähen ꝛc. Dieses waren die Anfänge der Uebersiedelungen von den Deutschen nach Amerika,

die, wie schon erwähnt, anfangs noch nicht den untern Bürgerstand und den Landmann trafen, bei diesen war der Sinn auszuwandern noch nicht geweckt, obgleich die Noth durch ein gewisses Zusammendrängen des Volkes in einigen Theilen des südlichen Deutschlands wohl dazu veranlassen konnte. Die Französisch-Deutschen Kriege, der immerwährende Wechsel mit Einquartierungen fremder Gäste, überhaupt die politischen Zustände Deutschlands bis zum Befreiungskriege, unterdrückten jeden aufkeimenden Gedanken sein Vaterland zu verlassen. Nur erst nach dem Befreiungskriege, bei den mancherlei Wirren in dem Hochgefühle der Befreiung vom fremden Joche, die sich auf Staat und Kirche bezogen, demagogische Umtriebe veranlaßten, wurde Mancher zum Auswandern genöthiget; hauptsächlich aber durch die eintretende Gewerbsnoth, die sich gleich nach dem Befreiungskriege durch die Ueberfüllung des Marktes mit fremden Waaren, hauptsächlich Englischen, zeigte, die durch die Continentalsperre unter Napoleon zurückgehalten worden, bei der Oeffnung der Häfen in solcher Menge auf den Continent und hier nach Deutschland überströmten, daß keine Concurrenz mit ihnen, besonders mit den Schnitt- und Quincaillerie-Waaren, möglich war; hierdurch sanken nun die Deutschen Manufakten und Fabrikate, und viele Arbeiter kamen dadurch außer Brod, daß die Deutschen Fabrikherren nun auch genöthiget waren, Maschinen einzuführen, um hierdurch die Waaren billiger liefern zu können. Hierzu kam nun noch im südlichen Deutschland, namentlich in den Rheinlanden, eine etwas starke Volksmenge, die keine Arbeit, und also auch keine hinlänglichen Subsistenzmittel sich verschaffen konnte, durch die neueren Gewerbs- und Handels-Conjunkturen herbeigeführt. Die Schilderungen von Amerikas Glückseligkeiten und den Auswanderungen aus vielen Europäischen Län-

dern dahin, welche Emissaire der Kolonisten von Amerika, denen es an Leuten zum Ackerbaue fehlte, zu verbreiten suchten; dazu auch noch die Schilderungen von dem Zustande der Amerikaner in Schriften und öffentlichen Blättern, die man den Leuten in die Hände zu spielen suchte, verursachten, namentlich von den 1820ger Jahren an, eine, fast allgemein in dem westlichen und südlichen Deutschlande verbreitete, Aufregung zum Auswandern nach Amerika unter den Handwerkern und Landleuten, und auch das wirkliche Abziehen von Vielen dort hin, indem sie Alles verkauften, was ihnen an Land, Mobiliar ꝛc. zugehörte, um sich die Mittel dazu zu verschaffen. Schiffe fanden sich, um die Auswanderungslustigen aufzunehmen, vor, und die Regierungen verhinderten sie nicht an der Ausführung ihres Vorhabens, und so geschahen, besonders in den 1830ger Jahren, die Auswanderungen nach Amerika zu Hunderten, ja Tausenden von Handwerkern und Landleuten, durch glänzende Vorspiegelungen verlockt.

Brauns*) sagt: „Nach einem beinahe vierjährigen Aufenthalte aus Amerika zurückgekehrt, gewahrte ich mit innigem Schmerze die jetzt leider täglich zunehmende Nahrungslosigkeit und Armuth (in Deutschland), und fand mich dadurch bewogen, über die Mittel nachzudenken, wodurch diesem jammervollen, unsere höchste Theilnahme in Anspruch nehmenden Zustande abgeholfen und die Lage der zahlreichen Nothleidenden unserer Zeit verbessert werden könnte. Ich überzeugte mich bald, daß ich meine Muße nicht besser benutzen könnte, als ihren Blick auf ein Land zu leiten, wo ich so viele Tausende von Unglücklichen, Verfolgten und Heruntergekommenen wieder zum Glück

*) Skizzen von Amerika ꝛc., von Dr. Ernst Ludwig Brauns. Halberstadt, 1830, S. 3 u. f.

und Wohlstand, zur Ruhe und wahren Zufriedenheit, so viel sie unser unvollkommener Zustand hienieden nur gestattet, habe gelangen sehen, wo mein theilnehmendes Herz an dem erheiternden und hochbelebenden Blick einer verjüngten Menschheit sich innig ergötzte. Vorzüglich solchen Unglücklichen, die zu arbeiten im Stande sind, aber wegen überhäufter Kompetenten (insonderheit im Handels- und gewerbetreibenden Stande) keine Arbeit und keinen Absatz zu finden vermögen*), empfehle ich diese Zeilen. — Liebe zum Vaterlande ist wahrlich eine höchst schätzenswerthe Tugend, die Liebe zu seinen Kindern und seiner Familie ist unstreitig aber von höherem Werthe. Von dieser Wahrheit überzeugt, frag' ich Jeden, wer am würdigsten handelt: derjenige, der mit seiner Familie in dem Dorfe, worin er geboren, kärglich und in gänzlicher Abhängigkeit von einem Reichen oder Mächtigen lebt, oder der, der nach einem gesunden und herrlichen Neulande auswandert, wo seiner Arbeit nicht nur die gebührende Achtung gezollt wird, sondern auch seinen Lebensbedürfnissen weit reichlichere Mittel durch eigenen Fleiß zu Gebote stehen? In Oberkanada kann z. B. der fleißige und thätige, an Müßiggang und Verschwendung nicht gewöhnte Auswanderer, wenn er die vom Lande ihm dargebotenen Vortheile gehörig benutzt, in zwei oder drei Jahren Geld genug erübrigen, funfzig Acres Freiland

*) Wie sehr die Armuth und die Nahrungslosigkeit sowohl im nördlichen, als südlichen Deutschland gegenwärtig zunehmen, belehrt uns ein Blick in die in denselben erscheinenden Provinzialblätter. Nach Letzteren haben die gerichtlichen Verkäufe von Bauerngütern und Häusern seit dreißig Jahren sich mehr als verdoppelt. Was sollen die armen, von Haus und Hof gejagten Leute hier beginnen? Und wie Viele von ihnen vermehren nothgedrungen die Reihen der Diebe und Räuber?

zu erkaufen. Er besitzt dann das Recht, einen Geschworenen (Jury) und einen Repräsentanten ins Parlament wählen zu dürfen, ist auch zu diesen Ehrenstellen eben so gut wählbar, als der Beamte (Friedensrichter) eines Kirchspiels in England; ja er findet sich dort überall so geachtet und angesehen, als ein freier Gutsbesitzer nur irgendwo geachtet werden kann. Seine Familie sieht er um sich her aufwachsen, alle mit der festen angenehmen Ueberzeugung in die Zukunft blickend, daß, wenn sie zu reifen Jahren gelangt, sie sich einer gleichen Unabhängigkeit erfreuen werde. Dies ist kein phantastisches Gemälde, sondern nur eine schwache Darstellung von dem, was ich dort mehrere tausend Male im wirklichen Leben angetroffen. Wäre der leidenden und darbenden Armuth kein Mittel vergönnt, ihre elende Lage zu bessern, wäre sie durch ein hartes Geschick verdammt, diese Uebel unvermeidlich ewig zu erdulden, so würde ich, glaub' ich, der Letzte seyn, der muthwilliger Weise die leidende Menschheit angriffe; doch wenn Menschen in diesem Zustande von den die Auswanderung begleitenden Beschwerden und den Opfern sprechen wollen, die der Gedanke daran ihren Gefühlen auflegt, so muß ich gestehen, daß ich in solchen Zeichen der Schwäche und Thorheit nicht mit einstimmen kann. Allein der Mehrheit derer, von denen ich eben geredet, muß ich Gerechtigkeit widerfahren lassen, hier zu bemerken, daß sie sehnlich wünschen, nach Amerika oder nach irgend einem Lande zu gehen, wo ihnen die Hoffnung leuchtet, sich oder ihre Familien durch eine Veränderung verbessern zu können; nur über den Mangel an Mitteln finde ich sie klagen, der sie von der Ausführung ihres Vorhabens abhält. Dies veranlaßt mich, hier ein paar Worte an die Höhern und Vornehmern meines Vaterlandes zu richten. „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde", sprach der

große Schöpfer des Weltalls; allein die zu angehäufte und gedrängte Volksmasse meines Vaterlandes befindet sich jetzt in einem, mit dieser großen Vorschrift unvereinbaren Zustande. Manche Personen von mittelmäßigen Vermögensumständen fühlen sich vom Heirathen aus der Besorgniß zurückgehalten, sich und ihre Nachkommen in Dürftigkeit und Noth zu stürzen; Andere von größerem Vermögen suchen eine Art ehelicher Gemeinschaft, mehr auf Gleichheit des Vermögens, als auf gegenseitige Liebe und Zuneigung zu gründen, da doch diese allein die sichersten Grundlagen künftigen Glückes gewähren können. Unter der niedrigen Klasse wird die Ehe durch die Wohlhabendern zurückgehalten, wenn sie nicht im Stande ist, genügende Mittel zur Ernährung ihrer Nachkommen aufzuweisen. Wir dürfen uns über diesen Zustand der Gesellschaft nicht wundern, er ist die natürliche Folge von Reichthum und Wohlstand einer Nation; daß er wirklich Statt findet, kann nicht bezweifelt werden, und daß man ein gegen die daraus hervorgehenden Uebel bewährtes Mittel allgemein verlangt, ist gleichfalls klar, und was dies für ein Mittel seyn muß, scheint mir gleichfalls klar, nämlich Auswanderung. Die Erde füllen heißt: aus solchen übervölkerten Gegenden, wie wir deren jetzt in Deutschland, Frankreich und besonders England nicht wenige antreffen, auswandern; und deshalb sollte man zur Unterstützung einer überflüssigen Volksmasse, die trotz allem Elende, das einst unfehlbar die Nachkommenschaft dürftiger Ehen treffen wird, noch stets im Zunehmen begriffen ist, Mittel ergreifen, dem Theile unserer Bevölkerung, der uns sonst zur Last fallen wird, Luft zu machen. Dies halt' ich nicht bloß in politischer Hinsicht für den Nationalwohlstand wesentlich nothwendig, sondern in moralischer und religiöser Rücksicht für Pflicht aller Regierungen, denen

das Heil ihrer Unterthanen wahrhaft am Herzen liegt. Als Abraham und Lot aus Aegypten zurückkehrten und aus den Streitigkeiten ihrer Hirten sahen, daß ihre Heerden zu zahlreich würden, als daß das Land sie genügend zu ernähren vermochte, sprach Abraham zu Lot: „Lieber, laß nicht Zank seyn zwischen mir und dir, und zwischen meinen und deinen Hirten, denn wir sind Brüder. Steht dir nicht das ganze Land offen? Scheide, ich bitte dich, von mir. Und Lot hub seine Augen auf und sahe die Ebene des Jordans wohl bewässert. Da erwählte Lot für sich die ganze Gegend am Jordan und zog gegen Morgen. Also schied ein Bruder von dem andern.“ Und so hat man es in allen folgenden Zeiten bis jetzt gemacht und keine Nation hat dies sowohl in politischer, als moralischer oder religiöser Hinsicht mit mehr Erfolg gethan, als die Engländer. Obgleich die Englische Regierung in diesem Betrachte viel geleistet hat, so glaube ich doch, hat sie noch nicht genug gethan. Als ein Streit zwischen Abrahams und Lots Hirten entstand, finden wir noch keine Strafgesetze verordnet, Uebel zu unterdrücken oder zu bestrafen, die als eine natürliche Folge daraus hervorgingen, daß das Land nicht im Stande war, sie zu ernähren, so daß sie neben einander wohnen könnten; wir finden aber, daß der große Patriarch das natürliche Mittel für die natürlich daraus entstehende Unordnung vorschlug, nämlich die Ursache derselben durch eine freundschaftliche Scheidung zu entfernen; und Lot wählte sich die Gegend am Jordan und zog gegen Morgen. Dieser kritische Zeitpunkt ist jetzt für Deutschland eingetreten. Die Bevölkerung ist hier so groß, daß das Land sie nicht mehr zu ernähren im Stande ist; und um das daraus entstandene Elend zu lindern, empfehle ich anspruchslos, aber ernstlich, den Nothleidenden und allen ihren abneh-

menden Wohlstand Betrauernden die fruchtbaren Thäler des St. Lorenz, Ohio, Missisippi und Missuri, welche sie überall wohl bewässert finden werden. Ich bin es fest überzeugt, Keiner wird es zu verneinen wagen, daß neun Zehntheile der täglich vor unsern Augen bestraften Verbrechen daraus entspringen, daß den Verbrechern die nöthigen Subsistenzmittel fehlen. Es ist daher Pflicht derer, die es können, durch ihr Ansehen und ihre Unterstützung dahin zu wirken, daß solche Unglückliche, die aus Mangel und Armuth in fast unwiderstehliche Versuchung gerathen, in eine Lage versetzt werden, wo sie sich und ihre Familie ernähren können, ohne sich Handlungen wider Gott und ihr eigenes Gewissen zu Schulden kommen zu lassen, oder statt ihrem Geburtslande zu nützen, demselben vielmehr zur Last fallen. Eine Geldunterstützung ist für einen Nothleidenden unstreitig ein Zeichen der christlichen Liebe; ihm aber heilsamen Rath zu geben, und seinen Einfluß benutzen, um ihn in eine Lage zu versetzen, wo er nicht länger eines solchen Beistandes bedarf, ist eine christliche Liebe von einem höheren Range. Die eine ist vorübergehend, die andere bleibend; die eine entfernt eine gegenwärtige Versuchung zu einem Verbrechen, die andere setzt den Menschen über jene Versuchung hinweg. Welcher mildthätige Fürst wird, wenn er weiß, daß dreißig Reichsthaler*) für die Ueberfahrt eines in der Blüte seines Lebens stehenden Ansiedlers nach Amerika von diesen todeswürdigen Verbrechen abhalten würden, sich bedenken, diese Summe zu geben? Und obgleich man das traurige, über einen Unglücklichen in der

*) Mehr kostet eine Reise im Verdecke des Schiffes (Steerage) für eine einzelne Person gewöhnlich nicht, wenn sie sich nämlich selbst beköstiget. Siehe Reise von Hamburg nach Philadelphia, Hannover, 1800, S. 6.

Zukunft verhängte Schicksal nicht vorhersehen kann, so erblicken wir doch täglich geschäftslose Menschen ein zügelloses Leben führen und ihrem Verderben entgegenwandeln. Es ist daher unsere Pflicht, den Fortschritt ihres Lasters zu hemmen, wenn es in unserer Macht steht, sie in eine Lage zu versetzen, wo sie ihr Brod auf eine ehrliche Weise verdienen können. Dies ist christliche Liebe, und christliche Liebe vom höchsten Range; eine christliche Liebe, welche, wie ich hoffe, einst, wenn die Noth noch mehr dazu zwingt, die Großen und Reichen ausüben werden. Ich bin stolz bei dem Gedanken, daß die Deutschen dieser unschätzbaren Tugend bei vielen Gelegenheiten oft freudig und gern huldigen. — Wir haben Bibelgesellschaften, und unzählige andere Vereine zur Verbesserung der Menschheit; wir wenden große Kosten an, Missionare auszusenden, den Heiden den großen Schöpfer seines Daseyns anbeten zu lehren, und helfen unsern Mitchristen nicht, denen ein solches Unterkommen Noth thut, die Wälder des Neulandes einzunehmen, daß sie den hier umherstreifenden Bewohnern die Künste eines bürgerlichen Lebens praktisch beibringen? Ist es nicht unsere Pflicht, die Vortheile unserer bürgerlichen und religiösen Institutionen, wodurch Deutschland auf den Gipfel menschlicher Größe gebracht ist, durch alle nur rechtmäßige und unserm eigenen Lande nicht schädliche Mittel bis zu den äußersten Theilen der Erde zu verbreiten? Welch ein Gegenstand hoch erhebender Betrachtung ist das Festland von Nordamerika dem Deutschen! Ueber eine Million seiner Landsleute und deren Nachkommen sieht er dort in erfreulichem Wohlstande leben *); er findet dort nicht nur seine Sprache und

*) Brauns Mittheilungen aus Nordamerika, Braunschweig, 1829, S. 213.

Sitten wieder, sondern sieht auch dort seine Glaubens- und Stammgenossen sich der Wohlthaten einer so freien Verfassung erfreuen, wie sie nur einst in den Germanischen Wäldern zu Hermanns Zeiten gefunden werden konnten. Er gewahrt den Süden Amerikas dieselben freien Institutionen unter sich einführen, so weit dieses der barbarische Zustand, in welchen Spanien und die Inquisition dies reiche, aber niedergedrückte Land versetzte, gestattet. Kann man einen überzeugendern und treffendern Beweis von dem herrlichen Einflusse verlangen, der die Kolonisation unserer Zeit begleiten wird? Erfahrung geht weit über alles Räsonnement. Die aufgeklärten Grundsätze unserer gemäßigten Monarchie, und die reinen Lehren unserer verbesserten Religion können daher gewiß nicht durch die vielen, fast täglich in unsern Druckereyen erscheinenden Schriften so wirksam verbreitet werden, als durch die zahlreichen Züge einer in diesen Grundsätzen erzogenen und jährlich aus diesem fruchtbaren Bienenstocke herausschwärmenden Volksmasse. Wenn einst nach dem natürlichen Laufe des Steigens und Fallens aller Nationen, auch die Größe und Kultur der Europäischen Nationen dahin gesunken ist, wird dann nicht in dem neuen Abendlande das Andenken Deutschlands stets gesegnet bleiben! Wird man dann nicht dort nach Jahrhunderten noch mit Freuden bekennen, daß man Deutschem Fleiße den schönsten Anbau der neuen abendländischen Fluren dankt, daß vorzüglich Deutsche es waren, welche die grenzenlosen Einöden und Wälder und Sümpfe in liebliche Auen und Gefilde verwandelten. Wird dann nicht dort nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden ein Nachkomme Tuiskons in den Hainen Penns und Mis-

lins, und Franklins und Morris mit dankbarem Hochgefühle auf die schönen Tempel hinsehen, welche seine Vorfahren mit vielem Schweiße und großen Kosten erbaueten, um ihren Nachkommen das Evangelium in seiner wiederhergestellten Reinheit und Lauterkeit, und in ihrer Sprache zu hinterlassen! Ja wenn die Deutschen jenes Asyl so fleißig als bisher sich ausersehen werden, um dort die schönsten Früchte ihres Fleißes und ihrer Frömmigkeit und Rechtschaffenheit zu hinterlassen, so wird deutsche Sprache, deutsche Sitten und deutsche Wissenschaften und Künste sich über jenes ungeheure Festland so verbreiten, wie die Fluten die See bedecken. — Betrachten wir aber Kolonisationen blos in Rücksicht auf unsern eigenen Vortheil, und nur als ein Mittel, die Lage der Zurückbleibenden zu verbessern, indem diese dann von der Last, die Armen zu unterstützen, befreiet werden, so bin ich fest überzeugt, kann es kein besseres Mittel geben, welches diese beiden Gegenstände so vollkommen zu erreichen vermag. — Hätten sich Kolonisations-Gesellschaften in Deutschland gebildet, und wäre von ihnen der Gegenstand, der, wie ich aus eigener Nachforschung weiß, die Lieblingsneigung der Unbemittelten und Dürftigen ist, in besondere Anregung gebracht, nämlich nach einem noch wenig bebaueten, aber fruchtbaren und gesunden Neulande in Amerika zu ziehen, so glaub' ich, hätten wir aus dem natürlichen Grunde keinen Armen mehr Unterstützung zu geben, der auch in Nordamerika herrscht, weil dann keine Armen einer Unterstützung bedürftig seyn würden." Brauns macht nun noch folgenden Vorschlag zu einem abzufassenden Gesetze, um die Uebersiedelungen, wenn nicht zu fördern, doch dauerhafter oder andauernder zu machen: 1) Man bevollmächtige den Municipalrath,

jeder Gemeinde, arbeitsfähigen Unbemittelten zur Ausführung ihres Vorhabens Unterstützung angedeihen zu lassen, vorausgesetzt, daß es erwiesen ist, daß diese sich keine hinreichende Arbeit in ihrem Kirchspiele zu verschaffen im Stande sind, um sich und ihre Familie ehrlich ernähren zu können. — 2) Haben sich die Municipalbeamten von der Schicklichkeit des Gesuchs eines zur Auswanderung geneigten Nothleidenden genügend überzeugt, so bevollmächtige man die Polizeybehörden, die nöthigen Scheine und Pässe zu ertheilen, daß die abreisenden Kolonisten frei nach Hamburg oder Bremen transportirt, und von hier so bald, als möglich, nach Amerika befördert werden können. — 3) Man bevollmächtige die kompetenten Behörden zu dem Ende Unterhandlungen mit den neuen Amerikanischen Staaten anzuknüpfen, um Letztere zu veranlassen, zu den erforderlichen Reise- und Zehrungskosten der Kolonisten einen verhältnißmäßigen Beitrag zu geben, indem es klar ist, daß durch solche Kolonisationen Amerikas Flor in gleichem Grade befördert wird. — 4) Einige der neuen noch nicht stark bevölkerten Staaten Nordamerikas, am Ohio, Missisippi und Misuri, und insbesondere Oberkanada sind nach genauer Untersuchung die für diesen Zweck am besten geeigneten Gegenden *), indem die Reise dahin mit geringeren Kosten verbunden ist, als nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung oder Neusüd-Wales ꝛc.; daher muß auf obige Länder vorzüglich Rücksicht genommen werden. — 5) Legt Jemand die Ueberfahrt auf öffentliche Kosten zurück, so wird er des Rechts, sich in

*) S. Brauns Ideen über die Auswanderung nach Amerika. Göttingen, 1827. Kap. XIII.

der frühern Gemeinde wieder niederzulassen verlustig und nicht berechtiget, dort je wieder Unterstützung zu suchen. — Brauns führt nun als Beispiel England oder Großbritannien an, und ist der Meinung, daß wenn ein solches Kolonisations-Gesetz dort in Anwendung käme, die Kirchspiele sich dadurch in den Stand gesetzt sehen würden, ihre Armentaxe durch eine große Zahlung auf dieselbe Weise abzukaufen, wie Einzelne dort ihre Landtaxe abkaufen können, und das Land würde von dieser Last befreiet werden. Wenn nun ein solcher Plan, als der hier angeführte, in Ausführung gebracht werden sollte, und eine hinreichende Zahl Menschen auswandern, um die Zahl der Hände mit dem Quantum der Arbeit in ein richtiges Verhältniß zu bringen, so daß jeder in der Gemeinde einen genügenden Lohn für seine Arbeit erhalten kann, so würde dieses nach seiner Ansicht auf die produzirende Klasse einen großen Einfluß haben; denn den Armen Geld geben, und milde Anstalten zu ihrer Aufnahme, wenn sie alt und schwach werden, gründen, hieße das Uebel vermehren, wenn nicht Auswanderungen mit der Vermehrung des Volkes Schritt halten. Die Hälfte des zur Beförderung der Kolonisation angewandten Geldes würde die gegenseitigen Bedürfnisse und Forderungen Eines gegen den Andern in ein heilsames Gleichgewicht bringen, und der überflüssige Theil anstatt einen über das ganze Staatensystem Krankheit verbreitenden Auswuchs zu bilden, würde dagegen ein gesunder Theil des Ganzen werden, indem er alle die Geschäfte verrichtete, für die ihn die Natur bestimmte. Bei ihrer Unabhängigkeit würden die Jüngern und Gesunden im Stande seyn, ihre schwachen und bejahrten Verwandten selbst zu erhalten, und die Inwohner des Armenhauses würden sich nach und nach vermindern. Die wohlthätigen Folgen der Auswanderung werden sich dann nicht

bloß für den Augenblick beschränken, sondern auf Jahrhunderte fortdauern; denn ist die Bevölkerung des Landes gehörig gegen einander ins Gleichgewicht gesetzt, und werden die für beide Theile, sowohl für die Zurückbleibenden, als für die Weggezogenen, hieraus erwachsenden vortheilhaften Folgen erst gefühlt, so wird die arbeitende Klasse nie wieder zu lange ohne regelmäßige Beschäftigung bleiben, und sich nie wieder so heruntergebracht sehen, daß sie sich für unfähig halten sollte, sich dieses ihren Zustand bessernden Mittels zu bedienen. Sollten sie sich aber doch zufällig in solchem Elende befinden, so würden die Wohlhabenderen, nachdem sie einander die Vortheile dieses Systems haben kennen lernen, gewiß nicht ungeneigt seyn, ihnen zur Ausführung ihres Vorhabens ihren Beistand zu leisten. So weit Brauns über die Uebersiedelungen der Europäer, namentlich der Engländer und Deutschen nach Amerika.

Es ist nun hier bei den Uebersiedelungen noch in Betrachtung zu ziehen: 1) Ob Europa wirklich übervölkert ist, und welche Staaten darin an einer Uebervölkerung leiden, so daß die Auswanderung der Einwohner gewünscht werden kann. — 2) Zu welcher Klasse die Auswanderer gehören, die ihren Staat, ihr Vaterland, verlassen oder zu verlassen beabsichtigen. — 3) Welche Gründe sie dazu bewegen, einen andern Wohnort zu suchen, oder sich in andere, ihnen unbekannte, Welttheile zu übersiedeln. — Die Frage: ist Europa übervölkert? kann man gewiß mit Nein beantworten, wenn man die einzelnen Staaten darin nur obenhin durchgeht, sowohl von Westen nach Osten, wie von Süden nach Norden. So leiden Spanien und Portugal an keiner Uebervölkerung; denn nach einer 1833 vorgenommenen Zählung hat die Bevölkerung Spaniens in Europa 12,280,000 Seelen betragen; Moreau de Jonnes rechnet sie auf 15

Millionen. Sie hat allerdings in neuester Zeit gegen funfzig bis sechzig Jahre in der früheren zugenommen, das wahrscheinlich von dem Losreißen der Kolonien in Amerika herkommt, wo viele Spanier, unzufrieden mit dem neuen Zustande der sich aus den Kolonien gebildeten Freistaaten, nach dem Mutterlande zurückgekehrt sind, indem die Kolonien viele Uebersiedelungen gestatteten; in neuester Zeit auch durch die neue Regierungsform in Spanien, die manchen Ausländer angelockt hat, und dann auch die Partheyenkämpfe, um dabei sein Glück zu machen; denn in den 1760ger bis 1780ger Jahren, zählte man nur 8 bis 10 Millionen; obgleich man nie eine authentische Zählung der Einwohner Spaniens erhalten konnte; sondern die Seelenzahl immer nur nach gewissen kirchlichen Einrichtungen geschätzt oder gezählt wurde, z. B. nach den Communikanten, da aber hier die Kinder abgehen, so beruhete das Ganze der Zählung auch nur auf einer gewissen Schätzung, die man bei den Kindern annahm, und sie den Communikanten hinzufügte. Zur Zeit der Gothen und Araber hat die Einwohnerzahl sich auf 20 bis 30 Millionen belaufen, wobei das Land, durch Betreibung des Ackerbaues, Bergbaues, der Manufakturen und des Handels blühend gewesen ist. Nach dieser glücklichen Stellung Spaniens einer früheren Zeit, kann es noch viele Einwohner gebrauchen, besonders bei dem jetzigen Ruin seiner Gewerbe und des Handels. — In Portugal rechnete man 1832 3,530,000 Einw.; auch dieser Staat hat in der Bevölkerung gegen die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gewonnen, wo man nur 1,742,807 bis 2,235,000 Seelen zählte. Gleiche Einwirkungen, wie in Spanien, haben auch hier in neuester Zeit die Zustände seiner Kolonien gehabt, besonders die Losreißung Brasiliens vom Mutterlande, um ein eigenes Kaiserreich zu bilden;

und so auch das neue constitutionelle Regierungssystem, welches den Einwanderungen von Kolonisten aus anderen Staaten günstig ist, jedoch nur mit Bezug auf die katholische Religion, die hier herrschende Staatsreligion ist, wie in Spanien. Bestimmte Nachrichten von einer früheren Bevölkerung Portugals hat man nicht; aber auch sie ist schon ansehnlich gewesen. Durch die Eroberungen und Kolonisirungen der Portugiesen im funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte in Afrika, Asien und Amerika ist das Mutterland durch viele Uebersiedelungen, besonders an Soldaten geschwächt worden, ohne daß sie durch Einwanderungen aus dem übrigen Europa ersetzt worden wären; denn man betrachtete Spanien und Portugal in dem übrigen Europa in dem verwichenen Jahrhunderte noch als eine Terra incognita. Auch Portugal kann noch fleißige Kolonisten gebrauchen. — Frankreich zählte 1836: 35,540,908 Einwohner; vor der Revolution in den 1780ger Jahren 26 Millionen. Nach einer genauen Zählung, die der Generalkontroleur Abbé Terray 1773 angestellt hat, betrug die Anzahl im ganzen Reiche, mit Ausnahme von Corsika, der Armeen und der Klostergeistlichen, 23,531,000 Seelen. Hier würde nun Frankreich trotz der Stürme der Revolution, des Menschenverlustes durch die immerwährenden Kriege Napoleons, bedeutend an Menschenzahl zugenommen haben; indessen ist darin doch noch keine Klage von Uebervölkerung in den langen Friedensjahren von 1815 bis jetzt laut geworden; denn die Ereignisse von 1830 sind in Hinsicht des Menschenverlustes zu unbedeutend, und der fortwährende Kriegszustand der Kolonie von Algier ist auf eine Absorbtion von Menschen aus dem Mutterlande zwar nicht unwichtig, wirkt aber doch

nicht störend auf die Bevölkerung, und trotz deren Zunahme fehlt es noch an arbeitenden Händen, um den Boden zu bebauen; denn es liegen nach den neuesten Berechnungen noch 7,185,475 Hektaren Bodenfläche unangebauet, theils als Sümpfe, theils als Dünen und Moräste. Uebrigens wird die Bevölkerung Frankreichs, wenn sie auch keine Einwanderungen zuläßt, doch durch die Kolonien dieses Staates und durch die Sucht der Franzosen sich in andern Ländern anzusiedeln, immer im Gleichgewichte mit den arbeitenden Händen erhalten werden, und daher scheint eine Uebervölkerung dieses Großreichs in Europa noch fern zu liegen. — Italien, obgleich nicht übervölkert, wenn man die einzelnen Staaten und den darin zu bearbeitenden Boden überschauet, eignet sich jedoch weniger zu Ansiedelungen anderer Völker, und dieses wegen der noch immer darin herrschenden strengen Religionsgrundsätze. Das Königreich beider Sicilien, als der bedeutendste Staat in Italien, hatte im Jahre 1838 ungefähr 7,915,141 Bewohner. Im Jahre 1782 zählte man im Königreiche Neapel, außer den Seesoldaten und den dazu gehörigen Personen, 4,675,396 Einwohner, und auf Sicilien, 1777, nach Sestini, 1,300,000 Seelen, mithin ist die Zahl der Einwohner beider vereinigten Reiche seit dieser Zeit nahe an 2 Millionen gestiegen; allein eine Uebervölkerung ist hier nicht bemerkbar. Nach diesem Verhältnisse sind auch die übrigen Staaten Italiens in der Bevölkerung seit dem vorigen Jahrhunderte gestiegen; aber alle leiden noch an keiner Uebervölkerung, ja in den mehrsten wurden der Ackerbau und die Gewerbe noch sehr lau betrieben, obgleich es an einem zu bearbeitenden Boden und an Aufmunterung der Regierungen nicht fehlt. Die Ita-

liener waren weniger zur Auswanderung geneigt, als andere Nationen, doch findet man sie in neuerer Zeit, wenn auch in geringerer Zahl, als die Deutschen, Engländer und Franzosen, in den andern Europäischen Staaten, auch in Amerika. — Die Deutschen sind jetzt mehr zur Auswanderung geneigt, als manche andere Nation, sie reihen sich in dieser Beziehung den Franzosen, Engländern und Niederländern an; allein an Uebervölkerung leiden die Deutschen Staaten nicht, und wenn auch hier und da in einigen Provinzen die Einwohnerzahl etwas stark seyn sollte, besonders in dem west- und südlichen Theile Deutschlands, so sind dagegen die nord- und östlichen Theile weit geringer bevölkert, und rechnet man die Theile hinzu, wo die Deutsche Sprache, Landessprache ist, oder so weit die Deutsche Zunge reicht, wie in Ost- und West-Preußen ꝛc., dann noch weniger. Oesterreich zählte 1835 in seinen Deutschen Landen, oder so weit seine Staaten zum Deutschen Bunde gezählt werden, 11,404,589 Einwohner, die daselbst so vertheilt sind, daß diese Länder an keiner Uebervölkerung leiden, und wo hin und wieder die Anzahl der Einwohner zu groß seyn sollte, da besitzt Oesterreich selbst Ableiter in seinen übrigen Staaten, z. B. in Galizien, Ungarn, Siebenbürgen ꝛc., wo es noch urbar zu machende Ländereyen giebt. Wenn z. B. aus Tyrol jährlich 30 bis 40,000 Einwohner auswandern, um in der Schweiz und im südlichen Deutschland ihren Unterhalt im Sommer zu verdienen, so gehen sie dem Lande nicht verloren; es sind Handwerker, Viehhirten ꝛc., die mit den kleinen Ersparnissen gegen den Winter hin wieder zurückkehren, um dann im Vaterlande zu zehren (s. unter Tyrol, oben, S. 81.); sie geben den Beweis, daß sie in den Landen noch Arbeit finden, aus denen so viele Unzufriedene fortziehen, haupt-

sächlich nach Amerika. Aus Oesterreich findet man wenige Auswanderungen nach Amerika. — Preußen zählte im Jahre 1839 in seinen Staaten, außer Ostpreußen, Westpreußen und Posen, und dem Fürstenthume Neuschatel, die nicht zu den Deutschen Provinzen gezählt werden, obgleich auch in den Ersteren die Deutsche Zunge vorherrscht, 11,028,000 Einwohner. Hier ist keine Uebervölkerung; denn wenn die Bevölkerung in den Rheinprovinzen, in Westphalen und in Schlesien ansehnlich ist, so ist sie dagegen in andern Provinzen geringer, wie z. B. in Pommern, wo sie sehr geringe ist, und dann können die Deutschen Staaten hinreichend ihre Uebervölkerung an Preußen und Posen abgeben, so auch an die schon erwähnte Provinz Pommern, wo die Kultur des Bodens noch zurück ist, und der Hände bedarf, um ihn anzubauen. Man kann von den Hauptstädten der Provinzen aus immer einen Schluß auf das flache Land und die kleinen Städte in Hinsicht der Gewerbsamkeit und des Ackerbaues machen. Nimmt man hier z. B. die Hauptstadt Königsberg in Preußen an, so hatte diese 1789, 55,086 bürgerliche Einwohner, und im Jahre 1837, 64,200, also in 48 Jahren hat Königsberg nur eine Vermehrung von 9114 Seelen erhalten. So zählte Breslau im Jahre 1791 über 60,000 Civileinwohner, und im Jahre 1837, 88,869, also in 46 Jahren war die Zunahme ungefähr 28,869 Seelen. So zählte Berlin, als Haupt- und Residenzstadt und als Centralpunkt der Preußischen Monarchie, im Jahre 1791, 124,730 Einwohner vom Civilstande, und im Jahre 1837, 265,394, also in 46 Jahren war die Zunahme 140,664 Seelen, und im Jahre 1846 war die Bevölkerung nahe an 400,000. Hier ist natürlich die Vermehrung weit bedeutender, als in den beiden

vorher angeführten Hauptstädten, weil hier die Residenz des Königlichen Hofes ist; dann ist hier der Sitz aller Ministerien und Hauptbehörden der ganzen Monarchie; man findet hier den Haupthandel des Staates, die größten Fabriken und Manufakturen, die ausgedehnteste Gewerbsamkeit, den Hauptsitz der Wissenschaften und Künste ꝛc. ꝛc. Von Berlin aus kann daher auch kein Schluß auf die Provinz gemacht werden, worin es liegt, sondern diese Stadt gehört allen Provinzen der Monarchie an. Von den beiden andern kann aber ein solcher Schluß gemacht werden, und dieser ergiebt, daß Königsberg, und also auch die Provinzen, worin es liegt, wie Ost- und Westpreußen, noch sehr in der Bevölkerung zurück sind, also hier in Hinsicht des Ackerbaues und der Gewerbe noch viel zu thun übrig ist; sie können also noch Kolonisten gebrauchen, besonders die Provinz Ostpreußen, so auch Pommern und Posen, und dennoch regt sich, sowohl in Schlesien, als in den Rheinprovinzen die Auswanderungssucht nach Amerika. — Was nun die Deutschen Staaten zweiten Ranges betrifft, von welchen Bayern oben an steht, so ist auch bei diesen keine Uebervölkerung sichtbar, wenn gleich in mehreren Kreisen ein größeres Zusammendrängen der Einwohner Statt findet, wie z. B. im Königreiche Würtemberg, im Großherzogthum Baden, im Königreiche Sachsen, im Großherzogthume Hessen und bei Rhein ꝛc., auch in einigen kleineren Fürstenthümern wie z. B. in Nassau ꝛc. Bayern zählte nach seiner stufenweisen Vergrößerung im Jahre 1837: 4,315,469 Seelen, es leidet aber dabei nicht an einer Uebervölkerung, noch eher Sachsen, welches in demselben Jahre 1,632,114 Seelen, bei einer Größe von 271,66 Quadratmeilen, zählt, so daß auf die Quadratmeile 6028 Einwohner kommen, wogegen in Würtemberg 1836 sich die Einwohnerzahl von

1,634,654 herausstellt, bei einer Größe von 360,4 Quadratmeilen, so daß auf die Quadratmeile 4535 Seelen kommen, und in Sachsen regt sich keine solche Auswanderungslust, wie in Würtemberg, weil die Industrie: Bergbau, Fabriken und Manufakturen, und auch der Handel im Königreiche Sachsen sehr blühend sind, und die Einwohner auf mannigfache Weise beschäftigen und nähren. Auch Hannover, bei einer Bevölkerung von 1,706,280 Seelen, im Jahre 1838, kann noch Kolonisten gebrauchen. Nimmt man nun sämmtliche Deutsche Bundesstaaten zusammen, so enthielten sie im Jahre 1837: 38,420,142 Seelen, bei einer Größe von 11,615,49 Quadratmeilen, so daß auf die Quadratmeile im Durchschnitt 3307 Einwohner kommen. Deutschland leidet daher noch an keiner Uebervölkerung. — Wirft man nun einen Blick, auf die großen Städte darin, es soll hier die Preußische Monarchie angenommen werden, so hat solches den Anschein, als wenn in den langen Friedensjahren, von 1816 an, eine starke Bevölkerung Statt gefunden; allein dieses ist nur das gewöhnliche Drängen nach großen Städten aus den Provinzen, und so auch von fremden Einwandrern, es ist eine Ueberzahl oder vielmehr ein Uebergewicht der Anziehenden über die Abziehenden, und daher eine stärkere Zunahme der Ersteren, die aber oft in gar keinem Verhältnisse mit der wachsenden Volkszahl der Provinzen steht, worin sie liegen, und des Staates überhaupt. Von den drei Hauptstädten der Monarchie ist das Resultat der wachsenden Bevölkerung zwar schon in einem gewissen Zeitraume angeführt worden, indessen können sie hier noch einmal zur Uebersicht von dem genannten ersten Friedensjahre an mit der Bevölkerung von noch einigen bedeutenden Regierungsbezirksstädten angeführt werden. So enthielt:

	Civileinw. im Jahre 1816.	1837.	Zunahm.
Berlin, Prov. Brandenb.	182,001	265,394	83,393
Breslau, Pr. Schlesien	68,733	88,869	20,136
Königsberg, P. Ostpreuß.	56,571	64,200	7,629
Madgeburg, P. Sachsen	34,699	51,344	16,645
Köln, ohne Deuz, Rheinpr.	49,276	66,179	16,903
Aachen, Rheinprov.	32,015	38,878	6,863
Stettin, ohne Damm, Pr. Pommern	21,528	31,043	9,565
Danzig, Pr. Westpreuß.	47,693	56,257	8,564
Posen, Prov. Posen	21,854	32,456	10,602

Man gewahrt hieraus, daß in den Städten, in welchen ein reger Verkehr in den Gewerben und im Handel der ganzen Provinz herrscht, auch die Anzahl der Einwohner in ein und zwanzig Jahren bedeutend gewachsen ist. Außer den voranstehenden drei Hauptstädten der Monarchie beweisen dieses Magdeburg und Köln. Danzig, obgleich eine bedeutende Handelsstadt in der Provinz Westpreußen, hat keine außerordentliche Vermehrung erhalten; eben so die Handelsstadt Stettin in der Provinz Pommern, woraus der geringe Verkehr in den Gewerben dieser Provinzen sichtbar ist, und also auch die geringere Bevölkerung, die auch aus der Hauptstadt Königsberg in der Provinz Ostpreußen hervorgeht. Berlin zählte im verwichenen 1846sten Jahre schon über 400,000 Einwohner, und Breslau an 100,000, nur Königsberg ist sich gleich geblieben, hat wenigstens nur eine geringe Vermehrung erhalten. Daß Berlin in der Bevölkerung so schnell gestiegen ist, liegt theils in der Gewerbefreiheit, theils in der Einführung der Eisenbahnen, und dann in dem Drängen der Kleinstädter und Bewohner des platten Landes, die keinen festen Grundbesitz haben, oder als Knechte und Mägde dienen, nach der

Residenz der Monarchie, weil sie sich hier bessere Tage träumen, als auf dem Lande hinter dem Pfluge und in dem Kuhstalle. Von allen Rekruten, welche zu den Garderegimentern nach der Residenz kommen, bleibt immer ein Theil, der zu Hause nichts zu verlieren hat, bei dem jährlichen Ausscheiden des Drittels aus jedem Regimente, in Berlin; denn er sucht sich schon vorher einen Dienst oder sonst eine Beschäftigung zu verschaffen, die ihm das Hierbleiben sichert. So ist der größte Theil von Mädchen, der im Intelligenzblatte alle Quartale einen Dienst sucht, von außerhalb; denn da ein großer Theil der Berliner Mädchen sich der Arbeit in den Fabriken und Manufakturen widmet, oder von Handarbeiten ꝛc. lebt, so ist der stärkste Zufluß nach der Hauptstadt zu den Hausarbeiten aus den Provinzen. Die Eisenbahnen bringen einen Theil Wißbegieriger, um die Residenz und ihre Merkwürdigkeiten zu sehen, aus den Provinzialstädten nach derselben; man gefällt sich hier, und der Wunsch, sich in der Residenz niederzulassen, die mehr Verdienst und Wohlleben verspricht, als die Provinzialstadt, wird ausgeführt. – Auch das frühe Besetzen in den Handwerken und Künsten, durch die Gewerbefreiheit herbeigeführt, vermehrt die Bevölkerung, vorzüglich in den großen Städten. Man kann daher von diesen nicht immer einen Schluß auf die kleineren Städte und das flache Land machen, daß diese in einem gleichen Verhältnisse bevölkert seyen; denn hier stellt sich oft ein großes Mißverhältniß heraus; so giebt es kleine Städte in der Preußischen Monarchie, namentlich in der Provinz Posen, wie z. B. Kruschwitz am Goplowsee mit 306 Einwohnern, und in der Provinz Brandenburg zählte die Mediatstadt Trebschen bei Züllichau nur 252 Einwohner, wogegen es Dörfer mit 1000, ja 1300 Einwohnern giebt. — Die Schweiz zählte in ihren 22 Cantons im Jahre 1837: 2,190,258

Einwohner, und 20 Jahre früher nur 1,836,000, sie hat also eine Zunahme von 354,258 Seelen auf 696 Quadratmeilen erhalten. Auf die Quadratmeile würden demnach nach der Angabe von 1837: 3147 Einwohner kommen, woraus sich also noch keine Uebervölkerung herausstellt, wenn gleich die Bevölkerung nicht geringe ist; daß sie noch Fremde aufnimmt, ist der Beweis, daß sich unter der aufgenommenen Zählung von 1837: 56,344 Ausländer befanden; aber auch die Schweiz erleidet Auswanderungen, weniger der Nahrungslosigkeit wegen, als der politischen Wirren, die seit einiger Zeit die Schweiz befallen haben. Die Schweizerregimenter in fremden Diensten, wie in Frankreich, Spanien, Neapel ꝛc., haben aufgehört; man verlangt sie nicht mehr. — Die Niederlande oder Holland, ohne Limburg und Luxenburg, welche zum Deutschen Staatenbunde gehören, und 303,000 Seelen enthalten, hatten im Jahre 1840 eine Einwohnerzahl von 2,662,500, dabei eine Zunahme in 20 Jahren von beinahe 500,000 Seelen. Vereint mit Belgien bis zum Jahre 1830 suchte schon die Regierung Alles zu bewirken, um jedes Mißverhältniß in der Zahl der Bewohner und der Quellen zum Erwerbe auszugleichen, um so die Stockungen der Gewerbe und des Handels, durch die früheren Drangsale des Krieges und die Vereinigung mit Frankreich herbeigeführt, wodurch die Kolonien verloren gingen, die erst nach dem Frieden von 1815 von England mit dem Verluste von einigen der wichtigsten zurückgegeben wurden, zu beseitigen. Der bedeutend sich herangebildeten Armuth suchte die Regierung durch die Austrocknung der Moräste und den Anbau öder Landstriche, durch die Anlegung von Armenkolonien und Torfstechereyen abzuwehren; ein gutes Mittel, brodlose Einwohner zu beschäftigen, sie am Auswandern zu hindern und dem Staate zu er-

halten. Die Einrichtung dieser Armen-Kolonien, z. B. zu Friedrichsort im nördlichen, und zu Wortel, seit 1822, im südlichen Theile der Niederlande, welche schon 1824 einen Ueberschuß von 14,000 Fl. einbrachten, ist gewiß, wie schon bemerkt, allen Regierungen bei der jetzigen Noth und Auswanderungssucht zur Nachahmung zu empfehlen. Die Armen erhalten hier ödes Feld und neue Häuser, stehen aber dabei fortwährend unter strenger Aufsicht. Prinz Friedrich stand damals an der Spitze dieser wohlthätigen Anstalt und leitete das Ganze. Wenn man nun bedenkt, daß ehemals jährlich 10 Millionen Gulden für die Armen ausgegeben wurden, die jetzt nicht nur nach und nach erspart, sondern auch dem Lande ein Zuschuß durch die Bebauung des Feldes verschafft wird, so tritt diese Zweckmaaßregel erst recht ins Licht. Die Zahl der Armen vermindert sich mit jedem Jahre, statt sie vorher mit jedem Jahre stieg; denn sie betrug in manchen Provinzen ein Sechstheil der Volksmenge. Im Jahre 1823 zählte man über 682,000 Hülfsbedürftige in den Niederlanden. Seit der Trennung Belgiens von den Niederlanden oder des südlichen Theiles derselben von dem nördlichen, sind diese Einrichtungen jedem Theile geblieben. — Diese große Anzahl von Armen ist aber kein Beweis der Uebervölkerung des Landes, sondern der Stockungen der ehemals blühenden Gewerbe und des Handels, die viele Hände beschäftigten, und dann der ganz veränderten Conjuncturen, die sich nach dem Frieden 1815 in den Fabrik- und Manufaktur-Artikeln der Niederländer zeigten, und daher auch die Auswanderungen nach Amerika, zur Zeit der Franzosen Herrschaft und auch nachher. — Belgien hatte im Jahre 1840, 3,988,000 Einwohner, und eine Vermehrung in zwanzig Jahren von über hunderttausend Einwohnern erhalten; an einer Uebervölkerung leidet Belgien

daher nicht, aber durch eine neue für dieses Land nachtheilige Concurrenz in seinen Manufakturen, welche sich nach der Trennung von Frankreich zeigte, und die theilweise dadurch gehoben wurde, daß in seiner Vereinigung mit den Niederlanden der König Wilhelm der Erste im Jahre 1820 verordnete, daß die Truppen, die Hofleute und alle Beamte bei milden Anstalten sich nur in inländische Stoffe und Zeuge kleiden sollten, welche Verordnung bloß zu Gunsten der Belgischen Manufakturen gegeben ward, welche in der Vereinigung mit Frankreich sehr geblühet hatten. Dieses stellte sich nachher bei der Trennung Belgiens von den Niederlanden anders heraus. Auch aus Belgien haben Uebersiedelungen nach Amerika Statt gefunden, aber nicht durch Uebervölkerung, sondern durch Veränderungen in den Gewerben und im Handel. — Großbritannien und Irland zählte im Jahre 1837: 26,722,000 Einwohner; im Jahre 1811 zählte man in diesen Reichen nur 17,164,103 Einwohner; diese Anzahl ist daher in 26 Jahren um 9,557,898 Einw. gestiegen, also weit über die Hälfte; London allein enthält über 1,500,000 Einwohner, und solches trotz der Auswanderungen, besonders der Irländer, nach Amerika und nach Van-Diemens-Land, außer den Uebersiedlungen nach andern Kolonien, der Militairmacht darauf und der Matrosen auf den Schiffen, und dennoch leidet Großbritannien noch an keiner Uebervölkerung, indem bei 5,706 Quadratmeilen, mit Irland, nur 4,683 Einwohner auf die Quadratmeile kommen, indem hier die starke Bevölkerung sich nur in den großen Städten über 20,000 Einwohner findet, von denen es in den drei vereinigten Reichen 55 giebt, worunter Städte, außer London, wie Manchester 237,832, Liverpool 189,244, Birmingham 142,251, Leeds 123,393, Bristol 103,886, Glasgow 202,426, Edinburgh 162,403, Dublin 250,000,

Cork 115,000 und die geringste von diesen Städten nur 20,000 Einwohner zählen, und wie bedeutend ist diese Vermehrung nun nicht noch bis 1846 gestiegen. Der Fabriken, Manufakturen und des Handels wegen lebt der größte Theil der Einwohner in den Städten, dieses beweiset auch der Betrieb des Ackerbaues im Verhältniß zu dem der Gewerbe. So lebten z. B. 1821 in England und Wales 770,404 Menschen vom Ackerbaue, 959,632 von den Gewerben und vom Handel und 412,316 von ihren Renten; in Schottland 125,000 vom Ackerbaue, 169,417 von den Gewerben und dem Handel und 106,852 von ihren Renten; in Irland 1,138,070 vom Ackerbaue, 170,044 von den Gewerben und dem Handel, und 528,705 von ihren Renten. Nach einer officiellen Zählung befanden sich in Irland im Jahre 1833: 1,385,096 Familien, von denen 884,339 sich mit dem Ackerbaue, 249,359 mit Manufakturen, Handarbeiten und Handel beschäftigten, und 251,368, die nicht in den vorgenannten beiden Klassen begriffen waren. Die Arbeiten in den Manufakturen und Fabriken und die Beschäftigung mit dem Handel haben hier, außer Irland, über die Beschäftigung mit dem Ackerbaue das Uebergewicht. Die Bodenkultur kann daher hier noch weit mehr betrieben werden; denn nach einer Uebersicht der Bodenfläche in Großbritannien und Irland in Acres zu 160 Quadratruthen findet man angebauetes Land: 46,522,970 Acres, unangebauetes, aber der Kultur fähiges Land: 15,000,000, unfruchtbares oder steiles Land: 15,871,463 Acres, mithin kann noch mancher Acre Land bebauet werden; auch beweiset die öftere Getreidenoth in England und die Einfuhr des fremden Getreides, daß der Ackerbau noch Hände verlangt, daß also die überfüllten Städte noch viele Menschen an den Ackerbau abgeben können. Die Auswanderungen oder Uebersiedelungen

der Britten geſchehen größtentheils nach Nordamerika. So wanderten z. B. aus dem Brittiſchen Reiche nach den beiden Canadas aus, in dem Jahre 1829: 15,924; 1830: 28,000; 1831: 55,199; 1832: 51,746, alſo zuſammen in vier Jahren 156,869 Perſonen. Von den im Jahre 1832 Ausgewanderten waren 46,758 auf eigene Koſten und 4,988 durch Unterſtützung ihrer Kirchſpiele ausgewandert. Von dieſer Geſammtzahl ſtarben an der Cholera 2,350, nach Großbritannien kehrten zurück 350, und nach den vereinigten Staaten begaben ſich 3,346 Perſonen. Hiernach hat man ein ungefähres Verhältniß der Auswanderungen aus Großbritannien nach ſeinen Kolonien und nach den Freiſtaaten. Großbritannien kann ſeinen Ueberſchuß der Bevölkerung, wenn er ihm drückend werden ſollte, beſonders bei gewiſſen Kriſen in den Manufakturen und Fabriken, an ſeine Kolonien abgeben; es kann die Auswanderungsluſt durch gewiſſe gebotene Vortheile veranlaſſen oder anregen und ſie unterhalten, ohne Nachtheil davon zu haben, indem ſie noch erſprießlich für ihn werden, dieſes iſt aber nicht der Fall mit andern Staaten, die keine Kolonien beſitzen; bei dieſen iſt der Abgang reiner Verluſt, um ſo mehr, wenn er thätige Hände trifft. — Rußland hat eine Bevölkerung in Europa von 42,000,000 Seelen auf 72,000 Quadratmeilen, ſo daß nur 583 Seelen auf die Quadratmeilen kommen. Rußland iſt alſo der einzige Staat bei ſeiner ungeheuren Ausdehnung oder Größe, der nur ſehr geringe bevölkert iſt, und alſo noch viele Koloniſten gebrauchen kann; der auch nicht im Stande iſt, von Europa aus ſeinen Aſiatiſchen Theil, der über 277,000 Quadratmeilen beträgt, und wobei 10,000,000 Bevölkerung nur 36 Menſchen auf die Quadratmeile kommen, zu bevölkern. Die Regierung hat auch Verſuche mit fremden Einwanderern gemacht, die ſehr günſtig

ausgefallen, aber wieder eingestellt worden sind; s. auch oben, S. 677. In dem mit Rußland vereinigten Königreiche Polen war die Bevölkerung im Jahre 1838: 4,298,962 Seelen; im Jahre 1823 (ohne Militair): 3,702,306 Einwohner, also betrug die Zunahme in 15 Jahren 596,656 Seelen, ungeachtet der Auswanderungen nach der Insurrektion vom Jahre 1830, von 222,968 Seelen. Bei einer Größe von 2,292 Quadratmeilen kommen auf die Quadratmeile 1,876 Einwohner, also auch hier ist die Bevölkerung nur dünn, nach dem Verhältnisse der Deutschen Staaten. — Dänemark zählte 1832: 1,858,000 Einwohner auf 1,023 Quadratmeilen, also 1817 Einwohner auf die Quadratmeile; auch hier ist keine Uebervölkerung, und sollte sich hier eine Auswanderungslust zeigen, so hat Dänemark ja noch Nebenländer, wo es abgeben kann. — Schweden zählte im Jahre 1831: 2,888,082 Seelen auf 8,250 Quadratmeilen, also 350 Seelen auf die Quadratmeile. Das mit Schweden verbundene Norwegen zählte im Jahre 1836: 1,200,000 Einwohner auf 5,890 Quadratmeilen, also auf die Quadratmeile 204 Seelen. Der Zuwachs der Bevölkerung ist nur sehr mäßig in Schweden; so war er von 1816 bis 1820 nur 114,626, und von 1821 bis 1825: 183,938. Schweden und Norwegen können daher noch Kolonisten gebrauchen. — Griechenland zählt auf 720 Quadratmeilen 830,000 Einwohner, also 1,153 auf die Quadratmeile; es leidet also auch nicht an Uebervölkerung. — Das Osmanische Reich in Europa hat eine Bevölkerung von 9,453,000 Seelen auf 9,602,[37] Quadratmeilen, mit Inbegriff der Wallachei, Moldau und Serbien, also 985 Seelen auf die Quadratmeile. Da in der Türkey noch die schönsten Strecken des fruchtbarsten Landes unangebauet und öde liegen, da der Türke sich nicht gern mit dem Acker-

baue beschäftiget, so könnten hier noch viele Uebersiedelungen aus andern Ländern Statt finden, denen auch die Türkische Regierung keine Hindernisse in den Weg legt; allein die Art der Entrichtung der Abgaben, wie sie noch bis auf die neuere Zeit betrieben wurde, und erst jetzt eine Abänderung erleidet; die Willkühr, worin die Unterthanen in Hinsicht ihrer Habe und ihres Gutes in den Provinzen unter oft habsüchtigen Paschas stehen, und so viele andere Hemmungen hielten die Uebersiedelungen, hielten thätige Einwanderer bis jetzt zurück, obgleich Einwanderungen in Servien und in anderen Ländern der Türkey Statt gefunden haben, jedoch ohne thätige Nachahmung. Wenn erst die Türkey sich ganz wird europäisirt haben, wie jetzt in neuester Zeit ein erfreulicher Anfang gemacht worden, so daß Habe und Gut sicher stehen, so wird auch die Bevölkerung, und mit ihr der Ackerbau, die Industrie und der Handel zunehmen. Ein so von der Natur gesegnetes Land, wie die Türkey, bedarf nur kräftiger Hände, um ausgezeichnet in den angeführten Staatszweigen da zu stehen; allein so gehörten bis auf die neuere Zeit die Uebersiedelungen nach der Türkey von andern Europäischen Völkern zu den Seltenheiten. -- Aus dieser Uebersicht der Bevölkerung der einzelnen Staaten Europas geht nun hervor, daß Europa eben so wenig, als die einzelnen Staaten darin, an einer Uebervölkerung leidet, und daß das Zusammendrängen in einigen Staaten, wo es den Anschein einer Uebervölkerung hat, nur von der stärkeren Industrie und dem Handel der Einwohner herrührt, die sie mehr auf einen Punkt vereinigen, aber keinesweges ist solches auf das ganze Land auszudehnen, als sey kein Plätzchen mehr ohne Anbau, und wäre auch dieses, wie es nicht der Fall ist, in einigen Staaten, so bietet Europa in andern so viele Uebersiedelungsstellen, wie oben gezeigt worden, daß

man nicht nöthig hat dasselbe zu verlassen und in einem andern Welttheile sein Unterkommen zu suchen, sich überzusiedeln.

Betrachtet man nun unter 2) den Satz: zu welcher Klasse die Auswanderer gehören, die ihren Staat, ihr Vaterland verlassen oder zu verlassen beabsichtigen, so wird man darauf geführt, daß es gerade die fleißigsten, oft dem Staate nützlichsten Individuen, die Ackerbauer und Handwerker sind, vorzüglich die Ersteren. Es ist der Kern der Bevölkerung, welcher den Sitten und Gewohnheiten der Vorzeit auch größtentheils treu geblieben ist, sowohl seine frugale Lebensart, seine Gottesfurcht, als auch seine Handthierung sind Beweise seines unschätzbaren Werthes, es sind die Stützen eines jeden Staates im Kriege, wie im Frieden; im Kriege durch die Vaterlandsliebe, Ausdauer und Ertragung aller Beschwerden, die ein Feldzug mit sich bringt; im Frieden durch die Kräfte und den Fleiß, die er dem Boden widmet, um ihm das Möglichste abzugewinnen, sowohl zur Deckung seines Unterhalts und desjenigen seiner Familie, als auch um Abgaben zur allgemeinen Consumtion und zur Hebung des Kunstfleißes, um sich dadurch ein kleines Betriebs-Kapital zu sichern. Gerade diese Bewohner eines Staates sind es, welche jetzt verlockt werden auszuwandern, ihr Vaterland zu verlassen, um in einem andern Welttheile dasselbe wieder zu suchen, was sie hier verlassen. Ihr hoher Werth geht daraus hervor, daß man sie überall, wo neue Kolonien angelegt werden, emsig sucht, nicht allein in der Absicht, ihr Wohl zu gründen, als die Kolonien urbar zu machen, sie mit dem Schweiße ihres Angesichts zu düngen; denn die Mittel eines Theils der Auswanderer, und wohl des größten, sind nicht von der Art, um sich häuslich durch einen ansehnlichen Ankauf von Ländereyen niederzulassen, und solche mit

Familie und mit fremder Hülfe zu kultiviren, sondern er hofft hier auf Unterstützung, auf Anweisung von Ländereyen zur Ueberwachung von Seiten der Regierung oder von den Unternehmern des Anbaues, entweder geschenkt zu erhalten von Ersterer, oder, daß sie ihm von den Letzteren zu einem gewissen Preise angeschlagen werden, dessen Summe er so lange verzinset, bis er in den Stand gesetzt wird, sie nach seinen Kräften durch den Gewinn, den er aus der Bearbeitung des Bodens zieht, in Geld oder in Früchten abzutragen, und sich so durch die höchste Anstrengung mit seiner Familie ein Dominium erwirbt, welches die Familie nothdürftig ernährt, und das er dann sein nennen kann. Allein dieses sind nur Aussichten und Hoffnungen für den ärmeren Theil der Uebersiedler; denn größtentheils werden sie Tagelöhner, ja Sklaven der andern Bemittelten, deren Boden sie nun mit ihrem Schweiße düngen; sie waren in Europa selbstständige Bauern oder Ackersleute, und werden jetzt Tagelöhner der Andern, da dasjenige, was sie noch über die Transportkosten von Europa aus erübriget haben, nicht hinreicht, sich Ländereyen zu kaufen und sie zu bewirthschaften. Schmitz, der selbst mehrere Jahre in Nordamerika war, sagt in seiner „Nachricht über Brasilien", vorzüglich zur Belehrung Deutscher Auswanderer, S. 37: „Diejenigen, welche sich nach Nordamerika einschiffen, laufen öfter Gefahr, um ihr Reisegeld betrogen zu werden. Bei ihrer Ankunft in Nordamerika sind sie sich selbst überlassen. Niemand nimmt sich ihrer pflichtmäßig an, sie sind den Ränken listiger Betrieger ausgesetzt. Ganz anders ist es in Brasilien, wo die Regierung den neuen Ankömmlingen Ländereyen schenkt, und sich derselben freudig annimmt. Ob nun dieses Letztere auch so zutrifft, als es hier ausgesprochen wird, möchte wohl bezweifelt werden, indessen haben sich Katholiken wohl immer gün-

stigerer Aufnahme zu erfreuen, als andere Glaubensgenossen, weil hier das Prinzip dieser Religion, als Staatsreligion, ungern andere Religionspartheyen neben sich zu dulden, noch strenge aufrecht erhalten wird. — Wirft man nun einen Blick auf die Handwerker, welche ihr Vaterland verlassen, um sich nach Amerika überzusiedeln, so ist ihr Verlust für dasselbe eben so zu bedauern, als der Verlust der Ackerbauer, ob sie gleich noch ein besseres Loos bei ihrer Auswanderung in Amerika erwartet, als dasjenige der nicht Vermögen besitzenden Ackerbauer ist; denn wer sein Handwerk gut erlernt hat und etwas Tüchtiges darin leistet, kann auch darauf in den Fabriken und Manufakturen, die sich mächtig in Amerika seit dem Jahre 1811 erhoben haben, oder auch auf andere Weise ein Fortkommen finden; aber auch dergleichen Handwerker kann Deutschland gebrauchen und hat sie eben nicht überzählig, um abgeben zu können. Das üble Verhältniß ihrer Arbeitslosigkeit liegt in dem Mißverhältnisse der Burschen zu den Gesellen bei den Meistern. Viele Meister betreiben ihr oft ansehnliches Gewerbe oder Handwerk nur mit Burschen oder Lehrlingen, lernen Burschen aus, entlassen sie dann, und nehmen wieder neue, die dann von denen, die bald Gehülfen oder Gesellen werden, die Unterweisung erhalten, und so geht dieses Erlernen eines Handwerks oder einer Kunst fabrikmäßig fort; um die Entlassenen bekümmert sich Niemand, wo sie ihr Unterkommen finden; daher entsteht die Unzufriedenheit bei diesen und die Auswanderungslust, wobei der Staat doppelt verliert, einmal an geschickten Arbeitern und arbeitenden Kräften, und zweitens an tüchtigen Vaterlandsvertheidigern. Die Auswanderer gehören daher größtentheils zu den untern kraftvollen Klassen der Landesbewohner, denn von dem intelligenteren Theile des Volkes wandern nur wenige aus, und geschieht es dann aus

politischen Rücksichten, aus Unzufriedenheit mit der Regierung, mit dem Zustande des Vaterlandes nach ihren Ansichten; ihr Verlust wird leichter ersetzt, wenn es nicht ganz eminente Köpfe betrifft, nicht so derjenige der fleißigen Arbeiter der untern Volksklassen, von denen ein ansehnlicher Theil mit dem schon Erworbenen auswandert, also auch in dieser Hinsicht wird das Staatsvermögen vermindert.

Was den Satz unter 3) betrifft: *welche Gründe bewogen die Auswanderer einen andern Wohnort zu suchen oder sich andere ihnen unbekannte Welttheile zu übersiedeln*; so möchte man hier drei Ursachen annehmen. 1) Die Zeitverhältnisse und deren Einwirkung auf Gewerbe und Handel seit der Französischen Revolution bis auf den Frieden 1815; — 2) die politischen und religiösen Wirren; — 3) die Begierde sein Glück in andern Welttheilen zu machen, besonders durch Commissionaire angeregt. In den *Zeitverhältnissen* seit der Französischen Revolution bis zum Frieden 1815 hat eine große Krise zu überstehen gehabt, deren Folgen noch jetzt in der sich übermäßig vermehrten Armuth, und in der großen Unzufriedenheit der Staatenbewohner mit ihrem Zustande vorgefunden worden. Dieser Zustand rührt nicht allein von der veränderten Verfassung mehrerer Staaten Deutschlands und des gänzlich veränderten Abgabesystems darin her, sondern hauptsächlich, wie auch schon oben, S. 701, bemerkt worden, von der gänzlichen Umwandlung des frühern Gewerbesystems; denn die Befreiung der Gewerbe von ihrem Zwange, entstand gerade zu einer Zeit, in welcher sich die Gewerbs- und Handelsconjunkturen durch die Kriege und die Continentalsperre unter *Napoleon* ganz geändert hatten; denn ein jeder Staat war während dieser Zeit mit sich selbst beschäftiget, und suchte dasjenige, was ihm noch in

der Industrie fehlte, und was er bis dahin aus andern Staaten hatte kommen lassnn, indem er es nicht ängstlich, wie nachher trachtete, sondern duch den Austausch mit seinen Produkten, die er besonders kultivirte, und die einen großen Absatz nach außerhalb erhielten, noch zu seinem Vortheile ausglich, nachzuholen. So beschäftigte sich Frankreich mit der inländischen Zuckergewinnung und Fabrikation, mit der Gewinnung eines Stellvertreters des Indigos und der Cochenille ꝛc.; so Deutschland mit der Erhebung seines Ackerbaues und seiner Viehzucht, besonders der Schafzucht, und mit seinen Fabriken; so Nordamerika mit seinen Fabriken und Manufakturen, legte sich besonders auf die Verfertigung von Leinwand, Wollen- und Baumwollen Zeugen ꝛc., und so suchte fast ein jeder Staat, das ihm noch Fehlende heranzubilden, woran er vorher nicht gedacht hatte. Hierzu kam nun noch in Deutschland die Einführung der Maschinen, die viele Menschen außer Brod brachten, und andere Gewerbe überschwemmte, worauf sich nun die dort Herausgedrängten wieder warfen, und so entstanden hier plötzlich, im Vereine mit der Gewerbefreiheit, die auch zu frühzeitigen Etablissements von kaum aus der Lehre getretenen Handwerkern zuließen, da das Wandern und alle andere Gebräuche, die mit dem Zunftwesen verbunden waren und die Bevölkerung aufhielten, aufhörten, Ueberfüllungen, die nun bei der vergrößerten Produktion und dem Mangel an Absatze, durch die oben angeführten Conjunkturen herbei geführt, eine große Verarmung vieler Individuen veranlassen mußten, da sich die Nahrungsquellen fast gänzlich zustopften. — Selbst das sonst so frei sich bewegende industrielle und commerzielle England mußte diese Krise hart empfinden, und auch im tiefsten Frieden; denn im Jahre 1750 ward die Bevölkerung Englands und Wales, nach den Parlamentsnachrich-

ten, auf 6,167,000 Seelen geschätzt, und im Jahre 1820 nahm die Bevölkerung bis auf 12,218500 zu. Im Jahre 1749 auf 50 belief sich die zur Unterstüzzung der Armen aufgebrachte Summe auf 689,971 Pfund Sterling (4,829,797 Thlr.), und im Jahre 1821 beliefen sich die an Armensteuer ꝛc. in England und Wales erhobenen Summen auf 6,900,000 Pfd. Sterling (48,300,000 Thlr.); ja im Jahre 1816 im ersten Friedenjahre hat sie sogar die enorme Summe von 7,454243 (52,179,701 Thlr. betragen, nachher hat sie sich wieder um etwas vermindert, ist aber im Jahre 1819 wieder 7,329,594 gewesen, hat sich also in den Friedensjahren von 1816 bis 1819 so ziemlich darin erhalten. Hier liegt nun die Vermehrung der Armuth nicht allein in der gestiegenen Bevölkerung in dem angeführten Zeitraume, sondern auch in der Nahrungslosigkeit, die durch die Gewerbs- und Handelsconjunkturen anderer Länder erzeugt, auf England ihren Einfluß ausübten; denn das Maschinenwesen, welches England fast ausschließlich in seinen Fabriken und Manufakturen anwendete, hatte sich nun nach und nach dem Continente übergesiedelt; auch hier suchte man in den Manufakturen und Fabriken in der Fabrikation der Zeuge, der Stahlwaaren, es den Engländern mit Hülfe von Maschinen, mit Dampfkraft ꝛc. gleich zu thun, und so auch in der Billigkeit der Preise. Noch vor einigen zwanzig Jahren ward es den Arbeitern in England durch eine Parlaments-Akte nicht blos verboten, in Länder auszuwandern, wo ihre Industrie ihnen höheren Lohn verschaffen könnte, sondern auch die neuesten Maschinen, welche sie im Vaterlande fabrizirten, auszuführen. Der Grund dieser Maßregel lag in der Befürchtung, daß die andern Völker sich der verbesserten Maschinen Englands bemächtigen und so mit den Fabrikanten daselbst rivalisiren möchten. Diese Be-

fürchtung hat sich allerdings verwirklichet, obgleich das Resultat der Vortheile dieser Aneigung, mit dem Herabdrängen der arbeitenden Hände und der Brodlosigkeit vieler Arbeiter für die Deutschen noch sehr im Hintergrunde liegt. Diese Zeitverhältnisse haben nun bei vielen Deutschen die Auswanderungslust hervorgerufen, die Uebersiedelung nach Amerika und jetzt auch nach Texas. Eben so auch — 2) die politischen und religiösen Wirren, die sich bald nach dem Frieden 1815 in Deutschland bemerkbar machten, indem sich, was die Politik betrifft, demagogische Umtriebe zeigten, die liberalen Ideen die Oberhand über die servilen zu erhalten anfingen. Die Rettung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft war vollbracht; allein die Versprechungen der zeitgemäßen Verfassungen, die der Ermunterung zum Kampfe vorangegangen, traten nicht gleich nach dem erkämpften Frieden überall ins Leben, wie man es erwartet hatte; es entstand nun ein Federkampf der Partheyen für und wider die Regierungen Deutschlands, der oft bitter geführt wurde; hierzu kam nun die Wartburgsfeier, die auch durch manche darauf ausgesprochene Ideen, um die Jugend für ein neues Deutschland zu bilden, manche Unbesonnenheiten erzeugten, und den Regierungen wohl mit Recht als ein bedenkliches Zeichen erschienen, dem man seine ganze Aufmerksamkeit widmen müsse, um so mehr, da man die Gemüther für die Idee, wo nicht Deutschland in eine Republik zu verwandeln empfänglich zu machen suchte, sondern das ganze Reich unter einen Herrscher, einen Deutschen Kaiser zu bringen, um einen nationalen Sinn zu erzeugen, und nicht verschiedene Interessen, bei getheilten Staaten, die sich alle als für sich abgeschlossen betrachteten. Hierzu kamen nun die veränderten Zustände in der Religion, das Hinneigen zum Fanatismus von der einen Seite, und das

Vereinigen bestimmter Religionspartheyen von der andern, wie z. B. in Preußen die Vereinigung der Lutheraner mit den Reformirten auf den Wunsch des Königs Friedrich Wilhelms des Dritten; denn das Sektiren in denselben, wie z. B. die Trennung der Alt-Lutheraner ꝛc.; die Bewegungen der Katholiken, um ihre Interessen zu bewahren und zu fördern. Zu diesen vielfachen politischen und religiösen Wirren, welche Mißvergnügen und Unzufriedenheit, und den Zustand Deutschlands in einem weit trüberen Lichte erscheinen ließen, als es wirklich war, gesellte sich nun 1830 die July-Revolution in Paris; dann in demselben Jahre die Insurrektion in Belgien und die Trennung dieses Landes von den Niederlanden oder Holland, die Insurrektion in Polen, der Aufstand in Braunschweig, kurz dieses Alles vereinigte sich, um die Auswanderungslust nach Nordamerika, wozu nun noch Emissaire, sowohl politische als religiöse (zu den Letztern können Missionaire gezählt werden), rechnen muß, welche besonders die Landleute bearbeiteten, nach Amerika zu übersiedeln, wo man ganz ohne Anfechtungen leben und seinem Glauben folgen könne, sich also ganz behaglich bei eer Arbeit frei von allen Wirren und Befürchtungen vor störender Insurrektion fühlen könne. Wie sehr dieser Zustand Europas auf die Auswanderungen nach Nord-Amerika gewirkt hat, beweiset eine weiter unten vorkommende Auswanderungsliste. — Dann kam 3) hierzu auch noch die Begierde von Vielen sich in einem so herrlich geschilderten Lande, als Amerika, auf eine leichtere Art zu bereichern, und sein Glück mit geringen Mitteln zu machen, welches doch im Vaterlande nicht möglich sey, und wozu besonders die Neuländer als Emissaire wirkten. Diese Neuländer sind Deutsche, welche nach Brauns aus Amerika nach Deutschland zurückreisen, um ihre Erbschaft zu holen oder auch für Andere nach

Amerika Uebergesiedelte Gelder, welche diese noch in Deutschland zu fordern haben, zu erheben, wofür sie dann gewöhnlich Waaren einkaufen, und sie mit bedeutendem Gewinn in Amerika abzusetzen pflegen. Diese Klasse von Neuländern wirkt zwar auch durch ihre Schilderungen von dem Leben in Amerika auf Handwerker und Landleute, jedoch nicht in dem Grade, als eine andere Klasse von Neuländern, die gleichsam die Werber für Amerika abgeben. Diese Klasse besteht aus Individuen, die die Arbeit scheuen, und lieber ein herumschweifendes Leben führen, auf Abentheuer ausgehen, auch wohl hier und da Vollmachten zur Erhebung von Geldern in Deutschland ausnehmen, deren Hauptzweck es aber ist, eine Menge Menschen daselbst anzuwerben; sie auf jede mögliche Weise zu bereden ihr Vaterland mit Amerika zu vertauschen. Diese Neuländer oder Amerikanische Werber machen sich nun vorher mit einem Kaufmann in Holland bekannt, von dem sie, nebst freier Fracht, gewisse Procente für eine jede Familie oder auch jede ledige Person, die sie in Deutschland anwerben, und nach Holland zu dem Spediteur nach Amerika bringen. Damit nun diese Werber ihren Zweck nicht verfehlen, so bedienen sie sich aller möglichen Kunstgriffe, um die Leute anzulocken. Sie erscheinen sehr elegant gekleidet, besehen fleißig ihre Taschenuhren und was sie sonst noch an Kostbarkeiten zur Schau tragen, so daß die Leute darauf aufmerksam werden müssen, indem sie dabei im Gespräche einfließen lassen, daß man solches in Amerika sehr bald verdienen könne, indem man daselbst sehr schnell zu Reichthum und Wohlstand gelangen könne, da die Bearbeitung des Bodens nicht schwer sey, und Alles fast von selbst zuwachse; auch in den Bergen daselbst viel Silber und Gold zu finden sey. Jeder von ihnen bethörte Knecht, glaubt bald ein begüterter Herr zu werden, und jede Magd eine

gnädige Frau; jeder Bauer, jeder Bürger und Gewerbtreibende sehen sich schon im Traume als reiche Gutsbesitzer und Repräsentanten des Volkes an, da ja jeder Bemittelte wählbar ist. Besonders soll die Vorstellung, daß in Amerika die Beamten von dem Volke gewählt, und nach Belieben wieder entlassen werden können einen großen Eindruck auf die Landleute machen, weil sie diese als die Erfinder der Abgaben und Frohndienste ansehen. Schaarenweise brachen daher die Familien nach Amerika auf, da wo dergleichen Vorspiegelungen ihnen gemacht und sie tüchtig von den genannten Emissairen bearbeitet worden. Sie machen ihre wenigen Habseligkeiten zu Gelde, bezahlen ihre Schulden, und was sie dann noch übrig behalten geben sie den Neuländern in Verwahrung und gegeben sich so schnell als möglich auf die Reise. Sobald sie die Schiffe auf dem Rhein bestiegen, wird ihnen Alles angerechnet, und da sie von Holland nicht immer gleich abfahren können, so nehmen sie oft Vorschuß von ihrem Spediteur dem Kaufmanne, auf Rechnung, wozu nun noch die theure Seefracht von Holland nach Amerika kommt. Ehe sie Holland verlassen, müssen sie eine Uebereinkunft in Englischer Sprache unterschreiben, wobei sie von den Neuländern überredet werden, daß sie, als unpartheyische Freunde bei den Bedingungen dahin sehen würden, daß ihren Landsleuten kein Unrecht geschähe. Je mehr nun der Kaufmann und der Schiffskapitain ein Schiff mit Personen befrachten kann, um so größer ist der Vnrtheil, wenn nämlich die Passagiere nicht unterwegs sterben, wo sie dann wohl auch Schaden haben. Damit aber so viel an ihnen liegt, dieses nicht geschähe, so werden die Schiffe sehr reinlich gehalten, und alle Mittel angewandt, um sie gesund zu erhalten. Sobald nun die Schiffe ihre Ladung haben, so gehen sie unter Segel und die be-

schwerliche und gefährliche Seereise mit Krankheiten und Stürmen wird dadurch erleichtert, daß man bald die neue Welt und darin das gehoffte Paradies erreicht. Wenn die Schiffe in den Hafen von Philadelphia oder sonst wo eingelaufen sind, so empfängt ein dortiger Kaufmann die Liste von den Frachten und den Akkord, welchen die Uebersiedler in Holland eigenhändig unterschrieben haben, nebst den übrigen Rechnungen von der Rheinfahrt, und dem an dem Neuländer geleisteten Vorschuß für Erfrischungen, welche die Auswanderer auf dem Schiffe von ihm auf Rechnung empfangen haben. Die Fracht beträgt nun für jede erwachsene 14 bis 17 Friedrichsd'or (früher war sie nur 6 — 10 Fridrichs- oder Louisd'or). Ehe die Schiffe nun vor der Stadt Anker werfen, werden sie erst von einem Arzte untersucht, ob keine ansteckende Seuche auf demselben herrscht. Brauchen sie nicht Quarantaine zu halten, so wird in den Zeitungen bekannt gemacht, daß so und so viele Deutsche angekommen seyen, und für ihre Fracht verdingt werden sollen. Derjenige, dessen Vermögenszustand hinreicht, seine Fracht selbst zu bezahlen, der wird sogleich frei gelassen. Wer vermögende Freunde hat, der sucht bei ihnen Vorschuß, um die Fracht zu bezahlen, deren giebt es aber dort wenige. Das Schiff ist der Markt, wohin die Käufer gehen, um sich diejenigen auszusuchen, die ihnen am besten gefallen. Sie unterhandeln mit ihnen auf Jahre und Tage, führen sie zu dem Kaufmann, an den die Ladung gewiesen worden, bezahlen die Fracht und die übrigen Schulden, und lassen sie sich als Dienstboten von der Obrigkeit durch ein schriftliches Instrument auf die bestimmte Zeit verpflichten. Die jungen ledigen Leute beiderlei Geschlechts gehen immer am besten ab, und erhalten eine gute oder schlechte Stelle, je nach der Gemüthsart ihres Herren und dessen Vermögensum-

ständen. Alte verheirathete Leute, Wittwen, Gebrechliche ꝛc. werden nicht genommen, weil der Armen und Unbrauchbaren, die dem gemeinen Wesen zur Last fallen, schon mehr als zu Viele in Amerika sind; wenn sie aber gesunde Kinder haben, so wird die Fracht der Aeltern zu jener der Kinder geschlagen, und die Kinder müssen dann um so länger dienen, und werden nicht selten weit von einander zerstreuet, und oft unter fremde Völker, unter Franzosen, Engländer, Holländer ꝛc., so daß sie selten im Leben ihre Aeltern und die Geschwister einander wieder zu sehen bekommen. Die Eltern kommen auf solche Weise frei vom Schiffe, sind aber arm, nakt und kraftlos, gehen in der Stadt bei den Deutschen Familien umher und betteln; die Englischen schließen die Thür vor ihnen zu, weil sie befürchten angesteckt zu werden. Unter solchen Umständen kann es nun nicht fehlen, daß die Betrogenen schreien, klagen und die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, über das Elend, worin sie gerathen, ja die gräßlichsten Verwünschungen gegen die Emissaire und Holländischen Kaufleute ausstoßen, die sie aus ihrem Vaterlande gerissen und zu Sklaven gemacht haben. Die Letzteren, von diesen Jammerscenen weit entfernt, hören nichts davon, und die Ersteren, an solche Scenen gewöhnt, lachen darüber, und vertrösten sie auf die Zeit, die auch diese Wunden heilen wird. Früher war man noch härter gegen die Uebersiedler. Starben z. B. Eltern auf den Schiffen, und hinterließen Kinder, so pflegten die Schiffskapitaine und Neuländer als: Vormünder der Hinterlassenen aufzutreten, die Hinterlassenschaft der Verstorbenen in sichere Verwahrung zu nehmen, und wenn die Waisen ans Land kamen, wurden sie für ihre eigene und für ihrer verstorbenen Eltern Fracht verkauft, die ganz Kleinen verschenkt, und der Nachlaß der Eltern ging für die Mühen der Vormünder

gerade auf. Dergleichen Betrügereyen wegen bildete sich ein Verein in Pensilvanien, besonders in und um Philadelphia, um bei der Ankunft der armen Uebersiedler dahin zu sehen, daß gegen sie Recht und Billigkeit geübt werde. Dieser Verein hat den größten Anlauf. Alle Mitglieder derselben legen alle Vierteljahre ihre Beiträge zusammen, wozu noch besondere Beihülfen von anderen Mildthätigkeiten aus dem Innern des Staats kommeu. Sie kaufen für die Beiträge Brod und andere Nahrungsmittel ein, und vertheilten sie unter die Nothleidenden. Die Kranken lassen sie in dazu bestimmte Krankenhäuser bringen und mit Arzney und Pflege versorgen, und vertheidigen diejenigen bei der Obrigkeit, denen etwa irgend ein Unrecht geschehen seyn sollte. Der Zweck dieser Vereine ist gut, allein ihre Wirksamkeit ist durch die Geldmittel beschränkt; auch verlangen die Eingewanderten von denselben zu viel; denn nicht allein, daß sie alle Arme, Alte, Gebrechliche, Schwangere, Säuglinge ꝛc., loskaufen, verpflegen, ernähren, kleiden und nach dem Tode begraben lassen sollen, sondern sie sollen auch den Arbeitsfähigen Land zum Bearbeiten geben, und sie mit Allem versorgen, was sie dazu brauchen, und auch mit Geld. Die wenigen Einlagen der Mitglieder reichen aber dazu nicht hin, ja diese haben selbst zu thun, um sich und die Ihrigen zu erhalten. Auch die Geistlichen werden bestürmt; denn die Uebersiedler, welche aus gut bestellten protestantischen Ländern kommen, wissen, daß daselbst die Prediger ihre ordentliche Besoldung und zum Theil den Zehnten von allerlei Früchten und Wein ꝛc. zum Gehalte haben, und daher glauben sie, daß die Geistlichen in der neuen Welt weit mehr Vorrath und Ueberfluß besitzen müssen, als in Deutschland; allein dieses ist nicht der Fall; auch der Gotteskasten wird nur dürftig bedacht; denn Kirchen und

Schulen sind nur von den Liebesgaben religiöser und wohlhabender Gemeindeglieder aufgerichtet worden, und werden nur kümmerlich unterhalten, wenigstens in den Distrikten die erst angebaut worden, und wo man Arbeiter braucht.

Dieses sind nun die Ursachen, welche den Uebersiedlungen der Deutschen und auch anderer Völker nach Amerika größtentheils zum Grunde liegen, nicht die Uebervölkerung, die oft als Vorwand angegeben wird, aber sich auf das platte Land bezogen, nicht so herausstellt, und wo dieses wirklich in einigen Distrikten der Fall seyn sollte, wie z. B. im südlichen Deutschlande, da giebt es wieder andere Distrikte, wo arbeitende Hände fehlten, besonders im nördlichen ja noch vieles Land urbar gemacht und vertheilt werden kann. Es ist nicht Uebervölkerung, wie mehrere Schriftsteller anführen, sondern die Gewerbs- und Handelskrisen, die seit den Kriegen mit Frankreich und der Continentalsperre sich herausgestellt haben und deren nachtheilige Wirkungen erst in neuester Zeit recht empfunden werden, durch den Mangel an Absatz der Waaren; es fehlt nicht an Producenten, aber an Consumenten, es wird mehr verarbeitet, als gebraucht wird, weil die früheren Kanäle des Absatzes versiegt sind, oder eine ganz andere Richtung genommen haben. Wenn daher die Handwerker in ihren Werkstätten keine Beschäftigung haben, weil sie keinen Absatz ihrer Fabrikate finden, so liegt dieses in den Zeitverhältnissen, und in dem ängstlichen Sparen Vieler, welche die Wirren in politischer und religiöser Hinsicht in neuerer Zeit sich auf die Zukunft als sehr omniös deuten; sie leben eher für die Zukunft als für die Gegenwart, sparen deshalb, schränken sich auf das Möglichste ein, wenn gleich ihr Vermögen im besten Zustande ist; herrschte der Leichtsinn nicht noch in den untern Klassen, besonders unter den Dienenden, die

auf ihre Jugend rechnen, ans Sparen nicht denken, und dem Luxus, so weit ihre Mittel reichen, da sie für ihren Lebensunterhalt, Wohnung ꝛc., nicht zu sorgen haben, opfern, so würde noch ein größter Stillestand in den Gewerben und in dem Detailhandel der großen Städte herrschen, die doch wieder ihre Rückwirkung auf die kleinen Städte und das flache Land haben, wegen der Naturprodukte, um sie in künstliche umzuschaffen. Rechnet man hierzu nun noch die frühere Ausbeutelung Deutschlands in dem Französisch-Deutschen Kriege; rechnet man, was die Franzosen in den Kriegen unter Napoleon aus Deutschland gezogen haben, nicht die Soldaten und die subalteren Krieger; denn diese sind größtentheils unverheirathet, rechnen wenig auf die Zukunft, da ihr Leben in jeder Schlacht auf dem Spiele steht, sondern geben uns, was sie erbeuten und einnehmen, aber die hohen Officiere, die Intendanten und andere Attachés der Armeen, welche Familie haben, und für diese, für ihre Nachkommen, sorgen. Ob auch Deutschland durch den zweimaligen Besuch der Deutschen Truppen in Frankreich und Paris dieses Verlorne, außer der allgemeinen Kriegscontribution, die von Frankreich gezahlt wurde, wieder erhalten hat, läßt sich bei der Militair-Einrichtung und dem Geiste der Deutschen Befehlshaber der Truppen bezweifeln, obgleich dieses nur gerechte Repressalien gewesen wären. — Dann will man anführen (Brauns Skizzen von Amerika, S. 167): daß durch die Aufhebung der Klöster in Deutschland die Armuth einen fast unersetzlichen Verlust erlitten habe; denn in den Klöstern hätten die Armen jederzeit eine freundliche Aufnahme gefunden; sie wären darin mit kräftig nährenden Speisen und gesundem Biere erquickt; auch nicht selten mit den nöthigen Kleidungsstücken versehen worden; das benöthigte Holz sollen sie fast umsonst und so viel Lein-

und Kartoffelland, als sie nur wollten, um einen sehr billigen Preis erhalten haben. Brauns sagt: „Seit Aufhebung der Klöster*) ist es in den Armenangelegenheiten ganz anders geworden. Seit dieser Zeit erhalten hier die Armen weder Speise noch Trank, das benöthigte Brennholz und Lein- und Kartoffelland müssen sie jetzt mehr als zehn Mal so hoch bezahlen, als vorher. Oft giebt ihnen für diesen hochgestiegenen Preis der jetzige Klosterinhaber das schlechteste Land zu ihrem Lein- und Kartoffelbaue, wofür sie Jenem fast das ganze Sommerhalbjahr hindurch täglich von des Morgens früh bis des Abends spät härter als die westindischen Sklaven arbeiten müssen und erndten dafür auf den kärglichen, ihnen eingeräumten Ruthen Lein- und Kartoffellandes wenig, oft kaum die Einsaat, wobei sie selten oder nie den geringsten Nachlaß von ihren hartherzigen Herrn empfangen. So kommt der Winter heran, wo sie gleichfalls allem Hunger und Kummer ausgesetzt sind, indem ihre kärgliche Einnahme ihnen nicht erlaubt das fünf- bis zehnfache erhöhete Holz zu kaufen und dagegen die Aufsicht über die Forsten im höchsten Grade strenger und nachsichtslos geübt wird. Daher wird man sich nicht wundern, wenn man in jenem Gegenden, wo seit den Lüneviller Frieden die Klöster aufgehoben sind, die zahlreiche arme Volksfeste fragt: „„Unter welcher der verschiedenen Regierungen habt ihrs am Besten gehabt?““ von dieser durchgängig die Antwort erhält: „„So gut wie unterm geistlichen Churfürsten (oder Fürsten) kriegen wirs nimmer wieder.““ Man gehe aufs Eichsfeld, ins Hildesheimsche Pader-

*) Der Verfasser will hier wahrlich nicht der Beibehaltung der Klöster das Wort reden; aber warum hat man bei ihrer Aufhebung nicht besser den armen, nothleidenden Theil der Menschheit bedacht, zu deren Besten sie ja vorzugsweise bestimmt waren?

bornsche, und man wird sich von der Wahrheit des Gesagten jeden Augenblick überzeugen können." — Nehmen wir nun hier als Gegensatz das so sehr gepriesene England an, in welchem durch eine besondere Armensteuer für die nothleidende Klasse besser, als in dem ganzen übrigen protestantischen Europa gesorgt ist, und vergleiche man die gegenwärtige Volksnoth damit, die jetzt einen hohen Gipfel erreicht hat, wie auch schon aus dem oben Gesagten hervorgeht; die Englische Zeitung The Standard vom 2. December 1829 giebt in dieser Hinsicht folgendes Schreiben des Herrn Colbet über den Zustand verschiedener Grafschaften in England, die er vor Kurzem durchreiset hat. „Man sagt in London, das Elend habe zu Birmingham bei Weitem keinen so hohen Grad erreicht, als in andern Gegenden des Landes. Der Leser urtheile hierüber aus folgenden, völlig wahrheitsgemäßen Thatsachen: die Fabrikanten und Manufakturisten zahlen ihre Arbeiter nicht mehr im Gelde, sondern liefern ihnen die zum Lebensunterhalte nöthigen Bedürfnisse; so selten sind jetzt die Baarschaften geworden. Ja noch mehr, sie schließen Uebereinkünfte mit den Barbirern ihrer Arbeitsleute ab, um solche zu einem gewissen Preise, monatlich oder nach dem Dutzend rasiren zu lassen. Die Arbeiter würden sich gern gegenseitig rasiren, wenn man ihnen dazu einen kleinen Beitrag bewilligte, man will ihnen aber kein Geld geben. Es herrscht ein strenges Tauschsystem im eigentlichen Sinne des Worts. Aber das ist noch nicht Alles. Die Lage des größten Theils der Fabriken in Nottinghamshire und Leicestershire ist noch jämmerlicher. Der Lohn der Weber ist dort so geringe, daß die armen Leute Jahr ein, Jahr aus, Hunger leiden müssen; denn wer kann mit sechs Pences (18 Kreuzer oder 7 Mariengroschen) die Woche leben? Kartoffeln ge-

hören für sie schon zu den Luxusartikeln. Mehrere leben allein vom gesalzenen Kraute, Andere nähren sich von gesottener Kleye ꝛc. So weit ist es in England gekommen." — Und dabei hat England noch von 1788 bis 1821, 33,155 Verbrecher nach Neusüdwales gesandt, und dafür die Summe von 5,301,023 Pfund Sterling aufgewandt, und seit 1820 bis 1830 über 20,000 Arme nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und nach Oberkanada übergesiedelt und kolonisirt; und dieses bloß um die Noth in England zu vermindern. Auch aus einem Schreiben im December 1829 der Grand Jury von Kant an den Herzog von Wellington geht hervor, wie groß diese ist; denn es heißt darin unter Andern: „Die Noth herrscht jetzt unter allen Klassen im Lande in einem so hohen und beispiellosen Grade, daß sie nicht bloß dem Interesse der Einzelnen Gefahr drohe, sondern sogar in einem nicht mehr entfernten Zeitpunkte ernsthafte Folgen auf das Nationalwohl äußern müsse;" mit andern Worten, daß nicht nur die großen Landeigenthümer auf einen Theil ihrer Einkünfte würden verzichten, sondern auch trotz dieser Verminderung eine höhere Armensteuer tragen müssen; denn schon jetzt nehmen die Armen auf mittlerem Boden im Lande 25 Prozent von einem Ertrage des Gutsbesitzers in Anspruch.

Außer den schon oben angeführten Zuständen der Völker, welche die Auswanderungslust anregen, ist aber noch eine wichtige Ursache in Betrachtung zu nehmen. Die hauptsächlich hierbei wirkt, und diese ist, daß sowohl in den Zeitverhältnissen seit der Französischen Revolution, als auch in den politischen uud religiösen Wirren das Volk in Dingen aufgeklärt worden ist, die es früher gar nicht betrachtete; es hat sich seit dieser Zeit eine weit

größere Intelligenz bei den niedern Klassen des Volkes in vielen Staaten Europas bemerkbar gemacht, und diese Intelligenz ist es auch, welche, wie schon bemerkt die Uebersiedelungen nach Amerika begünstiget. Die Ideen von Freiheit und Gleichheit haben ihre Wurzel tief geschlagen; die Begriffe daran, die in der früheren Zeit nur ein Eigenthum der Gebildeten im Volke waren, sind jetzt Eigenthum des geringen Volkes geworden. Selbst die Spanier und Portugiesen, die früher mehr abgezogen von diesem Thema waren, sind jetzt dafür empfänglich geworden. Brauns sagt: (Skizzen von Amerika, S. 172 und 173): „Man täusche sich jetzt nicht und sage: Die Bauern und Handwerker im südlichen Europa haben noch keinen so hohen Grad der Verstandesbildung, daß sie dadurch im Widerspruche mit den bestehenden inneren Landesverhältnissen gerathen könnten; aber sie denken und wandern aus, und sie am meisten, weil auf ihnen der Druck der Lasten am schwersten ruhet. Man rede dem gemeinen Manne in Spanien und Portugal von allen Opfern der Bequemlichkeit vor, die er in Amerika zu bringen habe, obgleich das Land wohlfeil sei, und er sich bei angestrengtem Fleiße darauf ernähren könne; man sage ihm aber: Dort sind die Feudallasten aufgehoben, dort hat Niemand Herrendienste zu leisten, Niemand Zehnten zu entrichten; der Arme braucht dort nicht jährlich einem ihm schwer aufzubringenden Schutzthaler zu bezahlen; dort bist Du, dort sind Deine Söhne zu allen Geschäften, Gewerben, Handthierungen, Aemtern zugelassen, wozu sie Lust und Fähigkeiten haben; dort besitzt keiner, bloß seiner Geburt wegen, einer gesetzlichen Vorzug und Vortheil; dort ist auf der einen Seite Niemand bevorrechtet, und auf der andern der Bürger und Bauer kein Stiefkind des

Staates; dort kannst Du Deinen Gott nach den Aussprüchen Deines Gewissens anbeten, dort dringt Dich kein Vorurtheil wegen Deines Gewerbes oder Standes aus angenehmen Verbindungen: dort ist Dein Eigenthum Dein Eigenthum, und ohne Ausgabe zur Unterhaltung eines stehenden Heeres, dem der Bürger, wenns zum Kriege kommt, doch noch am Ende, nicht nur mit seinem Gute, sondern auch mit seinem Blute beistehen muß; man sage dieses dem gemeinen Manne, und es wird sich in ihm regen, alle hiesige Bequemlichkeiten aufzuopfern und dahin zu ziehen; und so ists wirklich. — Ehemals dienten die Völker im südwestlichen Europa mit mechanischer Gewohnheit und stummer Hingebung; jetzt gehorchen die Völker, aber sie denken dabei; darum sind die zunehmenden Auswanderungen in denjenigen Ländern am häufigsten, deren Bewohner zu den Gebildeten gehören. Hungersnoth hat die Vaterlandsliebe noch selten so geschwächt, als eine Idee. Nicht Uebervölkerung, nicht Gewerbemangel machte ehemals Tausenden das Leben in Frankreich in der Pfalz in Salzburg so unerträglich, daß sie auswanderten, sondern der Widerspruch ihrer religiösen Ueberzeugungen mit Landesgesetzen, der Mangel an Gewissensfreiheit.“ Wie wahr nun dieses ist, beweiset aus die Geschichte Spaniens unter Ferdinand von Arragonien und Isabella von Castilien, Englands unter Maria und den Stuarts, Frankreichs unter Ludwig dem Vierzehnten ꝛc. ꝛc. — Daß die Uebersiedelungssucht, nur denjenigen gebildeteren Völkern Europas beiwohnt, welche den Geist ihrer Zeit begriffen oder erfaßt zu haben glaubten, beweiset, daß die Portugiesen, Spanier, Ungarn, Russen, Schweden, Norwegen ꝛc. ihr Vaterland nicht verlassen, um in andern Welttheilen eine bessere Niederlassung zu finden, wohl

aber thun es die Deutschen besonders die Süd-Deutschen, von denen jährlich mehrere Tausend nach Nord-Amerika übersiedeln; eben so viel wo nicht mehr Britten verlassen das von ihnen so hoch gepriesene Land der Freiheit, der Magna Charta, um jenseits des Oceans diese Freiheit unter glücklicheren Aussichten wieder zu finden; eben so thun es die Schweizer und verlassen ihren Freiheitsboden; selbst das so viel gepriesene Frankreich wird von Vielen verlassen um sich anderswo niederzulassen. So thun es die Niederländer, weil ihr ehemaliger blühender Handel eine ganz andere Richtung erhalten hat; indem er größtentheils an die Engländer übergegangen ist. In Bremen, wo sich immer mehr als die Hälfte der nach Nord-Amerika übersiedelnden Deutschen einschiffen, gingen im Jahre 1839 ab:

nach Baltimore	47	Schiffe mit	5966	Passag.
= Newyork	38	= =	3646	=
= Neuorleans	15	= =	1957	=
= Philadelphia	9	= =	574	=
= Charlestown ꝛc.	4	= =	149	=
= Richmond	1	= =	128	=
zusammen	114	Schiffe mit	12,421	Passag.

2000 weniger, als in den Jahren der häufigsten Auswanderungen, 1835 und 1836.

Von Europäischen Auswandrern überhaupt landeten in Newyork:

Im Jahre 1829:	15,460	Auswanderer.
= = 1830:	36,242	=
= = 1831:	31,739	=
= = 1832:	48,589	=
= = 1833:	41,702	=
= = 1834:	48,110	=
= = 1835:	35,302	=
= = 1826:	60,541	=
Zusammen in 8 Jahren:	317,289	Auswanderer.

Die Uebersiedelung der Engländer nach Canada ist immer sehr bedeutend gewesen; folgende Tabelle zeigt dieselbe für die letzten neun Jahre, von 1831—1839, wobei man die starke Abnahme in Folge der letzten Unruhen bemerkt:

Im Jahre	1831:	49,783 Personen.
= =	1832:	51,185 =
= =	1833:	21,725 =
= =	1834:	30,935 =
= =	1835:	12,527 =
= =	1836:	27,728 =
= =	1837:	21,901 =
= =	1838:	3,266 =
= =	1839:	15,000 =
		234,050 Personen.

Diese Uebersiedelungen nach Nordamerika haben nun unter den Deutschen und Engländern, besonders Irländern in den 1840ger Jahren bedeutend zugenommen, so daß sich jetzt in Deutschland Vereine gegen Auswanderer und zum Schutze derselben bilden. So hat sich nach einer öffentlichen Ankündigung ein solcher Verein zu Stuttgart constituirt, der sich einerseits zum Zweck gesetzt hat, das unüberlegte Auswandern zu bekämpfen, und nach Kräften dazu beizutragen, das Uebermaaß der Auswanderung zu beschränken, und auf der andern Seite beabsichtiget er, den Auswanderern bei Ueberfahrt und Niederlassung behülflich zu seyn, auch für die Nationalität im fremden Lande und fortdauernden Zusammenhang mit dem Mutterlande das Mögliche zu thun. Auch in Berlin will sich eine Colonisations-Gesellschaft unter dem Schutze des Staats bilden, die zum Zwecke sich gestellt hat, die Auswanderungen aus dem Vaterlande möglichst zu verhüten, die Auswanderungslustigen zunächst in

den weniger angebaueten Gegenden Deutschlands zu verwenden, und wenn die Auswanderung nicht verhütet werden kann, sie doch zum Besten der Auswanderer zu leiten. Auch hat sie die Absicht, in den fruchtbaren Gegenden Algiers, so wie auf den Griechischen Inseln Land zu erwerben, um sie so dann als eine Kolonie des Vaterlandes betrachten zu können; die Auswanderer so nicht dem Vaterlande ganz verloren gehen und für ein fremdes Interesse arbeiten. Nach einem Berichte aus Bremen vom 18. März dieses 1847sten Jahres, sollen alle Wege nach der Stadt mit Auswanderern gefüllt seyn, um sich hier einzuschiffen. Am 13. März zählte man in Hoya 300, am 15. waren hier an 6000, und 24 Schiffe voll von ihnen werden nach Amerika expedirt, 4 nach Neu-Orleans, 11 nach Neu-York, 7 nach Baltimore, 1 nach Galveston und 1 nach Philadelphia. In den vereinigten Staaten Nord-Amerikas hat das Repräsentanten-Haus oder die zweite Kammer des Congresses eine Bille angenommen, welche die Zahl der Passagiere in Auswanderungsschiffen nach Maaßgabe des Tonnengehaltes beschränkt; auch sollen neuere, die Gesundheit der Auswanderer während der Ueberfahrt möglichst sicherstellende Bestimmungen gesetzlich festgestellt werden. — Nach den Mittel- und Südamerikanischen Staaten, außer Texas, welches sich von Mexiko 1835 losgerissen hat, einen eigenen Staat bildet und größtentheils von Nordamerikanern bewohnt wird, möchten wohl wenige Uebersiedelungen von Europäern bei den politischen Wirren dieser Staaten Statt haben. Auch sind theils die Grenzen dieser sich neu gebildeten Staaten noch nicht festgesetzt, theils sind auch die militairischen Oberhäupter derselben nicht einig, dann sind fast in allen neuen Südamerikanischen

Staaten, mit Ausnahme Paraguays, die Finanzen noch in großer Unordnung, und befördern die Unruhen. Auch sind sie im Innern noch weit von dem Ziele der politisch-bürgerlichen Ausbildung entfernt, die den Nordamerikanischen Staatenbund so vortheilhaft hervorhebt. Sie haben nur den äußeren Anstrich von Ausbildung, der da glauben macht, welche Glückseligkeiten die Uebersiedler daselbst zu erwarten haben. Auch sind diese Freistaaten schon gleich bei ihrem Entstehen mit Schulden belastet worden; denn Mexiko, Mittelamerika, Kolombia, Peru, Bolivia, Chili und die vereinigten Staaten von La-Platastrom (Provincias unidas del Rio de la Plata) haben in England zusammen 21,594,571 Pfund Sterling aufgenommen, die sie jährlich mit 1,231,614 Pfund Sterling verzinsen. Nach den Nachrichten glaubwürdiger Reisenden leiden diese Städte an Uebervölkerung; auch Unwissenheit, Aberglaube und Unglaube sollen sich hier vereint haben, um den schon ausgestreueten Samen des Guten zu hindern, und daher möchten wohl wenige Auswanderer und namentlich Deutsche, sich dahin einschiffen.

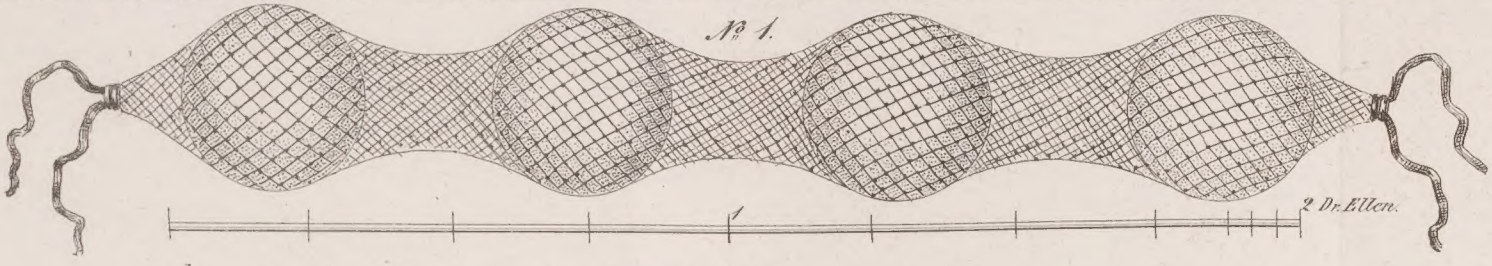
Ende des Einhundert zwei und neunzigsten Theils.

Schnellpressendruck von E. Litfaß, in Berlin, Adlerstr. 6.

№ 2.

Fig. 9308. S. 591.

№ 1.



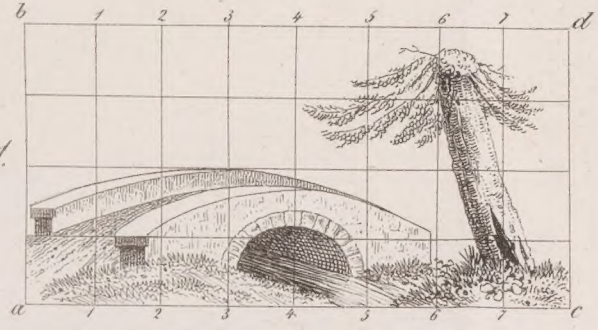


Fig. 9306 S. 351.

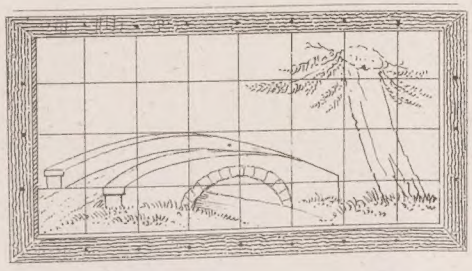
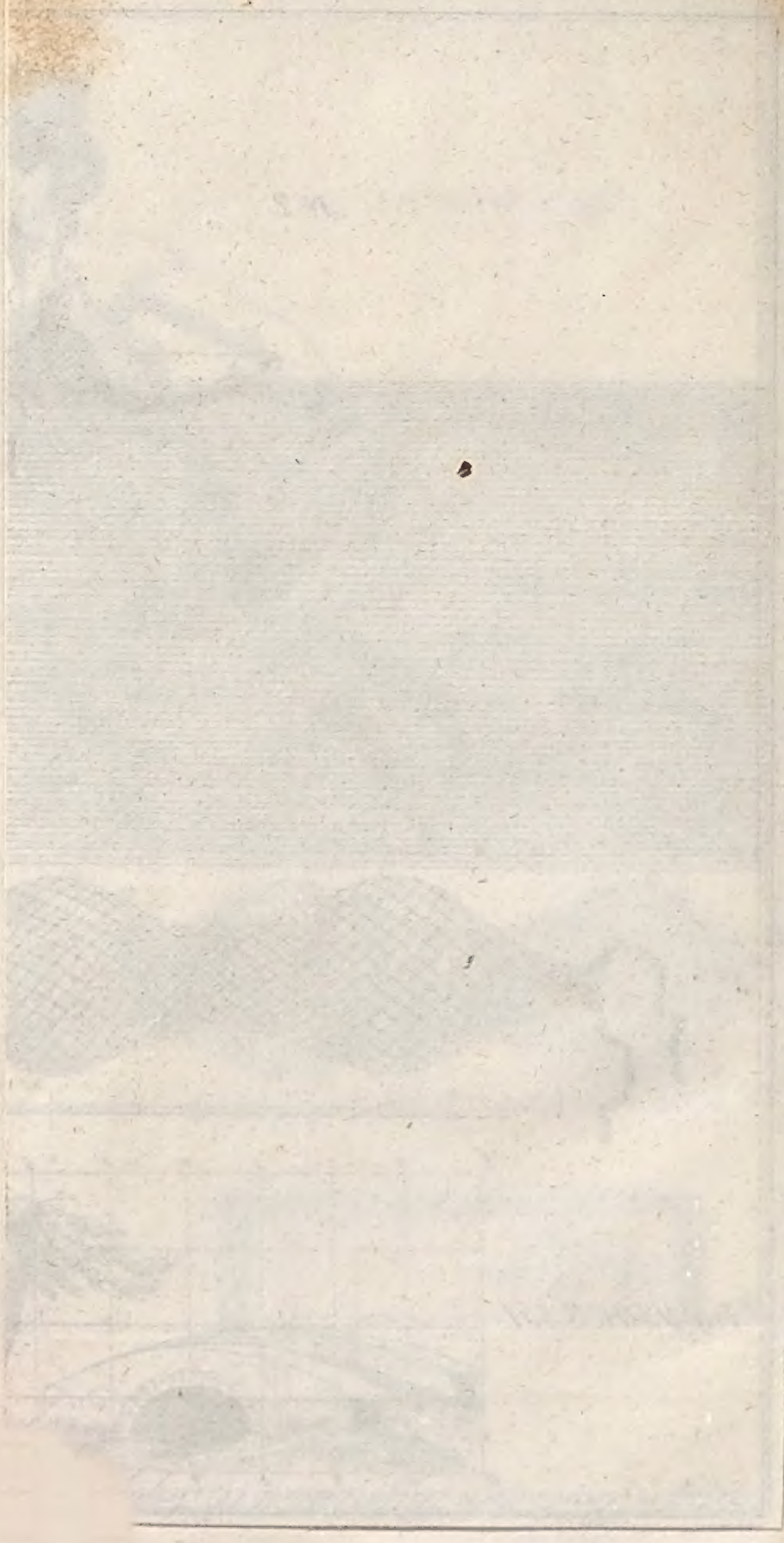


Fig. 9307. S. 353.

Verlag d. Paulischen Buchhandl. (E. Litfaß) in Berlin.